PRACOWNIA ZŁOTNICZA
Piotr Zimny
ul. Gdańska
(w budynku koszary dla zwierząt)
48 - 100 GŁUBCZYCE

HANS HEYCK

Friedrich Wilhelm I.

HANS HEYCK

Friedrich Wilhelm I.

Amtmann und Diener Gottes auf Erden

Das Leben ist ein kurze Zeit;
Drum sorge für die Ewigkeit!
(Sein Wahlspruch)

1936

„Zeitgeschichte" Verlag und Vertriebs-Gesellschaft m. b. H.
Berlin

PRACOWNIA ZŁOTNICZA
Piotr Zimny
ul. Gdańska
(w budynku koszary dla zwierząt)
48-100 GŁUBCZYCE

1.—20. Tausend

Copyright 1936 by „Zeitgeschichte" Verlag und Vertriebs-Gesellschaft m. b. H., Berlin W 35 · Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, Verfilmung, Rundfunk-Übertragung oder Dramatisierung behalten sich Urheber und Verleger vor · Printed in Germany

Gedruckt bei Emil Herrmann sen., Leipzig

Inhalt

I. Apriltag eines Kronprinzen . . 7

II. Ausfahrt und Heimführung. . . 47

III. Entscheidungen 71

IV. Es werde Zucht! 115

V. Die Schwertprobe. 169

VI. Widerwärtigkeiten. 206

VII. Schach dem König? 247

VIII. Die große Rechenschaft 303

IX. Zwischen Leu und Doppeladler 336

X. Vater und Sohn 375

XI. Noch nicht sterben! 411

XII. Die Vollendung 449

Nachwort. 467

PRACOWNIA ZŁOTNICZA
Piotr Zimny
ul. Gdańska
(w budynku lecznicy dla zwierząt)
48 - 100 GŁUBCZYCE

I.

Apriltag eines Kronprinzen

Wetterwendiſch zog der Vormittag über die Städte Berlin und Kölln dahin: ſoeben hatte es noch ſcharf geregnet, und jetzt ſtach die Sonne vom jählings erblauten Himmel auf die blinkernden Straßen hernieder, während ſich von Weſten her bereits eine neue Wolkenbank eilfertig heranſchob.

Es war an einem der letzten Apriltage des Jahres 1705.

Der Kronprinz war vom Morgenritt und von der Beſichtigung ſeines Regiments heimgekommen. Stämmig in der blauen Uniform, die kräftigen Schenkel in ſchmutzbeſpritzten Reitſtiefeln, — ſo ſtand er in ſeinem Schreibzimmer an einem der hohen Fenſter und trommelte taktfeſt mit der Linken einen Militärmarſch auf die bleigefaßten Scheiben, an denen noch die Regentropfen der letzten Huſche zitterten. — Unterm Fenſter ſchob ſich in kaum merkbarem Fließen die Spree vorüber, genau wie damals vor — vor elf Jahren, als er hier auf die Brüſtung des offenen Fenſters geſprungen war und, mit einem Bein überm Abgrund ſchwebend, ſeiner Erzieherin zugeſchrieen hatte, er werde ſich in die Tiefe fallen laſſen, wenn ſie es wagen würde, ihm die Rute zu geben! Damals war er knapp ſechs Jahre alt geweſen; aber noch heute ſah er das tödlich erſchrockene Geſicht der guten Montbail vor ſich, und wie ſie die Rute voller Entſetzen hinter ſich geworfen —!

Ja, es war immer noch die alte Spree da drunten; aber es war nicht mehr das alte Schloß von damals: das hatte der wohlmögende Herr Schlüter ſeitdem aufs prächtigſte umzubauen begonnen, nachdem der hochmögende Herr Vater den kurfürſtlichen Hof aufs prächtigſte in einen Königshof umgewandelt hatte. Eine königliche Luſt- und Prunkjacht war es, die ſich da unten träge auf dem trägen Fluß ſchaukelte! Aber ach, wo

war jetzt ihr Prunk und alle Luſt ihrer Beſtimmung? Graue Perſennige verhüllten das feſtliche Verdeck und das goldſtrotzende Achterſchiff; feſtgewickelt waren die Segel, eingezogen waren die vielen heiteren Flaggen und Wimpel an den hohen, kahlen Maſten. Nur die königliche Standarte flatterte trübſelig am Heck, umhangen von ſchwarzem Trauerflor —!

Des Kronprinzen Blicke ſchweiften hinüber zum Dom. Am Säulengang vor dem Portal herrſchte rege Geſchäftigkeit; Laſtfuhrwerke rollten an und ab, Männer liefen ein und aus. Dicke Ballen ſchwarzen Tuches wurden in die Kirche geſchleppt, und von hohen Gerüſten ſchallte eifriger Hammerſchlag herüber: ſeit vier Wochen arbeitete man an der Ausſtattung des Domes für die Trauerfeierlichkeiten. Seit vier Wochen ſtand der Sarg mit der Leiche der Königin in der Schloßkapelle, wartend auf die Beiſetzung in der Domgruft. Nur Gott und der Oberhofmarſchall mochten wiſſen, wie viele Wochen oder Monate er n o ch werde warten müſſen! An dieſem Hof mußte ſelbſt der Tod ſich gedulden, — bis es dem Pomp der Lebenden gefiel, ihn in ſein letztes Recht einzuſetzen.

Das Marſchgetrommel auf der Fenſterſcheibe erloſch; die Hand ſank herab. Stumm ſtarrte der Kronprinz auf das Treiben jenſeits des Fluſſes, bis es ihm plötzlich vor dem Blick verſchwamm: ſein gutes, offenes Geſicht verzerrte ſich in jähem Leid; heiß und heftig ſtiegen ihm die Tränen empor, quollen aus den großen blauen Augen, rannen haltlos über die vollen, runden Wangen. — „Mutter!“ flüſterte er ſchluchzend, und noch einmal, lauter, beſchwörend: „Mutter!“ — Dann verſtummte er und ſchaute eine lange Weile ſchweigend, brennenden Blicks, auf die Stadt hinaus, die ſich unterm Anſturm eines neuen, ſchwarzträchtigen Wolkenrudels verdunkelt hatte.

Mit eigenwilligem Ruck wandte er ſich vom Fenſter ab, ging feſten Schrittes ins Nebenzimmer, ſein Schlafgemach. Hier wuſch er ſich Geſicht und Hände in einer großen Holzbütte, trocknete ſich ſorgſam an einem rauhleinenen Handtuch ab und ſchellte.

Der junge Brandthorſt ſchob ſich durch eine Tapetentür diskret ins Gemach.

„Johann, ich geh in die Schloßkapelle!“

Der Kammerdiener verneigte ſich ſtumm; dabei ſchwang er den prüfenden Blick über die Beingegend ſeines Herrn hin, und ſich wieder aufrichtend flötete er voll verhaltenen Vorwurfs:

„Mit den Stiefeln, Königliche Hoheit?“

Brandthorſt war vom König erſt vor kurzem ans Cleve nach Berlin mitgenommen worden, und in Cleve war man immer noch gut holländiſch und ſomit auch ſehr reinlich geſtimmt.

Friedrich Wilhelm muſterte die beanſtandeten Juchten. „Das geht freilich nicht“, ſagte er lächelnd; „aber laß man, Johann!“ Damit wollte er aus dem Gemach eilen. — „Vergeſſen Eure Königliche Hoheit bitte nicht, daß der Profeſſor Gundling auf zwölf Uhr zur Audienz beſtellt iſt!“ rief ihm der Kammerdiener nach.

„Wer iſt beſtellt??“

„Der Profeſſor Gundling von der Königlichen Ritter-Akademie, — halten zu Gnaden!“

„Wird wieder ſo ein Federfuchſer ſein, der ſich bei mir inſinuieren möchte! Aber mag er kommen!“ Der Kronprinz trat dicht an den Diener heran und faßte ihn vertraulich am gefältelten Jabot: „Nimm dir vor den Blackſchiſſern in Acht, mein Junge! Sind faſt alles aufgeblaſene Narren; leben von der Dummheit des einfachen Mannes, ſo leider noch größer iſt als ihre eigene, und erkennen einander am ſtinkigen Hochmut, der in den Hohlräumen unter ihrem Lockengetümmel hernmſäuſelt. Biſt gewarnt, Johann!“

Damit ging er aus dem Gemach. Er ſchritt durch die langen, ſtillen Korridore des Schloſſes, begleitet vom Widerhall, den die Tritte ſeiner derben Reiterſtiefel aus den Steinflieſen weckten, — dieſer Soldatenſtiefel, die ſo viel Mißfallen und Anſtoß bei den Majeſtäten und der modiſchen Hofgeſellſchaft erregten. — Mit dem geſpreizten Gebaren der Höflinge war es nun freilich vorerſt vorbei: trauerſtill und froſtig war das große Schloß geworden. In den kühlen Gängen, hinter den ſchweren Prunktüren hockte das Schweigen oder tuſchelte Schranzengeflüſter. — Zwei Chevaliers tänzelten auf rot geſtöckelten Schühchen den Flur her-

auf; ſie neigten ihr ſteiles Lockengekräuſel in wiegender Devotion ſtumm vor dem Thronfolger, wiſchten weiten Schwungs mit ihren Federhüten über den Boden hin und ließen ihre Zierdegen unter den ſeidenen Schoßröcken nach rückwärts in die Höhe wippen. — Wie wälſche Kampfhähne! dachte der Kronprinz, während er mit knappem Gruß an den hinter ihm aufgrinſenden Höflingen vorüberſchritt: ſie ſcheinen in Ergebung zu erſterben und ducken ſich doch nur zum Sprung — gegen einander oder gegen mich! Aber an mir ſollen ſie dereinſt abprallen!

Er flieg ins erſte Stockwerk hinunter. Hier begegnete er drei Lakaien, die in feierlicher Prozeſſion aus der Hofküche kamen. Die goldbordierten Scharlachröcke bauten ſich beim Anblick des Prinzen an der Flurwand auf und präſentierten würdigſt ihre ſilbernen Tabletts. Karaffen mit Süßwein, Kännchen voll heißer Schokolade, geröſtetes Weißbrot, kalte Hähnchen und andere Genüſſe zeigten ſich hier zierlich aufgebaut.

„Wohl das Frühſtück für die Kammerherren?“ Der Prinz blieb ſchnüffelnd ſtehen. — „Jawohl, Königliche Hoheit!“ ſagte der älteſte Lakai mit unbewegtem Geſicht. — „Daß die Herren ſchon ſo früh auf den Beinen ſind!? Es iſt doch erſt zehn Uhr vormittags!?“ — „Die Herren haben das Frühſtück ans Bett befohlen, Königliche Hoheit!“ — „Sind noch ziemlich fatiguiert vom Spielchen, wie? Sind erſt um vier Uhr ins Bett gekommen, die Herren!?“ — „Jawohl, Königliche Hoheit!“ Nur die Augenfältchen zuckten voll verräteriſchen Humors in dem alten Dienergeſicht.

Friedrich Wilhelm dachte an ſeinen Morgenritt draußen vor dem Neuen Tor: er war aufgeſtanden, als jene Herren ſchlafen gingen! Am liebſten hätte er jetzt die drei Tabletts mit der geballten Fauſt auf die Flieſen niedergeſchmettert, ſchon um zu ſehen, wie die erſchreckten Nachtgeſpenſter aus ihren Gemächern herausgefahren wären; aber er beherrſchte ſich: noch war er hier nicht der Herr. In dieſem Schloß, in dieſem Land war vorläufig noch — — ja, w e r war hier eigentlich der Herr? Der nervenſchwache Vater? Der hieß der König, gewiß! Die eigentliche Herrſchaft aber führte das verfluchte franzöſiſche Alamodeweſen

mit seiner Leichtfertigkeit und Frivolität, mit sinnloser Verschwendung und mit neidischen Intrigen aller gegen alle! Huren und Hochverräter, Tagediebe und Blutsauger herrschten in diesem Haus, in diesem Land —!

Die drei Lakaien standen immer noch stumm präsentierend an der Wand.

„Jetzt marsch, Kerrels! Laßt die fatiguierten Schlüsselträger nicht länger hungern!" — Angeödet ging er weiter; seine Seele füllte sich mit der täglichen Dosis Verachtung und Hasses gegen dieses Hofwesen. Da wohnten nun zwei einzelne Männer in dem großen Schloß, ein alter und ein junger, und zu ihrer Bedienung hausten nicht weniger als hundert Kreaturen im gleichen Schloß: was Wunder, wenn die Kreaturen sich selber für die Hauptsache hielten!?

Im Erdgeschoß traf man keine Allongeperücken; hier unten herrschte der kleine Muffer auf den Bedientenköpfen. Hier unten herrschte auch Lärm und Ausgelassenheit, die sich unbelauscht wähnte: aus einer Lakaienstube dröhnte lautes Gelächter und wildes Kartengetrumpfe. Der Kronprinz riß die Tür auf: „Wollt ihr gleich das verdammte Kartenspiel lassen, Lümmels!?" schrie er und platzte drohend unter die Erschrockenen. Sie fuhren von den Bänken auf, standen stumm um den langen Tisch herum, starrten ihn voll knechtischer Angst an. Mit seinem Hut wischte er die Karten von der Tischplatte; „auch noch französische!" fauchte er. „Mit solchem Dreck verläppert ihr eure Trinkgelder, anstatt auf honette Art euch etwas zu sparen für Notzeiten! Aber wartet nur, ihr Burschen! Wartet nur, bis ich ans Ruder komme: dann sollen euch die Augen übergehen!"

Salzsäulenhaft stierten die Domestiken auf den jungen Herrn.

Der kommandierte: „Stiefelbürste! Schuhputzzeug! Schnell!!"

Drei stürzten zu einem Schrank, brachten das Verlangte; ein junger Kerl wollte sich über die erlauchten Reitstiefel hermachen. Der Kronprinz entriß ihm die Bürste, stellte einen Fuß auf die Bank und begann, den Stiefel zu säubern. Die Welt ging unter; der jüngste Tag brach herein —!! Fassungslos stotterte

ein älterer Kerzenanzünder: „Königliche Hoheit können doch unmöglich höchſtſelber Dero —"

„Halt er's Maul! Was — unmöglich!?" Und unter den Glotzblicken von zehn geronnenen Geſichtern ſäuberte er ſich den Stiefel gründlichſt. Als das zu ſeiner Zufriedenheit und der Salzſäulen größter Verblüffung erledigt war, wandte er ſich lächelnd an den Kerzenanzünder: „Glaubt er, daß ich ſpäter einmal ſein König ſein werde?"

„Solches hoffe ich zuverſichtlich, Königliche Hoheit!"

„Gut. Glaubt er, daß Gottes Weisheit einen armen Erdenwurm für das hohe Amt des Königs beſtimmen würde, wenn dieſer König nicht alles Nötige beſſer zu machen verſtünde als ſeine Diener?"

Der Kerzenanzünder wußte hierauf nicht gleich zu antworten. War das nun eine verfängliche Frage? War ſein bißchen Stellung hier im Schloß ſchon in Gefahr? — Doch dann ſah er das offene Geſicht des Prinzen fordernd auf ſich gerichtet, und er ſtotterte, ſeiner Überzeugung zum Trotz: „Das glaub ich allerdings, Königliche Hoheit!"

„Na alſo! Dann iſt es auch nötig, daß ich meine Stiefel mindeſtens ſo gut putzen kann, wie ihr es könnt. Verſtanden, Kerrels?"

Wie aus einem Munde riefen ſie: „Zu Befehl, Königliche Hoheit!" Und hatten doch gar nichts verſtanden.

Er aber ſäuberte ſich wortlos auch den zweiten Stiefel, muſterte kritiſchen Schrägblicks ſein Werk, nickte befriedigt, knallte die Bürſte auf den Tiſch und verließ mit ſtummem Gruß die Stube. Die Livrierten nnd Galonierten ſtanden noch immer um den Tiſch herum und ſtarrten ſich entgeiſtert an: daß Derartiges möglich ſei am Hof der erhabenen Majeſtät in Preußen, des Allerdurchlauchtigſten Großmütigſten Königs, Friedrichs des Erſten, dem Gott noch ein recht, recht, recht langes Erdenleben ſchenken möge —!

— — — — — — — — —

Der Kronprinz ging hinüber zur Schloßkapelle.

Behutſam trat er, den Hut an die Bruſt gepreßt, in die kühle Dämmerſtille des feierlichen Raumes. Auch heute wieder ſchlug

ihm der vertraute und doch ſo beklemmende Bitterduft von dorrendem Lorbeer, welken Blumen und warmem Wachs entgegen; auch heute wieder flog ſein Blick ſcheu zum pomphaften Katafalk empor, auf dem unter golddurchwirkten Wappendecken der Sarg ragte, umſtanden und umkniſtert von hohen Wachskerzen auf ſilbernen Ständern. — Unbeweglich, kaum atmend, hielten die Schweizer Gardiſten die Ehrenwache bei der toten Königin: vier Mann zur Rechten, vier zur Linken des Katafalks, ſtanden ſie breitbeinig auf ihre Hellebarden geſtützt und ſtarrten weſenlos über den Eintretenden hinweg.

Der Sohn kniete auf die kalten Steinflieſen nieder, flüſterte ein Vaterunſer in den Hut und betete aus heißer Inbrunſt zu Gott, wie es ihm die gläubige Seele eingab: daß der Höchſte im Himmel die liebe Mutter in den ewigen Glanz ſeiner Gnade aufnehmen möge dank der Fürſprache ſeines Sohnes, der ſein Leben gelaſſen für die ſündige Menſchheit! — Die Innigkeit des Gebetes wuchs ſo ſtark und zehrend in dem Knieenden auf, Schmerz und Hoffnung ergriffen ihn ſo heftig, daß er heiße Tränen in ſeinen Hut vergoß und vor ſich auf den Boden greifen mußte, um nicht hinzuſinken. Doch der heilige Schauer dieſes Augenblicks wurde ihm auch zur Gewähr dafür, daß der Allmächtige ſein Gebet erhören werde! Er ſammelte ſich zu ſtummer Dankſagung, erhob ſich leichteren Herzens und ſchritt, an den regungsloſen Schweizern vorbei, in den Hintergrund der Kapelle, wo er ſich auf einer verborgenen Holzbank niederließ, die ihm den Blick in den Raum freigab, ohne daß er ſelber leicht geſehen werden konnte.

Hier, in der dunklen Ecke, hatte er während der letzten Wochen faſt täglich geſeſſen; nur hier ſchien es ihm möglich, die ſtumme Unterhaltung mit der Mutter zu führen, nach der es ihn zärtlichſt verlangte. Mußte er doch bei der Toten nachholen, was die Lebende ihm nicht mehr hatte gewähren können: eine letzte Ansſprache.

Als der Kronprinz mit ſeinem Oberhofmeiſter, dem Grafen Finckenſtein, jüngſt durch Holland gereiſt und im Begriff geweſen war, auch nach England abzuſtechen, war Sophie Char-

lotte ganz plötzlich in Hannover, im väterlichen Schloß, an einer tückischen Halsentzündung gestorben, — standhaft und philosophisch überlegen, wie sie gelebt hatte. Und noch auf dem Sterbebett hatte sie mit ironischem Lächeln des fernen Gemahls gedacht: welch prächtige Gelegenheit zur Entfaltung eines pomphaften Leichenbegängnisses sie ihm jetzt durch ihren Tod geben werde —!

Davon wußte der Sohn freilich nichts. Aber ihm war auch ohne dies das Wesen der Mutter so greifbar nahe, daß er es bis in seine letzten Regungen hinein zu fühlen glaubte. Immer war ihm, als müsse die Mutter plötzlich ihren schönen Arm seitwärts aus dem Sarge herausstrecken, um den nächsten Schweizer anzustoßen: Kerl, steh er doch nicht so steifleinen herum! Spar er sich seine feierliche Contenance! An der Nasenspitze sch ich ihm an, woran er jetzt gerade denkt: an seine Douceurs und an das Mensch daheim!

Die Mutter war feierlichen Formen stets abhold gewesen. Glanz und Luxus hatte sie freilich geliebt; Verschwendungsfreudigkeit war ihr angeboren gewesen; in französischen Komödien und Tragödien hatte sie geschwelgt, in geistreicher Gesellschaft hatte sie geglänzt, in prächtigen Schloßbauten hatte sie sich als die bedeutendste Fürstin ihrer Zeit feiern lassen! Aber das pomphafte Zeremoniell, die peinlichst abgemessene Etikette, womit der König sein und ihr tägliches Leben pedantisch umzirkelt hatte, — diese öden Zwangsformen waren ihr immer höchst lästig gewesen, und in der feierlichsten Stunde ihres Lebens, vor vier Jahren bei der Königsberger Krönung, hatte sie in der Schloßkirche, inmitten der Hunderte von steifen Würdenträgern, plötzlich eine — Prise geschnupft, weil ihr die Zeremonie der Salbung zu lange dauerte. Noch heute sah der Sohn das vor Empörung zitternde Gesicht des Vaters im Hermelin, und wie er die Königin sogleich durch einen Kammerherrn vermahnen ließ —!

Die Mutter hatte, wie die Verwandtschaft in Hannover überhaupt, ein recht merkwürdiges Verhältnis zu Gott: sie glaubte nicht einfach an den Allmächtigen im Himmel, vielmehr disputierte sie über ihn und bewegte sich auf den Pfaden der Philosophie zu ihm hin, anstatt schlicht zu ihm zu beten. An un-

gezählten Abenden war in dieſem und ſpäter im neuen Lietzenburger Schloß ſtundenlang disputiert worden: im Glanz der Kerzen, zwiſchen Silber und Kriſtall, in Duftwogen von Parfüm, im koketten Geraſchel von Seidenröcken, unterm wulſtlippigen Grinſen der aufwartenden Kammermohren war das Heiligſte beredet, zerredet und zerlächelt worden: der Glaube an den Schöpfer aller Dinge!

Der Sohn ſchloß die Augen; vor dem inneren Blick ſah er die feſtlichen Soiréen noch einmal. Er ſah die Mutter im Seſſel lehnen: eine junoniſche Majeſtät, die ſchönſte Frau inmitten vieler Schönheiten. Ihre großen, dunklen Augen ſtrahlten voll verhaltener Leidenſchaft, leuchteten voll reifen Wiſſens; über ſtolz geſchwungenen Brauen ragte die hohe, weiße Stirne, von der die dunklen Locken auf die ſchimmernden Schultern ſich niederringelten. Spöttiſch lächelten die vollen Lippen des klugen Mundes; ſpieleriſch führte die gepflegte Hand das Lorgnon vor die Augen, und wurde einmal aus dem Lächeln ein Lachen, dann zitterte das leichte Doppelkinn, das der Mutter die Jahre mit der Würde verliehen hatten.

Und ihr gegenüber ſaß der hochgelehrte, der weitberühmte Profeſſor Leibnitz aus Hannover, der Partner bei ſo vielen Disputationen, der Mann, der erklärt hatte, nicht der König, vielmehr die Königin ſei an *dieſem* Hofe die Sonne und der Mittelpunkt! Vertraulich neigte er das hohe Lockenhaupt gegen die Mutter hin; ſein verkniffener Mund flüſterte ein Bonmot, das nur für die Serena beſtimmt war, da die Geſellſchaft es kaum gewürdigt hätte —! Der Sohn hegte ob ſolcher Vertraulichkeit eine heftige Eiferſucht auf den großen Philoſophen; ja, es hatte Stunden gegeben, in denen er ihn haßte, weil er fühlte, daß aus jenem eine Welt ſprach, die ihm ſelber immer verſchloſſen bleiben würde. —

Und andere Bilder ſtiegen vor den geſchloſſenen Augen des Kronprinzen auf, Bilder noch aus der kurfürſtlichen Zeit der Eltern. Er ſah die Mutter, wie ſie den ſchwankenden Vater mit leidenſchaftlichen Anklagen gegen Danckelmann beſtürmte, gegen den hochverdienten Mann, den ſie haßte, weil er allmächtig, ja

mächtiger als ſie ſelber am Hofe war, und weil er ſich den Königsträumen ſeines Herrn rauh widerſetzte. Und eines Tages war dieſer allgewaltige Miniſter geſtürzt, verfehmt, beſchuldigt, verhaftet, verbannt! Schlechtere Männer traten ſein Erbe in der Gunſt des Kurfürſten an, und Wien ſchickte ſeine Jeſuiten an den Berliner Hof. Arbeitete doch die katholiſche Kirche ſeit vielen Jahren fleißig an der Austilgung der „lutheriſchen Peſt“: ſchon waren etliche proteſtantiſche Reichsfürſten konvertiert worden, und Kaiſer wie Papſt hätten es gar zu gerne geſehen, wenn auch der Brandenburger ſamt ſeinem Volk in den römiſchen Schoß heimgekehrt wäre! In ſolchem Falle hätte die apoſtoliſche Majeſtät kaum etwas dagegen einzuwenden gehabt, daß der liebwerte Vetter in Berlin zu ſeinem Kurhut noch die preußiſche Königskrone geſellte! Alſo ſteckten ſich, in ſchlauer Berechnung, die Patres von der Geſellſchaft Jeſu hinter die Frau Kurfürſtin: mit ihr ließ ſich disputieren und philoſophieren; über die Eſelsbrücke der Allerweltsgelehrſamkeit würde ſich die hohe Frau am Ende hinüberleiten laſſen in die Gefilde der einzig wahren Lehre! — Und wirklich war die allzu kluge Mutter hier unſicher geworden: ſie hatte den Pater Vota und den Pater Lüdinghauſen-Wolff immer wieder zu ſich eingeladen, hatte anfangs mit ihnen geſtritten, hatte ſpäter geſchwiegen, hatte ihre reformierten Hofprediger hinzubefohlen und ſie an manchen Abenden bis nach Mitternacht mit den gelehrten Patres disputieren laſſen. Lauſchend in ihren Seſſel gelehnt, hatte ſie an den Streitigkeiten ihre ſtille Freude gehabt und zu jeder Pointe des geriſſenen Jeſuiten Vota ihr anerkennendes Lächeln geſpendet. Schon hatten die Patres hoffnungsfreudige Briefe nach Rom und Wien gerichtet: wir werden den Kurfürſten über ſeine Gemahlin zu bekehren wiſſen!

Doch hier war der Vater hart geblieben. Er, der ſonſt ſo weiche und ſchwache Fürſt, ſtand unerſchütterlich zur reinen Lehre des Evangeliums und ebenſo unerſchütterlich zu ſeinem Plan, König in Preußen zu werden. Er hatte die Patres nur klug geduldet, hatte ſie und ihre Hintermänner für ſeine Pläne in Wien benutzt; doch eines Tages hatte er ſie nicht mehr be-

nötigt, als er ſich zu Königsberg aus eigener Machtfülle die Krone aufs Haupt geſetzt, unter Billigung des Kaiſers. Das war eine grimmige Enttäuſchung für die Kurie in Rom geweſen, und der Klerus hatte wütend wider den gekrönten Ketzer gewettert —!

Mochte er wettern! Der Vater hatte ſchon bald nach ſeiner Krönung einige ſcharfe Abſagen gegen das Wirken der Jeſuiten im Preußiſchen ergehen laſſen, und er ſelber, der Kronprinz, war nicht geſonnen, ihm darin ſpäter einmal nachzuſtehen. Mit tiefer Abneigung hatte er von früh auf vernommen, was ſeine Erzieher ihm von den gewiſſenloſen Machenſchaften der Schüler des Loyola berichtet, und oftmals hatte er ſich gefragt, was wohl der Heiland vom Treiben dieſer Männer halte, die ſich mit ſeinem Namen ſchmückten, um gegen ſein Wort zu verſtoßen!

Was hatte doch Finckenſtein geſtern berichtet? Der Kaiſer Leopold ſei auf den Tod erkrankt, und die Leibärzte mäßen ihm höchſtens noch acht Tage Erdenlebens zu! Von ſeinem Sohn Joſeph aber wußte alle Welt, daß er den Jeſuiten und ihren politiſchen Vormachtsgelüſten aufs unverhohlenſte abgeneigt war. Es ſtand ſomit zu erwarten, daß dieſer junge Fürſt, einmal zum Kaiſer gekürt, die Schwarzröcke nachdrücklichſt aus den Wiener Regierungsſtuben herausfegen würde —!

Als der Kronprinz mit ſeinen Gedanken bis hierher gekommen war, hörte er ein Geräuſch an der Kapellentür, ſah dieſe ſich öffnen, zwei Schweizer eintreten und mit ihren Hellebarden ſich rechts und links poſtieren: der König kam, ſeine Andacht zu verrichten. Zögernd und müde kam er in ſeinem ſchweren Trauerhabit hereingewandelt, von Kummer durchfurcht das ſonſt ſo lebensfrohe Geſicht, vergrämt das kokette Schnurrbärtchen. — Hinter ihm traten, gleichfalls in Trauerkleidung, drei Höflinge herein; der Spähende erkannte die oberſten Räte der Krone: die Grafen Wartenberg, Wittgenſtein und Wartensleben. Ein Page eilte herzu und legte ein rotſamtenes Kiſſen vor dem Katafalk nieder; auf dieſes kniete der König hin, neigte das Geſicht in den Hut und verſank ins Gebet. In achtungsvollem Abſtand hinter der Majeſtät ließen ſich ſeine drei Begleiter, nicht ohne Be-

ſchwer, auf die Kniee nieder, und da man ihnen kein Kiſſen bewilligte, ſo zogen ſie Spitzentücher aus den Rockſchößen und breiteten ſie auf dem Steinboden unter ſich aus.

Der Kronprinz verwandte keinen Blick auf den König, deſſen Schmerz zu belauſchen ihm ungehörig erſchienen wäre. Um ſo aufmerkſamer aber ſtudierte er die Geſichter der drei Räte: ihre Befliſſenheit mühte ſich erfolglos, Kummer und Verſunkenheit auf ihren gleichgültigen Mienen vorzutäuſchen. Das waren nun die oberſten Lenker dieſes Landes, ſeines zukünftigen Reiches! Das waren die Nachfolger eines Danckelmann, die Totengräber des noch ſo jungen Königtums! Im Volk nannte man ſie „die drei großen Weh's", und das Volk wußte treffend ſeine Namen zu geben; bekam es doch das Walten der Weh's nur allzu bitter am eigenen Leibe zu ſpüren!

Der größte Schurke kniete in der Mitte: Reichsgraf Kaſimir Kolbe von Wartenberg, der Königlichen Majeſtät in Preußen Oberkammerherr, Erſter Staatsminiſter, General-Poſtmeiſter, General-Ökonomiedirektor, Oberhauptmann der Schatull-Ämter, Oberſter Stallmeiſter ſämtlicher Geſtüte, Protektor der Akademien und Erbſtatthalter der Oraniſchen Erbſchaft. Alle dieſe Ämter bekleidete jener Mann gleichzeitig; ja, er bekleidete ſie unumſchränkt, unkontrolliert, ohne Verpflichtung, ſich für ſie zu verantworten, dafür aber wohlbeſtallt mit jährlichen Einkünften von 150 000 Talern, — von den Unſummen ſeiner geheimen Nebeneinnahmen ganz zu ſchweigen! Soweit konnte es einer mit mäßigen Fähigkeiten, mit Faulheit und freſſender Selbſtſucht heute am königlichen Hof bringen, wenn er eine Frau beſaß, die ſich in die Gunſt des Souveräns einzuniſten verſtand!

Des Kronprinzen ſpähender Blick kam nicht los vom Geſicht dieſes Mannes: von den ſtechenden Augen, die unter fahlen Wimpern lauernd ihre Blicke wandern ließen, und von dem hämiſchen Mund, der ſich vergebens um fromme Faltung mühte. — Nur ein Weſen haßte Friedrich Wilhelm noch abgründiger als den Reichsgrafen: die Reichsgräfin Wartenberg, das ſchöne, gemeine, niederträchtige Luder! Als Schankmamſell hatte ſie ihre Hurenlaufbahn in einer rheiniſchen Schifferkneipe zu Emmerich

begonnen, wo ein Kammerdiener des Königs sie aufgriff! Über die Schankmamsell war sie hinausgewachsen; doch die Hure war sie geblieben, als Frau des Kammerdieners, als Frau des Grafen Wartenberg, als Favoritin des Königs, als hofamtlich bezahlte offizielle Maitresse nach Versailler Muster! Schön Katchen hatten sie die Matrosen in Emmerich gerufen, und Schön Katchen hieß es auch hier am Hofe, das ordinäre Mensch, dem es gelungen war, die Königin aus der Gunst ihres Gemahls zu verdrängen und sie zu freiwilliger Selbstverbannung ins Lietzenburger Schloß zu veranlassen! Nicht genug damit, hatte die Person es gar noch durchzusetzen vermocht, daß sie als Standesgenossin von der gedemütigten Königin empfangen wurde —!!

Und der Mann dieses Weibes, der die höchsten Staatsämter innehatte und Riesensummen dafür bezog, daß er seine Frau dem König abtrat, — er kniete hier hinter seinem Herrn, schnitt scheinheilige Grimassen und stieß gerade jetzt seinen Spießgesellen zur Linken, den Hofmarschall von Wittgenstein, in die Seite: die beiden Auguren grinsten sich verstohlen an, als wollten sie sagen: Wie lange soll denn das abgeschmackte Spiel hier noch dauern!?

Im Herzen des Sohnes begann die stumme Wut zu kochen. Aufspringen müßte er jetzt und laut herausschreien: Mutter! Mutter!! Steig aus deinem Sarg und zertritt das Geschmeiß da hinten, das dein Andenken schändet, den Vater verhöhnt, den Staat zugrunde richtet und das Volk ins Elend stürzt!! Komm mir zu Hilfe, Mutter!!

Doch gerade jetzt erhob sich der König von seiner Andacht und wandte sich zum Ausgang, stumm hindurchschreitend zwischen den drei Räten, die sich erleichtert aufgerappelt hatten und mit höfischen Bewegungen zur Seite traten, um hinter der Majestät her die Kapelle zu verlassen. Der Page erschien, hob das Kissen auf und verschwand; die schwere Tür fiel knarrend ins Schloß.

Stumm saß der Erbe der Krone und mußte seine Wut verkochen lassen. Zum Teufel war alle fromme Besinnung —!

Stumm nnd regungslos standen die Schweizer Gardisten, breitbeinig auf ihre Hellebarden gestützt. Bitter duftete der welke

Lorbeer, und die Kerzen kniſterten verſchwiegen. — Plötzlich verdunkelte ſich der ſtille Raum, und ſchon peitſchte der Regen gegen die bunten Scheiben, ließ ſie leiſe klirren. Heller beſtrahlten die Kerzen den mächtigen Katafalk.

Da kündeten drei Glockenſchläge, daß es auf die Mittagsſtunde gehe. Der Kronprinz erhob ſich; ihm fiel die Audienz wieder ein.

Und er ging mit feſten Schritten aus der Kapelle.

— — — — — — — — —

In ſeinem Wohnzimmer ſetzte er ſich ſogleich an den Schreibtiſch und ſchellte dem Kammerdiener. — „Du ſchauſt ja ſo vergnügt drein, Johann", ſagte er; „haſt du inzwiſchen ein Stelldichein mit einer charmanten Marjell verabredet?"

„Leider nicht, Königliche Hoheit; aber einen langen Brief bekommen von meinem Bruder aus Halle!"

„So ſo, der Fritz! Was treibt der angehende Medikus?"

„Studien, Königliche Hoheit, nichts als Studien! Schaut kein Menſch an, ſchaut kein Bier an; ſchaut bloß Bücher an! Iſt erfüllt von Dank für die Gnade Seiner Majeſtät, die ihm das Studium an der hohen Schule ermöglicht!"

„Soll's auch nicht bereuen, der Fritz; wir werden eines Tages ſehr viele tüchtige Regimentsfeldſchers brauchen! — Und nun?" Er ſchaute nach dem Pendülchen auf dem Kaminbord.

„Der Profeſſor wartet bereits, Königliche Hoheit!"

„Führ ihn herein — nnd bleib dann im Zimmer! Es macht ſich beſſer."

Der Kammerdiener verſchwand und ließ gleich darauf einen Herrn in goldbordiertem, hellblauem Staatsrock eintreten, der ſich mittels vorbildlicher Kratzfüße und modiſcher Hutſchwünge der Gunſt des Thronfolgers zu empfehlen ſtrebte. Dieſer betrachtete ſich den Beſuch in aller Ruhe: er ſah ein rundes, haſenköpfiges Geſicht in ſtummer Erwartung auf ſich gerichtet, mit klugen, ſchwarzen Augen und einer ſteilen Stirn unter der hohen Perücke, aber auch mit einem pedantiſchen Zug um die Naſe und mit ſelbſtgefälligen Würdefalten um den breiten Genießermund, — eben ein Schulmeiſtergeſicht. Zweifellos ein Mann nach dem

Herzen des königlichen Herrn Vaters, dieſer Federfuchſer, der vielleicht dreißig Jahre zählen mochte.

„Tret' er näher, Profeſſor Rundling!“ ſagte der Kronprinz.

Brandthorſt, der inzwiſchen hinter den Stuhl ſeines Gebieters getreten war, beugte ſich vertraulich zu ihm nieder und flüſterte: „Gundling, — mit Verlaub!“ Doch er bekam nur einen unſanften Stoß in den Magen für ſeine Belehrung.

„Er hat um eine Audienz nachgeſucht, Profeſſor Hundling —!?“

Der Profeſſor merkte keineswegs, daß der Thronfolger ſich an ihm beluſtigte. „Eure Königliche Hoheit“, ſagte er gravitätiſch, „geruhen, meinen ſubmiſſeſten Wunſch gütigſt zu erkennen. Nachdem des erhabenen Königs Majeſtät vor etlichen Tagen huldvollſt geruht hat, ſeinen unwürdigen Knecht Jakob Paul Gundling durch allerhöchſte Ordre in ſeiner Berufung zum Profeſſor an hieſiger Königlicher Ritter-Akademie allergnädigſt zu beſtätigen und zu beſtallen —“

„Wo iſt er beheimatet? Wie kommt er hierher? Er iſt doch kein Brandenburger, deucht mich?“

Peinlich betroffen fühlte der Profeſſor ſeinen ſchön geſchwungenen Redefaden zerriſſen, ohne daß ſich vorerſt eine Möglichkeit bot, die beiden Enden neu zu verknüpfen. Doch er faßte ſich nach einem Weilchen: „Leider hatte Eurer Königlichen Hoheit niedrigſter Knecht nicht das Glück, im Bereich von Dero künftigen Staaten das Licht der Welt zu erblicken; vielmehr ſtand ſeine Wiege zu Kirchen-Sittenbach im Gebiet der Reichsſtadt Nürnberg, wo ſein Vater im Jahre 1673, da ihm ſein Sohn Jakob Paul geboren wurde, als Prediger amtierte. Nach mannigfachen Studien, ſo er zu Altdorf, Helmſtädt und Jena abſolviert, auch nach etlichen Reiſen, ſo er nach Holland und England unternommen, wurde Eurer Königlichen Hoheit hier gegenwärtiger Knecht nach Berlin zitiert, und zwar dank der Vermittlung des damaligen Oberpräſidenten Eberhard von Danckelmann. Ich bin mir wohl bewußt, daß es heutigentags nicht opportun iſt, ſich auf den in allerhöchſte Ungnade geſtürzten Mann zu berufen; doch verbietet mir die ſimple Dankbarkeit gegen dieſen großmütigen Gönner

meiner tempora juvenilia, ſelben vor Eurer Hoheit erlauchtem Ohr mit unverdientem silentio zu übergehen!"

Der Kronprinz ſaß angenehm berührt: Danckelmann war kein ſchlechter Gewährsmann für den Federfuchſer, der zudem ein honetter, jedenfalls aber ein aufrichtiger Mann zu ſein ſchien. — „Mein werter Herr Profeſſor Gundling, nicht Hundling", ſagte er herzlich, „ſeine Dankbarkeit gegen Danckelmann dünkt mich dankenswert und macht ſeinem Herzen alle Ehre! Aber nun ſag er mir: was für Poſſen gedenkt er an der Ritter-Akademie zu treiben?"

„Bei meiner Seelen Seligkeit —!" rief der Profeſſor erſchrocken, und ſein Tonfall verlor alle Würde: „eher möge mich Juppiter tonans mit ſeinen Donnerkeulen in Erden Tiefe hineinſchlagen, eh' ich mir beifallen ließe, an ſeiner Majeſtät ruhmvoller Akademie etwan Poſſen zu treiben!!"

„Er hat mich falſch verſtanden", lächelte der Kronprinz und wippte mit dem Holzſtuhl jählings nach hinten, wobei er Brandthorſten wie aus Verſehen mit dem Hinterkopf gegen den Magen bumſte, ſodaß der Kammerdiener einen Sprung nach rückwärts tat und über das verblüffte Hafengeſicht des Profeſſors faſt in unziemliches Gelächter ausgebrochen wäre.

„Ich meinte mit meiner Frage vorhin", fuhr der Kronprinz fort, „über welche Spezialitäten er an der Akademie zu dozieren gedenket?"

Und zum zweiten Mal entging es der Selbſtgefälligkeit des Gelehrten, daß hier ein jugendlich nüchterner Verſtand ſein grauſames Spiel mit ihm trieb. Eifrig erwiderte er: „Seiner Majeſtät allergnädigſten Konſens zu untertänigſt vorgelegtem Studienplan gehorſamſt erhoffend, hat hier präſenter Knecht ſich die Spezialitäten der Genealogie, der Heraldik und der Numismatik erkoren, — wobei hinwiederum der Heraldik eine vorzügliche Poſitio einzuräumen wäre, da ſolche als mein Dominium betrachte, ſinte mir, mit Reſpekt zu vermerken, in denen Wiſſenſchaften des Heraldikers, als da ſind das Blaſonieren, Hiſtoriſieren, Kritiſieren und Aufreißen derer Wappen, gewiſſe prinzipielle Kentnuſſen zu beſitzen, ſchmeicheln zu dürfen glaube!"

Der Kronprinz hob bremsend die Hand; er hatte genug. „Und da glaubt er nun wohl", sagte er im gemütlichsten Ton, „für den Fall, daß mein Herr Vater in absehbarer Zeit das Irdische segnen sollte, sich der Gunst des Thronfolgers für seine sublimen Recherchen und deren ungestörten Fortgang versichern zu sollen!?"

Beschwörend fuhr des Professors Arm in die Höhe; dabei entfiel ihm der Hut, und er mußte sich mit rotem Kopf danach bücken. Wieder auftauchend japste er: „Seien Eure Königliche Hoheit aufs Innigste versichert, daß Dero unwürdigstem Knecht nichts ferner gelegen habe als etwan eine ungebührliche Prätension und Einschmeichelung in Hinsicht auf künftige Zeiten, die überhaupt nur in Betracht zu ziehen einem Diener der erhabenen Majestät in Preußen gar übel anstehen müßte! Fühlte mich vielmehr nur verpflichtet, nach allergnädigst bewilligter Bestallung, nicht nur dem gütigen Souverän, sondern auch des erlauchten königlichen Sprossen jugendblühender Hoheit eine dankbare Aufwartung zu machen und selbiger in tiefster Devotion meine Sentiments zu Füßen zu legen, darin submissest —"

„— e r s t e r b e ! ! Das mußte ja kommen!" Der Kronprinz sprang lachend auf: „Mit dem Ersterben wollen wir uns Zeit lassen, bis wir genügend erlebt haben! Darum, mein Lieber, blasonier' und historisier' und kritisier' er munter in den alten Wappen herum, solange man ihm Muße dazu läßt! Gott bewahre ihm!" — Er streckte dem Besucher die Hand hin; Jakob Paul Gundling ergriff sie zeremoniös und war damit entlassen; er kratzfüßelte sich aus dem Gemach.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen, holte der Kronprinz tief Atem. Doch schon trat Brandthorst wieder ein und meldete den Generalmajor Grafen Finck von Finckenstein.

Dieser Offizier, als preußischer Kommandeur und tapferer Haudegen im Spanischen Erbfolgekrieg zu hohen Ehren gelangt, war im vergangenen Jahr als Friedrich Wilhelms Oberhofmeister gewissermaßen zum Nachfolger des Grafen Alexander Dohna geworden, der den Prinzen von Jugend auf betreut, sich jedoch schließlich, hugenottisch erzogener Edelmann, der er war, vor den unerträglich werdenden Anmaßungen und Intrigen der

Wartenbergs aus dem Erzieheramt zurückgezogen hatte, nachdem sein Zögling mit der Vollendung des sechzehnten Jahres, am 14. August 1704, vom König für mündig erklärt worden war.

Graf Finckenstein nun war eine wesentlich rauhere Natur: er packte den Thronfolger von der soldatischen Seite an, gab ihm, ohne sich dessen bewußt zu sein, ein Vorbild schlichter Offiziershaltung und stärkte ihm damit den Zorn auf das höfische Schmarotzergewimmel. Erst unlängst hatte die gemeinschaftliche Winterreise nach Holland den Prinzen und seinen Oberhofmeister kameradschaftlichst an einander geschlossen. —

Friedrich Wilhelm schickte den Kammerdiener weg, holte den Grafen ins Gemach, nötigte ihn vor dem krachenden Kaminfeuer in einen Sessel, setzte sich ihm gegenüber, bot ihm eine Pfeife an und fragte: „Was gibts Neues, Finck?"

„Neues??" Der General entbrannte die Tonpfeife bedächtig und reckte die hageren Glieder gegen den Kamin. „Was soll es in einem Trauerhaus Neues geben? Die Schranzen flüstern, die Mensch er kichern, die Räte seiner Majestät bereichern sich weiter, die Kammerherren machen ihr Spielchen, — alles nichts Neues."

„Was hört man von Seiner Majestät?"

„Seufzer, mein Prinz. Übrigens hat Seine Majestät heute verfügt, daß das von ihm zur Stadt erhobene Dorf Lietzen künftighin, zum ewigen Angedenken an die hochselige Königin, die sich im dortigen Schlosse angeblich so wohl befunden, den Namen Charlottenburg führen solle. Dies könnte man vielleicht für eine Neuigkeit ansprechen."

„Tot muß man sein, um zu Ehren zu kommen, Finck! Immerhin klingt Charlottenburg würdiger als etwa — Katchenburg!"

Der Graf schwieg und sog an seiner Pfeife. Den schmalen Kopf auf die Sessellehne zurückgebogen, schien er die mancherlei Waffen, Trophäen und Jagdbilder, mit denen der Prinz die Wände seines Zimmers etwas wahllos ausgestattet hatte, eindringlich zu mustern.

„Seid ihr nicht auch meiner Meinung, Graf?"

„Laſſen Sie das, Prinz! Die aufrichtige Trauer Ihres Herrn Vaters gibt Ihnen kaum Anlaß zu ſolchen Betrachtungen!“

„Meines Herrn Vaters —!? Wer bietet euch denn die Gewähr, Finck, daß dieſer ſchwächliche Mann mit dem verkrümmten Rückgrat und mit dem Prunkbedürfnis, das meinem Weſen im tiefſten zuwider, — wer gibt euch die Gewähr dafür, daß dieſer Mann überhaupt mein — Vater iſt??“

„Prinz!!“ Der Graf ſchmetterte die Pfeife ins Feuer und ſtarrte den Erben der Krone faſſungslos an. Und jetzt war die Reihe an Friedrich Wilhelm, zu ſchweigen und den andern ſeinen Gedanken zu überlaſſen. Erſt nach einer geraumen Weile ſagte er: „Meine Mutter hat den Mann, der jetzt um ſie trauert, nie geliebt; er war ihrem glänzenden Geiſt von jeher zu unbedeutend, ihrer feurigen Seele von jeher zu ſchwächlich. Doch als gehorſame Tochter hat ſie ſich mit ihm verheiraten laſſen.“

„Und wenn dem wirklich ſo wäre, Prinz, — was berechtigt Sie zu Ihrer ungeheuerlichen Folgerung!?“

„Manches, Finck! Beweiſen läßt ſich freilich nichts. Aber wie kommt es denn, daß ich dem König ſo fürchterlich unähnlich bin? Es gibt Tage, an denen ich dieſen Mann h a ſ ſ e !“

„Sohneshaß iſt noch nie ein Beweis gegen die Vaterſchaft geweſen. Auch meinen viele, daß Sie, mein Prinz, dem Großen Kurfürſten ähnlich werden, von dem Sie den Namen tragen, — und dieſer bedeutende Mann war doch Ihres Vaters Vater, dem Sohn ſo unähnlich wie Sie dem Vater! Schließlich iſt doch auch die Mutter am Weſen des Sohnes beteiligt! Und vor allem: die Eigenſchaften der Ahnen vererben ſich oft ſprungweiſe über eine Generation hinweg —!“

Der Prinz ſchwieg; doch ſein offenes Geſicht, unvermögend, ſich zu verſtellen, verriet durch den Ausdruck verſöhnlicher Entſpannung, daß die Darlegnngen des Grafen nicht ohne Wirkung geblieben waren. Aber ſchon ſprang der alte Knabentrotz in ihm auf: er durfte auf keinen Fall zugeben, daß er ſich überzeugt fühlte! Alſo bog er das Geſpräch in eine andere Richtung ab und rief: „Eines weiß ich beſtimmt: daß meine Eltern ſchon ſeit vielen Jahren keine eheliche Gemeinſchaft mehr im Geiſte der

Schrift geführt haben! Dafür hat Schön Katchen gesorgt, das verfluchte Mensch!"

„Prinz, Sie tun Ihrem königlichen Vater schweres Unrecht an! Wer so gottesfürchtig wie er der reinen Lehre anhängt und so strenge Instruktionen für seinen Sohn erläßt, — ein solcher Fürst verstößt nicht gegen das sechste Gebot, auch wenn alle seine Vettern in Europa es ihm vormachen! Die Wartenberg ist doch einfach nach Versailler Vorbild als Favorite-Maitresse eingesetzt worden, und somit lediglich honoris causa!"

„Honoraris causa mal sicherlich! Graf, sprecht doch nicht gegen eure eigene Überzeugung! Das verfluchte Mensch ist dumm, frech, ungebildet, ordinär, arrogant, tückisch, hinterlistig, — kurz: eine Crapule! Welche dieser Eigenschaften wäre hinreichend, die verflossene Schankmamsell auf die höchste Stufe am preußischen Thron zu erheben, daß sie in Bälde so weit sein wird, den Vortritt sogar vor den ledigen Prinzessinnen unseres Hauses zu behaupten! Keine, keine, mein guter Finck! Aber das Hurenaas ist schön, verdammt schön: mit ihren Reizen hält sie sich den alten Mann gefügig, indem sie mit der buhlerischen Gunst geizt, sobald er ihr einen ihrer größenwahnsinnigen Wünsche versagt: das ist seit jeher aller Huren letzte Weisheit gewesen!"

„Im allgemeinen pflegt es so zu sein", sagte der General philosophisch. Dann schwiegen Beide, nickten einander bekümmert zu und grübelten zum hundertsten Male darüber nach, wie man das riesige Eitergeschwür aus dem erschöpften Staatskörper herausschneiden könne, ohne daß der Patient darüber zugrunde ginge.

Ins Schweigen hinein klopfte es diskret an die Tür: Brandthorst meldete den Kurier aus Hannover. Dieser wurde vorgelassen, grüßte soldatisch und überreichte dem Kronprinzen zwei Briefrollen. Seine Stiefel und Hosen zeugten ausgiebig von den Reizen des Aprilwetters.

„Wann reitet er wieder zurück, Biedenbrück?"

„Morgen nachmittag, Eure Königliche Hoheit!"

„Dann hol er sich morgen mittag die Antwort ab! Da, fang er!" Ein Golddukaten wirbelte blitzend durch die Luft und lan-

dete in der griffgeübten Hand des Dragoners. Der dankte stramm erfreut und trat ab.

Friedrich Wilhelm öffnete die größere Rolle, versenkte sich in den Brief, lächelte, errötete, lächelte von neuem und legte das Schreiben schließlich mit zärtlicher Hand beiseite. — „Von der Großmama Sophie", sagte er, wie zur Entschuldigung. „Diese Frau liebt mich inniger als irgend ein Mensch sonst auf der Erde; sie liebt mich vielleicht sogar noch mehr als meine Mutter mich geliebt hat, und die hat mich doch weißgott genug verzogen!"

Er öffnete das zweite Schreiben. Finckenstein beobachtete ihn beim Lesen: diesmal lächelte der Prinz nicht; wohl aber errötete er, und eine Falte der Mißstimmung grub sich in seine glatte Stirn. — „Da lest!" Er reichte dem väterlichen Freund das Blatt hinüber; es enthielt nur einige französische Verszeilen, die auf Deutsch lauteten:

Endet nimmermehr des Winters grimme Starre?
Sieh, schon steigt im Stamm des Lenzes junger Saft!
Ob das Herz in Schweigen trauernd auch verharre,
Pocht es doch den Schlag vertrauter Leidenschaft! E. v. P.

Der General sog an seiner Pfeife und schwieg; ein karges Lächeln zuckte um seinen harten Mund.

„Die Pöllnitz will sich immer noch nicht damit abfinden, daß zwischen uns alles aus ist!" sagte der Kronprinz. „Sie hat mich damals auf den ausdrücklichen Wunsch meiner Mutter verführt, weil ich nach Ansicht der beiden Damen zur Galanterie erzogen werden sollte; doch ich wüßte nicht, daß ich durch das Abenteuer galanter geworden wäre! Jetzt hofft die hübsche Hofkatze wohl, daß ich sie von Hannover wieder hierher streichle, damit sie als Schön Katchen die Zweite meinem Hofstaat zur Zierde gereiche! — Grande erreur, ma chère!!" — Er stand auf und ging an seinen Schreibtisch hinüber. — „Meine Mutter war eine kluge Frau", sagte er leise; „aber sie war eine böse Christin, Finck! Sie hat mich ganz falsch angepackt!"

Eilig kratzend, die steilen Buchstaben nach oben gebuckelt, schrieb er auf einen Bogen:

„Baroneſſe! Was vorbei, bleibt vorbei! Ich bereue bitterlich die Débauchen, die Sie und mich einſtmals in den Glauben gewiegt haben, man könne die Gebote des HErrn ungeſtraft übertreten. Möchten Sie, Baroneſſe, zu der gleichen reuevollen Einſicht gelangen; das iſt mein aufrichtiger Wunſch! Fr. W."

Während er den Brief verſiegelte, tönte ein Trompetenſignal durchs ſtille Schloß: Seine Majeſtät ließ zur Mittagstafel rufen.

„In fröhlicheren Zeiten", ſagte der Kronprinz, „ſchmetterten vierundzwanzig Trompeten das Zeichen zum Schmaus —!"

Finckenſtein erhob ſich gemächlich: „Mir genügt eine! Ein Mittagsmahl iſt ſchließlich keine Bataille!"

So oft Friedrich Wilhelm das Wort Bataille hörte, ſpürte er einen neidvollen Stich im Herzen. Auch jetzt wieder mußte er daran denken, daß dieſer hagere General mit dem zerfurchten Geſicht unzählige Male in Bataillen geſtanden, zuletzt bei Höchſtädt, wo er ſich große Méríten erworben und mit den preußiſchen Regimentern erheblich dazu beigetragen, den bayeriſchen Kurfürſten ſamt ſeinen Freunden, den Franzoſen, aus Bayern hinauszuſchlagen. Das war im vorigen Sommer geweſen, genau am eigenen Geburtstag, als er für mündig erklärt wurde! Wie oft ſchon hatte der Graf ihm ſeitdem von der blutigen Schlacht erzählen müſſen: vom Prinzen Eugen, vom Herzog von Marlborough, vom jungen Fürſten Leopold von Deſſau, dem Abgott der preußiſchen Truppen —!

„Wann werde i ch endlich einmal in einer Bataille ſtehen, Finck??" Es klang faſt verzweifelt.

„Früh genug, mein Prinz! Ich zweifle gar nicht daran, daß die Völker dieſes Erdteils noch manches Jahr lang ihre Knochen für den goldenen Stuhl zu Madrid in die Schanze ſchlagen werden, obſchon nur ein einziger erlauchter Hinterer dieſen Stuhl auszufüllen vermag —"

„— hingegen zwei Hintere es gerne möchten! Alſo hab ich noch Ausſicht, meint ihr? Um ſo beſſer! — Noch etwas, Finck; kommt bitte heute abend nach Wuſterhauſen und bringt den

Herrn von Ilgen mit, — zwecks ungestörter Besprechung!“ — Der Graf versprach es. —

Sie machten sich auf zur königlichen Tafel. Da sie beide in Uniform waren, mußten sie riskieren, durch Seine Exzellenz, den Herrn Oberzeremonienmeister, aus dem Speisesaal gewiesen zu werden.

Sie riskierten es.

— — — — — — — — —

Am frühen Nachmittag sprengte Friedrich Wilhelm auf seinem braven Rappen die Landstraße nach Wusterhausen hinaus, den Reitknecht drei Pferdelängen hinter sich. Der Himmel verspritzte gerade wieder eine neue Husche; von Südwesten her warf er den Reitern seinen Schleuderregen in die Seite. Was tats? In den Mantel gewickelt, fegte der Kronprinz den wohlvertrauten Weg entlang, dessen drei Meilen er schon ungezählte Male durchritten hatte.

Sobald er den treuen Pferdeleib zwischen den Schenkeln hatte, sobald er in wiegendem Galopp den Sattel wischte, war von ihm abgesunken, was ihn zu Berlin stets bedrückte. Im Sattel fühlte er sich Oberst seines Regiments; im Sattel fühlte er sich Gutsherr, Jagdherr und Gebieter über Räume, die sich durchfliegen ließen. Kaum daß er die Tore der Hauptstadt hinter sich wußte, gehörte ihm das Leben, die Zukunft, das Glück des Wirkenkönnens, und alle Dinge, auf die seine Hoffnungen gerichtet waren, wuchsen hier draußen groß und fest vor seinem innern Blick empor.

War es nicht köstlich, mit siebzehn Jahren sein eigener Herr zu sein? Ein Regiment zu führen, eine Stabskompagnie zu exerzieren? Ein Jagd- und Wasserschlößchen da draußen zu besitzen, — zwar klein, aber eigen und ländlich? Und ein Gut dabei, mit Ställen und Scheuern, mit schönem Vieh in blankem Stroh, mit einem behäbigen Misthaufen und Hühnern darauf, mit Tennen voll duftenden Heu's, mit Kornkammern, darinnen man sich das edelste Gold der Erde durch die Finger rieseln lassen konnte!? Herrlich war das alles, — ein Geschenk, von dem der

königliche Herr Vater wohl kaum ahnte, w a s es für den Sohn bedeutete; sonst hätte er sich die Schenkung vielleicht gründlicher überlegt! — Da waren die langen Kerls, über die man am Hofe die Nase rümpfte: mit zwanzig langen Treibern aus der Umgegend hatte der junge Herr von Wusterhausen angefangen; eines Tags hatte er sie in Uniform gesteckt, hatte noch andere Riesen anwerben lassen, hatte sie ins erste Glied seiner Stabskompagnie gestellt, — und nun waren diese prächtigen Enaksöhne dem König ein alberner Dorn im Auge! Wenn Seine Majestät herausgefahren kam zu gnädigem Besuch — es geschah gottlob nicht häufig! — dann mußten die langen Laster jedesmal in den Scheunen und Schonungen versteckt werden, um die Galle des hohen Herrn nicht zu reizen! —

Wenn der König überhaupt wüßte, wie viel der Sohn sich sein Landgut kosten ließ: 23,000 Taler, die Hälfte seines Vermögens, hatte er letztes Jahr in Wusterhausen hineingesteckt, in den Ausbau von Haus und Garten, in die Stabskompagnie! — Jetzt gehörte noch eine Ehefrau in Haus und Hof! Eine hübsche, sanfte, tüchtige, mütterliche, modeste, eingezogene Person, die einem nicht dreinredete, nicht intrigierte, nicht disputierte: ein Weib, bei dem man sich wohl fühlte und ausruhen konnte von des Tages Arbeit —!

Erfüllt von solchen Gedanken und Zukunftsbildern sprengte der Prinz seines Weges. Noch immer hieb ihm der Regen ins Gesicht; doch dafür war man im April. Gott schickte den Regen nicht, um die Landstraßenritter zu ärgern, sondern um die Fluren zu segnen und das liebe Brot gedeihen zu lassen. Schlechtes Wetter — was war das? Eine Erfindung von Stubenhockern! Jedes Wetter war gut; kam es doch aus der Hand des Höchsten!

Und als nun die Sonne durchbrach und ringsum alle Tropfen an den Hecken demanten aufsprühen ließ, da zügelte der Reiter den Rappen, ließ ihn aus dem Galopp in Trab fallen und öffnete sich den Mantel vor der Brust; denn ihm war heiß geworden.

Unweit von Walthersdorf stand am Weg eine einsame Eiche. Näher trabend sah Friedrich Wilhelm eine leere Strickschlinge vom Baum herniederhängen und überm Weg im Winde

baumeln. Eine abgegriffene Haſenfellmütze lag unten am Stamm.

Der Prinz hielt den Rappen an und prüfte die Umgebung: rings breitete ſich Acker- und Wieſenland aus, und nur ein Drümpel von niedrigem Buſchwerk lag unfern im Felde. Gerade zu dieſem Drümpel führte eine friſche Fußſpur.

„Karl, klopf mal das Gebüſch da drüben ab und bring mir den Haſen her, der zu der Mütze hier gehört!“ — Der Reitknecht ſaß ab, ſtapfte durch den weichen Acker, verſchwand in dem Drümpel und kam endlich mit einem barhäuptigen Kerl heraus, den er am Kragen gepackt hielt und vor ſich herſtieß. Der Kerl ſchaute jämmerlich aus; der Kleidung nach war es ein Bauer.

„Hat er die Dohne hier angelegt?“ fragte Friedrich Wilhelm und wies mit der Reitpeitſche auf die hänfene Schlinge am Baum.

Der Bauer ſtierte verſtockt. „Müßt ein verdammt großer Krammetsvogel ſein —!“ ſagte er ſchließlich mit heiſerer Stimme.

„Der Krammetsvogel iſt wohl er ſelber, Kerl!?“

Der Bauer ſchwieg. In ſeinen abgehärmten Zügen zuckte es hoffnungslos.

„Warum iſt er dann weggelaufen, wie er uns geſehen hat?“

„Weil ich mich nicht wieder abſchneiden laſſen wollte! Wär am Ende kein zweiter Strick mehr aufzutreiben geweſen —!“

„Und warum w i l l er ſich aufknüpfen, Kerl!?“

„Das geht den Herrn einen Scheißdreck an!!“ ſchrie der Bauer in raſender Verzweiflung. „Reit er zum Teufel und laß er mich!!“

„Hundsfott, was führt er für Reden!? Iſt er der ewigen Seligkeit ſchon ſo ſicher?“

„Selber Hundsfott!!“ ſchrie der Bauer; „hundsföttiſch die ganze Welt! Nicht einmal ungeſtört verrecken laſſen ſie einen —!!“

Friedrich Wilhelm ſprang vom Gaul und trat dicht an den Zitternden heran: „Jetzt mal Farbe bekannt, Kerl! Sonſt reißt der Strick unter der Laſt deiner Sünden!“ — Er knüpfte die

Schlinge vom Baum und ſteckte ſie dem Rappen in die Satteltaſche. Der Bauer ſtierte ihn böſe an; doch der Reitknecht knirſchte ihm ins Ohr: „Red doch, Menſch! Der Oberſt tut dir nichts, meints nur gut!!“

„Verdammtes Land, wo man noch keinen Milchbart haben muß, um Oberſt zu ſein! Wo die hohen Herren in Samt und Seide kutſchieren, und der arme Mann ſaugt Hungerpfoten! Ins Geſicht kotz ich euch, Herr! Euch und jedem, der noch was von mir will! Bin die längſte Zeit Anwärter auf eine beſſere Welt geweſen —!“

Da packte der jugendliche Oberſt den Mann hart am Handgelenk und rief: „Wenn er jetzt nicht rapportiert, blöder Kerl, dann laß ich ihn von meinem Reitknecht auspeitſchen! Alſo was iſt los??“

„Der Teufel, Herr! Seit Jahren iſt der Teufel los!! Iſt ja nur ein Vieh, der Bauer, — weniger als ein Vieh; denn er hat keinen Preis! Vorſpann für die gnädige Herrſchaft, Jahr um Jahr Vorſpann und Fron! Mein eigen Stückchen Land iſt verkommen: habs nicht beſtellen können vor lauter Spanndienſten und Treiberdienſten bei herrſchaftlichen Jagden, ſo ſchon immer mein bißchen Korn zertrampelt haben! Mein einzig Pferd gefallen: haben's aufgefreſſen; aber kein Geld für ein neues Pferd, kein Korn im Haus! Beim Juden Geld geborgt, die Abgaben zu zahlen; hat der Zins mich gewürgt, erwürgt! Schließlich der Jüd gekommen, mir die letzte Kuh pfänden laſſen! Von Cöpenick ſind ſie ankutſchiert mit Perücken und Brillen: haben taxieret und notieret; darüber mein Weib an der Auszehrung verſtorben, mein Sohn zu den Soldaten entloffen; ſonſt hätten ihn mir die Werber aus dem Rauchfang gezerrt, ſinte er über ſechs Schuh groß! Die Tochter mit einem Hurenbalg niedergekommen, ſo ihr die Cavaliers im Herrenhaus angeſchwängert, wo ſie hat aufwarten müſſen —!“

Jetzt ſtürzten dem Mann die Tränen aus den Augen, und er hielt erſchöpft inne. Nach einem qualvollen Weilchen murmelte er: „Dürfte genugſam ſein, Herr! Gebt mir nun meinen Strick wieder; möchte nicht noch zum Dieb werden um einen andern —!“

„Man muß ihm glauben, Kerl!“ In des Kronprinzen Kehle würgte sich das heiße Mitleiden empor: „Sein weltverlassen Angesicht sagt mir mehr als Wort und Strick! Aber er soll nicht vor die Hunde gehen, hört er!? Wie heißt er?“

„Martin Denecke, Herr; Kotsaß der Herrschaft auf Woltersdorf!“

Der Prinz unterdrückte einen Fluch: Woltersdorf war das Gut des Grafen Wartenberg! Wie tief eingewühlt saß doch das Übel in diesem Lande! — Er notierte den Namen in sein Taschenbuch. — „Hier hat er etwas; davon eß und trink er sich erst einmal neuen Lebensmut an im Krug! Und morgen früh um acht Uhr meld er sich in Wusterhausen beim Kronprinzen!“

Der Bauer starrte auf das Goldstück in seiner geöffneten Hand, die zu schließen er vergaß. Man sah ihm an, daß er nicht mehr mochte. Er hatte mit Gold nie etwas zu tun gehabt; warum heute, zu guter Letzt? „Nehmt das Ding nur wieder, Herr!“ sagte er und schob die flache Hand gegen den Spender. Doch der lachte ihn offen an und schwang sich auf den Rappen.

„Du Ochse, den Dukaten hat dir unser allergnädigster Kronprinz geschenkt!“ rief der Reitknecht huldvoll und stieg auf. „Wehe dir, wenn du morgen früh nicht erscheinst!“

Damit ritten die Beiden davon.

Der verhinderte Selbstmörder stand noch lange unbeweglich und schaute ihnen verständnislos nach: das wäre der Kronprinz gewesen? Ja, fuhr denn der nicht sechsspännig in Purpur und Zobel durchs Land? — Schwindel, das Ganze! Aber der Goldfuchs war am Ende doch kein Schwindel —? Sollte er ihn auf alle Fälle dem Herrn Pfarrer einmal zeigen? Vielleicht wußte der Genaueres über diesen — Kronprinzen? Vielleicht stimmte das alles sogar —?? —

Friedrich Wilhelms frohe Stimmung war restlos verflogen; das verbitterte Gesicht des Martin Denecke wollte nicht von ihm weichen. Wie viel hunderten von Bauern in der Mark mochte es ebenso ergehen wie diesem armen Teufel? Wie viel tausenden, gar zehntausenden von Bauern in allen Staaten des Königreichs mochte heute der Strick näher hängen als die Sense? —

Damit der königliche Herr Vater mit dreißigtauſend Pferden hatte zur Krönung nach Königsberg reiſen können, damit im Schloß zu Berlin ſich Pracht und Prunk in Gold und Juwelen überblitzten, — dazu mußte der Bauer im ganzen Lande fronen und ſteuern und zinſen und ſich ſchinden, mußte ſich vom Juden, der ſchon den Heiland verraten, preſſen und ſchinden laſſen, — und war doch dieſe arme, geplagte Bauernkreatur der Stand, von dem ſie alle lebten: die Könige und die Junker, die Bürger und die Soldaten! Denn wer ernährte ſie, wenn nicht der Bauer —?

Schon waren die königlichen Domänen verkauft oder in Erbpacht vergeben; ſchon waren die nötigſten Lebensmittel, die auch der Ärmſte brauchte, mit hohen Steuern belegt; ſchon reckte das nackte Elend die Würgehand überall nach dem kleinen Mann, — und das alles, damit die junge Krone eines armen Landes mit den alten Kronen reicher Länder an Glanz wetteifern konnte!

Wer hier helfen und beſſern wollte, der durfte ſich nicht damit begnügen, das Unkraut auszujäten; denn wenn er am einen Ende damit fertig war, dann war es am andern Ende ſchon wieder nachgewachſen! Nein, hier half nur eines: umgraben, ganz tief umgraben, alles Unkraut ſo tief untergraben, daß es nie wieder hochkam, ſondern Dünger wurde! Die neue Erde, die dann nach oben kam, würde zunächſt karg und kalt ſein; aber ſie würde auch ſauber ſein, und mit der Kargheit hatte man ſich abzufinden, bis neuer Humus ſich gebildet haben würde —!

Und er, der künftige König, er würde dieſe tiefe Umgrabung einmal vorzunehmen haben; denn vom Vater war ſie nicht mehr zu erwarten. Und er würde ſich dann allen Haß und alle Feindſchaft der kaſſierten Schmarotzer zuziehen! Die fürchtete er nun freilich nicht; aber ihm bangte um den Beſtand des Staates, wenn die Mißwirtſchaft noch viele Jahre lang ſo weiter ging. Was würde ſchließlich übrig bleiben?

Bekümmert und verſtimmt ritt der Thronerbe in ſein Amt Wuſterhauſen ein. Auch daß der Himmel ſich jetzt für längere Zeit aufgeklärt und der Sonne die Herrſchaft überlaſſen hatte, vermochte ſeine Laune nicht zu beſſern. So trabte er denn geraden

Weges zum Exerzierplatz, auf dem er seine blauen Kerle schon von weitem beim Fußdienst erblickte. Der Kapitän von Einsiedel, sein Stellvertreter als Kompagniechef, jagte seinen Fuchs eifrig zwischen den Gruppen herum. Des Prinzen ansichtig geworden, ließ er die Stabskompagnie antreten, die Leutnants mit ihren Spontons vor die Front, die Korporale dahinter, und meldete die Truppe seinem Kommandeur.

„Gut, Herr Kapitän! Laß er weiter machen!"

Einsiedel ließ weiter machen.

„Was gibt es Neues, Einsiedel?"

„Zwei lange Kerrels sind gestern Abend einpassiert, Herr Oberst: einer aus Mecklenburg und einer aus dem Gottorper Land, beide durch Kellermann geworben!"

Des Obersten Laune besserte sich: „Trefflich, trefflich! Wie viele lange Kerrels hat die Kompagnie jetzt?"

„An Grenadieren, so über sechs Fuß messen, hat die Kompagnie jetzt siebenundsechzig Mann!"

„Achtundsechzig, Herr Kapitän!"

„Herr Oberst vergessen, daß der Grenadier Kroll vor drei Tagen desertieret ist; man hat selbigen nicht wieder gefaßt!"

Des Obersten Laune fiel von neuem: „Verdammte Schweinerei mit denen Kerrels! Einsiedel, laß er sogleich die beiden Neuen aus den Quartieren holen, auch wenn sie noch nicht in der Montierung stecken! Will sie eingliedern!"

Er sprang vom Rappen, warf dem Reitknecht die Zügel zu und stiefelte zwischen den Exerzierenden herum, rings umgellt von den schrillen Kommandos:

„Macht euch fertig!" — „Präsentiert euer Gewehr!" — „Rechts um!" — „Links umkehrt euch!" — „Rechts herstellt euch!"

Er musterte die Monturen, rückte an den Koppeln, schaute in die Handgranatentaschen, befühlte den Feuerschwamm am Brustbandelier, ob er auch trocken sei. Er lobte, er tadelte, er schimpfte: schon kam er langsam wieder ins Gleichgewicht.

Bei einer Gruppe blieb er längere Zeit stehen: hier mühte sich ein Korporal, den Kerls beizubringen, wie sie beim Angriffs-

marſch die Muskete, aus der ſie eben noch gefeuert, am Tragriemen über die Schulter zu werfen hätten, um die Hände fürs Anbrennen und Werfen der Handgranaten frei zu bekommen. Die Uebung klappte auch ganz gut; bloß einer der Kerls war ſo ungeſchickt, daß er zweimal hinter einander ſich mit dem Musketenlauf die hohe Grenadiermütze vom Kopfe ſtieß. Schon fluchte der Korporal unmenſchlich.

Der junge Oberſt machte dem Kerl die Übung vor: er nahm ihm die Muskete ab, warf ſie ſich über die Schulter, und obwohl er den überſtehenden Hut trug, berührte doch der Lauf den Hut nicht.

„Jetzt mach er's noch einmal, Kerl!"

Der Grenadier machte es nach; doch da er den Riemen ſtets zu tief faßte, ſtieß er wiederum an das Mützenblech.

Da kochte der Jähzorn in Friedrich Wilhelm hoch. Den ganzen Tag über hatte er ſich beherrſcht, ob ihm gleich mehrmals die Wut in die Gurgel geſtiegen war; aber dies hier war zu viel! Er hieb dem Kerl die Reitpeitſche um die Ohren, — einmal, zweimal. Der Kerl duckte ſich und riß aus. Der Oberſt hinter ihm her, beſinnungslos auf den breiten Puckel einſchlagend: „Steh er, Kerl, oder ich laß ihn Spießruten laufen!!"

Der Mann ſtand und ſtarrte ſeinen Chef aus verſchwollenen Augen hilflos blinzelnd an.

„Warum iſt er ausgeriſſen, er Hundsfott!?"

Der Mann ſchwieg verlegen. Was hätte er auch ſagen können?

„Will er gleich antworten?! Red er frei von der Leber weg!"

„Wenn ich mir nich wehren darf, denn reiß ich ebend aus, Herr Oberſt!"

„Lümmel, verdammter! Warum hat er nicht ſtillgehalten??"

„Wenn ich vor dem Feind ſtillhalte, dann geht mir dreckig, Herr Oberſt!"

„Und darum reißt er wohl vor dem Feind aus, er Schweinehund!?"

„Nein, Herr Oberſt! Gegen den Feind darf ich mir ja wehren! Dem ſchlag ich in Freſſe!!"

Des Oberſten Jähzorn war bereits verraucht; die Schlagfertigkeit des Grenadiers verſöhnte ihn. — „Korporal!“ rief er; „wenn der Kerl bis morgen mittag den Griff nicht in den Knochen hat, dann jag ich ihn, den Korporal, zum Teufel!“ —

Da die beiden „Neuen“ inzwiſchen herangeholt waren, ließ er die Kompagnie nochmals antreten und ſtellte die Ankömmlinge nach ſorgſamer Abmeſſung an die Plätze im erſten Glied, die ihnen zukamen. Dann ging er an den linken Flügel und ließ die beiden kleinſten Grenadiere vortreten. „Ihr ſeid als nunmehr überzählig ausgemuſtert!“ ſagte er. „Tut mir leid; aber die Länge hat den Vorrang. Tut es euch auch leid, Kerrels?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt: es tut uns leid!“

„Hat euch auch leid zu tun, wenn ihr ans der Stabskompagnie meines Leibregiments ausgemuſtert werdet! Aber ich werde dafür ſorgen, daß ihr bei einem der Berliner Bataillone ankommt. Als Douceur kriegt jeder von euch einen Dukaten: mein Verwalter Streblau wird ihn euch auszahlen! Zurück ins Glied!“

Er übergab dem Kapitän die Kompagnie und ging ſchaukelnden Schritts zu ſeinem Schlößchen hinüber. In den Lindenbäumen auf dem Hofplatz rauſchte der feuchte Abendwind, und in dem Waſſergraben, der das Gebäude umzog, ſpiegelten ſich die weißen Mauern und der klare Himmel. — Hier war Friede und Stille; hier war Eigentum und Beſinnung! — Durch den kühlen weißen Flur trat er in ſein Wohnzimmer, warf den Hut gegen die Wand, wo er an einem der zahlloſen Bockgehörne hängen blieb, und pfiff dem Streblau: der war hier ſein Kammerdiener, ſein Hausverwalter, ſein Schatullenbetreuer nnd Buchhalter; kurz eine vielſeitige, unentbehrliche Kraft.

„Streblau, notier er im Ausgabenbuch nnter heutigem Dato: an Biedenbrück von Hannover einen Dukaten; an Martin Denecke von Woltersdorf ditto einen Dnkaten. Ferner bekommt morgen jeder der beiden heute ausgemuſterten Grenadiere einen Dukaten. — Haſt du? Gut. Weiter: morgen früh um acht Uhr meldet ſich genannter Martin Denecke; er wird ſofort vorgelaſſen! Dann: heute abend hab ich zwei Herren zu Gaſt: daß

deine Frau was Gutes auf den Tiſch bringt! Die Gäſte bleiben über Nacht. — Und jetzt lang mir eine Pfeife, Streblau; ich will noch durchs Amt laufen, bevor es dunkel wird!" —

Finckenſtein und der Geheime Rat erſchienen erſt bei Einbruch der Nacht.

Heinrich Rüdiger von Ilgen zählte ſich nicht mehr zu den Jüngeren. Seit ſechsundzwanzig Jahren diente er dem Hauſe Brandenburg mit unerhörtem Fleiß und Eifer: unter dem Großen Kurfürſten hatte er ſich die politiſchen Sporen und den Adelstitel verdient; unter ſeinem Sohn war er zum Meiſter jeglicher Diplomatie, auch zum lebenden Staatsarchiv, zum unentbehrlichen, weil einzig unterrichteten Mittelpunkt der geſamten preußiſchen Außenpolitik geworden. — Wenn dieſer Mann heute, ſeinem Jungherrn zuliebe, aufs Pferd geſtiegen war, ſo nicht, um eine Parforcejagd, ſondern um einen Vergnügungsritt zu machen, und alſo hatte der ungeduldige General immer wieder ſeinen Gaul neben den Geheimen Rat zügeln müſſen.

Der Kronprinz begrüßte ſeine Gäſte draußen unter den Linden. „Ich bin euch von Herzen dankbar, Herr von Ilgen", ſagte er, „daß ihr euch den beſchwerlichen Ritt bei heutigem Dreckwetter nicht habt verdrießen laſſen!"

„Mein verehrter Prinz wird wohl ſeine Gründe haben, aus denen er mir eine ſolche, übrigens durchaus bekömmliche Motion verſchafft hat!" — Ilgens kluges Geſicht war durch jahrzehntelange Übung in Verſchwiegenheit geſtrafft und mit ironiſchen Fältchen durchzogen worden; jetzt lächelte es unmerklich, während es ſich auf die Hand des Jungherrn niederbeugte. Der Geheime Rat hatte für den Ritt einen kleinen grauen Muffer aufgeſetzt, und für den Prinzen, der ihn ſonſt nur in der hochgekräuſelten Allonge kannte, bekam er dadurch ein ganz neues, eigentliches Geſicht.

Man ging ins Speiſeſälchen; man aß ländlich, gut und reichlich und trank Ducksteiner Flaſchenbier dazu. Dann mußte Streblau abräumen, mußte Rheinwein, Pfeifen und Tabak bringen, worauf ihn der Hausherr zu ſeiner Frau ins Bett beurlaubte. — Man ſetzte ſich geſellig um den Kamin, und nun

entwickelte Friedrich Wilhelm den Gästen, warum er sie hierher gebeten:

Der König plante, ihn mit der Prinzessin Ulrike-Eleonore, der Schwester des Schwedenkönigs Karls XII., zu verheiraten, und um die Möglichkeiten dieser Verbindung zu sondieren, sollte Graf Finckenstein schon in allernächster Zeit nach Stockholm reisen. Der Kronprinz widerstrebte diesem Plan, ohne freilich dem leicht erregbaren Vater seine Abneigung persönlich zu verraten; denn das hätte zu den peinlichsten Szenen geführt. Hier gab es nur eines: Contreminen zu legen und sie im richtigen Augenblick auffliegen zu lassen! — Mit leiser, etwas schnarrender Stimme trug der Prinz seinen Plan vor: Finck solle aus Stockholm melden, daß die Prinzessin der Verbindung mit der Krone Preußen abgeneigt sei —!

„Sie wird gar nicht abgeneigt sein!" warf der Graf ein. „Es gibt nicht viele königliche Partien an evangelischen Höfen zu machen!"

„Ich w i l l sie aber nicht! Ich kenne sie überhaupt nicht, und ergo mag ich sie auch nicht!" Monsieur knallte mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Gläser hüpften. Nach einer Weile fragte er ruhiger: „Was ratet ihr mir, Herr von Ilgen?"

Der Geheime Rat sog verschwiegen an seiner Pfeife. Unsereiner, dachte er, steht doch immer wieder, dem berühmten Esel mang den Heubündeln vergleichbar, zwischen dem Willen eines Fürsten und den Wünschen eines Thronerben. So hab ich schon zwischen dem Großen Kurfürsten und dem jetzigen Herrn gestanden; so steh ich jetzt zwischen dem König und diesem ungebärdigen Krautjunker; so werde ich, wenn Gott es denn durchaus will, eines Tages noch zwischen diesem Kraftmenschen hier und seinem Sohn stehen —! Und doch schlägt man sich zuletzt immer auf die Seite des Jüngeren, — schon weil der das letzte Wort behält! — Vernehmlich aber sagte er: „Mein Prinz, wenn ein Jüngling in Ihren feurigen Jahren eine schöne Hand verschmäht, so meist darum, weil eine andere schöne Hand sein Herz gefesselt hält!"

Friedrich Wilhelm errötete tief und heftig. Sein keusches

Weſen hatte ihm verwehrt, jemals und irgendwem auch nur mit einem Wort die erſte große Liebe ſeines Herzens zu verraten; jetzt fühlte er, daß die beiden Männer hier von dieſer Liebe wußten: zu ſeiner Couſine Carolina von Ansbach, die der ekelhafte Vetter in Hannover, der Kurprinz Georg, ihm jüngſt weggeſchnappt hatte. — Befangen ſchaute er vom einen zum andern.

Ilgen ging behutſam auf den jungen Kummer ein: „Vita docet, mein Prinz, daß es faſt immer übel ausgeht, wenn die Frau fünf Jahre älter iſt als der Mann. Je ſchöner und geiſtreicher ſie ſein mag: ſobald der erſte Überſchwang des Eros verrauſcht iſt, wird ſie ſich zur Gebieterin über den Gemahl aufwerfen wollen!“

Der Jüngling ſchwieg und ſchluckte an ſeinem Kummer.

„Sie waren doch kürzlich mit unſerm Grafen in Hannover“, taſtete Ilgen weiter. „Wenn ich ſein Augenſpiel richtig zu leſen weiß, ſo gibt es auch am dortigen Hof, im welfiſchen Blumengarten an den Ufern der lieblichen Leine —“ Er verſtummte vielſagend.

Von neuem errötete der Kronprinz und ſchaute hilflos zu ſeinem Finck hinüber, der behaglich grinſend im Seſſel lag. — Der Junge war umſtellt; er war durchſchaut; es galt, Farbe zu bekennen! Stockend ſagte er: „Meine Couſine Sophie Dorothea iſt ein liebes Mädchen, und es ſpricht nichts gegen ſie — außer der Tatſache, daß ſie einen der widerlichſten Poltrone, die ich kenne, zum Bruder hat —“

„— den Sie, mein Prinz, ja nicht mitzuheiraten brauchen! Ihre hochſelige Frau Mutter hat dieſe Verbindung ſtets angeſtrebt!“

„Und meine Großmutter in Hannover ſtrebt ſie noch heute an; alle ihre Briefe ſind deſſen voll. Aber mein Vater will ja nichts davon wiſſen!“

„Man wird Seine Majeſtät für den Plan zu gewinnen haben“, lächelte Ilgen. „Man muß ihn eben durch — durch —“

„— durch unſern ehrenfeſten Oberkammerherrn von Wartenberg und ſeine tugendreiche Gemahlin bearbeiten laſſen!“ grinſte Finckenſtein.

„Peſt!!“ ſchrie der Kronprinz und ſchmetterte ſein Weinglas gegen den Kamin. — Da ſaß man nun wieder feſt.

„Klären wir doch erſt einmal den Fall Stockholm“, ſagte Ilgen; „alles andere hat noch Zeit.“

Finckenſtein verſprach, ſich in Schweden hinter die königlichen Leibärzte zu ſtecken, um Gutachten darüber beizubringen, daß die Prinzeſſin kränklich ſei und keine großen Hoffnungen auf geſunden Nachwuchs erwecke. Einige Handſalbe müſſe bei den Doktores nachhelfen.

Das ſei gut, meinte Ilgen; aber es genüge noch nicht. Die Prinzeſſin ſei als eine überzeugte Lutheranerin bekannt; man müſſe ihr nun durch ihre Umgebung eine Horreur vor dem reformierten Bekenntnis beibringen laſſen, worauf ſie ſich zweifellos weigern werde, zu dieſer Confeſſion überzutreten; damit aber werde der Heiratsplan wohl endgültig begraben ſein.

„Bravo, Ilgen, bravo!!“ Friedrich Wilhelm ſprang begeiſtert auf und umarmte den Geheimen Rat ſtürmiſch. Der würdige Mann ließ die ungeſtümen Zärtlichkeiten gelaſſen über ſich ergehen; als er wieder Luft hatte, ſagte er:

„Bilden Sie ſich bitte nicht ein, Prinz, daß ich nur Ihrem Herzen zuliebe dieſen Rat gebe; in einem andern Falle würde ich vielleicht auf Ihre Neigungen oder Abneigungen gar keine Rückſicht nehmen! Aber ich ſitze nun ſeit ſieben Jahren im Geheimen Kabinettsrat Seiner Majeſtät, und ich halte es für einen Trugſchluß, zu glauben, daß uns freundſchaftliche Beziehungen zu Schweden förderlich ſein werden; ſie tragen uns nur die Feindſchaft Rußlands, Polens und Sachſens ein. Wir brauchen aber die Freundſchaft dieſer Staaten gegen Frankreich *und*, wenn es ſein muß, gegen den Kaiſer, und wir brauchen vor allem Schweden als *Feind*! Nur von ihm als Feind können wir uns in einer günſtigen Stunde die Odermündungen zurücknehmen, um die ſchon Ihr berühmter Großvater ſo leidenſchaftlich gekämpft hat, und die auch wir zum Leben bitter nötig brauchen!“

„Darüber dürfte ſich freilich auch Karl XII., unſer neuer Alexander, ſehr wohl im Klaren ſein!“ brummte Finckenſtein aus einer wütenden Qualmwolke heraus. „Schon marſchiert er

durch Schleſien heran; bald wird ganz Sachſen von ſeinen Schweden beſetzt ſein, und wie lange noch, dann ſteht er an unſern Grenzen —!"

„Und wir", rief der Kronprinz, „haben kein Heer, ihm Reſpekt vor unſerer Neutralität abzunötigen! Warum haben wir kein Heer? Weil die irrſinnigen Koſten unſerer Hofhaltung uns ſtändig auf die Subſidiengelder aus London und Wien anweiſen, zu welchem Zweck wir unſere beſten Regimenter für andere Herren kämpfen laſſen müſſen! In Flandern, am Rhein, in Bayern, in Italien ſchmeißt der preußiſche Grenadier ſeine Knochen in die Schanze für den Thron von Spanien! Was geht uns der wacklige Stuhl da drunten an!? Was haben w i r von der Großen Allianz gegen Frankreich? Nur Enttäuſchungen!"

„Mit zehn Regimentern", qualmte der Graf, „könnten wir ganz Vorpommern ſamt Rügen, Stralſund und Stettin an uns bringen, ſobald Zar Peter den Schweden auf ſich zieht. Mal wiſſen, wer uns das dann ſtreitig zu machen wagte!?"

Man war wieder einmal am bekümmerlichſten Punkt der preußiſchen Gegenwart angelangt. Man ſchwieg und ſog erbittert an den Pfeifen; der gute Wein wollte nicht mehr munden. Endlich ſeufzte der Geheime Rat:

„Freilich, freilich: w e n n Seine Majeſtät ihre braven Regimenter im eigenen Lande hätte, dann wäre alles einfacher! Aber ſie h a t ſie nicht und w i r d ſie auch abſehbar nicht im eigenen Lande haben; denn unſere Truppen ſind nun einmal dem Kaiſer verpfändet, und ſobald unſer König den Verſuch macht, ſie aus dem ſpaniſchen Unternehmen wieder an ſich zu ziehen, pflegt ſofort, wie Sie wiſſen, Prinz Eugen oder der Herzog von Marlborough in Berlin zu erſcheinen und unſere Majeſtät nachdrücklichſt an ihre Verpflichtungen zu erinnern, um nicht zu ſagen: zu gemahnen! Die Krone in Preußen war eben nicht billig; ſie muß jetzt abgearbeitet werden mit B l u t! Und der junge Herr Joſeph, der in Bälde den Thron der apoſtoliſchen Majeſtät zu Wien einnehmen wird, — er dürfte noch ungeſtümer auf kaiſerlichem Recht beſtehen als ſein abgematteter Herr Vater. Sind doch die Könige in den Augen des Kaiſers nur Rebellen, die ſich

an ihrem Kurhut nicht genügen laſſen! Daß in die Königskrone eine unerbittliche Verpflichtung eingeſchloſſen iſt, gleich dem Nagel vom Kreuz des Herrn, den die alte Langobardenkrone trug, — das vermag die kaiſerliche Majeſtät nicht einzuſehen, ſchon weil es den dynaſtiſchen Intereſſen des Hauſes Habsburg widerſtrebt! In Böhmen und Ungarn iſt man zwar ſelber König, und wie gerne! Aber im Reich trumpft man als Kaiſer auf!"

„Man braucht freilich kein Habsburger zu ſein, um voller Mißtrauen auf die Könige zu blicken, die heute ihr Spiel an den Reichsgrenzen treiben", knurrte der Graf. „Wenn ich mir den ſtarken Auguſt betrachte, der ſeinen evangeliſchen Glauben um das Linſengericht der Krone Polens preisgegeben hat —"

Ilgen lächelte: „Dieſes Spielchen des lendengewaltigen Herrn hat ja nun ein recht plötzliches Ende gefunden. Er kann froh ſein, wenn der verwegene Schwede ihm nicht auch noch den ſächſiſchen Kurhut vom Kopf ſchlägt!"

„Nun, da dürfte ja wohl der Kaiſer noch ein Wörtchen mitzuſprechen haben!"

„Vielleicht aber auch nur ein Wörtchen, lieber Graf! Wien hat heute größere Sorgen, und Schweden kann als Reichsſtand, dank ſeinen pommerſchen Beſitzungen, ſehr kräftig in Regensburg mitreden!"

„Bleiben wir bei der Krone Preußen!" rief der Prinz. „Ich behaupte, daß dieſe Krone ſinnlos und nicht ertragbar iſt, wenn ihre Gewinnung den Träger hindert, ſeine eigene Politik zu treiben, und wenn ihre Koſten das Land von Truppen entblößen, ja, der Willkür unſerer Nachbarn ausliefern! Danckelmann hat das alles vorausgeſehen, als er meinem Vater riet, die Hände von der Krone zu laſſen!"

Ilgen wurde plötzlich ſehr ernſt. „Hören Königliche Hoheit mich bitte einmal ohne Exploſionen an!" Er betonte nachdrücklich die reſpektvolle Anrede, die er an die Stelle des väterlichen ‚mein Prinz' geſetzt hatte. „Es ſcheint im Walten der himmliſchen Vorſehung beſchloſſen zu ſein, daß der Sohn häufig im Gegenſatz zum Vater ſteht und zunächſt einmal aus dem Widerſpruch ſeine Kräfte zieht. Auf regierende Häuſer angewandt, beſagt dies,

daß auf einen tatkräftigen Fürſten oft ein beſinnlicher, auf einen prunkliebenden Fürſten gern ein bürgerlich einfacher Fürſt folgt, und ſo fort. Angenommen, einem *Lande* tue die Gewinnung einer Krone not, ſo leuchtet ein, daß nicht der bürgerlich einfache, ſondern der höfiſche, prunkliebende Fürſt nach dieſer Krone greifen wird, — und das hat Ihr königlicher Herr Vater getan: mit zäher, bewundernswerter Beharrlichkeit hat er ſein Lebenswerk zu Königsberg gekrönt! Mag vielleicht Klio dereinſt ins Buch der Geſchichte manchen Tadel beim Namen Friedrichs I. einſchreiben, — nie wird ſie verſchweigen können, daß dieſer Fürſt das einzig Richtige getan hat, was zu tun ihm an ſeinem Platz in des Hauſes Ahnenwandel beſtimmt war. Denn das Haus Brandenburg *braucht* die Krone, mein Prinz! Schauen Sie ſich die Landkarte an: von Oſt nach Weſt und Süd zerſtreut ſchwimmen die Landſchollen Ihrer Staaten ohne Zuſammenhang zwiſchen unzähligen anderen Schollen im trägen Strom des Heiligen Römiſchen Reiches! Ja, glauben Sie denn, daß der Fürſt, der über dieſe Schollen gebietet, ſie auch wirklich zu beherrſchen vermag, wenn er dort als Herzog in Preußen, hier als Kurfürſt von Brandenburg, drüben als Herzog von Cleve, als Herr der Grafſchaft Mark oder Ravensberg auftritt? Nein, als *König* muß er mit ſtarker Hand, mit einheitlichem Recht und vorbildlicher Verwaltung über alle dieſe Lande gebieten und in ihnen die widerſpenſtigen Stände zum Gehorſam zwingen! Nur als König kann er eine Politik treiben, die ihm erlaubt, jene Schollen durch Neuerwerbungen miteinander zu verbinden, bis ſie zu einem großen Block zuſammengewachſen ſind und der ewig neidiſchen Welt die Achtung abnötigen, ohne die ein Staat nicht ſtark ſein, nicht leben kann! Daß dies dereinſt möglich werde, mein Prinz, dazu hat Ihr königlicher Herr Vater vor vier Jahren den Grundſtein gelegt!"

Finckenſtein hob hingeriſſen ſein Glas und trank es dem Geheimen Rat zu. Der kam dem Zutrunk nach und fuhr gelaſſen fort: „Wir alle wiſſen, daß Preußens Krone zu groß und zu ſchwer iſt für das verehrte Haupt, das ſie heute trägt. Aber dieſe Krone iſt für die Zukunft gewonnen worden, auf daß einmal

ſtärkere, mächtigere Häupter in ſie hineinwachſen und ſie ausfüllen mit kühnen Gedanken, mit unbändigem Willen und mit der freien Stirn einer erhabenen Geſinnung. Erſt dieſe künftigen Träger der Inſignia werden zu würdigen wiſſen, welche Möglichkeiten ihnen der kühne Entſchluß des Ahnen in die Hand gegeben hat! Und Sie, Königliche Hoheit, als der nächſte Erbe dieſer Krone, werden als erſter Ihrem edlen Vater Dank dafür wiſſen, daß er Ihr dereinſtiges Werk in den ſichtbaren Glanz der göttlichen Gnade gebettet hat, ohne deren Leuchten keine große Wirkſamkeit ſich zu entfalten vermag!"

Stumm gepackt ſaß der Erbe; Tränen einer hohen Ergriffenheit rollten ihm über die guten Wangen. Jetzt ſprang er in zärtlicher Wallung auf, drückte dem Geheimen Rat bewegt die Hand und ſagte: „Mein väterlicher Freund, euch gebührt auf Lebenszeit mein königlicher Dank; denn ihr habt mir heute die Königswürde aus einer Bürde zu einer Aufgabe gemacht!"

Er entzündete drei Kerzenleuchter und geleitete ſeine Gäſte in ihre Gemächer hinauf; dann ging er in ſein eigenes Schlafzimmer hinunter.

Auf dem Tiſchkaſten neben ſeinem Bett lagen des Herrn von Fenelon „Seltſame Begebenheiten des Telemach"; es war die Originalausgabe des berühmten Buches, ihm noch von der Mutter geſchenkt und mit zahlreichen Anmerkungen von ihrer Hand verſehen. — Voll behutſamer Zärtlichkeit ſchlug er den Band auf und las im XIX. Buch:

„O mein Sohn, wie trügeriſch iſt die königliche Würde! Betrachtet man ſie von weitem, ſo ſieht man nichts als Hoheit, Glanz und Annehmlichkeiten; doch in der Nähe iſt alles voller Dornen und Schwierigkeiten. Ein in geringem Stande lebender Mann kann ohne Schande ein ſtilles, vergnügliches und verborgenes Leben führen; ein König aber kann ohne Nachteil ſeiner Ehre keineswegs ein vergnügliches und müßiges Leben den beſchwerlichen Verrichtungen der Regierung vorziehen. Er iſt allen Menſchen verbunden, über die er herrſcht; niemals iſt ihm erlaubt, ſein eigener Herr zu ſein. Unendlicher Schade folgt auf

ſeine geringſten Fehler, weil ſie die Völker unglücklich machen, und weil das hieraus entſtandene Unglück oft hunderte von Jahren weiter wirkt. Nicht genug, daß er nichts Böſes tue; er muß auch nach Möglichkeit Gutes tun und alles das bewerkſtelligen, was dem Staate nottut. Auch genügt es nicht, daß er ſelber Gutes tue; nein, er muß auch alles Böſe verhindern, was andere Menſchen täten, wenn ſie nicht davon zurückgehalten würden. Fürchte dich demnach, mein Sohn, fürchte dich vor einem ſo gefährlichen Stand, wie es die Königsherrſchaft iſt! Wappne dich mit herzhaftem Mut wider dich ſelber, wider die Begierden und wider die Schmeichler!"

Beſinnlich klappte er den Band zu und ſtarrte eine geraume Weile, wie verloren, ins kniſternde Pfeilſpitzenlicht der Kerze. Dann entkleidete er ſich, ſtreckte ſich auf dem harten Lager aus, löſchte das Licht und betete im Dunkeln eindringlich und lange zu Gott um ſeinen Beiſtand bei allem Löblichen, was er ſich heute vorgenommen. — Dann ſank er in tiefen Schlaf.

Draußen in den Linden verrauſchte ſich des Apriltags mattgeſtürmter Wind, und nur ein Liſpeln ging noch durchs Gezweig.

II.

Ausfahrt und Heimführung

So ſchaut, aufmerkſam und mißtrauiſch, gottgläubig und tatendurſtig, ein ſiebzehnjähriger Prinz aus dem Jagdſchlößchen zu Wuſterhauſen auf das Getriebe der großen Welt. Wer aber aus dem Getriebe der großen Welt ſchaut auf das Jagdſchlößchen? Oder auf das Schloß zu Kölln an der Spree?

Ludwig XIV., alt und einſam geworden zwiſchen den weiten Laubgängen von Verſailles, blickt jetzt nicht mehr nach Brandenburg-Preußen. Er ſchaut nach Madrid, wo ſein Enkel Philipp, gekrönter König von Spanien, ſich noch vorgeſtern auf dem Thron behauptet hat, um ihn geſtern fluchtartig preisgeben zu müſſen und ihn morgen vielleicht wieder beſteigen zu dürfen. Der greiſe Sonnenkönig ſchaut in die ſinkende Sonne von Frankreichs Herrlichkeit: tief beſorgt blickt er auf ſeine Marſchälle, die dem Lilienbanner eine große Schlacht nach der andern verlieren. Wann wird die letzte, die allerletzte verloren ſein?

Auch der neue Kaiſer und jugendliche Heißſporn zu Wien, Joſeph I., blickt nur ſehr gelegentlich einmal nach Brandenburg-Preußen, dafür aber um ſo eifriger auf die preußiſchen Regimenter, die unter Leopold von Deſſau in Italien, unter den Generalen von Lottum und von Natzmer in den Niederlanden ſich für Habsburg ſchlagen, — und *wie* ſchlagen ſie ſich! Vor allem aber blickt der Kaiſer auf ſeinen Stiefbruder Karl, der ſich in Barcelona feſtgeſetzt hat und jetzt, im Juli 1706, nach Madrid vorgeſtoßen iſt, wo man ihn als Carlos III. zum König von Spanien ausgerufen hat. Morgen wird er den Thron wieder räumen müſſen; übermorgen wird Philipp von Anjou auf ihn zurückkehren! Und in Ungarn wütet der Volksaufſtand gegen Habsburg, nnd im Nordoſten bedroht ein anderer Karl, der von Schweden, das Gefüge der Großen Koalition: ein dämoniſcher

Störenfried, der in das ohnehin aufgestörte Europa einen höchst gefährlichen Keil treibt! Weiß Gott, der Kaiser in Wien hat Dringenderes zu tun, als nach Berlin zu schauen!

Dafür aber schaut Karl XII. scharfen Blicks auf gewisse Länder der Krone Preußen. Da liegt Hinterpommern, einst von Gustav Adolf unter Schwedens Faust gezwungen, doch im Westfälischen Frieden zu Brandenburg geschlagen: ein wertvolles Stück der Ostsee-Umrandung, als deren Herrn sich der Schwede betrachtet! Und da liegt Mecklenburg, auch ein wertvolles Küstenland am schwedischen Binnenmeer, der Ostsee. Wohl hat Karl die Stadt Wismar; doch was ist Wismar allein? Der Alexander des Nordens schaut auf die ungeschützten Grenzen, mit denen Brandenburg an Schwedisch-Vorpommern stößt, und sein Raubvogelblick härtet sich an diesem Bild.

Und noch ein Mann schaut, freilich mit ganz anderen Blicken, auf Brandenburg-Preußen: im fernen Ungarland der Fürst Franz Rakoczy II. — Vor drei Jahren hat er sich an die Spitze von Volk und Adel gestellt, hat Ungarns Unabhängigkeit erklärt und ist mit seinem Volksaufstand dem Habsburger gefährlich in den Rücken gefallen, von Frankreich dazu ermutigt und mit Geld unterstützt. So schwer es dem Kaiser gerade jetzt fällt, — er muß Truppen von Prinz Eugens Heer abziehen und gegen Ungarn schicken; doch erreicht er mit ihnen nichts Greifbares: Rakoczy hält sich gegen sie mit wechselndem Kriegsglück. Sein Plan ist, Österreich zwischen Bayern und Ungarn feindlich einzukeilen! Für sich selbst hofft er das Fürstentum Siebenbürgen zu gewinnen; die Stephanskrone aber will er einem starken Herrscherhaus zuwenden. Im Frühjahr 1706 erscheint eine heimliche Gesandtschaft in Berlin und trägt dem preußischen Kronprinzen die ungarische Königswürde an. Friedrich I. denkt zwar keinen Augenblick ernstlich daran, sich in dies Abenteuer zu stürzen; doch er bespricht sich mit dem Sohn: „Was hältst du davon, du Lecker? Zwei Kronen auf deinem Dickschädel!?“ — Friedrich Wilhelm schüttelt energisch den Dickschädel: „Nichts halte ich davon, allergnädigster Herr Vater! Die Annahme würde uns Frankreich in die Arme treiben und uns den Kaiser zum Tod-

feind machen. Das mag uns im Augenblick zwar wenig kümmern; aber später, wenn der Kaiser sich gegen uns wendet, wird Frankreich uns im Stich lassen. Fürst Rakoczy riskiert bei alledem viel weniger als wir!" — „Gut, daß du so vernünftig denkst, mein Junge", sagt der König. „Ich habe die preußische Krone nicht dafür geschaffen, daß sie in Abenteuern verplempert wird; aber ich wollte dir nicht vorgreifen!" — Die ungarische Gesandtschaft zieht unverrichteter Dinge wieder ab, und Rakoczy ist um eine Hoffnung ärmer. Noch führt er seinen stolzen Kampf weiter; doch bald zeigt ihm Frankreich die kühle Schulter, und er spricht das bittere Wort von der Limone, die weggeworfen werde, nachdem man sie ausgepreßt. —

Denn bald erweist sich, daß des Kaisers Majestät ungebrochen und fest in den Wirren des Reiches wie der Welt ihren Platz behauptet: schon marschiert, da nun Süddeutschland vom Feind gesäubert ist, Prinz Eugen auf Turin, das der Franzos belagert hält. Schon hat der Kaiser die Kurfürsten von Bayern und Köln, die sich wider ihn mit Frankreich verbündet, aus ihren Ländern vertrieben, und nun erklärt er gegen diese beiden Wittelsbacher die Reichsacht. Mit dem Gepränge mittelalterlicher Strenge wird am 29. April 1706 zu Wien die Achtung vollzogen: eigenhändig zerreißt der Kaiser in feierlicher Reichsversammlung die Investitur- und Lehenbriefe der beiden Kurfürsten; Herolde werfen die Fetzen zum Fenster des Saales hinaus nnd verkünden danach unter Trompetenschall auf den Plätzen der Stadt vor allem Volk den Wortlaut der Achts-Erklärung, die also anhebt:

„WIR Joseph von GOttes Gnaden / Erwöhlter Römischer Kayser zu allen Zeiten Mehrer des Reichs / in Germanien / zu Hungarn / Böhaimb / Dalmatien / Croatien / Sclavonien König etc. / Ertz-Hertzog zu Oesterreich / Hertzog zu Burgund / zu Braband / zu Steyer / zu Kärndten / zu Crain / zu Lützenburg / zu Würtemberg / Ober- und Niederschlesien / Fürst zu Schwaben / Marggraff des Heil. Römischen Reiches / zu Burgau / zu Mähren / Ober- und Nieder-Lausitz / Gefürsteter Graf zu Habspurg / zu Tyrol / zu Pfird / zu Kyburg und zu

Görtz / Land-Graff in Elsaß / Herr auf der Windischen Marck / zu Portenau / und zu Salins. Entbieten allen und jeden Chur Fürsten / Fürsten / Geist- und weltlichen Prälaten usw."

Schon hat der Kaiser seine Hand auf Bayern gelegt, des Kurfürstentums Besitztitel und Würden an seine Getreuen vergeben! Wohl hat sich das bayerische Landvolk zusammengerottet, seinem vertriebenen Max Emanuel, der in den spanischen Niederlanden weilt, die Hauptstadt und das Land zu retten; wohl sind die treuen Oberländer unter Führung des riesigen Schmiedbalthes von Kochel in eisiger Winternacht gegen München gezogen; doch Verrat hat sie und die mitverschworenen Aufständischen in der Stadt den Österreichern ausgeliefert, und in der Sendlinger Mordweihnacht 1705 sind sie zusammengehauen worden bis auf den letzten Mann. —

Dem König in Preußen hat das Jahr 1705 nicht nur die Gemahlin, es hat ihm am Tage vor Weihnachten auch die einzige Tochter geraubt: Louise Dorothea, die Gemahlin des Erbprinzen von Hessen-Kassel, ist nach fünfjähriger Ehe gestorben. Mehr und mehr vereinsamt Friedrich I., und er, der ohne glückliche Geselligkeit nicht leben kann, betreibt jetzt eifrigst die Verheiratung des Sohnes, damit eine junge Fürstin dem verödeten Hof neues Leben und der Krone einen künftigen Träger schenke. — Graf Finckenstein hat aus Stockholm gemeldet, die Prinzessin Ulrike-Eleonore könne sich nicht entschließen, zum reformierten Glauben überzutreten. Schade! Ein erledigter Fall.

Und nun wenden sich des Königs Vaterblicke, auch ohne besonderes Zutun des Kronprinzen, auf die hübsche Nichte in Hannover, und er verspricht dem Sohn, als Brautwerber mit ihm zu den Verwandten zu fahren. — Vorher freilich gilt es noch eine hochoffizielle Festlichkeit im eigenen Lande zu begehen, — dem König lieb, dem Kronprinzen verhaßt: die Feier des zweihundertjährigen Bestehens der Universität zu Frankfurt an der Oder. — Sechzig Kutschen, dahinter vierzig Rüst- und Küchenwagen bringen den Vater, den Sohn und den Hofstaat in die Jubelstadt, die sie unter Glockengeläut und Kanonendonner, unter zahlreichen Ehrenpforten, mit Spalieren weißgekleideter

Jungfrauen empfängt. Die Univerſität hat geglaubt, in weiſer Vorſorge handeln zu ſollen: ſie hat den Thronfolger zum Rector Magnificentissimus ernannt, und der Prinz, wütend über die durchſichtige Ehrung, die er doch dem Vater zuliebe annehmen muß, hat jetzt das Vergnügen, als Rektor in Perücke und langer Robe die Abordnungen der fremden Univerſitäten zu begrüßen, im übrigen fünf Tage lang feierlich herumzuſitzen und ſich die endloſen lateiniſchen Anſprachen anzuhören, von denen er das Wenigſte verſteht, und bei denen er Gefahr läuft, auf ſeinem erhabenen Stuhl einzunicken. Ihr verdammten Blackſcheißer! denkt er; wenn ihr wenigſtens franzöſiſch quaſſeln würdet, falls ſchon unſere Mutterſprache hier verpönt iſt! Wißt ihr bebrillten Ölgötzen eigentlich, wie viel des lateiniſchen ich bei meinem guten Rebeur gelernt habe? Princeps despicit homines literatos, zu deutſch: die Tintenkotzer ſind dem Prinzen widerwärtig! Prinzeps durchſchaut ihren Dünkel, der ſich mit dem Hokuspokus von Geheimwiſſenſchaften umgibt, und Prinzeps denkt gar nicht daran, ſich beim Herrn Papa für die von den Profeſſores ſubmiſſeſt angeſchwänzelten Gehaltserhöhungen zu verwenden! Im Gegenteil: wir werden uns noch einmal auf eine höchſt unangenehme Weiſe beſchnüffeln, ihr meine hochgeſtelzten Herren!

Nun, auch dieſe fatale Fatigue geht eines Tages vorüber, und eines andern ſchönen Tages, im Juni 1706, treffen Vater und Sohn in Hannover ein, wo man ſie aufs herzlichſte empfängt. Man iſt ſich beiderſeits über den Zweck dieſes Beſuches völlig klar, und ſo kann bereits nach drei Tagen Friedrich Wilhelms Verlobung mit ſeiner Baſe Sophie Dorothea gefeiert werden. Der König drängt bei ſeinem kurfürſtlichen Schwager auf raſcheſte Heirat der Kinder; doch der würdevolle Brautvater erklärt, vor dem Spätherbſt ſei nicht an die Hochzeit zu denken; denn er müſſe die umfangreiche Brautausſtattung in Paris beſtellen, nnd bis dieſe geliefert werden könne, verginge noch eine Reihe von Monaten. — So iſt's richtig! denkt der Bräutigam: Hannover und Preußen liegen mit Frankreich in erbittertem Krieg; aber die koſtbare Ausſteuer muß beim Feind gekauft werden, damit das gute Geld nur ja nicht im eigenen Lande bleibt!

— Der König indes hat für die Caprice ſeines Schwagers nur ein Lächeln übrig; er iſt mit der Verſchiebung der Hochzeit einverſtanden und reiſt alsbald weiter, in den Haag, wo er wieder einmal — ach, zum wievielten Male? — über die oraniſche Erbſchaft ſeiner Mutter zu verhandeln hat.

Der Sohn dagegen bleibt noch einige Tage in Hannover.

Hier atmet er die Luft, in der ſeine Mutter groß geworden iſt; hier bewegt er ſich in dem philoſophiſchen, ſtreitſüchtig aufgeklärten Eſprit, deſſen Stimmung einſtmals Sophie Charlotte nach Berlin mitgebracht hat. Und doch: wie ganz anders war die Mutter geartet geweſen als ihr Bruder, der Kurfürſt! Nur der welfiſche Hochmut und jener gewiſſe, ſpöttiſch überlegene Ton war den Beiden gemeinſam; im übrigen aber iſt der Onkel Georg Ludwig ſo hölzern und ſteif, wie die Mutter beweglich, — ſo unſchön, wie ſie ſchön, — ſo mundfaul, wie ſie beredt geweſen iſt! Seltſames Geſchwiſterpaar!

Friedrich Wilhelm hat ſich an dieſem Hof, in dem düſteren Schloß, ſchon als Kind nicht wohlfühlen können, und die Beklemmungen von damals ſind heute noch in ihm lebendig, wenngleich jetzt nur noch als Unbehagen und Widerſpruch. — „Da drüben in dem Saal, Johann", ſagt er zu ſeinem Kammerdiener Brandthorſt, der ihn begleitet, — „da drüben hab ich mich als Fünfjähriger mit meinem Vetter Georg herumgeprügelt, bis uns das Blut aus den Naſen troff! Der Kurprinz war immerhin zehn Jahre alt; aber ich hab ihn d o c h untergekriegt, den Schmachtlappen! Ein Prinzlein, das ſich von einem halb ſo Alten vertobaken läßt, — was hältſt du von ſo einem, Johann?"

Der Kammerdiener ſchweigt und lächelt ausweichend.

„Ein Komödiant iſt er, — im Vertrauen, Johann! Mir tut ſeine Braut, die Ansbacherin, von Herzen leid, — auch wenn ſie ſpäter einmal Königin von England ſein wird! Und nun will es der Himmel ſo haben, daß dieſer Kümmerling von einem Vetter auch noch mein Schwager wird: das will durchgehalten ſein, Johann!"

„Eure Königliche Hoheit werden den erwünſchten Abſtand zu wahren wiſſen", meint Brandthorſt behutſam.

„Das ſchon, — wenn nur die hohe Politik nicht wäre! Die Politik wird mich immer nötigen, zu ſagen: liebwerter Vetter, mon cher frère! Dabei weiß er ganz genau, daß ich ihn einen Komödianten nenne, und ich weiß, daß er mich einen Knoten ſchimpft!“ — Er holt Atem und wirft dem Kammerdiener ſeinen Galarock zu: „Du wunderſt dich über meine Vertraulichkeit, Johann? Wen hab ich denn hier, außer dir — und der Frau Großmama? Lauter Masken um mich herum! Nicht einmal mit meiner Braut laſſen ſie mich allein; immer hockt das Fratzenzeug dabei! Du haſt's beſſer, Kerl: kannſt dich mit deinem Mädchen in die Büſche ſchlagen!“ —

Manche Stunde verſitzt der Kronprinz bei der Großmutter Sophie, blickt ihr zärtlich ins gütige alte Fältchengeſicht und wärmt ſich an der Freude, die von ihr ausſtrahlt, nun ihr langgehegter Herzenswunſch, die geliebten Enkelkinder verlobt zu ſehen, endlich in Erfüllung gegangen iſt. Voll beſinnlicher Wehmut weilt das Geſpräch bei der toten Königin, die allzu frühe dahingemußt, und aus ſchmerzlich verdoppelter Liebe ſtreut die alte Kurfürſtin die Fülle ihrer Ratſchläge über den verwaiſten Enkel aus: wie er ſeine künftige Frau behandeln müſſe, wie er ſich zu ſeinem Onkel Georg Ludwig zu ſtellen habe, wie er in den leidigen Glaubensfragen nicht vom geraden Wege abweichen dürfe! — Voll kindlicher Verehrung lauſcht Friedrich Wilhelm den Lebensweisheiten der alten Fürſtin. In ihrer Nähe umfängt ihn täglich wieder die ſeltſame, gefährliche Welt des verwichenen Jahrhunderts, — eine *vergangene* Welt, gewiß! Und doch, wie lebendig iſt ſie geblieben im Herzen der Großmutter, die ja noch — kaum vorſtellbar dem heutigen Geſchlecht — in den Anfängen des dreißigjährigen Krieges das Licht der aufgeregten Welt erblickt hat als Tochter des Pfalzgrafen Friedrich, der ſein Zauberſchloß zu Heidelberg verließ und dann das Winterkönigtum in Böhmen ſo teuer hat bezahlen müſſen!

Es kommt der Augenblick, wo die Großmutter dem jungen Bräutigam die Hand auf die Schulter legt und ihn liebevoll ermahnt: „Nun kümmere dich aber auch einmal um Fiekchen, lieber Fritz! Was verhockſt du dich hier bei mir alten Frau? Laß

doch das gute Kind nicht so viel allein! Ich weiß gar nicht: in meiner Jugendzeit waren die Chevaliers viel feuriger, als ihr jungen Leute es heute seid! Und gar, wenn man ein so schönes Mädchen zur Braut hat! Schier ein Ebenbild deiner Mutter, Fritz!"

Dann küßt der Junge die würdige alte Hand, geht zu den Gemächern der Prinzessin und läßt sich bei Ihrer Durchlaucht melden. Sie empfängt Seine Königliche Hoheit zeremoniös, errötend, fast schüchtern, als sei sie niemals mit dem Fünfjährigen durch die Gänge dieses Schlosses getollt. — Die Beiden sitzen sich gegenüber; sie machen französische Konversation; sie sprechen vom Wetter und vom Wohlbefinden der Frau Großmama. Die Hofdamen sitzen geziemend dabei: die älteren als feierliche Glucken mit steifem Seidengeknister, die jüngeren mit Fächerschlag und Gekicher, mit kokettem Augenspiel und verschwiegenen Ironien über dies merkwürdige Brautpaar!

Der Kronprinz hat für die Hofdamen nichts übrig; er hat nur Augen für sein Fiekchen. Wie schön sie ist, das hat er bei seinem letzten Besuch, vor einem halben Jahr, noch gar nicht zu würdigen verstanden; denn damals hat sein Herz noch an Carolina gehangen. Jetzt aber hat er Muße, sich in das Bild seiner künftigen Ehefrau zu versenken, und seine Blicke haften zärtlich an ihrem Liebreiz: am braun gelockten Haar, an den großen Blauaugen, an der alabasterweißen, schier durchsichtigen Haut, an den zierlichen Händen, am schönen, belebten Busen, den das höfische Gewand nur wenig verbirgt. Er schließt die Augen und stellt sich vor, wie dies schöne Geschöpf schon bald in seinen Armen ruhen wird: mag es auch Sünde sein, sich das vorzustellen, — es ist doch wohl das Recht des liebenden Bräutigams!

Wenn doch die Schranzen nicht immer dabei hockten! Wäre er nur einmal allein mit ihr, er würde ihr sagen: Komm, komm gleich! Hinwegtragen will ich dich von diesem Hof, in den du nicht hineinpaßest, weil ich nicht hineinpasse! Man hat dir die Mutter geraubt, als du acht Jahre alt warst: sie, die völlig schuldlos ist, hat man aus ehrgeizigen Intrigen zur Sünderin erklärt und in qualvolle Einsamkeit nach Ahlden verbannt; dich

aber hat man mutterlos und traurig aufwachsen lassen neben einem Perückenstock von Vater, neben einem Scharlatan von Bruder, zwischen frivolen Höflingen und lüsternen Kokotten! Komm zu mir: ich will dich zur Mutter von gesunden Kindern machen; eine freudevolle Ehe, einen gesegneten Hausstand wollen wir miteinander führen, mein Fiekchen!

Doch er fühlt die Blicke der Hofdamen auf seinem schweigenden Gesicht ruhen, und so sagt er denn: „Liebe Sophie, nennen Sie mich doch bitte ‚Fritz'! Es verlangt mich nach dieser Auszeichnung von Ihren schönen Lippen!"

„Das würde mir nicht wohl anstehen, Eure Königliche Hoheit!" sagt die Prinzessin, und ihr großer Blick flüchtet befangen über seine stattliche Erscheinung hin.

„Warum nur nicht? Sind Sie nicht sogar ein Jahr älter als ich? Sie könnten mich schier bemuttern, liebe Sophie!"

Das gute Kind errötet; die Edelfräulein tuscheln hinter ihren Fächern, und die Frau Oberhofmeisterin sagt strafend: „Eure Königliche Hoheit sind nicht gerade übermäßig galant —!"

Oh, diese Glucken, diese Glucken! Man darf ja nicht brutal werden, und also ist man wehrlos zwischen ihren Fächerschlägen und Flüsterbosheiten! —

Zuweilen erscheint auch die schöne Baronesse von Pöllnitz zu den Empfängen der Prinzessin. Sie hat sich wohl damit abgefunden, in Hannover zu bleiben, und sie wird sich ihres Kummers, wenn sie solchen je verspürt hat, zu getrösten wissen. Anfangs hat sie dem Kronprinzen noch verliebte Augen gemacht, hat ihm in der stummen Sprache des Blickspiels zu verstehen gegeben, wie lieblos doch sein Briefchen gewesen, und daß sie dennoch bereit sei, ihm aufs liebevollste zu verzeihen; doch der Herr Bräutigam ist kalt geblieben; er hat sie als die Hofdame seiner Mutter begrüßt; er hat sich nach dem Befinden ihres witzigen Neffen erkundigt, der einstmals mit ihm zusammen Kadett gewesen und jetzt auf großer Cavalierstour durch Europa begriffen ist, — und damit basta! — Welch ein Bär! Welch ein Stein! Als ob man hier am Hofe nicht ganz genau wüßte —!? Und dabei ist er so jugendschön, so gesund, so blühend, so — saftstrotzend —! Wenn

auch künftighin alle Liebesmüh der Galanterie bei dieſem bockbeinigen Prinzen verloren bliebe, dann wären die Perſonnagen zu bedauern, die an ſeinem Hof dereinſt für die Wahrung des guten Verſailler Tones zu ſorgen hätten —! —

Der bockbeinige Prinz nimmt ſeinen Urlaub vom Onkel Kurfürſten und von der Braut; in Begleitung des ſchnurrigen Generals von Tettau reiſt er zum niederländiſchen Kriegsſchauplatz ab, den Herzog von Marlborough zu begrüßen und die preußiſchen Regimenter zu inſpizieren. — Der Herzog hat erſt vor wenigen Wochen bei Ramillies einen bedeutſamen Sieg über die Franzoſen erſtritten; jetzt belagert er Brüſſel und ſchickt ſich an, die ſpaniſchen Niederlande für die Seemächte in Verwaltung zu nehmen. Er empfängt den Erben der Krone Preußen ſehr herzlich: der Mann und der Jüngling ſchätzen ſich von früheren Begegnungen her, und Friedrich Wilhelm erfährt wieder einmal, wie hoch der berühmte Marſchall die Kampfkraft der preußiſchen Regimenter bewertet. Aber für ihn ſelber gibt es in dieſem Feldzug keine Lorbeeren zu pflücken: außer dem Sturm auf Menin, dem er an der Seite des Feldherrn zuſchauen muß, und wobei er einige Kugeln pfeifen hört, beſchert die Campagne ihm keine kriegeriſchen Erlebniſſe von der Art, wie ſein Soldatenherz ſie begehrt. Und während in Paris am Trouſſeau für ſeine Braut gearbeitet wird, während Prinz Eugen und der Fürſt von Deſſau im September den großartigen Sieg bei Turin erkämpfen, während die Fürſtentümer Mantua und Neapel von Öſterreichern und Preußen erobert werden, während der ſchwediſche Kriegsgott, dem Teutſchen Reich zum offenen Hohn, ganz Sachſen ſich unterwirft, bis nach Leipzig vorſtößt und in Altranſtädt dem Starken Auguſt einen demütigenden Frieden aufzwingt, — ſitzt der Kronprinz von Preußen im engliſchen Hauptquartier, dreht die Daumen und hat wieder einmal reichliche Muße, darüber nachzudenken, welche geringe Rolle ſein Vaterland im großen Drama all dieſer Ereigniſſe zu ſpielen verurteilt bleibt: Nirgendswo geht es ohne den preußiſchen Grenadier; aber überall geht es ohne den preußiſchen Staat, — oder es geht gar über ihn hinweg —!

Im Spätherbſt kehrt der Kronprinz nach Berlin zurück, wo

schon eifrigst für seine Hochzeit gerüstet wird. Seine Majestät hat mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, der Zeremonien Reihenfolge und den Prachtaufwand, der dieses Familien- und Volksfest verschönen soll, in allen Einzelheiten höchstpersönlich zu entwerfen und mit Herrn von Besser, dem gestrengen Oberzeremonienmeister, tagelang durchzusprechen. Europa soll wieder einmal merken, daß Preußens Krone weiß, was sie ihrem jungen Glanz schuldig ist! — Im übrigen ist der König recht unbefriedigt aus dem Haag heimgekehrt: er hat spüren müssen, daß die Generalstaaten ihn mit seinen, doch so berechtigten, Ansprüchen auf die oranische Erbschaft nach wie vor hinhalten, ja ihn mit unverbindlichen Redensarten zu vertrösten suchen. Wenn er sich seine Erblande Mörs und Lingen nicht mit Waffengewalt holen will, — und das zu tun, verbietet ihm die Pietät gegen seine hochselige Mutter! — dann muß er sich wieder einmal hinter den Kaiser stecken und hinter den Reichstag, dieses schwerfällige Gremium, das zu Regensburg in Permanenz tagt, oder vielmehr: schlummert.

Auch sonst hat der König Verdruß. Gerade jetzt, wo eine Fülle von Hochzeitsgästen erwartet wird, auf die Seine Majestät mit ihrem neuen, prachtvollen Schloß starken Eindruck machen will, — jetzt stellt sich plötzlich heraus, daß der wunderschöne Münzturm, den der Baumeister Schlüter über der „Wasserkunst" an der Schloßfreiheit errichtet hat, wieder abgetragen werden muß: er ist auf einem zu schwachen Fundament erbaut worden und zeigt höchst gefährliche Risse im Mauerwerk. Boshafte Zungen behaupten, der kühne Turm sei ein unheilvolles Symbolum für die Aufrichtung der preußischen Krone, der es gleichfalls an soliden Grundlagen gebreche —!

„Du wirst verstehen", sagt der König zum Sohn, „daß ich unter sotanen Umständen, die meine Schatulle aufs empfindlichste schädigen, dem Baumeister Schlüter nicht nur mein Vertrauen, sondern auch alle weiteren Aufträge entziehen muß!"

„Ich bedaure dieses außerordentlich", entgegnet der Kronprinz lebhaft. „Hat doch dieser Andreas Schlüter Ihnen, mein allergnädigster Vater, das Schloß hier in meisterhafter Perfektion entworfen und auszubauen begonnen, desgleichen das Zeug-

haus, welches, einmal vollendet, ein Prunkſtück Ihrer Reſidenz ſein wird, — von des Großen Kurfürſten unvergleichlicher Reiter-Statue —" er weiſt durchs Fenſter auf die Brücke hinaus, — „ganz zu ſchweigen! Wo werden Sie, mein Vater, jemalen einen Künſtler wieder finden, der wie Schlüter die Kraft des Baumeiſters mit der Gewalt des Bildhauers verbindet?"

„Seit wann intereſſiert ſich mein martialiſcher Sohn für die ſchönen Künſte? Zu deiner Beruhigung: ich werde den Schlüter als Hofbildhauer auch weiterhin beſchäftigen. Zum Baumeiſter aber werd ich den Eoſander von Göthe berufen, — einen verdienten Mann von zweifelloſen Qualitäten."

„Scheint mir ein etwas ſpieleriſches Talent, dieſer Eoſander, — mit Verlaub, allergnädigſter Vater!"

Der König lehnt ſich in den weichen Seſſel zurück und ſtützt das Lockenhaupt in die ſchmale, weiße Hand. Schweigend blickt ſein verhärmtes Geſicht, etwas beluſtigt, etwas verärgert, etwas unſicher auf den Sohn, der da breitbeinig hinter dem Schreibtiſch ſteht und ihn aus großen Augen gelaſſen, faſt gleichgültig anſtarrt. Wenn dieſer kraftſtrotzende Knabe, den er um ſeine Geſundheit beneidet, — wenn dieſer Lecker, den er doch ſo zärtlich liebt, nur wüßte, wie ſehr der Vater ihn liebt, wie ſtolz er auf ihn iſt, und wie große Hoffnungen er auf ihn ſetzt! Aber man darf es ihm gar nicht ſagen; ſonſt wird der Lümmel erſt recht übermütig in ſeinem unbeſchwerten Selbſtbewußtſein! Zügeln muß man ihn; ſcharf auf die Finger muß man ihm ſchauen, daß er keine Dummheiten macht! Was weiß er denn ſchon vom Leben, der grüne Kraftprotz!? — Und dabei hat der Vater doch ſtets ein leiſes Gefühl von Unſicherheit dem Sohn gegenüber: er weiß ſich von ihm kritiſch beobachtet; er empfindet die Gegenſätze zwiſchen ſich und dem Jungen als Vorwürfe, die in manchem berechtigt ſein mögen, und wenn der Fritz von einem „ſpieleriſchen Talent" ſpricht, ſo wäre es ſeiner Unverſchämtheit wohl zuzutrauen, daß er damit auf den eigenen Vater zielt, weil er ihn für weich, für nachgiebig, für ſchwankend hält.

Das muß man ihm austreiben; das Gegenteil muß man ihm beweiſen!

Der König nimmt einen Brief vom Tisch: „Da hab ich gerade an den Bischof von Münster geschrieben, der sich auf Betreiben des Papstes bei mir dafür verwendet hat, daß unsere Truppen in Italien das Gebiet des Kirchenstaates verschonen möchten mit Lasten und Einquartierungen —"

„Frechheit!" ruft der Kronprinz. „Da hintertreibt seit Monaten der päpstliche Nuntius in Cöln, daß unser dortiger Resident im eigenen Hause den reformierten Gottesdienst abhält, weil die Papisten das als eine Befleckung der ‚Heiligen Cöln' betrachten, ob es gleich überall diplomatischer Brauch ist, — und trotz dieser unerhörten Herausforderung unseres Glaubens wagt man es, Eure Majestät um Schonung des Kirchenstaates anzusprechen!?"

„Der Papst heißt zwar Clemens; aber er i st nicht clemens, mein Junge, und er hat es mir nicht vergessen, daß ich mir die Krone selber aufgesetzt habe, ohne daß dabei ein Gewinn für die Kurie abgefallen wäre. Trotzdem hab ich mich zunächst bereit erklärt, ihren Wunsch zu erfüllen —" Der König liest aus seinem Brief vor: „... und will ich die Fürsprache Eurer Eminenz respektieren, obwohl der jetzo regierende Papst in der Sache wegen meiner angenommenen königlichen Dignität hiebevor sich so impertinent gegen mich erwiesen, daß ich wohl Ursach hätte, bei dieser guten Gelegenheit es an ihm zu ressentieren, damit er ein ander Mal in dergleichen Fällen gegen evangelische Puissancen mehren Respekt und Bescheidenheit gebrauche!"

„Trefflich, mein Vater!" ruft der Prinz; „das ist die Sprache eines Königs!"

„Nur befürchtest du, die starken Worte allein dürften nicht ausreichen, dem Herrn von Diest in Cöln die Ausübung seines Gottesdienstes zu ermöglichen!?"

„Das befürchte ich allerdings, mein Vater!"

„So laß dir sagen, daß in Kürze der Kriegszustand zwischen dem Kaiser und dem Papst eintreten wird; denn Clemens hält stnr zu Ludwig XIV. und weigert sich, den Habsburger als König von Neapel und Spanien anzuerkennen. Darauf wird Joseph

mit den Waffen antworten, und wir werden ſomit noch einmal, wie im Mittelalter, den Schwerterkampf zwiſchen Kaiſer und Papſt erleben. Sobald das eintritt, werde ich meinem General von Stille ſchreiben, er ſolle das preußiſche Reichskontingent überall im Kirchenſtaat einquartieren und auf Koſten des Papſtes verpflegen, gleichzeitig auch dem Kardinals-Kollegium die Einkünfte aus dem Staatsgebiet ſperren. Genügt das noch nicht, dann ſperren wir dem katholiſchen Klerus in unſern eigenen Landen die Revenüen! Es *wird* aber genügen; denn der Papſt zieht im Krieg mit dem Kaiſer zweifellos den Kürzeren: mit dem Bannfluch iſt heute nichts mehr zu erreichen, und mit einer Hand voll Schlüſſelſoldaten macht der angebliche Nachfolger Petri ſich als Generaliſſimus nur lächerlich!"

Der Prinz neigt ſich zum Kuß auf die Hand des königlichen Vaters.

„Du ſiehſt, mein Junge, daß ich an unſerm Glauben nicht rütteln laſſe! Und ich erwarte von dir, daß du dereinſt ebenſo unnachgiebig jenen Kräften entgegen treten wirſt, die das Wort unſeres Heilands: ‚Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!' ins römiſche Gegenteil zu verkehren ſtreben! Wir wollen nicht vergeſſen, Fritz, nicht vergeſſen!!"

— — — — — — — —

Am 17. November hat Sophie Dorothea ihre Vaterſtadt Hannover verlaſſen: vierzig Kutſchen und achtzig Packwagen fahren ſie, ihr Gefolge und ihre Ausſteuer der neuen Heimat entgegen. Am vierten Reiſetag trifft der Brautzug vor Magdeburg ein, und hier, an der Grenze ihres künftigen Reiches, wird die Prinzeſſin feierlichſt eingeholt vom Adel des Herzogtums, der in fünfzig Sechsſpännerkutſchen die Honneurs macht und dem hohen Gaſt ein berittenes Jägerkorps ſtellt. Beim Einzug in die Stadt donnern ſämtliche Geſchütze der großen Feſtung ihren krachenden Willkomm in den grauen Herbſthimmel hinauf: hundertfach brechen ſich die Echos an den gewinkelten Baſtionen der Vorwerke, und die fürſtliche Braut verſtopft ſich die zarten Ohren. — Zwei Tage ſpäter trifft ſie in Brandenburg ein; hier geht es ſchon ſtiller, wenn auch nicht gerade ſtill zu: die Havel-

ſchiffer veranſtalten zu Ehren der hohen Frau eine gewaltige Waſſerſchlacht und eine hiſtoriſche Pantomime auf dem Fluß. Pracht und eitel Freude, wohin man ſchaut!

Und dann gelangt der feſtlich angeſchwollene Zug nach Spandau, der altberüchtigten Feſtung, deren Zitadelle heute freilich, dem trüben Tag zum Trotz, in frohen Farben leuchtet; denn hier erwarten Schwiegervater und Bräutigam die Braut und geleiten ſie bis vor die Feſtungsmauern von Berlin. Durchs Königstor ſoll ſich der Einzug in die Hauptſtadt vollziehen, und er vollzieht ſich — man ſchreibt den 27. November 1706 — höchſt feierlich, höchſt prunkvoll, höchſt würdig der Krone:

Zunächſt fahren ſechzig Karoſſen vor, jede mit ſechs Pferden beſpannt, auf Bock und Rückſitz mit prächtigſt galonierten Dienern beſetzt, doch im Innern leer: dieſe Galawagen eröffnen um ihrer ſelber willen, eine ſinnreiche Huldigung, den Zug. Dann werden, gleichfalls unbemannt, die Leib- nnd Handpferde Seiner Majeſtät, Seiner Königlichen Hoheit und Ihrer Erlauchten, der Herren Markgrafen von Schwedt, jedes an golddurchwirktem Zügel geleitet von einem daneben reitenden Stallmeiſter, vorgeführt und in den Zug eingeſchwenkt. Als dritte Gruppe ſchließt ſich die Kavalkade des Hofſtaates an: von Stabstrompetern und Paukeniſten lärmvoll flankiert, auf des königlichen Marſtalles edelſten Geblüten, die aufgeregt und köpfewerfend einhertänzeln, zeigt ſich und neigt ſich und wiegt ſich und reckt ſich und ſpreizt ſich und zwinkert und lächelt und iſt ſich ihres Wertes hoch bewußt — die Blüte des Hofes! Goldene und ſilberne Stickereien, blendende Bordierungen, blitzende Orden, wogende Federn auf kühnen Hüten — das alles prunkt vorüber: voran die Kammerherren und Kammerjunker; dann, geführt vom Obermarſchall Grafen Wittgenſtein, der Kronprinz zwiſchen ſeinen Oheimen, den Markgrafen von Schwedt; dann die Geheimen Räte und die Generalität. Friedrich Wilhelm trägt, als Einziger unter all den Treſſenblinkern, auch heute nur die ſchlichte blaue Oberſten-Uniform mit dem Stern des Schwarzen Adlers. Das Volk ſoll ihn herauskennen aus dem Schwarm der Prunkenden, die man ja niemals überbieten kann, die man immer

unterbieten muß durch Schlichtheit, wenn man einmal wahrhaft König sein will!

Und nun erscheint, hinter der Generalität, das Herzstück des Festzuges: die goldene Staatskarosse, das „über alle Beschreibung erhabene Wunderwerk", bespannt mit zwölf Grauschimmeln, flankiert von Schweizer Gardisten, von Pagen, Läufern und Heiduken, von Kammermohren und Kammertürken! In der Karosse sitzt die hochfürstliche Braut, ihr zur Rechten des Königs Majestät in scharlachrotem Rock, den Hermelinmantel um die Schultern gelegt. — Friedrich I. ist glücklich, ist vollkommen glücklich in dieser erhebenden, erhabenen Stunde, die ihm aufs Neue den Wert seines Lebenswerks bestätigt, und die ihm endlich wieder eine schöne, blühende Serena beschert, einen leuchtenden Mittelpunkt für seinen verwaist gewesenen Hof! Entzückt blickt er immer wieder auf Sophie Dorotheas anmutige Gestalt, in ihr schönes Gesicht, das ihn so lebhaft an Charlottens Jugendbild gemahnt! Strahlend lächelt er sie an; zärtlich hält er ihre Hand gefaßt. Sie duldet es befangen und gibt ihm sein Lächeln hilflos zurück. Obschon ihr die königliche Huld erheblich schmeichelt, — ganz wohl ist der Braut nicht dabei. Wie gut, denkt sie, daß Seine Königliche Hoheit da vorne reitet und uns nicht sehen kann! Der künftige Gatte soll ja so schrecklich eifersüchtig sein, hat die Pöllnitz gesagt —!

Neben der Staatskarosse reitet der Krone höchster Diener: der Oberkammerherr Reichsgraf Kolbe von Wartenberg. Von allen ist er der Prächtigste in diesem prächtigen Zuge, — wie sich das gebührt. Immer wieder sucht sein stechender Blick den Souverän an seiner Seite, im Goldgeflimmer des Wagens: er sieht, wie der König die Hand seiner Schwiegertochter hält und streichelt; auch der Graf sieht die Schönheit des jungen Weibes, und er lächelt, — lächelt unsichtbar böse. Seine Gedanken in dieser Stunde sind nicht die Gedanken seines königlichen Herrn, dessen goldenen Schlüssel er an breiter Schärpe trägt.

Hinter der königlichen Karosse schreitet, hochgereckt die Hellebarden, eine Abteilung der Schweizer Garde in weißer, goldbordierter Seide, und hinter dieser schimmernden Eleganz rollen die

Kutſchen des Frauenzimmers: der Prinzeſſinnen und der Hofdamen. Sechsſpännig allen voran, wie ſich das gebührt, allein in ihrer Karoſſe wippend, die Reichsgräfin Katharina von Wartenberg. Auch ſie denkt nur an den Mann im ſcharlachroten Rock, der da vorn in der goldenen Kutſche lehnt: heute lehnt er noch neben einer Anderen; doch wer weiß — eines Tages wird Schön Katchen an ſeiner Seite lehnen, — eines vielleicht ſchon zu errechnenden Tages —!

Die Gräfin wiegt ſich im kniſternden Atlas; ſie trinkt die Jubelrufe des Volkes, die der Kronprinzeſſin und dem König gelten; huldvollſt neigt ſie ſich nach rechts und links, als gälten die Rufe i h r ! Doch das Volk verſtummt, ſobald es die verhaßte Favoritin erkennt; erbittert murmelt es: „Da fährt ſie hin, die große Hure von Babylon!“ — Einmal hört es die Gräfin, und gemeine Wut verzerrt ihr bildhübſches Puppengeſicht: jetzt herausſpringen und dem ordinären Menſch da drüben eins aufs verfluchte Maul knallen —!! Aber nein, dafür iſt ſie ſich zu gut. Mag der Janhagel fletſchen, ſo viel er will! Je m'en fiche, des crapauds! pflegt Graf Wittgenſtein zu ſagen; ſo viel Franzöſiſch hat ſie ihm ſchon abgelernt. Vielleicht wird ſie ihm noch mehr ablernen, und wenn nicht: der Mann im Scharlachrock pariert auch auf deutſch —!

Der Zug will kein Ende nehmen: hinter den Kutſchen der Hofdamen reitet das Regiment der Garde du Corps, neu uniformiert vom erſten bis zum letzten Mann; ihm folgt ein Bataillon Küraſſiere, und ſchließlich marſchieren ſämtliche Handwerker-Innungen der Städte Kölln und Berlin in unabſehbarem Zuge einher; Kinderſchwärme bilden den Beſchluß. — Wer zählt die Triumphbögen, die Ehrenpforten und Guirlanden, unter denen ſich die lebende Kette aus Pracht und Prunk dahinſchlängelt? Wer zählt die Kanonenſchüſſe, die von den Wällen der Stadt abgefeuert werden? Die Huldigungstafeln an den Häuſern? Die Kränze an den Fenſtern? Wer kann das alles überhaupt noch mit unermüdeten Sinnen aufnehmen? Wie die königliche Karoſſe endlich am Portal des Schloſſes, zwiſchen den unbeweglichen Spalieren der Infanterieregimenter angelangt iſt, da

fühlt ſich die Kronprinzeſſin völlig erſchöpft. Und doch iſt das alles erſt der Anfang des Anfangs!

Am nächſten Tag vollzieht der Hofprediger, Biſchof Urſinus, die Trauung des hohen Paares im Dom.

Und dann beginnen die Feſtlichkeiten ſich zu jagen: Opern und Ballette, Feuerwerke und Illuminationen, Hofbälle, Wagenfahrten, Jagdpartieen, Tierhetzen, — Seine Majeſtät lieſt voller Stolz der Hofgeſellſchaft das ſchier unerſchöpfliche Feſtprogramm vor, das ſie höchſtſelber entworfen hat:

Vier Wochen lang wird das ſo weitergehen!

Eines Tages erſcheint der Kronprinz in der Hofküche und winkt ſich den Küchenchef: „Muß ihm mein Kompliment machen, er Koch aller Köche! Er ſorgt für unſere Gaumen, wie für den alten leckermäuligen Heiden Lukullum nicht beſſer hat geſorgt werden können!“

Der Küchenchef verneigt ſich geſchmeichelt: „Zu viel Ehre, Eure Königliche Hoheit!“

„Aber nun ſag er mal: was koſtet das alles, was der Hof ſo ſeit Wochen ſich einverleibt??“

„Das koſtet die königliche Schatulle keinen einzigen Gulden, Königliche Hoheit!“

„Na nu!? Er iſt wohl beim Grafen Ruggiero, dem Erzſchelm von einem Goldmacher, in die Lehre gegangen? — Das koſtet nichts??“

„Das liefern alles die Provinzen in naturalibus, Königliche Hoheit; ſind lauter Zwangsauflagen, für die keine Entſchädigung gezahlt zu werden braucht, laut allerhöchſter Verfügung! Hier hab ich juſt die Aufſtellung über die Lieferungen aus der Neumark —!“

Der Kronprinz lieſt: 640 Stück Kälber, 7600 Hühner, 1102 Puter, 650 Gänſe, 1000 Enten, 2000 Tauben, 120 Schock Eier —!

„Die übrigen Provinzen liefern entſprechend!“ ſagt der Küchenchef ſtolz. „Oſtpreußen hat unter anderem 150 Maſtochſen geſchickt —!“

Friedrich Wilhelm ſieht das abgehärmte Geſicht des Martin Denecke aus Woltersdorf vor ſich. So oft er an die Not des Bauernſtandes denken muß, — jedesmal ſteigt das Bild des verhinderten Selbſtmörders vor ihm auf, den er nur mit Mühe vom Sterben abgebracht hat. — „Alſo den armen Bauern iſt das alles abgepreßt worden!“ ſagt er empört.

„Den Provinzen, Eure Königliche Hoheit!“ verbeſſert der Küchenchef befliſſen.

„Wer ſind denn die Provinzen, wenn nicht die Bauern!?“ ruft der Kronprinz. „Er Ochſe, glaubt er vielleicht, die Königlichen Beamten draußen im Lande hätten das alles geſtiftet!? Den kleinen Leuten hat man die Ställe geplündert, damit wir uns nach dem ſiebenten Gang erbrechen, wenn wir den achten bis zwölften noch reinſchaufeln wollen! Seit ich das weiß, ſchmeckt mir der ganze Fraß nicht mehr!!“

Und er ſtürmt klirrend aus der Küche. —

Doch die Feiern gehen weiter. Erſt nachdem der Frau Kronprinzeſſin beim Anblick einer blutigen Tierhatz im Hetzgarten ſchlecht geworden iſt, befindet es Seine Majeſtät für angemeſſen, an ein Ende der Feſtivitäten zu denken, zumal da ſie höchſtſelber auch ſchon etwas fatiguiert iſt. Aber darum ſchläft das Hofleben nun doch nicht ein; es rauſcht nur etwas leiſer dahin. Zu ſehr hat ſich der König in den letzten Wochen an das fröhliche Treiben und an die Nähe der ſchönen Schwiegertochter gewöhnt, als daß er das verjüngte Ebenbild der toten Gemahlin jetzt miſſen möchte, — und ſo hält denn Sophie Dorothea täglich ihren Cercle im Schloß, und täglich ſitzt der König neben ihr: am Kamin, im Wagen, auf der goldenen Prunkbarke, die jetzt wieder enthüllt iſt und an ſonnigen Märztagen, mit dem Hofſtaat an Bord, nach Charlottenburg getreidelt wird.

Wie David an Abiſag, ſo wärmt der Herr Vater ſeine Seele an meinem Fiekchen! denkt der Kronprinz, und ſein Herz ergrimmt. Er, der von Natur ſchüchtern iſt, blickt mehr unwillig als neidiſch auf alle die Schwerenöter, die rings um ihn ihre leichten Siege über die weibliche Tugend erringen, — ſofern es überhaupt eine weibliche Tugend gibt! Er ſelber glaubt nicht an

dieſe Tugend; er traut j e d e m Weibe das Schlimmſte zu: war nicht ſogar ſeine eigene Stiefſchweſter ein Luder geweſen? Und ſo wird er auch ſeine ſchöne Frau vor dem Verführtwerden nur dadurch ſchützen können, daß er mit ihr dem Hofleben entrinnt und in bürgerlicher Eingezogenheit das Glück der jungen Ehe lebt —!

Der König freilich iſt ſchmerzlich berührt, wie der Sohn ihm eröffnet, er wünſche, nun das Frühjahr komme, mit der Kronprinzeſſin in Wuſterhauſen zu reſidieren: die wohltätigen Wirkungen des Landlebens ſeien für eine künftige Landesmutter gar nicht hoch genug anzuſchlagen —!

„Und mir muteſt du zu, wieder allein in meinem großen Schloß zu hocken, Fritz!?"

Der Kronprinz ſchweigt; doch der König hat ein feines Ohr für Unausgeſprochenes: „Daß du auf deinen eigenen Vater eiferſüchtig wirſt, finde ich ein ſtarkes Stück!" Er ſchaut unwillig drein; die Lippe mit dem kecken Schnurrbärtchen zuckt nervös.

„Vor etwa einem Jahr planten Sie ſelber, mein Vater, um die Hand von Sophie Dorothea anzuhalten —!"

„Gewiß! Darf ich mit meinen fünfzig Jahren keine Heiratspläne mehr hegen? Doch nachdem du nun die Prinzeſſin gewonnen haſt, wäre es doch wohl — nun, ſagen wir: geſchmacklos, wenn ich verſuchen wollte, dir die Gemahlin abſpänſtig zu machen!"

Es iſt vieles geſchmacklos! denkt der Sohn. Doch klüglich lenkt er ein und beſchwichtigt den Unwillen des Vaters. —

Das junge Paar erhält die Erlaubnis, nach Wuſterhauſen überzuſiedeln. Dort iſt der Kapitän von Einſiedel jetzt kein Einſiedel mehr; denn der junge Oberſt hilft ihm wieder täglich beim Drill der Grenadiere, die ſich inzwiſchen um einige Dutzend langer Kerls vermehrt haben. — Sophie Dorothea ſetzt ſich über die primitiven Zuſtände im Waſſerſchlößchen mit einigem Humor hinweg; das Glück der jungen Liebe und die Frühlingszeit vergolden ihr die ländlichen Tage. Wie der König, einige Wochen ſpäter, ſeine Kinder dort draußen beſucht, kann Friedrich Wil-

helm ihm verraten, daß die Kronprinzeſſin ſich in geſegneten Umſtänden befindet. Große Freude im Jagdſchlößchen!!

Auch der König kann Erfreuliches berichten: Das Fürſtentum Neuenburg aus der oraniſchen Erbſchaft iſt, da das Haus Longueville dort nunmehr ausgeſtorben, an Preußen gefallen und bereits landesherrlich beſetzt worden. Des weiteren hat der Reichstag dem Hauſe Brandenburg die Grafſchaften Mörs und Lingen in aller Form Rechtens zuerkannt. Jetzt gilt es, die zähen Generalſtaaten zur Anerkennung dieſes Spruches und zur Herausgabe der Gebiete zu zwingen; dann kann Brandenburgs roter Aar an den Ufern des Rheins und der Ems ſich neue Horſte bauen!

* *
*

Im Mai dieſes Jahres 1707 ſitzt zu Hamburg, am Fenſter ſeines Zimmers, das auf den Hafen hinausgeht, ein alter Mann im Lehnſtuhl und blickt in den Frühlingstag, über den belebten Strom hin. — Wohl ſteht das Fenſter der warmen Mailuft offen; doch der Mann im Lehnſtuhl iſt in ſchützende Decken eingehüllt; ſein Atem pfeift und röchelt.

Dieſer Kranke weiß, daß ſeine Tage, vielleicht ſchon ſeine Stunden vom großen Kapitän aller Kapitäne gezählt ſind.

Hager und kantig ſind des Mannes Züge; wettergebräunt iſt die Haut; verachtungsvoll ſpringt die ſcharfe Hakennaſe zwiſchen den knochigen Wangen vor: ein kühnes, altes Geiergeſicht, aus dem die grellblauen Augen immer noch die Enterhaken ihrer Blicke in die Welt hinausſtoßen, ob es gleich heute nichts mehr für dieſen Mann zu packen und zu greifen gibt — außer der dürren Hand des Todes, die ſich ihm zum letzten Willkomm auf dieſer verwunderlichen Welt entgegenknöchelt.

Was ſuchen die Blicke des Sterbenden? Hinüber ſchauen ſie zum Kriegshafen, wo hochmaſtige Fregatten, Korvetten und andere Orlogſchiffe der Hanſeſtadt an den Dückdalben vertäut liegen. Seine Blicke wandern über den ſonnig glitzernden Strom hinüber zu den Kajen des Handelshafens, wo die Kauffahrer ihre Ladung löſchen. Dazwiſchen tummeln ſich kleine Segel, Fiſchewer

und Ruderboote durchs gelbe Elbwaſſer; kurz und ſteil hüpfen die Wellen auf, zurückgeſtaut von der einkommenden Flut. Möwenſchwärme wiegen ſich über allem; ihre ſchlanken Flügel wölben ſich blitzend im Sonnenlicht. — Du großes, belebendes Bild, ſo altvertraut und doch immer wieder ſo neu und jung wie die ewige See da draußen, die dich täglich zweimal grüßt —!

Seit fünfundſiebzig Jahren haben Benjamin Raule's Augen auf die See, auf Orlogs und Kauffahrer geblickt; heute blickt der alte Schiffsdirektor zum letzten Mal auf ſie hinaus, und was er hier ſieht, iſt nicht ſein Werk. Von allem, was er einſt beſeſſen, was er für einen größeren Herrn geſtaltet und gewonnen hat, gehört ihm heute nur noch die Erinnerung, der ruhelos ſchweifende Gedanke und der bittere Geſchmack des Endes.

Einſt warſt du ein würdiger Ratsherr und großer Rheeder zu Middelburg in deiner holländiſchen Heimat, alter Bruder Benjamin! Doch der Seekrieg drohte deine Commercien zu ruinieren, und du beſchloſſeſt, von Mars zurückzunehmen, was er dir genommen: mit zehn Fregatten ſegelteſt du in die Oſtſee, nahmſt Kaperbriefe von Brandenburgs großem Kurfürſten, brachteſt ihm einundzwanzig voll beladene Schweden als Priſen ein! Dann wurdeſt du zum kurbrandenburgiſchen Schiffsdirektor ernannt: es kam der große Tag, da die See bei Bornholm kochte unterm Regen der Kanonenkugeln, und du brachteſt den ſchwediſchen „Leoparden" ſamt ſeinen dreißig groben Stücken gefeſſelt auf nach Kolberg, unterm Jubilo des Pommerlandes! Das liegt heute einunddreißig Jahre zurück!

Dann begann deine große Zeit, Benjamin: des Kurfürſten Gnade ſtellte deine Afrikafahrer unter ihren mächtigen Schutz, und als nicht lange darauf die Kurbrandenburgiſche Guinea-Kompagnie errichtet ward, da ſaheſt du deine große Aufgabe offen wie die weite See vor dir liegen: dem roten Adler feſte Horſte zu bauen an der Goldküſte, daß er hin und her fliege von der Oſtſee zum Strand von Arim und Anta; daß er Gold und Elfenbein heimtrage für die Manufakturen, ſo er hinausgetragen!

Stolzer Tag, da der wackere Gröben die Flagge hißte auf dem

Platz, wo alsbald die Veſte Großfriedrichsburg ihre ſcharfen Baſtionen gegen die See hinaus recken ſollte! Schöner Tag, da dein kurfürſtlicher Herr die erſten Dukaten, aus afrikaniſchem Golde geprägt, dir vor den Augen blinkern ließ, Benjamin, und mit ſeiner Löwenpranke dir die Hand gar dankbar drückte! Da wir die Kompagnie nach Emden verlegten, da wir die kurbrandenburgiſche Flotte auf fünfzehn große Kreuzer brachten! Da wir im Lande der Ahanta die feſten Plätze Accada und Taccacary bauten, den Scheelblicken der Holländer zum Trotz, dem eigenen Land zum Gewinn! Was magſt du jetzt gerade treiben, mein getreuer Jan Kuny, ſchwarzer Häuptling mit dem unerſchütterlichen Herzen? Denkſt du noch an die weite Fahrt ins Land des weißen Mannes, an den Empfang, den dir und deinen Kriegern der große Vater im Schloß zu Kölln an der Spree bereitet?

Und ihr ſelber, mein erlauchter Herr und großmütigſter Freund, der ihr ſo treu zu mir geſtanden habt, wie ich zu euch hab ſtehen dürfen all die Jahre, — was denkt ihr heute, wenn ihr aus einer beſſeren Welt auf unſer kümmerliches Gewimmel hernieder ſchaut? Warum mußtet ihr von uns gehen, ehe denn unſer großes Werk für alle Zeiten gefeſtigt worden!?

Der Blick des Todkranken geht durchs Zimmer hin und bleibt an dem Bild haften, das die Fregatten „Mohrian“ und „Kurprinz“ ſalutfeuernd vor der Küſte von Großfriedrichsburg zeigt. Und ſeine Gedanken wandeln noch einmal den ſchmerzlichen Weg, den er ſeitdem geſchritten: wie er nach des Kurfürſten Tode die größte Mühe gehabt, den neuen Herrn für das Beginnen des Vaters und für ſeine Weiterführung zu gewinnen, und wie er nur auf Gleichgültigkeit oder Müdigkeit geſtoßen! Höchſtens daß ein paar Dutzend Mohren für die Muſikkapellen der kurfürſtlichen Regimenter nach Berlin geholt wurden: als Renommierſtücke bei Empfängen und Paraden, als Kammerlakaien —! Wie hätte auch ein Fürſt, der ſo viel Geld für ſeinen Hofſtaat brauchte, Geld *erübrigen* mögen für Kolonien, in denen er ſich nicht ſehen laſſen konnte!? — Freilich, ſolange der geniale Oberpräſident Danckelmann noch die Regierung geführt,

ſolange war auch der Kompagnie noch einigermaßen ihr Recht geworden; doch kaum war dieſer mächtige Mann geſtürzt, ſo warf ſich die Meute der Geheimen Räte auch auf ihn, den Schiffsdirektor Raule: man hielt ihm ungenügende Rechnungslegung vor; man ſteckte ihn nach Spandau in die Feſtung; die Federfuchſer müſſen ihn ſchließlich doch wieder freilaſſen: verdammte Idioten, was verſtanden ſie ſchon von der Seefahrt!? — Nun geht er nach Emden zur Kompagnie, wo man ihn braucht; vierzig Monate muß er dort, immer noch halber Häftling, in einem lecken Hulk hauſen: das hat ihm die Geſundheit gebrochen! Was hilft es, daß man ihm ſchließlich erlaubt hat, nach Hamburg überzuſiedeln? Verrecken will man ihn laſſen an einem Ort, wo man nicht mehr verantwortlich für ihn iſt —!

Fürſtengunſt, du zerbrechlicher Becher! denkt der Sterbende. Zwar, was liegt an mir? Ein Mann geht ſeinen Weg zum Ende, und führe er in die Hölle: was tuts, wenn er ſein Beſtes an die große Aufgabe geſetzt? Mehr als bis ans Grab ſich durchzukämpfen, mehr kann keiner tun! Aber wenn ein Fürſt, um königlich in ſeinem Lande zu prunken, das verkommen läßt, was ſeines Ahnen großer Blick und feſte Hand in weiter Welt gewonnen, — dann, Herz, darfſt du ergrimmen vor Schmerz und Wut! Holländer und Engländer grinſen heute, wenn ſie auf See der kurbrandenburgiſchen Flagge begegnen, und ſie war einſt hoch geachtet, war gefürchtet an den fernen Geſtaden! Ein R e i ch war im Entſtehen geweſen in Afrika; doch aus dem ſtolzen Handel iſt kümmerlicher Schleichhandel geworden! Noch ragen unſere Feſtungen an der Goldküſte; doch ſchon recken die fremden Plusmacher ihre gierigen Hände nach u n ſ e r m Werk! Traurig der Staat, der alſo ſeiner Beſtimmung vergißt —!

Benjamin Raule fröſtelt in ſeinen Decken; er ſchließt die Augen und verſinkt.

Es ſtirbt ſich bitter in ſolchen Endes Erkenntnis.

III.

Entſcheidungen

„Erzähl weiter, Axel!“ ſagt Karl und dehnt ſeine ſehnige Reitergeſtalt behaglich tief im Graſe. „Du ahnſt gar nicht, wie wohl es mir tut, einmal wieder eine Stimme aus jener fernen Welt zu vernehmen und ſie von den Eitelkeiten reden zu hören, die wir ſo gründlich verachtet haben, als wir noch in ihnen lebten! Die endloſe Steppe hier macht Appetit auf lächerliche Kleinigkeiten — und Kleinlichkeiten, mein Freund!“

Der Rittmeiſter Liljecrona lacht bekümmert: „An Kleinlichkeiten iſt kein Mangel in der Welt, weder zu Stockholm, noch anderswo! Dein komiſcher Appetit in Ehren, Karl; aber mir wäre lieber, das Heer könnte ſeinen ehrlichen Hunger ſtillen! Was ein richtiger Dalekarlier iſt, der muß den Wanſt voll haben, wenn er ſich für die Glorie deiner Krone ſchlagen ſoll!“

„Er hat ſich ſchon manches Mal mit leerem Wanſt brillant für ſie geſchlagen, Axel! Die Zeiten, da wir in Dalarne auf die Bärenjagd gingen, ſind vorerſt einmal vorüber; hier in der Ukraine gibt es keine Bären — außer dem einen Rieſenbären, der ſich ſo ſchwer ſtellen läßt! Aber wenn wir erſt das Städtchen da drüben“ — liegend winkt er mit der Hand nach Oſten hin, wo überm Steppengras die Erdwälle und Türme von Pultawa ſich zeigen — „eingenommen haben, dann iſt Verpflegung und Munition für Monate gewonnen. Genug davon! Wer wäre wohl ſo blödſinnig, vom Krieg zu *reden*, wenn Gott ihm die Gunſt ſchenkt, Krieg zu *führen*!? Alſo erzähl aus der verſunkenen Welt, Axel! Vorher aber nimm das hier!“ Er greift, ohne hinzuſchauen, in eine Tonſchale voller Flüſſigkeit, die neben ihm ſteht, packt eines der darin ſchwimmenden Tücher, preßt es leicht aus und wirft es dem Rittmeiſter ins Geſicht: „Es wäre doch ewig ſchade, wenn wir hier an der Peſt verrecken ſollten!

Wenn aber, dann erſt, nachdem der Caracalla aller Moskowiter an ihr verreckt iſt!"

Liljecrona hat das Tuch aufgefangen, hält es vor die Naſe und atmet tief die ſtrenge Eſſigbeize ein. Während er gehorſam ſchnauft und nieſt und wiederum ſchnauft, betrachtet er den geliebten Herrn, der da ſo läſſig im Graſe liegt: Noch immer trägt er ſeinen einreihigen blauen Rock mit den kupfernen Knöpfen, dazu die ſchwarze Halsbinde, und an den hageren Beinen die überlangen Reiterſtiefel, — alles noch wie vor zehn Jahren, da ſie aus Stockholm ausgeritten ſind. — Der König und der Rittmeiſter, beide zählen ſie heute ſiebenundzwanzig Lenze; vor dem einen zittert ſeit Jahren halb Europa, und der andere zittert ſelber vor Glück, dem Einzigen hier Freund und Kamerad ſein zu dürfen.

„Warum erzählſt du nichts, Axel?" fragt der König aus dem Gras hervor.

„Weil du befohlen haſt, daß ich gegen die Peſt ſchnüffele, Karl!"

„Und weil du wieder über unſere Lage grübelſt, anſtatt das meine Sorge ſein zu laſſen!"

Liljecrona errötet und ſchweigt. Er iſt erſt vor wenigen Tagen bei der Hauptarmee vor Pultawa eingetroffen, mit dem Nachſchub, den der General Löwenhaupt aus Livland herangeführt hat. Das war ein ſchlimmer Zug, quer durch Polen und Rußland: unabläſſig wie von Horniſſen bedrängt durch des Zaren Koſaken, der Verpflegungskolonnen beraubt, von der Peſt angefallen, iſt das Erſatzheer immer mehr zuſammengeſchmolzen, und nur ein erſchöpfter Reſt hat ſich bis hierher geſchleppt. Karls Regimenter ſind zwar noch intakt; aber auch in ihnen gehen Peſt und Hunger um: iſt das nicht Grund genug, ſich ſeine Gedanken zu machen?

Der König richtet ſich halb auf, ſtützt den Kopf in die Hand und muſtert den ſinnenden Gefährten mit ſpöttiſcher Verwunderung. Grauſam geſchloſſen iſt des Königs asketiſcher Mund, der voll ſo wilden Behagens das zu verſchweigen weiß, was andere doch nicht verſtehen würden; kalt iſt der Blick ſeiner dunk-

len Augen unter der ſteilen Stirn, aus der das braun gewellte Haar weit zurückweicht. Und die gewaltige Naſe, die man knollig nennen könnte, wenn nicht der Reſpekt vor der Majeſtät ſolches verböte —!

Ob jener andere Alexander, vor zweitauſend Jahren, wohl auch ſo unerhört halsſtarrig geweſen iſt wie dieſer hier? denkt der Rittmeiſter. Da ſitzen wir nun am Ende der europäiſchen Welt, tief im Innern eines erbittert feindlichen Landes, ohne Ausſicht auf Nachſchub und Verſtärkung; aber dieſer wilde Kopf hier will es ſich nicht eingeſtehen, daß es übel um uns ausſchaut: ſein Stolz wehrt ſich dagegen, das dämoniſche Abenteuer ein Abenteuer zu nennen, nnd er ſetzt die Weltmacht Schweden gegen ein Eſſigtuch —!

„Alſo ſie klopfen ſich immer noch um den Thron von Spanien?“ fragt der König.

„Freilich! Und zur Zeit ſitzt der franzöſiſche Philipp wieder einmal auf ihm. Aber der Großvater in Verſailles iſt müde und mürbe geworden: er verhandelt jetzt ernſtlich über den Frieden!“

Karl knurrt verachtungsvoll: „Wozu, wenn er ihn nicht diktieren kann —!?“

„Eugen und der Brite haben ihn mürbe geſchlagen, damals bei Oudenaarde und Lille: wie die Geier ſind ſie auf Vendôme geſtoßen. Sie haben von dir gelernt, Karl!“

„Von mir kann keiner lernen, der nicht Ich iſt!“ Er gähnt gelangweilt.

„Der Kaiſer hat mit preußiſchen und eigenen Truppen den Kirchenſtaat beſetzt und dem Papſt die Anerkennung Karls III. in Neapel und Spanien abgezwungen: eine Stunde vor Ablauf des Ultimatums hat Clemens ſchließlich klein beigegeben; ſonſt hätten die Kaiſerlichen ſeine Stadt Rom beſetzt!“

„Gut ſo; Guſtav Adolf im Himmel wird ſich gefreut haben! Aber es iſt ein unklarer Sieg. Was nottäte, wäre ein Bündnis ſämtlicher proteſtantiſcher Mächte zu Schutz und Kräftigung des evangeliſchen Glaubens! Ich hab damals in Altranſtädt dieſen Vorſchlag an Marlborough gemacht; ich ſtellte ihm vor, daß ein Bündnis zwiſchen Schweden, England, Hannover, den

Generalſtaaten und Preußen imſtande wäre, Frankreich und Habsburg niederzuhalten! Aber der Liebling der Königin Anna iſt meinem Vorſchlag ausgewichen: er durfte es wohl mit dem Kaiſer nicht verderben. Als ob es für die evangeliſchen Mächte nicht ziemlich gleichgültig wäre, ob nun der Enkel des Hugenottenverfolgers oder ein Nachkomme der habsburger Ketzerbrater dahin gelangt, in Spanien der römiſchen Kurie Vorſchub zu leiſten! Ludwig XIV. flattiert mir zwar ſtändig, aber nur darum, weil er mich nötiger braucht als ich ihn!"

„Man ſpricht gern vom Kampf für den Glauben, und kämpft doch immer nur für die weltliche Macht, Karl! Die Krone Schweden hat es auch nicht anders gehalten!"

„Selbſtverſtändlich! Denn nur im Beſitz der weltlichen Macht kann ein Fürſt den Glauben ſeines Landes und den ſeiner Verbündeten tatkräftig ſchützen! Im übrigen wirſt du mir zugeben, daß ich dem Kaiſer die Zuſicherung der Glaubensfreiheit an ſeine proteſtantiſchen Untertanen in Schleſien jüngſt abgetrotzt habe, ohne daß ich dabei einen Machtvorteil für mich im Auge hatte! Den Vorteil haben die Lutheraner in Sachſen und Preußen; es ſtärkt ihnen den Rücken. — Was hört man vom preußiſchen Hof?"

„Die Kronprinzeſſin hat einen Knaben geboren —"

„Iſt ſchon nicht mehr wahr; das Kind ſtarb doch mit fünf Monaten, gerade als wir nach Rußland abrückten!"

„Stimmt! Und die unglückliche Mutter hat das tote Söhnchen in Wachs nachbilden laſſen; aber die drei Schmarotzergrafen waren der Meinung, daß eine Wachspuppe keine Thronfolge garantiere, und ſie redeten dem guten Friedrich ein, ſeine Schwiegertochter gäbe kaum Hoffnung auf weitere Nachkommen, und Seine Majeſtät müſſe daher höchſtſelber nochmals ins Brautbett klettern, um der Krone einen Erben zu zeugen —!"

„Kein übler Witz, Axel! Was werden ſie in Hannover getobt haben über dieſe Selbſtherrlichkeit des Sereniſſimus an der Spree!? Er hat doch die Mecklenburgerin, die bleichſüchtige Sophie Luiſe, inzwiſchen geheiratet?"

„Mit dem gebührenden Prunk! Da ſie nur zwei Jahre älter

iſt als die Kronprinzeſſin, ſo iſt das mütterlich-töchterliche Herzensverhältnis zwiſchen den beiden Damen ohne weiteres garantiert! Es wurde auch ſchon von Anfang an betont dadurch, daß die Hochzeit des Königs auf den Tag zwei Jahre nach der Hochzeit des Sohnes ſtattfand: am 28. November vorigen Jahres. Der Vater erklärte damit dem Sohn durch die Blume: ich muß da wieder anfangen, wo ihr jungen Leute verſagt habt! Und der Sohn revanchierte ſich, indem er den Eltern beim Hochzeitsmahl mitteilte, daß die Kronprinzeſſin, wie ſie ihm ſoeben verraten, von neuem in geſegnete Umſtände gekommen ſei! Seine Majeſtät ſoll darauf, wie unſer berliner Reſident wiſſen will, dem Sohn erklärt haben: wenn er d a s vorher gewußt hätte, würde er die Mecklenburgerin wohl kaum geheiratet haben!"

„Nett, ſehr nett!" Karl lacht etwas hölzern, nach ſeiner Art, und verſenkt die große Naſe in ein friſches Eſſigtuch. Dann wirft er ſich wieder auf den Rücken und ſagt: „Wie ungemein erquicklich, dieſer Hoftratſch aus der kleinen Welt da hinten! — Was macht denn nun der goldige Lümmel, der Kronprinz? Was treibt der jähzornige Pausback von Preußen?"

„Er treibt mehr Seriöſes, als man ihm früher zugetraut: es ſcheint, daß er ſich zu einem höchſt rückſichtsloſen und zielbewußten Herrchen auswächſt!"

„Kein Unglück, Axel! Die Völker brauchen ſtarke Herrſcher!"

„Aber Schweden braucht als Nachbarn möglichſt weiche Herren —!"

„Je nachdem, ob es ſie bekriegen oder ſich mit ihnen verbünden will! Es tut mir heute beinahe leid, daß ich meine Schweſter nicht ſtärker gedrängt habe, den Pausback zu heiraten; ich hätte damit immer einen freundſchaftlichen Fuß im Nachbarland gehabt! — Erzähl weiter!"

„Im vorigen Sommer mußte der König das Karlsbad in Böhmen aufſuchen, und während ſeiner Abweſenheit führte der Kronprinz die königlichen Geſchäfte. Er ſoll dabei ſehr gründliche — oder ſag ich: unergründliche — Einblicke in die Verwaltung gewonnen haben, deren Verlotterung ja notoriſch iſt, nnd wie der Herr Papa gekräftigt von der Badekur heimgekommen,

ſoll ihm der Thronerbe verſchiedene mordsdicke Lichte aufgeſteckt haben, die aber vom ſchlechten Gewiſſen der drei Grafen ſofort wieder ausgeblaſen worden ſind mit der Begründnng, der Sohn wolle den Vater vom Thron verdrängen, aus Wut über deſſen neue Heiratspläne! Du kannſt dir denken, Karl, wie der Kolbe von Wartenberg da geblaſen hat: ganz hauchdünn, ganz ſcharf und giftig, — und Schön Katchen hat wahrſcheinlich noch von der andern Seite ins königliche Ohr geblaſen, bis der gute Friedrich ganz taub und blind geworden! Der Junge hat aber nicht nachgelaſſen; er ſoll ſeinem Alten einen effroyablen Affront geboten haben, den der Chriſtoph Dohna nur mit größter Mühe wieder ausgeglichen, — und jetzt haben die Grafen den Prinzen glücklich nach Brabant an die Front abgeſchoben, damit er dem Marlborough helfe Lorbeeren pflücken! Vielleicht hoffen ſie auch, daß ihn dorten eine Kugel erwiſcht —!?"

„Der Fürſt, ſo es vermöchte", ſagt Karl, „die Intriganten an ſeinem Hof auszurotten, wäre ein wahrer Herkules und Halbgott! Er müßte nämlich a l l e Halsſtümpfe der Hydra ausbrennen; denn jene Köpfe wachſen unabläſſig nach! — In dieſem Zuſammenhang: was treibt der preußiſche Obriſte von Grumbkow, der mich damals in Altranſtädt in geheimer Miſſion aufgeſucht —?"

„Du dürfteſt richtig vermuten, daß er ſein Leben der Intrige verſchrieben hat! Als ihn ſein Vater vor dreißig Jahren auf den Namen Friedrich Wilhelm taufen ließ —"

„Ein fataler Name in ſchwediſchen Ohren, Axel!"

„Um ſo glorioſer in preußiſchen! Man meint übrigens, daß dieſer Name das einzige ſei, was der von Grumbkow mit dem Kronprinzen gemeinſam habe! Aber ſinte jener Junker anno 84 als Sechsjähriger den Brautwerber des damaligen Kurprinzen bei Sophie Charlotten gemacht, hat der heutige König immer noch ein Faible für ihn!"

Karl gähnt. „Es iſt die Force dieſes Fürſten, eine Fülle von Faibles zu haben", ſagt er gelangweilt.

Durchs Gras rauſchen Schritte heran: ein kühner Greis in reichem Bojarenpelz tritt zu den Beiden. Während Liljecrona

aufſpringt und ſich verneigt, richtet Karl ſich nur zu ſitzender Haltung empor. Der Alte legt dem Rittmeiſter väterlich die Pranken auf die Schultern und preßt ihn lächelnd wieder ins Gras zurück; dann beugt er ſich zum König nieder und küßt ihm die hingeſtreckte Hand.

„Was gibts, Mazeppa?“ fragt Karl läſſig. „Will Pultawa ſich uns ergeben?“

„Im Gegenteil, König: der Zar rückt an, weil er uns die Stadt nicht gönnt. Man hört von einem großen Heer!“

„Um ſo beſſer: ich werde den Caracalla ſchlagen, ſeine Banden vernichten, die Stadt einnehmen, meinem Heer eine Erholungsfriſt gönnen, die Ukraine dir als meinem Regenten unterſtellen und dann auf Petersburg ziehen, — oder wie das neue Neſt da oben heißt —!“

Der alte Koſakenhetman ſteht unbeweglich. „Ein großer Plan, mein König!“ ſagt er, und ſeine Stimme iſt ernſter als ſonſt: „Möchte der Allerhöchſte Euch und uns allen gnädigſt beiſtehen!“

„Mißgeſtimmt, Fürſt? Sorgenvoll??“

„Nur geſpannt, ſehr geſpannt!!“ ſagt der Alte. „Peter kommt raſcher, als ich gedacht; er kommt für uns — zu früh!“

„Mir kommt er rechtzeitig; denn wir brauchen die Entſcheidung! Bei Narwa ſtanden zehntauſend Schweden gegen achtzigtauſend Ruſſen: damals ſind die Moskowiter gelaufen wie die Haſen; ſie werden ſich inzwiſchen kaum in Löwen verwandelt haben!“

„Aber in biſſige Hunde!“ ſagt Mazeppa. „Peter hat die neun Jahre ſeitdem genutzt; er ſoll ſiebzigtauſend Mann heranführen.“

Karl ſpringt auf die Beine: „Gut; dann ſoll das Hundefleiſch in der Ukraine billig werden!“ ruft er böſe.

„Nur ſchade, daß es hier an Menſchen fehlt, die es freſſen!“ Liljecrona ſchwingt den Arm in die weite Runde: „Kaum ein Dorf auf Meilen hinaus!“

„So wie es Gott gewollt hat“, ſagt der Hetmann ernſt.

„Wundervoll hat der Allmächtige dieſes Land geſchaffen mit ſeiner großen Einſamkeit! Aber das Glück der ſtillen Weite will erlebt ſein, mein junger Freund; man muß hineinwachſen durch viele Jahre! Ich bin da drüben aufgewachſen, im Polniſchen, wo die Menſchen dichter hauſen als hier; aber eines Tages hat mich das geſegnete Roß hierher getragen, und ich habe gelernt, was W e i t e heißt: froh zu ſein, wenn man tagelang keinen Menſchen trifft, um dann ſchließlich wieder froh zu ſein, w e n n man einen Menſchen trifft! Das kennt ihr ja gar nicht in euren engen Ländern da drüben —!"

„Wenn die Peſt ſich ſo weiterfrißt nach Weſten, dann werden wir es bald kennen lernen", ſagt Liljecrona. „Schon iſt ſie in Ungarn, ſchon iſt ſie in Polen, in unſerm Livland, in Preußen! Und was die Peſt nicht frißt, das packt der Hunger! — Iſt es übrigens wahr, Fürſt, daß Peter ein Heer gegen Livland in Marſch geſetzt hat?"

Mazeppa zuckt mit den Achſeln: „Dies Land iſt groß! Wer weiß hier unten, was dort oben vorgeht?"

„Wenn der Zar auf Livland zieht", ruft der Rittmeiſter, „dann wird Patkuls Saat aufgehen —"

„Und wenn tauſend Patkuls aufſtünden, — ich würde ſie alle zerſtampfen wie jenen einen!!" Der König wendet ſich mit jähem Ruck zum Hetman: „Wißt ihr, Fürſt, wie ich den Patkul, den hochverräteriſchen Hund, zu Tode gebracht habe? Von unten hinauf bei lebendigem Leibe hab ich ihn rädern laſſen: als der Henker beim Bauch angekommen, tat der Hund den erſten Schmerzensſchrei ſeines Lebens, und als es ihm an die ſchurkiſche Bruſt kam, da tat er den letzten! Aber er war zähe; er lebte immer noch, und ſo konnt ich ihn bei beſter Form Rechtens köpfen laſſen. Dann wurde der verfluchte Rumpf in vier Teile zerhauen, und alle Teile aufs Rad gebunden. Die Mönche vom Kloſter Kaſimir ſchauten aus ihren Zellenfenſtern zu; ſpäter haben ſie ein Libellum darüber in Druck gegeben, zur heilſamen Abſchreckung allen Adels, der ſich gegen meine Krone empören möchte!"

Die drei Männer ſchweigen und ſinnen in den feierlichen

Abend hinaus. Vom Schwedenlager dringt gedämpfter Lärm herüber.

„Wenn Peter m e i n e r habhaft werden würde", ſagt Mazeppa ruhig, „dann dürfte ich nicht ſo glimpflich davonkommen wie Pan Reinhold von Patkul —!"

Der König ſtarrt den greiſen Bundesgenoſſen böſe an. — „Morgen früh reit ich auf Rekognoſzierung gegen den Caracalla!" ſagt er heftig. „Ich muß wiſſen, wie ſtark er iſt!"

Tu's nicht! will Liljecrona rufen; wart nur e i n m a l ab, Karl! Oder laß m i c h reiten; denn du biſt der Feldherr! — Aber er bleibt ſtumm. Er weiß: der Mann im blauen Rock wäre nicht mehr der König, wenn er andere reiten ließe!

— — — — — — — — —

Wenige Tage ſpäter iſt Schwedens Macht vernichtet.

Karl iſt auf dem Erkundungsritt von einer ruſſiſchen Kugel gefährlich am Schenkel verletzt worden; trotzdem nimmt er die Entſcheidungsſchlacht an: am 27. Juni, an ſeinem ſiebenundzwanzigſten Geburtstag ſtellt er ſich, der doppelten Glückszahl nnd ſeinem Stern vertrauend, dem erbitterten Gegner zum Kampf. Auf einer Tragbahre liegend kommandiert er die große Schlacht; nicht kann er, wie ſonſt, im Sattel von Flügel zu Flügel jagen und ſeine alten Garden hier zum Standhalten ermuntern, dort zu jähem Stoß vortreiben; des Überblicks beraubt, muß er auch noch erleben, daß ſeine Generale Renſchild und Löwenhaupt nicht nach gemeinſamem Plan, ſondern gegen einander befehlen, dadurch die erprobte Kriegskunſt der Bataillone lähmen und dem Maſſenanſturm der ruſſiſchen Horden ausliefern. Wie der Abend auf die weite Steppe ſinkt, iſt Karls Heer geſchlagen; was nicht gefallen iſt, gerät in Gefangenſchaft; der geſamte ſchwediſche Generalſtab fällt in die Hand des Siegers. — Mit Mazeppa und einer kleinen Bedeckung entkommt der verwundete König; in wilder Flucht ſprengt die Reiterſchar nach Südweſten, der fernen türkiſchen Grenze entgegen.

Es gibt keine ſchwediſche Vormacht mehr! E i n furchtbarer Schlag hat ſie zertrümmert, und offen liegen die Oſtſeeländer

dem Griff des ruſſiſchen Deſpoten, der in ſeine neue Hauptſtadt Petersburg zurückkehrt, um Ingermanland, Eſtland, Livland an ſich zu reißen. —

Aufs große Leichenfeld bei Pultawa ſenken ſich rieſige Rabenſchwärme nieder, und nachdem ſie ſich geſättigt, erheben ſie ſich und ziehen trägen Flugs ins Abendrot, der Peſt nach. Sie kreiſen und kreiſchen dahin über die Ukraine und die Moldau: überall liegt totes Land unter ihnen, und ſelbſt die Wölfe neiden ihnen nicht mehr den Fraß! In Siebenbürgens Waldtäler fallen die Raben ein, wo der tapfere Fürſt Rakoczy ſein Heer und ſeine Hoffnungen unterm Gifthauch der furchtbaren Seuche dahinſinken ſieht; ſie erheben ſich krächzend und ſchwirren nach Norden, übers tote Wolhynien und Litauen hin; ſie kreiſen über Preußen, wo an den Flüſſen hohe rote Burgen ragen; freche Dohlen niſten dort in den Türmen. — Wie ſtehts hier? fragen die Raben, und die Dohlen kreiſchen: hier ſteht nichts mehr! Was geſtanden hat, liegt und verweſt! Gute Zeit, Brüder, gute Zeit für uns! Immer ſatt, immer ſatt!!

Da liegen die Dörfer inmitten ihrer großen, alten Rodungen. Ohne Leben liegen ſie da, und in den Häuſern faulen die Toten. Das Vieh in den Ställen hat angſtvoll gebrüllt, bis es verdurſtete, bis die Wolfsrudel in die verwaiſten Ställe gedrungen ſind, die hilfloſe Rieſenbeute von den Barren zu reißen, aus den eiſernen Ketten heraus zu ſchlingen! Hühner und Enten ſind von den Höfen in die Wälder und aufs Waſſer entwichen, um dort zu verwildern; verhungert hängt der Hofhund an der Kette! Und die Menſchen, die noch fliehen wollten vor der unſichtbaren Todeswelle, ſind nicht weit gekommen: manche ſind ſchon am letzten Zaun des Heimatdorfes zuſammengebrochen, und ihre blauſchwarzen Geſichter ſtarren gräßlich aus den Hecken! Viele haben ſich verzweiflungsvoll ins Waſſer geſtürzt, die Höllenqual des Durſtes für immer zu ſtillen; ihre gedunſenen Leiber ſchaukeln ſich träge in den Schilfbuchten der großen Seen, und ſpitze Möwenſchnäbel hacken von oben in die pralle Haut, indes Wels und Aal in ſtummer Gier von unten an der reichen Beute nagen. — Was wollt ihr hier? kreiſchen die Möwen den Raben

entgegen; hier iſt unſer Reich! Fliegt in die Wälder; da findet ihr Fraßes genug!

Und die Raben fliegen in die endloſen Wälder. Sie wittern ſich dahin am Leichengeruch, der übers Land ſeine ſchwülen Schwaden ausbreitet. An manchen Stellen liegen Dutzende von Toten, noch ums letzte Raſtfeuer geſchart: Männer in ſtumpfer Erſtarrung, Knaben in wilder Aufbäumung; Säuglinge, die ſchwarzen Geſichtchen noch an der Mütter bläulich verweſte Brüſte gepreßt!

Litauiſche Räuber ſtreifen hyänenhaft von Hof zu Hof; ſie treiben das Vieh, wo es noch lebt, aus den verödeten Ställen zuſammen; ſie grinſen liſtig, wollen mit der unverhofften Beute in ihre Dörfer zurück oder in die hungernden Städte. Doch ſchon ſtreckt ſie der Peſthauch nieder, und während ſie im Graben verzucken, entgraſen ſich die Rinder in die Wildnis.

Wildnis das ganze, einſt ſo fruchtbare Land Preußen! Wo ſind die Kornfelder geblieben, die ſommers hellgolden wogen? Wo die ſanften Flachsbreiten, durch deren blaue Blütenflut der Mittagswind die weichen Wellen jagt? Und wo des Rapſes duftend gelbe Meere? Was Acker war, ward nun des Unkrauts üppige Luſtfläche: ein einziger Frühling ohne Pflug, ein kurzer Sommer ohne Senſe reichen hin, des Menſchen Spur auszuwiſchen unter Gottes wildem grünem Teppich!

Auch Städte in Preußen ſterben aus. Totenſtill liegen die großen Marktplätze; heiſer geifern irgendwo ein paar Wölfe um ein gefallenes Pferd, und verwilderte Katzen fauchen grämlich durch die öden Gaſſen. Verſchloſſen ſtehen die Häuſer; geflohen ſind die Bürger, und ſelbſt die Räuber meiden den Peſthauch der ſtickigen Stuben. Was hülfe ihnen ein Beutel voll Geld, eine Truhe voller Leinen, ein kupferner Keſſel, wenn man ſchon unterm Stadttor mit dem Raube zuſammenbräche? —

Und weiter ziehen die Rabenſchwärme, immer weiter nach Weſten. Im Pommerland zeigen ſich noch Menſchen, regt ſich noch Vieh auf den Koppeln. Bis hierher iſt die Rieſengeſtalt der apokalyptiſchen Mörderin noch nicht geſchritten; hier hat ſie ihre unſichtbare Geißel noch nicht geſchwungen. Aber ſchon reiten ihre

Vorbotinnen übers Land: die Teuerung und die Hungersnot! Sie brechen beim Städter, sie fallen beim Bauern ein; sie leeren die Kassen und würgen die Kinder, Haus für Haus! Sie treffen sich am nächsten Kreuzweg wieder und jagen weiter, weiter —!

Witternd ziehen die Raben der bösen Spur nach. Wie sie über der Festung Küstrin kreisen, erspähen sie in der Tiefe ein seltsames Gestell: das gleißt und glitzert in der Sonne! Sie stoßen nieder und finden einen gänzlich vergoldeten Galgen; daran schaukelt ein Mensch, in Flitter und Rauschgold wunderlich gekleidet. Drei Elstern sitzen ihm zu Häupten auf dem blinkernden Querholz; sie wippen aufgeregt mit den langen Schwänzen und quüchern geschwätzig. — Was wippt ihr denn hier herum? fragen die Raben. — Wir weiden uns am Golde! quarren die Elstern; wir weiden uns am goldenen Schaukler! Schaut ihn euch an: einen so raren Vogel findet ihr so bald nicht wieder! — Krampf!! knarren die Raben; wir haben Tote zu tausenden gesehen; sie hängen uns schon zum Schnabel heraus! — Schaut ihn euch immer an! schelten die Elstern; das ist der berühmte Graf Domenico Gaetano di Ruggiero aus Neapel: er hat so lange Gold gemacht, bis man da drüben in der großen Stadt merkte, daß er kein Gold machen konnte; des zum Dank schaukelt er jetzt im Golde!

Narretei, Narretei!! krächzen die Raben und fliegen weiter. Sie gelangen über die große Stadt an der Spree; sie kreisen über den Wällen und spitzen Bastionen, die, zum riesigen Stern gefügt, die Stadt umzingeln, und voller Neugier senken die Raben sich auf das Gewirr der Dächer und Giebel hinab. Schon kreischen sie dicht über dem größten Steinkasten dieser Stadt. —

Eine weiße Taube schießt aus dem Schloß hervor. — Packt sie! Packt sie! Ihr nach!! krächzt es durch den Rabenschwarm. Doch die Taube ist sicher und schnell: mit klatschenden Flügelschlägen entgleitet sie den schwarzen Hetzern und verblitzt nach Westen hinüber. Nur eine kleine Schar der Elendsvögel stößt ihr nach.

— — — — — — — — —

Ein junger preußiſcher Oberſt ohne Regiment ſitzt nachdenklich allein auf der Böſchung eines alten Laufgrabens und blickt in die ſattgrüne brabanter Wieſenlandſchaft hinaus. Fern drüben im Südweſten, vom weichen Licht des Spätſommertages ſonnig überblaut, dehnt ſich die Hügelkette des Artois, und hinter ihr, noch manchen Tagemarſch weit, liegt Paris, liegt Verſailles.

Vielleicht ſtelzte der alte Mann in Verſailles zu dieſer Stunde gerade zwiſchen ſeinen Springbrunnen und Marmornymphen herum und ſeufzte beſſeren Zeiten nach: ſeit dem furchtbaren letzten Winter und ſeit dem Fall ſeiner Feſtung Lille trug er den Kopf nicht mehr aufrecht. Ernſtlichen Frieden hatte er angeboten; während des ganzen Frühjahrs war im Haag verhandelt worden — verhandelt über die Aufteilung Europas. Dabei hatten die Holländer, dickfellig und frech, wie der Herr ſie im Zorn geſchaffen, ſich wieder einmal völlig taub geſtellt gegen Preußens altberechtigte Anſprüche auf das Fürſtentum Orange und auf Teile der Freigrafſchaft Burgund; ja, ſie hatten ſogar den preußiſchen Miniſter von Schmettau zeitweilig von den Verhandlungen ausgeſchloſſen, und König Friedrich in Berlin hatte wieder einmal bitterlich die Ohnmacht ſeiner Krone durchleiden müſſen.

Verdammte Pfefferſäcke! denkt der Oberſt. — Aber wenn ihr glaubt, im Bunde mit Hannover und Wien u n ſ e r gutes Recht verwäſſern zu können; wenn ihr euch einbildet, wir gingen weiterhin als ſaudumme Deubels mit euch durch Dick und Dünn, auch in der Forderung, der alte Mann zu Verſailles ſolle mit ſeinen eigenen Truppen den Enkel aus Spanien vertreiben, — und wenn ihr unſere braven Grenadiere für habsburger Mätzchen mißbrauchen wollt, — dann ſollt ihr euch in uns getäuſcht haben! Marlborough und Prinz Eugen ſind gottlob S o l d a t e n: mit ihnen kann man militäriſch ſprechen, und beide haben mich gar wohl verſtanden in den letzten Wochen! —

Vorerſt freilich ging der Krieg weiter; Ludwig war noch nicht am Ende. Noch einmal hatte er eine große Armee auf die Beine gebracht, hatte den bisher unbeſiegten Marſchall von Villars an ihre Spitze geſtellt und ſetzte nun ſeine Hoffnungen auf dieſe

letzte Armee, die bereits im Anmarsch auf Mons war und jeden Tag sich zum Kampf stellen konnte. — Einige Hoffnungen setzte der alte „Sonnenkönig" freilich auch auf die niederträchtige Behandlung, so die Krone Preußen von ihren Verbündeten in den letzten Monaten hatte hinnehmen müssen, und er verhandelte im geheimen mit preußischen Agenten: erst vor wenigen Tagen hatte der Oberst von Grumbkow an den französischen Minister de Torey einen Brief mit vertraulichen Vorschlägen geschickt.

Unsere hochfahrenden Verbündeten, denkt der junge Oberst, wollen es wahrlich nicht anders haben, als daß wir ihre Heimtückereien mit gleicher Münze bezahlen! Wer Jahr für Jahr anständig bleiben wollte zwischen lauter Halunken, die über seinen Anstand grinsen, der verdiente, daß ihm das Fell über die Ohren gezogen wird! — Und doch, es ist ein gemeinsames Spiel: wir laden unsere Musketen gegen Frankreich, und hinten herum jagen die Briefe! Dieser Grumbkow stürmt vielleicht schon morgen mit seinem Siebzehner Regiment gegen den Feind an, dem er gestern versöhnlich geschrieben hat! Lieber Gott, hilf mir, daß ich dereinst, wenn ich König bin, nicht nötig habe, mit solcher Arglist zu regieren! Gib mir Kraft, Gott, daß ich das Rechte und Gute nicht nur erkenne, sondern auch lauter nach ihm zu handeln vermag, und daß ich meinen Gegnern durch Lauterkeit die Achtung abzwinge, die mein Land zu seinem Gedeihen braucht! Ich will kein Heimtücker werden, lieber Gott —!

Er schaut zum blauen Himmel empor und sieht eine weiße Taube sich in blitzendem Bogen zur Erde niederschwingen: kurz vor dem Erstaunten landet sie im Grase, kommt gravitätisch auf ihn zugewackelt, hüpft ihm mit jähem Sprung auf die Schulter und gurrt ihm ins Ohr:

„Deine Frau hat einer Tochter das Leben geschenkt, Väterchen!"

„Einer Tochter?" Der junge Oberst ist enttäuscht: „Ein Sohn wäre mir lieber gewesen! Preußen braucht einen Erbprinzen, Täubchen! Und was bringst du sonst aus der Heimat?"

„Nichts, Väterchen! Deine Frau hat einem K i n d e das Leben geschenkt; freust du dich nicht?"

„Doch, ich freue mich!“ Der Oberſt ſtreichelt dem Tierchen gerührt über den weichen, pluſterigen Rücken: „Es muß auch Prinzeſſinnen geben, die ſpäter einmal Prinzen gebären. Möge Gott uns den Thronerben nicht vorenthalten, — wir ſind ja noch ſo jung!“

Drei Raben kommen angeſchoſſen und laſſen ſich hüpfend auf der Wieſe nieder. Dichter drückt ſich die Taube an den Hals ihres Beſchützers.

„Bei Pultawa modert Schwedens Heeresmacht!“ krächzen die Raben. „Geflohen der Wilde, der ſie führte!“

„Er hat es ſo gewollt“, ſagt der Oberſt. „Ein anderer Wilder wird ihn beerben!“

„In Siebenbürgen verfault die Blüte des Ungarlandes unterm Anhauch der Peſt!“ krächzen die Raben. „Noch aber ſteht der ſtarke Empörer!“

Der Oberſt denkt an die heilige Stephanskrone, die der Empörer einſt ihm angetragen. „Armes Land“, ſagt er, „das ſo erbittert und ſo hoffnungslos um ſeine Selbſtbehauptung kämpfen muß!“

„Nichts iſt hoffnungslos auf dieſer Erde, Väterchen!“ gurrt die Taube an ſeinem Ohr. „Nur Geduld und ausharrende Liebe braucht es —“

„— und gar manches Mal auch einen ganz unchriſtlichen H a ß !“ Der Oberſt lächelt verzerrt.

Die Raben krächzen: „In Polen, in Litauen, in Preußen ſinkt das Volk dahin: Männer, Frauen, Kinder fallen unterm Senſenſchnitt, der von Oſten ſich heranmäht, und Hunderttauſende verweſen, ſtehen nimmer auf vor dem jüngſten Tag! Erloſchen die Feuer auf den Herden der Dörfer, ausgeſtorben die Städte, verhungert Menſch und Vieh, verdorben weithin die Äcker —!!“

Der Oberſt lächelt nicht mehr. Auf den blauen Waffenrock, neben den Stern des Schwarzen Adlers ſenkt er den Kopf und ſucht in ſtummer Verſunkenheit das unermeßliche Leid aller Kreatur auf Erden zu bewältigen. Man muß helfen, denkt er; man m ü ß t e helfen! Aber man kann nur da helfen, wo man zu

befehlen hat! — Sein junges, heißes Herz ſchlägt die große Länderbrücke vom Rhein bis hinüber nach Litauen; es erfühlt die Qualen des Bürgers, des Bauern, des Knechtes — und hat doch keine Macht, ihnen zu helfen, n o ch keine Macht! Gott, mein Gott! denkt er, du hämmerſt mich mit erbarmungsloſen Schlägen, da du mir die Nöte meiner Völker zeigſt und dabei meine Hand gebunden hältſt, daß ſie noch nicht gebe, nicht aufbaue, nicht bilde, nicht härte, was geformt zu werden verlangt! Du willſt, mein Gott, mir dermaßen die Bruſt anfüllen mit wütender Bereitſchaft, mit den Kartuſchen von hundert drängenden Plänen, bis mein Wille, eines Tages endlich losgelaſſen, mit fürchterlicher Gewalt hervorbreche auf ſeine königliche Bahn und zertrümmere, was ſich ihm ſelbſtſüchtig entgegenſtellt, auf daß Raum werde für das allgemeine Wohl rings in den Landen! Und willſt du alſo, mein Gott, deinen Willen durch meine armen Kräfte zu ihrem Teil vollſtrecken laſſen, ſo gib mir bis dahin nur eines: G e d u l d ! Geduld ſei meine Parole!

„Es möchte vielleicht zu ſpät ſein bis dahin!“ krächzen die Raben.

„Verdammtes ſchwarzes Gezücht!!“ ſchreit der Oberſt und ſchlendert einen Stein gegen die drei Kummerflügler: „Fahrt zur Hölle!!“

Die Taube an ſeinem Ohr gurrt: „Noch nie war es zu ſpät für den, der einmal ſein volles Herz ins Werk der Zukunft vorausgeworfen!“

Die Raben ſind aufgeflattert. „Nach Leichen wittern die Lüfte!“ krächzen ſie. „Laßt uns hier kreiſen und ſpähen!“

Nun hüpft auch die Taube auf: „Leb wohl, Väterchen; ich muß heimwärts fliegen! Und deine zärtlichſten Grüße nehme ich mit mir!“ — —

Ein Schatten fällt über die Böſchung. Der Oberſt ſchaut auf und ſieht einen langen Menſchen herankommen: ſeinen Kabinettsſekretär Ehrentreich Creutz, den er aus ſeiner Stabskompagnie an ſich gezogen, da dieſes Mannes gutes Gehirn ihn zu ſchade dünkte, unter dem Muffer eines Regiments-Auditeurs auf Schreibſtube zu verſchimmeln.

„Seine Durchlaucht, der Fürſt von Anhalt-Deſſau ſucht Eure Königliche Hoheit!“ meldet Creutz. „Es heißt, die Armee werde ſogleich aufbrechen!“

Friedrich Wilhelm ſpringt jäh auf die Füße und ſtiefelt eiligen Schritts ins Lager. Schon von weitem ſieht er vor ſeinem Zelt drei Offiziere ſtehen: den verehrten Deſſauer, den Grafen Finckenſtein und einen Dritten, den er nicht kennt. Er winkt ihnen zu.

„Los, los, Euer Liebden, aufgeſeſſen!“ ruft Leopold ihm entgegen; „Villars zieht in Eilmärſchen auf Mons, will die Feſtung entſetzen; wir werden uns ihm noch heute in den Weg legen! Unſere Regimenter marſchieren ſchon —!“

„Und Eure Durchlaucht ſchauen zum erſten Mal zu!“ Finckenſtein ſchmunzelt ſparſam übers hagere Geſicht. Iſt doch der Deſſauer nach Beendigung des italieniſchen Feldzugs ohne Kommando geblieben und alsbald nach Brabant geeilt; doch hier kämpfen die preußiſchen Truppen unter einem rangälteren General, dem Grafen von Lottum, dem Leopolds Feldherrnſtolz ſich nicht unterſtellen mag, und ſo macht er den Feldzug als Freiwilliger mit.

„Einmal zuzuſchauen iſt auch ganz nett, Graf!“ ſagt er ſpöttiſch und ſchürzt die wulſtige Oberlippe mit der Trutzbürſte des braunen Schnurrbarts; ſeine grellen Augen funkeln humorvoll: „Ich hab die Finken ſeit Höchſtädt gar manches Mal ſchlagen hören; jetzt will ich den Fincken auch wieder einmal ſchlagen ſehen!“ — Dann wendet er ſich zum Kronprinzen: „Hier ſtell ich Euer Liebden den ansbachiſchen Obriſten Friedrich Heinrich von Seckendorff vor, der ſich bei Höchſtädt und Ramillies erhebliche Meriten um unſere Sache erworben, auch in unſeres Prinzen Eugenius hoher Gunſt gar felſenfeſt verwurzelt, anſonſten aber gleich mir lediglich als Schlachtenbummler bei der Armee gegenwärtig —“

Seckendorff mag einen leichten Spott hinter den Worten des berühmten Generals wittern; er verneigt ſich höfiſch vor dem Kronprinzen, drückt ihm voll dezenter Wärme die dargebotene Hand und ſagt mit leiſer, behutſamer Stimme: „Königliche

Hoheit! Sofern meine geringfügige Perſon überhaupt würdig zu ſein vermöchte, mit dem ruhmreichen Löwen von Deſſau in einem Atem genannt zu werden, hat ſeine Durchlaucht meine derzeitige Lage gar trefflich charakteriſiert."

Er ſpricht wie ein Mazarin, nicht wie ein Offizier! denkt Friedrich Wilhelm und ſchaut ſich ſeinen Mann mit ruhiger Eindringlichkeit an; er blickt in ein ſchönes, volles, vielſagend gefaltetes Geſicht mit klugen Augen unter kritiſch geſchwungenen Lidern: eigentlich eine Komödiantenviſage! Aber, der Mann hat Mériten —!

„Herr Oberſt", ſagt der Kronprinz, „da er in Dienſten des uns freundvetterlich verbundenen Ansbacher Hauſes ſteht, ſo werde ich ſicherlich noch öfters Gelegenheit haben, mit ihm in Geſchäften zuſammen zu kommen, auch abſeits der Campagnen!"

Er hat richtig geahnt. Nicht aber ahnt er, wie viel dieſer Mann ihm dereinſt noch zu ſchaffen machen wird.

— — — — — — — — —

Aufgeben müſſen hat Frankreichs Feldmarſchall Villars ſeinen Plan, vor Mons zu ziehen und ſich die Feſtung als Rückendeckung zu ſichern; die Verbündeten ſind ihm in letzter Stunde zuvorgekommen, und ſo hat ſich die franzöſiſche Armee, 90,000 Mann ſtark, am Wald von Sars verſchanzt, Blick auf das Dorf Malplaquet, bei dem Eugen und Marlborough ihre Regimenter, insgeſamt mehr als 100,000 Mann, aufmarſchieren laſſen. Noch niemals in dieſem Weltkrieg haben zwei ſo gewaltige Heere ſich gemeſſen.

Der Morgen des 11. September dämmert klarblau herauf.

Wie wird die Entſcheidung gefallen ſein, wenn er blutrot verdämmert?

In aller Frühe, bevor er ſich an die Spitze ſeines Regiments begibt, erſcheint Graf Finckenſtein beim Kronprinzen und lieſt ihm noch einmal die königliche Inſtruktion vor: „In Schlachten ſoll der Prinz ſich bei der Perſon des Herzogs von Marlborough halten und von derſelben nicht weichen! Seine Liebden wiſſen, wie herzlich Wir ſie lieben, und daß Wir bei Unſerm nun angehenden Alter alle Unſere zeitlichen Hoffnungen und Troſt auf

Sie gerichtet haben, und werden Sie hoffentlich also ohne Not sich nicht um Ihre Gesundheit und Leben, auch Uns selber mit Gram und Kummer unter die Erde bringen!"

„Mein Vater hat gut reden!" sagt der Prinz verdrossen und strafft seine strammen Schenkel in die hohen Reiterstiefel hinein. „Jeder dämliche Kerl von Musquetier darf mehr Bravur entwickeln als ich!" —

Und dann hält er auf seinem Rappen neben den beiden Feldherren. Mylord Duc Marlborough sitzt breit und regungslos auf seinem unbewegten Schimmel; der hagere Prinz Eugen von Savoyen tätschelt seinem aufgeregten Rotfuchs beruhigend den glatten Hals. Hinter den Heerführern drängt sich das berittene Gefolge, und die sechs Gens d'armes, die der Kronprinz als Leibwache zugeteilt bekommen hat, — ausgewählte Mannschaften aus dem heimatlichen Garderegiment — lassen ihre Gäule dicht hinter ihm scharren und tänzeln. — Nach links hinüber, weiter vorne, hält der General von Lottum mit dem preußischen Stab.

Vor wenigen Minuten hat sich der Angriff der Alliierten gegen die französischen Verschanzungen in Marsch gesetzt. Links gehen die Preußen vor, in der Mitte die Engländer und Holländer, auf dem rechten Flügel die sächsischen und kaiserlichen Regimenter — lauter Fußvolk. Hinter ihm hält wartend, schwadronsweise aufgeritten, die Cavallerie; sie verdeckt einen großen Teil des Schlachtfeldes, und nur durch Lücken zwischen den Schwadronen hindurch kann man die bunten Röcke der Infanterie dicht aufgeschlossen, fast feierlich, gegen den unsichtbaren Feind vorgehen sehen; doch nicht lange, und sie sind im qualmenden Pulverrauch untergetaucht. — In ihren Korbschanzen, zu beiden Seiten der Cavallerie, springen hemdsärmelig die Artilleristen herum und jagen die fauchenden Bomben aus den groben Stücken: das kracht und jault und orgelt in feurigem Bogen hoch über die Angreifer hinweg und schmettert seine höllischen Grüße mit Gebrüll ins französische Lager nieder.

Friedrich Wilhelm ist ganz kalt, fast starr vor Spannung. Wie oft hat er von einer großen Schlacht geträumt, — und jetzt, wo sie sichtbar, greifbar vor ihm entbrennt, hat er nichts

mit ihr zu tun! Als Zuſchauer muß er ſich fühlen; es bleibt ihm nur eine ſchier blöde Neugierde, kribbelnd wie das Jucken in einem eingeſchlafenen Glied! Zuweilen ſchaut er zu Mylord Duc, dem Marſchall von Marlborough hinüber, um ſeine Stimmung, ſeine Gedanken zu erforſchen; doch der große Mann, der auch während der Schlacht ſeine hohe Perücke nicht ablegt, iſt ſo bildſchön und ſchaut dabei ſo ſtreng, ſo hochmütig, daß man ihn gar nicht anblicken kann: es wird einem unheimlich angeſichts dieſer kalten, gelangweilten Züge, die nichts verraten, nichts gewähren! Ganz anders Prinz Eugen: lauernd vorgebeugt ſteht er in den Bügeln; ſein ſchmales Geſicht iſt böſe geſpannt, und um den ſpöttiſch hochgeſchürzten Mund ſtraffen ſich die ſcharfen Falten! Jetzt drängt er den Rotfuchs neben den Briten und flüſtert ihm etwas zu; jetzt lacht er und lehnt ſich zufrieden im Sattel zurück. Doch Mylord Duc lächelt kaum.

Friedrich Wilhelms Blicke und Gedanken kehren znm linken Flügel zurück, wo ſeine Preußen vorgehen. Unter der wilden Kanonade hört er von dort herüber das pauſenlos knatternde Pelotonfeuer der Musketiere rollen: ein Feuer, wie es nur der Preuße beherrſcht, wie es in der Mitte und auf dem rechten Flügel nicht zu hören iſt! Die andern knallen und ballern unregelmäßig; der Preuße rollt ſein Feuer exakt vom rechten zum linken Flügelmann hinunter, und wenn es dort geendet, rollt es oben ſchon von neuem: vier Schüſſe in der Minute jagt der Musketier aus ſeinem Lauf!

Da drinnen im Qualm rücken ſie jetzt vor, wie auf dem Tempelhofer Feld daheim: eine glühende Mauer, ſtumm einer neben dem andern, einer hinter dem andern, und vorneweg die Offiziers: Finckenſtein, Natzmer, Schulenburg, Pannewitz, Grumbkow, und wie die Braven alle heißen! Und der Deſſauer ſprengt auf ſeinem Gaul irgendwo herum, von einem Bataillon zum andern; der kann es ſich leiſten, iſt ſein eigener Herr —!

Was zwitſchert eigentlich immer durch die Luft? Es klingt, wie wenn Wildgänſe nächtlich über die Wälder ſtreichen —! Stärker wird es, das unſichtbare Gezwitſchere —!

„Morbleu!!“ ruft Eugen, faßt ſich an den Hals, betrachtet die

Hand: der weiße Wildlederhandſchuh hat plötzlich rote Finger! Der Prinz winkt nach rückwärts; ſein Sattelknecht drückt den Gaul neben ihn, bindet ihm ein weißes Tuch um den hageren Hals. Mylord Duc lächelt; vielleicht ſtellt er bei ſich feſt, ſo ein weiß umwickelter Hals erinnere irgendwie an die geſchlachteten Chriſtmas-Truthähne daheim, in Oxfordſhire, im gemütlichen Blinheim-Houſe, das der Königin Gunſt ihm damals nach der großen Donau-Schlacht geſchenkt —!

Doch das Tuch um den Hals des Savoyers bleibt nicht lange weiß: Blut drückt durch, und der Sattelknecht muß ſeinem Herrn eine ſtärkere Binde umlegen. Kaum iſt er damit fertig, ſo fällt er gegen den Pferdekopf vor: Herzſchuß. Ein anderer Dragoner führt das Roß mit dem Toten nach hinten. Schon beginnen viele Gäule nervös zu tänzeln —

Jetzt wirds ernſt! denkt Friedrich Wilhelm. Jetzt kannſt du deine Bravur bewähren, indem du wehrlos auf die Kugel warteſt, die irgendein verdammter Wälſcher da hinten in den heißen Lauf ſtopft!

Da halten ja nur noch fünf Gens d'armes —! Der Kronprinz überfliegt ſeine kleine Schar: „Wo iſt denn Scholz??“ — „Tot mit Kopfſchuß, Herr Oberſt!“ ruft Müller, und dann — wirft ſich der verrückte Kerl doch wirklich nach rückwärts über den Sattel! Der Gaul preſcht los; Müller hängt mit einem Fuß im Bügel, wird übers Feld geſchleift —!!

Bei der vorne wartenden Cavallerie haben ſie den Gaul eingefangen; jetzt bringen ihn zwei Dragoner zurück. Müller iſt ſchon hinüber: der Schuß hat ihm die Halsſchlagader aufgeriſſen; ſein Kopf iſt von Blut und Erde formlos überkruſtet. Da ſchleppen ſie ihn ab, den braven Kerl —!

Marlborough winkt Friedrich Wilhelm zu ſich heran: „Attention, mein Prinz: ich habe die Artollery geſtoppt; jetzt pflanzen Ihre Musketiers auf!“

Wirklich — das Geſchützfeuer verſtummt, und für Augenblicke rollt das Pelotonfeuer allbeherrſchend herüber. Dann bricht es ab, und nach kurzer, unheimlicher Stille gellt wildes, tauſendſtimmiges Geſchrei aus dem Pulverrauch, — aus dem ekelhaften

Gedünſt, das nichts erkennen läßt. — Jetzt ſtürmen ſie!! denkt der Kronprinz; jetzt rennen meine großartigen Kerrels gegen die Erdwälle an! Bajonett und Handgranate haben jetzt das Wort! Da krachen ſie ſchon, die runden Krepierer! Ein Höllenlärm hebt an, — und ich muß hier hocken, hocken, — verdammte Zucht!!

Die ganze Front hat ſich jetzt an den Verſchanzungen feſtgebiſſen, wogt an den Wällen hinauf, dringt hier ein, wird dort zurückgeworfen: man ſieht es beim Oberkommando nicht; aber man weiß es. Stafetten jagen heran, melden, jagen mit neuen Ordres ab. Die beiden großen Männer bekommen zu tun —!

Sie laſſen die wartende Cavallerie nach rechts und links an die Flügel abrücken, um ſie ſofort einſetzen zu können, wenn der Feind aus ſeiner Stellung weicht. Sie ſelber reiten mit dem Gefolge weiter nach vorne, um näher bei der Entſcheidung zu ſein. Das Kugelgezwitſcher hat nachgelaſſen: der Feind hat jetzt offenbar andere Sorgen, als das Gelände abzuſtreuen. —

Durch Stunden wogt der Kampf um die feſte Stellung; ſchon iſt Mittag vorüber. Den Kronprinzen hat die anfängliche Erſtarrung längſt verlaſſen: er ſchwitzt, er kocht, er fiebert, — und kann doch immer nur ſchauen, darf nicht hauen —!!

Da bringen zwei preußiſche Musketiere einen Offizier; ſie ſchleppen ihn unter Geſtolper heran. Ein Oberſt iſt es, das Überbleibſel von einem Oberſten! Verbeult und zerſtoßen hängt ihm der Ringkragen vor der blutigen Hemdbruſt; im graugrünen Geſicht klafft der Mund ſchier höhniſch offen; blau hängt die Zunge aus dem Mundwinkel.

„Hinlegen!“ ruft der Kronprinz; „Feldſcheer, hierher! Hierher!!“ Er ſpringt vom Gaul, kniet ſich neben den Gefallenen: „Pannewitz, mein lieber, beſter Pannewitz, wie ſteht es mit Euch!?“ — Doch der Oberſt liegt in tiefer Ohnmacht da: ein Säbelhieb hat ihm die Stirnſchale geſpalten; unter dem gräßlichen Riß zuckt das weiße Gehirn.

„Er lebt noch“, ſagt der Feldſcheer, während er die rieſige Wunde verbindet. „Aber für wie lange —??“

„Mein liebſter Pannewitz“, redet der Prinz auf den bleichen Mann ein, „wenn ihr nur mit dem Leben davonkommt, dann

will ich euch jedes Jahr ein Feſt geben, am heutigen Tage! — Lieber Gott, laß meinen alten Pannewitz am Leben, — ich flehe dich an aus tiefſtem Herzen, lieber Gott!"

„Poor devil!" ſagt Mylord Duc, der intereſſiert näher geritten iſt.

Der Oberſt verſchwindet auf einer Tragbahre nach rückwärts, und nun er das fürchterlich zerſtörte Geſicht des alten Freundes nicht mehr vor Augen hat, ſchämt ſich der Kronprinz ſeines, wie ihn plötzlich dünkt, allzu eigenſüchtigen Schmerzes . . Fallen nicht tauſende von braven Soldaten in dieſer entſetzlichen Schlacht? Liegen ſie da vorne nicht bereits zu Bergen getürmt vor den Schanzen? Iſt ein Oberſt mehr als ein Grenadier? Vor Gottes Thron ſicherlich n i ch t ! Und am Ende kommt Pannewitz durch; aber wie viele von denen da vorne ſtehen jetzt ſchon vor ihrem Richter!?

Und doch, in dieſem einen Freund grüßt Friedrich Wilhelm das ganze Heer; aus dieſem einen erloſchenen Angeſicht hat ihn der tauſendfache Tod angeſtarrt, und in dieſer einen Schlacht erlebt er den Krieg aller Kriege. Es iſt nicht wahr, daß er heute zu kurz gekommen wäre: er hat für ſein Leben genug geſehen, auch wenn ihm nicht vergönnt geweſen, mit dem Sponton in der Fauſt ſich Bahn zu brechen, Bahn zu ſtechen durch Bruſt um Bruſt des Gegners!

Nachmittags um zwei Uhr iſt der Feind endlich aus der Verſchanzung geworfen; doch rückwärts auf der Ebene ſammelt er ſeine Reiterei zum Gegenſtoß. Durch Gefangene haben die Feldherren erfahren, daß Villars ſchwer verletzt aus dem Treffen getragen worden iſt; für ihn kommandiert jetzt der alte Marſchall Boufflers die Armee. Wird nicht mehr lange kommandieren, der greiſe Löwe von Lille —!

Aber noch zwei Stunden lang tobt der Kampf weiter. Die Cavallerie der Verbündeten prallt brüllend auf die franzöſiſche Reiterei, immer wieder, immer wieder: die feindliche Reitermauer wankt nicht! Erſt als das Fußvolk, nach nötigſter Atempauſe, gegen Abend nochmals eingeſetzt wird, unter Führung des Prinzen von Oranien, die Preußen mit den Holländern an der Spitze,

— erſt da entſchließt ſich Ludwigs Marſchall, ſeinem König das Heer zu retten, anſtatt es hier aufzuopfern, und er läßt zum Rückzug blaſen . . Feſt geſchloſſen zieht ſich die Armee auf Valenciennes zurück; die Sieger ſind allzu ſehr erſchöpft, als daß ſie eine ernſthafte Verfolgung noch hätten aufnehmen können. —

Friedrich Wilhelm reitet übers Schlachtfeld. Ein teurer, teurer Sieg! Es zeigt ſich, daß die Alliierten doppelt ſo viel Verluſte haben wie der Franzoſe: mehr als 20,000 Mann hat ſie heute der Thron von Spanien gekoſtet! Aufgeſtaut zu Hügeln, die Gräben füllend, die Bruſtwehren ſo dicht überkrümmend, daß man das Erdreich nicht mehr ſieht: ſo liegen die Toten ringsum gehäuft; ſo ſieht der Kronprinz die blutige Mahd des Tages hingeſtreckt, und voll furchtbarer Eindringlichkeit ſtarrt ihn die Frage an: wie viele wackere Preußen haben hier wieder ihr Leben laſſen müſſen? Und wofür?? — Nicht einmal eine klare Entſcheidung hat dieſe Rieſenſchlacht gebracht! Der Feind iſt in guter Ordnung zurückgegangen; der Marſch auf Paris bleibt den Verbündeten abermals verwehrt; der Krieg wird weiter gehen, nächſtes Jahr und wer weiß, wie lange noch? —

Die Dämmerung ſenkt ſich aufs Leichenfeld; ſchon kreiſen die Raben ſchwarz unterm ſamtenen Blau des Abendhimmels. Langſam kommen zwei Reiter übers dunkelnde Brachland daher: Graf Finckenſtein und ſein Reitknecht. Der General ſucht ſeinen Schützling, und Friedrich Wilhelm umarmt ſeinen alten Erzieher, ſtreichelt ihm kindlich das hagere Geſicht und die drei Wundverbände, die der Tag dem alten Haudegen eingetragen. — Zu Fuß wandern die Beiden über die grauſige Kampfſtätte, nachdem der Reitknecht mit den Gäulen ins Quartier entlaſſen, und ſchließlich ſetzen ſie ſich an einer Stelle, wo die Toten nur vereinzelt liegen, zu ſtummem Verweilen auf einen umgeſtürzten Wagen nieder. Am Himmel treten die Sterne durchs weite Tor der Nacht hervor; von ferne gröhlt es verworren aus dem Lager der Verbündeten herüber, und aus geheimnisvoller Nähe tönen ſchaurige Stimmen: von Sterbenden, die nach Waſſer wimmern, von Verwundeten, die um Hilfe rufen, von letzten Schreien und irrem Ächzen! In allen Sprachen Europas wird auf dieſem

Feld gerochelt, gejammert, gewinselt und — geschwiegen. Irgendwo stoßen zerfetzte Gäule ihr schrilles Geheul in die unbarmherzige Nacht hinaus; Laternen, von den unsichtbaren Händen barmherziger Sucher getragen, irren gleich Glühwürmchen durchs Dunkel; aber auch schlimme Schemen, die das Licht zu scheuen haben, huschen hier und dort ihrem widerlichen Gewerbe nach.

Finckenstein legt die geladenen Pistolen neben sich; er kennt die Vampyre der Schlachtfelder. — „Wer weiß", sagt er, „ob und wann Sie, mein Prinz, noch einmal auf die Stimmen einer so großen Versammlung lauschen werden, wie sie hier angetreten ist! Denn am lautesten von allen Wesen sprechen die Gefallenen, wenn sie verwesen: gegen ihren fürchterlichen Schweigedonner vermag die kräftigste Trompete nicht anzugellen! Lauschen Sie also heute, mein Prinz; morgen um diese Zeit dürfte es schon über unsere Kraft gehen!"

Sie wickeln sich in ihre Mäntel und schlafen zwischen den Toten. —

Am nächsten Abend sind die preußischen Stabsoffiziere zu einer martialischen Siegesfeier versammelt.

Der Kommandierende General, Graf von Lottum, bringt die Gesundheit Seiner Majestät aus.

Der General von Natzmer bringt die Gesundheit Seiner Königlichen Hoheit aus.

Seine Königliche Hoheit trinkt auf die Genesung derer, die heute Abend fehlen, weil sie blessiert darniederliegen. Der Prinz ist glücklich, melden zu können, daß der wackere Pannewitz bisher von gefährlichem Wundfieber verschont geblieben, auch seine schwere Blessur inzwischen sauber vernäht worden ist.

Graf Finckenstein bringt sein Glas allen denen, die von Malplaquet zur Großen Armee abgerückt sind: ihr Andenken werde ehrenvollst weiterleben unter den alten Fahnen!

Es erhebt sich der Fürst von Dessau: Auch der Lebenden in diesem Kreise solle gedacht sein, sagt er mit seiner scharfen Stimme. Er selber habe gestern einmal Gelegenheit genommen, anderen Offiziers während der Bataille zuzuschauen; er müsse

ſagen, daß er eigentlich überall auf größte Bravur geſtoßen! Insbeſondere habe der alte Kriegskamerad aus Italien ſein Beſtes zum Gelingen der großen Affäre beigetragen: eine Luſt ſei es geweſen, den Fincken ſchlagen zu ſehen! — Zum Schluß ſeiner Anſprache, nachdem er eine ſtattliche Reihe von Offizieren belobt, wendet ſich der Deſſauer an Friedrich Wilhelm von Grumbkow: „Auch er, Herr Oberſt, ſoll ja ſeinen Graben mit admirabler Hartnäckigkeit verdefendieret haben —!?“

Verſchwiegenes Grinſen läuft an der langen Tafel hin.

Grumbkow wird weiß, wird rot. Doch er faßt ſich raſch: „Eure Durchlaucht tun einem ſimplen Obriſten zu viel der Ehre an! Daß einer den Platz, an den das Vertrauen Seiner Majeſtät ihn geſtellt hat, bis aufs äußerſte behauptet, das dürfte ſich wohl von ſelbſt verſtehen!“ Er lächelt dem Fürſten verbindlich zu; doch ſein verſchleierter Blick meidet den grellen des Deſſauers und gleitet mißtrauiſch prüfend über die Tafel hin.

Die Stimmung wird denn auch merklich gereizt. Da die Gemüter vom Wein bereits ſtark erhitzt ſind, kann es jeden Augenblick zu Beleidigungen und Duellen kommen, und ſo hebt Graf Lottum die feuchte Sitzung auf.

Beim Abſchied vor dem Quartier ſagt der Deſſauer zum Kronprinzen: „Ehre, wem Ehre gebührt, Euer Liebden! Wenn aber dieſer Grumbkow während der ganzen Bataille in einem Graben liegen bleibt, angeblich weil er ſich das Bein verrenkt hat, ſo hindert mich heute nur mein Mangel an Befehlsgewalt, einen ſolchen Burſchen vor allem Volk einen Feigling zu nennen!“

— — — — — — — — —

Noch acht Tage bleibt das Heer der Verbündeten, um ſeine Beſtände neu zu formieren, im Lager von Malplaquet; doch der Leichengeſtank wird ihm ſchließlich unerträglich. Von den zur Beſtattung kommandierten Mannſchaften werden viele krank und ſterben: ſo holen noch die Toten ſich die Lebenden.

Endlich rückt die Armee zur Belagerung von Mons ab. Die aber kommt nur langſam voran, und Friedrich Wilhelm merkt, daß es hier nichts Weſentliches mehr für ihn zu lernen, ge-

ſchweige denn zu tun gibt. Alſo nimmt er von den preußiſchen Regimentern herzlichen Abſchied, von den beiden Feldherren ſeinen Urlaub. Er wird von dieſen nochmals für ſeine Unerſchrockenheit belobt, auch mit einigen Beutekanonen beſchenkt, und am 10. Oktober reiſt er in Richtung Antwerpen nach der Heimat ab; Finckenſtein und Creutz begleiten ihn.

Vieles läßt ſich während einer tagelangen Fahrt im Reiſewagen beſprechen, und Vieles drängt zur Beſprechung. In Marienwerder hat der König von Preußen eine Zuſammenkunft mit dem Zaren Peter gehabt: man hat über die Erbſchaft von Pultawa verhandelt; Peter hat an Friedrich ein Bündnis vorgeſchlagen, unter der Vorausſetzung, daß Preußen ſeine Truppen aus den Niederlanden zurückzieht und gegen die Schweden marſchieren läßt. Doch Friedrich hat ſeufzend geſtehen müſſen, daß er — leider!! — nach wie vor an die Große Allianz gebunden ſei!

Birgt die neue Lage nun Vorteile für Preußen? Kann ſich der Ruſſe am Ende zu einem gefährlichen Nachbarn auswachſen? Zu einem bedrohlicheren als es der Schwede geweſen iſt, der Abenteurer, der jetzt zu Bender in Beſſarabien die türkiſche Gaſtfreundſchaft genießt und neue Pläne ſchmieden ſoll?

„Jedenfalls dürfte der Zar ein beſtändigeres Temperament haben als Karl", meint Creutz. „Wenn man ſich mit ihm verträgt, ſo kann man auch auf ihn rechnen."

„Rechnen können wir vor allem mit dem Vormarſch der Peſt!" ruft der Kronprinz. „Unſere öſtlichen Provinzen ſterben aus! Meine Frau hat mir geſchrieben, daß der König auf der Rückreiſe von Marienwerder fortwährend im Zickzack habe fahren müſſen, um all den verſeuchten Ortſchaften auszuweichen. Und wenn die ſchwediſchen Regimenter aus Livland erſt einmal auf Stettin und Stralſund zurückgehen, dann ſchleppen ſie uns die Peſtilenz bis vor die Mauern von Berlin!"

„Was hat, wenn man fragen darf, Ihre Königliche Hoheit ſonſt noch Intereſſantes berichtet?" fragt Finckenſtein ablenkend.

„Sie ſchreibt, die Konfuſion am Hof werde immer größer, die Wartenberg werde immer frecher, und die königliche Schatulle ſei noch immer das Faß der Danaiden! Mit ihrer Auffüllung

ſcheint zur Zeit der Hofjude Joel Liebmann betraut zu ſein: dieſer Hebräer und ſeine Kalle ſpreizen ſich am Hof, daß es eine Schande iſt! Derweilen verſinkt meine gnädig-ungnädige Frau Stiefmutter immer tiefer in religiöſe Schwarmgeiſterei: ſie behauptet jetzt, unſer reformiertes Bekenntnis ſei eine Giftſaat im lutheriſchen Acker! Und die Grävenitz, die bigotte mecklenburger Stute, beſtärkt ihre Herrin noch in ſolch traurigem Gehabe!"

„Die olle Betſchweſter", murrt Finckenſtein, „ſollte lieber nach Stuttgart verduften und dort ihrer eigenen Schweſter die Leviten leſen, dem buhleriſchen Luder, das den Herzog zur Bigamie verführt hat, ſo über ganz Württemberg zum Himmel ſtinket!!"

„Und wenn ſie verduftete, mein alter Finck, — was hülfe es viel? Iſt doch neuerdings der Pietismus die große Mode am Hof: meine Stiefmutter hat ſogar den Profeſſor Francke aus Halle kommen laſſen, den Mucker, und erbaut ſich an ſeinen Senfzern —"

Finckenſtein lacht: „Ein Glück, daß Natzmer Sie nicht hört, mein Prinz! Der ſchwört nämlich auf den frommen Profeſſor und würde Ihnen mit Pauken ins Gewiſſen trommeln!"

„Letztens liegt alles nur an der hochmögenden Gräfin Wartenberg", brummt Creutz. „Sie intrigiert gegen die Königin, und die Königin muß wieder gegen jene intrigieren, wenn ſie ſich überhaupt in der Achtung Seiner Majeſtät halten will!"

Der Kronprinz läuft rot an vor Wut: „Sodom und Gomorrha über Schön Katchen, das verfluchte Saumenſch! So verworfen iſt das Weib, daß es ſeit neuerem nicht einmal mehr dem König, der es groß gemacht hat, die T r e u e hält und ſich ſomit wenigſtens dankbar erzeigt! Zum engliſchen Geſandten pflegt ſie galante Beziehungen; ſie verrät dieſem Lord Raby unſere Staatsgeheimniſſe an England, dafür daß dieſer Cavalier ſie —!"

„Hier muß eingehakt werden", ſagt Finck; „an dieſer Stelle dürfte Seine Majeſtät am empfindlichſten ſein!"

„Und wenn das nicht hilft, haben wir noch den Fall Wittgenſtein!" ergänzt Creutz. „Seit mehr als einem Jahr iſt Croſſen

abgebrannt; seit Monaten wissen wir, daß der Graf die Brandkasse für seine Zwecke ausgeplündert hat! Daß solch ein Defraudant noch immer frei herumlaufen kann, gehört auch zu den Weltwundern unseres Säkulums!"

„Mein Vater muß eben genötigt werden, eine Untersuchungskommission einzusetzen, und in diese Kommission werde ich ihn, mein lieber Creutz, als meinen Vertrauensmann hineinschicken. Er wird dann die Minen unter die Säulen des Dreigrafentempels zu legen wissen!"

Creutz verneigt sich im Sitzen: „Eine Verschwörung tut not, wenn er zum Einsturz gebracht werden soll, Königliche Hoheit!"

„Eine Verschwörung, gewiß! Dazu hab ich Euch, Finck, und ihn, Creutz! Dazu hab ich ferner den Fürsten von Dessau, der treu zu mir hält, und Ilgen, der längst mit uns im Bunde ist. Fest zählen können wir auch auf die beiden Dohnas: Alexander und Christoph, schließlich auf Printzen und auf die beiden Vettern Kameke; das sollte genügen!"

„Kaum!" sagt Finck. „Wie viele gutgemeinte Verschwörungen und Palastrevolutionen sind schon daran gescheitert, daß sie, nach erreichter Umwälzung, nicht imstande waren, die beseitigten Machthaber durch neue, bessere Männer zu ersetzen! Dringen wir durch, so wird Ihr königlicher Herr Vater zweifellos sagen: Ich habe deinen Wünschen entsprochen, mein Söhnchen; nun zeig mir, wie man es besser macht! — Und dann werden Sie, mein Prinz, für das Kriegsdepartement den Fürsten von Anhalt-Dessau vorschlagen, und auch ich stelle meine bescheidenen Kräfte hier zur Verfügung; die Generalität steht ohnehin zu jeder sauberen Staatsführung! Sie werden Ilgen für die auswärtigen Angelegenheiten präfentieren; Christoph Dohna und Paul Kameke werden in ihren Hofämtern verbleiben müssen, ebenso Printzen; Alexander Dohna gehört in die Regierung von Preußen-Litauen, Bogislaw Kameke wird für Pommern zu gewinnen sein, — und wer macht Ihnen die Verwaltung? Unser Kabinettsrat" — knappe Verbeugung gegen Creutz — „wird zweifellos einige wichtige Departements übernehmen können; aber das genügt nicht: das Gebiet ist viel zu groß für

einen Mann; wir brauchen noch manchen Helfer! Als einen der beſtgeeigneten ſchlage ich den Oberſten von Grumbkow vor!"

„Den Feigling??"

„Ich hab ihn nicht im Graben liegen ſehen, mein Prinz! Ich war allerdings vorne. Im übrigen aber wird weder Diplomatie, noch die innere Verwaltung durch ſoldatiſche Bravur beſtritten, vielmehr durch Umſichtigkeit, Eifer, Begabung, Kenntniſſe, Organiſationstalent und ähnliche Fähigkeiten, die der von Grumbkow, wie ich glaube, beſitzt. Er hätte vielleicht beſſer getan, nicht Offizier zu werden —"

„Aber er iſt es nun einmal! — Gut, ich werd es mit ihm verſuchen. Intrigant iſt er; ehrgeizig iſt er auch: alſo wird er wohl auf das jüngere Pferd ſetzen —"

„Und ſich ſelber draufſetzen wollen! Nicht Pferd ſein, Prinz, — Reiter ſein!! Man muß auch auf Männern reiten können!"

Friedrich Wilhelm ſchaut ſeinen alten Hofmeiſter nachdenklich an: Finck ſcheint heute ſeinen Orakeltag zu haben! Glaubt man etwa, er, der künftige König, werde mit ſich ſpaßen laſſen? Schindluder mit ſich treiben laſſen?? Wer das glaubt, der ſoll ſich getäuſcht haben! — „Auf Kandare werd ich euch reiten, ihr Herren!" ruft er, „und den Grumbkow nicht am ſanfteſten! Der Deſſauer freilich wird wettern —!"

Finckenſteins hageres Geſicht ſetzt das ſparſame Lächeln auf: „Jeden Gaul nach ſeiner Art, Prinz! Machen Sie mir die Bieſter nicht hartmäulig!"

— — — — — — — — —

Sophie Dorothea zeigt dem heimgekehrten Gemahl voller Stolz das Töchterchen, ein lebhaftes Ding von vier Monaten. Während der junge Vater die alte Stadt Doornick im Hennegau belagern half, hat man die Prinzeſſin auf den Namen Wilhelmine getauft, — in pompöſer Anweſenheit von drei Königen, — was den Hofpoeten Gelegenheit gab, in langatmigen Huldigungsgedichten dem erlauchten Säugling drei Kronen zu prophezeien und ſogar die heiligen Drei Könige ſymboliſch an ſeine Krippe zu bemühen: ein Vergleich, der dem pfiffigen Schreiber-

ling tausend Dukaten aus der Tasche des beglückten Großvaters eingetragen hat.

Lächelnd lauscht Friedrich Wilhelm diesen Berichten und Plaudereien seiner jungmütterlichen Gemahlin; zärtlich schaut er ihr in die großen blauen Augen und ist von Herzen froh, nach sieben Monaten endlich wieder daheim zu sein, endlich wieder eine Frau zu haben. — „Mein Fiekchen", sagt er strahlend und legt ihr den Arm um die weißen Schultern: „sehen Sie nur unser Töchterchen an, wie es sich langweilt in seiner Wiege! Das vive Persönchen braucht ein Brüderchen zum Spielen, — und wir brauchen einen Erbprinzen! Schon bald, schon sehr bald brauchen wir ihn, Fiekchen!!" Und er küßt seine schöne Frau voll andrängender Leidenschaft. —

Der König empfängt aufs liebevollste den heimgekehrten Sohn, nach dem er sich seit Wochen gesehnt; seine recht müde gewordenen Augen leuchten auf, wie der stattliche Krieger, funkelnd von Gesundheit und Lebensfreude, zu ihm ins Gemach tritt. Vergessen ist der schwere, bittere Streit vom Frühjahr; vergessen auch sind für die erste halbe Stunde, während Friedrich Wilhelm Bericht erstattet, die unablässigen Sorgen, Nöte und Schmerzen des alternden Herrschers. Doch sie lassen sich nicht lange verdrängen; wie kratziger Flugsand in einen festlichen Raum, so dringen sie in die hochgestimmte Unterhaltung ein, und der Kronprinz spürt, daß neben Politik und Finanzen auch persönliche Mißverhältnisse aufs Gemüt des Vaters drücken: des Königs dritte Ehe erweist sich heute, nach einjährigem Bestand, als eine glücklose, ja lähmende Verbindung. — „Die Königin ist von deiner Rückkehr unterrichtet", sagt der Vater; „ich wäre dir dankbar, Fritz, wenn du ihr sogleich deine Aufwartung machen wolltest!"

Also klirrt der Sohn zu den Gemächern der Stiefmutter hinüber. Durch die Gänge des Schlosses wandeln immer noch die koketten Stutzer und die gravitätischen Chargen; wippend verneigen sie sich vor dem prinzlichen Obersten, und der Schwung ihrer Federhüte wischt gar devot über den Boden hin! Immer noch tragen die goldbordierten Lakaien die Schokolade für die

Kammerherren auf silbernen Tabletts feierlich vor sich her, und die Türhüter lehnen gelangweilt an den Stukkaturen: alles wie einst! Und dabei alles so unwirklich, so — gespenstisch! — Im Vorzimmer Ihrer Majestät warten ergebungsvoll zwei lutherische Prediger; streng gefalteten Angesichts verbeugen sie sich vor dem Thronfolger genau so tief, wie ihr Gott ihnen verstattet, sich vor einem kalvinischen Prinzen zu beugen. Der kalvinische Prinz nickt ihnen huldvoll zu und läßt sich bei Ihrer Majestät melden.

Die Königin empfängt ihn in Gesellschaft der Hofdame von Grävenitz; ihre Oberhofmeisterin, die alte listige Gräfin Wittgenstein, ist nicht anwesend. Aber vielleicht lauscht sie hinter jener Portiere, denkt der Kronprinz. Er küßt der Stiefmutter die Hand; er schaut ihr ins gutmütige, leere Gesicht, erzählt vom Feldzug, macht Conversation und bedauert die heftigen Gichtanfälle, von denen der königliche Herr Vater seit der letzten Ostlandfahrt gequält wird. — Was könnte man ihr nicht alles erzählen, was nicht alles mit ihr bereden, wenn — ja, wenn diese blonde, fünfundzwanzigjährige Frau nicht gar so säuerlich fromm und larmoyant aus jeder Lebenstatsache eine Anklage machte? Zu denken, daß sie den Platz ausfüllen sollte, den Sophie Charlotte am Hof eingenommen, — dieser Gedanke könnte einen zum Heulen bringen! Und die Grävenitz mit ihrer harten Pferdevisage sitzt stumm dabei, die Hände überm Schnürleib gefaltet, und klappt einen Augenaufschlag nach dem andern zur Decke des Gemachs hinauf, als schwebe der Heilige Geist leibhaft dort oben und nicke ihr Trost zu —!

Die Königin scheint erraten zu haben, daß die Gedanken des Kronprinzen bei seiner toten Mutter weilen; denn sie beginnt plötzlich, mit erregter Stimme sich über die Gräfin Wartenberg zu beklagen: diese Dame habe sich jetzt das Schloß Charlottenburg zur Residenz erkoren und führe dort mit voller Erlaubnis Seiner Majestät einen Hofstaat, eine Nebenregierung, ein Wespennest von Intrigen, das ihr, der Königin, unerträglich sei, und das vor allem das Andenken an des Prinzen hochselige Frau Mutter in den Schmutz ziehe: ein Sündenpfuhl unter Gottes strafendem Auge! Insbesondere seit die Wartenberg bei der

Taufe der Prinzeſſin Wilhelmine ſich mit Brachialgewalt ihren Platz vor der Gemahlin des holländiſchen Geſandten erfochten, ja wirklich mit Fauſtſchlägen erkämpft und dann obendrein noch durchgeſetzt habe, daß die Holländerin ihr öffentlich Abbitte habe leiſten müſſen, — ſeit der Zeit triumphiere das Laſter über alle Gerechten —!

„Helfen Sie uns, Königliche Hoheit", ſeufzt die Grävenitz, „helfen Sie uns wider den Greuel der Moabiter, auf daß es nicht dereinſt von Ihrem Herrn Vater heiße wie von König Salomo: daß er zuliebe tat ſeinen ausländiſchen Weibern, ſo ihren Götzen räucherten und opferten, wie im erſten Buch der Könige zu leſen —!"

Jetzt weiß der Kronprinz, daß die alte Wittgenſtein n i c h t hinter der Portiere lauſcht, wenigſtens nicht mit Wiſſen der Königin; denn was die Gräfin erführe, das wüßten gleich darauf auch die drei Grafen: das ſpielt ſich Hand in Hand! — Helfen, freilich, helfen muß er; aber nicht dieſen beiden ſäuerlichen Damen hier, ſondern dem Vater, dem Träger der königlichen Würde! — „Verehrte Frau Mama", ſagt er, „Sie dürfen mir glauben, daß mir und meiner Frau dieſe Zuſtände kein minderer Greuel ſind als Ihnen, — wenngleich die Wartenberg es ja nicht dahin gebracht hat und auch nicht bringen wird, ſich dem Souverän als zweite Gemahlin zur Rechten antrauen zu laſſen, wie ſolches der Gräfin Urach zu Stuttgart wider göttliches und menſchliches Recht reüſſieret —"

Die Grävenitz wird blutrot bei dieſem Hieb auf ihre Schweſter; ſie ringt die gefalteten Hände vor dem krachenden Schnürleib und klappt wieder ihre Augenaufſchläge zur Decke empor. — Das zahl ich dir heim, mein Junge; das zahl ich dir heim!! denkt ſie erbittert, an einer Zähre preſſend.

„— und ſo darf ich mich wohl für heute empfehlen, chère Maman! Seien Sie überzeugt, daß ich den aufrichtigen Wunſch hege, den Kreis der königlichen Familie und Suite von unwürdigen Perſonnagen gereinigt zu ſehen! So viel ich tun kann, ohne ſelber beim König in ſchwere Ungnade zu fallen, ſoll geſchehen!"

„Gottes Segen über Sie, mein Sohn!" ſagt die Königin,

und plötzlich noch einmal, mit schriller, ganz irrer Stimme: „Gottes — Segen — über — Sie —!!“ Nun hebt sie beide Hände, als wolle sie selber ihn segnen; sie springt aus dem Sessel auf und sinkt mit jammerndem Gelächter ohnmächtig zusammen.

Der Prinz reißt die Vorzimmertür auf, brüllt hinaus: „Riechsalz! Wasser!“ — Die beiden Prediger draußen fahren wie erschrockene Krähen auseinander; ein Kammerherr stürzt herbei —

„Gehen Sie, Königliche Hoheit, gehen Sie!!“ faucht die Grävenitz; „ich muß Ihre Majestät sofort aufschnüren —!“

Dich sollte man aufschnüren, an einem festen Schnürchen in die Höhe, bis du pendelst! denkt Friedrich Wilhelm im Entschreiten. Wo sind wir hier eigentlich: in einem Frömmler-Bethaus? In einem Irrenhaus? In einem Freudenhaus??

— — — — — — — — —

Während des Winters sitzen der unermüdliche Ilgen und der unerschütterliche Finckenstein gar manches Mal im geheimen mit dem Kronprinzen zusammen. Friedrich Wilhelm hat schon gleich nach der Schlacht bei Malplaquet vom König, dem die soldatische Tüchtigkeit des Sohnes geschmeichelt, eine wichtige Vollmacht erhalten: er darf Offiziere für die preußische Armee ernennen! Dieses Recht erweitert er nun, mit Ilgens geschickter Unterstützung, dahin, daß er den König für die Berufung des unbeschäftigten Fürsten von Dessau gewinnt: bereits im Januar — man schreibt das Jahr 1710 — erhält Leopold das Oberkommando über die preußische Armee, und damit hat Friedrich Wilhelm nicht nur den Dank, sondern auch die gewaltige Tatkraft des Dessauers für die Zukunft gewonnen. Schritt für Schritt, in Unterredung für Unterredung werden die übrigen Helfer in die Pläne zum Sturz der Grafen-Clique eingeweiht: ein Minenstollen nach dem andern füllt sich mit Pulver.

Aber man kommt nur langsam voran; denn immer wieder schieben sich außenpolitische Fragen vor die inneren Notwendigkeiten. Im April erscheint Prinz Eugen in Berlin, um den Verhandlungen des Königs mit dem Zaren Peter ein Gegengewicht zu schaffen; auch hat man vielleicht von Preußens geheimem

Briefwechſel mit Frankreich inzwiſchen Wind bekommen, — kurz: der Kaiſer muß darauf bedacht ſein, den König bei der ſpaniſchen Stange zu halten und die Abberufung ſeiner Truppen von den verſchiedenen Kriegsſchauplätzen zu verhindern. Das gelingt denn auch durch Gewährung erhöhter Subſidiengelder und mit Hilfe allgemeiner Zuſagen. Der Kronprinz, der den großen Feldherrn aufrichtig bewundert, lernt ihn jetzt auch als geſchickten Diplomaten kennen und — mehr ſcheuen als bewundern; denn was Eugen in Berlin erreicht hat, widerſtreitet dem Wohl des preußiſchen Staates.

Inzwiſchen verliert aber auch England die Luſt an dem nunmehr zehnjährigen Kriege. Hat es nicht Wichtiges genug in ihm gewonnen: Gibraltar und Port Mahon auf Menorca, Neufundland und die Hudſonbai in Nordamerika? Das alles wird man ſich im Friedensſchluß zu ſichern wiſſen; doch das Geld und das Blut, das die Fortführung des Krieges noch koſten wird, iſt von dem erſchöpften Frankreich nicht wieder einzubringen! — So kommt es in England zum Sturz des Wigh-Miniſteriums, das in Marlborough ſeinen großen Vorkämpfer hat; an die Stelle der Welthandelsherren treten im neuen Tory-Miniſterium die Grundbeſitzer: ſie fordern Selbſtbeſchränkung gegenüber den europäiſchen Affären. Höfiſche Kabalen und perſönliche Intrigen haben auch hier ihre klebrigen Hände im Spiel, und ſo iſt die Abberufung Marlboroughs vom flandriſchen Kampffeld nur noch eine Frage der Zeit: London verhandelt ebenſo eifrig wie heimlich mit Paris.

Was Wunder, wenn dieſe Vorgänge, die auch Hannovers Haltung bedingen, die Gemüter in Berlin erheblich ſpannen? Freilich, die Dinge in Preußen fragen nicht nach ſolchen Spannungen; ſie treiben jetzt in raſender Geſchwindigkeit dem Abgrund entgegen: Peſt und Hungersnot nähern ſich der Hauptſtadt, Handel und Verkehr erliegen! Aus den verödeten Provinzen kommen keine Steuern mehr ein; doch da der Hofſtaat und die regierenden Grafen ja Gelder über Gelder benötigen, ſo werden die noch unverſeucht gebliebenen Landesteile mit unerhörten Steuern belaſtet. Schon kommt es hier und dort zu ge-

fährlichen Zuſammenrottungen, zu Plünderungen, zu Totſchlägen.

Da tritt im Sommer der Kronprinz vor den Vater hin und ſagt ihm unter vier Augen alles, a l l e s! Der König, aufs tiefſte erſchrocken, befolgt den Rat des Sohnes und fordert die Provinzialregierungen auf, Bericht über die Notſtände, auch Vorſchläge zu ihrer Beſſerung zu machen. Wartenberg tobt; der Oberhofmarſchall Wittgenſtein erbleicht; nur Wartensleben als Generalkriegskommiſſar hat ein leidlich reines Gewiſſen. Unverzüglich droht das allmächtige Miniſterium den Regierungen: wehe, wenn ihr die Wahrheit berichtet!! — Einige Regierungen laſſen ſich denn auch einſchüchtern; die meiſten aber melden fühlbar erleichtert und ganz offen, wie es im Lande ſteht. Aus dieſen Schriftſtücken ſtarrt die Troſtloſigkeit mit erloſchenen Augen den Landesherrn an. Anfang September gewinnt der König ziemliche Klarheit; eine lange Denkſchrift Wittgenſteins, die jene Gutachten entkräften ſoll, wird von dem empörten Herrſcher beiſeite geſchoben.

Der erſte Windſtoß vor dem erſehnten Gewitter! — Der Kronprinz iſt hochbeglückt über die, wenn auch ſpäte, Entſchloſſenheit des Vaters. Hat doch die Kronprinzeſſin im Auguſt durch die Geburt eines Prinzen — er wird auf den Namen Friedrich Wilhelm getauft — dem Schwiegervater eine Freude bereitet, die vielleicht noch größer iſt als die der jungen Eltern ſelbſt! Auch hat der König ſich endlich aufgerafft, die gefährlich anmaßende Grävenitz kurzerhand ergreifen und über die Grenze abſchieben zu laſſen: hoffentlich wird die Königin, dem üblen Einfluß dieſes Weibes entzogen, nun froheren Sinnes werden!

Auf Grund der Regierungsgutachten ſetzt der König eine Unterſuchungskommiſſion ein; der Kronprinz erwirkt, daß Creutz als ſein Vertrauensmann und als Schriftführer in ſie berufen wird. Der Bericht dieſer Kommiſſion zeigt Abgründe von Mißwirtſchaft und Korruption auf!! Wittgenſtein wird kurz nach Weihnachten verhaftet und unterm Gejohle der Bevölkerung nach Spandau verbracht; hier erklärt er dem General von Gersdorff, der ihm den Orden vom Schwarzen Adler abfordert, er habe

ſtets und in allem nur auf Befehl des Grafen Wartenberg gehandelt. Es bedarf dieſer lumpenhaften Verſicherung kaum noch; die Unterſuchnng hat ſie bereits beſtätigt. Ilgen erhält den Auftrag, dem Oberkammerherrn zu eröffnen, daß er von ſeinen Ämtern enthoben ſei; der Geheimrat entledigt ſich des Befehls, ohne auch nur durch das leiſeſte Zucken ſeiner ſpöttiſchen Mundwinkel zu verraten, daß dieſe Stunde, die den verhaßten Uſurpator ſtürzt, den größten Triumph ſeines Lebens bedeutet. Der Reichsgraf Kaſimir Kolbe von Wartenberg erſtarrt; ſein hämiſches Geſicht verwelkt zu grauer Bläſſe. Soll er ſich auch nach Spandau ſchleppen laſſen? Lieber um die Entlaſſung bitten —! Vielleicht ſchreckt der König vor dem völligen Bruch zurück? — Doch der König nimmt das Geſuch wortlos an. Das abgefeimte Spiel klingt wimmernd aus.

Schön Katchen freilich gibt noch nicht auf: ſie hat die Stirn, ihren königlichen Verehrer durch ihren zweiten Liebhaber, den engliſchen Geſandten Lord Raby, um Gnade bitten zu laſſen für ihren Mann, den ſie mit beiden Männern hintergangen hat, — ganz abgeſehen davon, daß ſie allen Dreien gelegentlich mit dem Kammerjunker von Schenk und mit anderen Kavalieren gar artige Hörner aufzuſetzen beliebt. — Und wirklich — der großmütige Herrſcher gewährt ſeinem erledigten Oberkammerherrn eine letzte Audienz, beſchenkt ihn mit einem koſtbaren Ring, ſetzt ihm ein hohes Ruhegehalt aus und fordert nur, daß Graf und Gräfin außer Landes gehen auf ihre Beſitzungen bei Frankfurt am Main.

Seine unwürdige Favorite-Maitreſſe zum Abſchied zu empfangen, weigert ſich der König: zu bitter iſt ſein Stolz und ſein Vertrauen gekränkt durch die mancherlei Amouren des Frauenzimmers. Auch ſtellt ſich heraus, daß die Gräfin ſich noch in jüngſter Zeit die ſchamloſeſten Frechheiten gegen die wehrloſe Königin erlaubt hat: ſie hat Sophie Luiſe vor ihren Hofdamen beſchimpft und ſich mit der intimeren Gunſt des königlichen Herrn gebrüſtet: eine Megäre, raſend in Brunſt und Dünkeltollheit!! Dafür wird die Schankmaſell aus Emmerich nun freilich hart gezüchtigt: vor dem geſamten Hofſtaat, vor allen Ge-

ſandten und deren Gemahlinnen, vor ihren eigenen Liebhabern muß die Gräfin, die ſo oft ſich dreiſt an die erſte Stelle gedrängt hat, jetzt bei der Königin Abbitte leiſten! Oh, daß ſie ſich doch in Luft auflöſen könnte vor dieſer ſchlimmſten Stunde ihres gemeinen Lebens! Doch die Luft nimmt ſie nicht an; ſie muß die bittere Demütigung auskoſten, und wie nun auch ihre letzte Hoffnung, von Seiner Majeſtät noch einmal empfangen zu werden, ſich nicht erfüllt, da tobt ſie beſinnnungslos und wütet gegen das eigene erbärmliche Ich. — Doch der König iſt geheilt. „Mag die fatale Perſon ſich zerranfen", ſagt er, „ich will ſie nie mehr vor Augen haben!"

Im übrigen verzichtet er auf Klageerhebung gegen die beiden Grafen; er belegt ſie mit Geldbußen für ihre Verfehlungen und entläßt ſie in Gnaden auf ihre ausländiſchen Güter, wohin ſie ſchon rechtzeitig viele hunderttauſende von Talern, die Früchte ihrer zehnjährigen Ausbeuterei, beiſeite geſchafft haben, und wo ſie nun unangefochten im Genuß ihres Raubes leben können.

Das einfache Volk verſteht dieſe Großmut nicht; ſein ſchlichtes Rechtsgefühl verlangt nach ſtrenger Beſtrafung der Verbrecher, die jeden Einzelnen im Lande ärmer gemacht haben. Bei der Abreiſe des Wartenbergſchen Paares kommt es zu wilden Ausbrüchen des Haſſes: „Da fährt er hin, der alte Blutſauger, und ſeine Hure mit ihm! Kein Haar wird ihnen gekrümmt!!"

Auch der Kronprinz iſt unzufrieden mit der königlichen Milde: allzu große Vornehmheit wird zur Schwäche! Ich hätte anders zugepackt!! — Doch dann wendet er den Blick vom Vergangenen ab in die Zukunft und geht an die Auswertung ſeines großen Sieges:

Er ermuntert den Vater, die Oberleitung der Regierungsgeſchäfte wieder ſelber in die Hand zu nehmen und Paul von Kameke mit der Wiederherſtellung der früheren Ordnung zu betrauen; er macht dem König einleuchtend, daß Hof- und Kammerverwaltung wieder getrennt werden müſſe; er ſchlägt vor, das Generalkommiſſariat in eine kollegiale Behörde unter Grumbkows Vorſitz umzuwandeln, und der König geht gnädig auf alles ein. Er entläßt jetzt auch den Geheimrat Luben zum

Wolf, der geglaubt hat, der Staatskaſſe durch Vergebung der Domänen in Erbpacht die fehlenden Gelder zuführen zu können, und die weitere Vererbpachtung des Staatsbeſitzes wird ſofort eingeſtellt. Die Salzſteuer, im Volk verhaßt, weil ſie auch den Ärmſten noch dafür ſtraft, daß er ſeine Waſſerſuppe würzt, — ſie wird jetzt aufgehoben; die ſtaatliche Brandkaſſe, die zu Wittgenſteins Privatſchatulle geworden war, wird umgeſtaltet, und die aufreizend hohen Koſten der Hofhaltung werden um einiges zurückgeſchraubt — nicht zuletzt durch Entlaſſung von Schauſpielern und Abbau von ſinnloſen Vergnügungen.

Von den drei Großen Wehs bleibt nur der Graf Wartensleben im Dienſt; ihm hat man keine Verfehlungen nachweiſen können. Dagegen wird die auswärtige Politik jetzt in Ilgens bewährte Hände gelegt; Printzen wird Oberhofmarſchall, und der Kronprinz, die treibende Kraft in all dieſen Neuerungen, erhält vom allzeit noblen Vater 8000 Taler Zulage zu ſeiner Apanage; die Kronprinzeſſin wird mit dem an der Spree gelegenen Luſtſchlößchen Monbijou beſchenkt, einer Hinterlaſſenſchaft der Wartenbergs. — In allen Provinzen ſind Kommiſſionen am Werk, den gröbſten Notſtänden abzuhelfen. Sie erſticken in Arbeit.

Freilich, der König, ein frühe gealterter Mann, iſt bereits zu müde, zu gichtiſch, zu vergrämt, zu einſam geworden, um noch voller Tatkraft und Überzeugung mitzuſchaffen an Reformen, durch die ſeine bisherige Regierung als mißglückt bezeichnet wird. Ihn drückt die hartnäckige Vorenthaltung ſeiner Oraniſchen Erbſchaft durch die Holländer; ihn grämen die offenen Oſtgrenzen ſeines Landes; ihn kränkt des jungen Kaiſers hochfahrender Ton gegen die Krone Preußen; ihn bekümmert täglich aufs neue der hoffnungsloſe Zuſtand ſeiner Gemahlin, bei der ſich die Anfälle von Geiſtestrübung häufen und ſteigern. Wie lange noch, und man wird die Königin einſperren müſſen wie ein gefährliches Tier!? —

Friedrich Wilhelm ſteht ſeit Malplaquet in eifrigem Briefwechſel mit dem Fürſten von Deſſau. In ſeinem Brief vom 3. Juli dieſes bewegten Jahres 1711 mahnt er den verehrten

Freund, doch ja fleißiger als bisher in die Kirche zu gehen; gleichzeitig bittet er aber Seine Liebden, nicht zu glauben, daß er, der Schreiber, darum etwan ein Pietist geworden sei; vielmehr habe er an dem bejammernswerten Zustand seiner Stiefmutter täglich ein warnendes Beispiel dafür vor Augen, wohin die pietistische Schwärmerei einen redlichen Menschen führen könne! — Vier Wochen später muß er dem Freund nach Dessau melden, daß sein Söhnchen Friedrich Wilhelm, seine und der Krone Hoffnung, noch nicht einjährig zu Gott zurückgekehrt sei. Zum zweiten Mal ist den jungen, blühenden Eltern der Stammhalter gestorben, die Wiege verwaist.

Den König trifft dieser Schlag besonders schwer. Wenn auch die Kronprinzessin bereits wieder guter Hoffnung ist, — wer weiß, ob es ein Knabe sein wird, und ob die Mutter ihm die Lebenskraft mitgeben kann, die der Träger der Krone Preußens braucht? Soll diese mit so unsagbaren Mühen und Opfern gewonnene Krone wirklich einmal an die Markgrafen von Schwedt kommen, an dieses Haus, das die Erinnerung an seine, des Königs, schlimme Stiefmutter von Holstein-Glücksburg nicht verblassen läßt? O Sorgen über Sorgen über Sorgen —!

Ein Vierteljahr vorher aber hat der Tod eines Größeren wie ein Blitz aus blauem Himmel in alle Kanzleien Europas eingeschlagen: am 17. April ist Kaiser Josef I. kinderlos in Wien gestorben — an den Kinderpocken, die den Säugling einst verschont und nun den Dreiunddreißigjährigen aus der Fülle seiner Pläne ins Grab gerissen haben. Damit wird sein Bruder Karl, der immer noch in Barcelona sitzt und als Carlos III. um den spanischen Thron kämpft, zum Herrn der habsburgischen Erblande; auch winkt ihm die deutsche Kaiserkrone, die er als Karl VI. tragen soll. Gewinnt er nun zu diesen Kronen auch noch die spanische, so erlebt das Weltreich Karls V. unter ihm seine Auferstehung, und daß nochmals solche Machtballung in einer Hand ruhen könne, ist sämtlichen anderen Mächten Europas ein unerträglicher Gedanke; denn es würde das Gleichgewicht der Welt aufs Gefährlichste erschüttern! — Der alte gebeugte Mann in Versailles erkennt seine Stunde — und

ſeine Rettung: er ſieht ſeinen Enkel Philipp in Madrid bereits anerkannt; er führt die heimliche Verſtändigung mit England zum leidlichen Ende, er ſchürt die Gegenſätze unter ſeinen Gegnern überall zu hellen Flammen auf und erwartet — ſeit vielen Jahren wieder einmal ſorgenfrei— die Verhandlungen, die nun kommen müſſen. So beenden die Kinderpocken einen Weltkrieg und reißen alle Ausſichten der Allianz nieder, die auf zehn ſiegreichen Schlachten gegründet geweſen ſind.

Vorerſt aber bekämpft man ſich weiter; denn England hält ſeine Truppen immer noch im Felde, um die ahnungsloſen Verbündeten in Untätigkeit zu verſtricken und die eigene Beute zu bergen, bevor die bisherigen Kampfgenoſſen an den Verhandlungstiſch in Utrecht kommen. So bleiben denn auch die preußiſchen Regimenter auf den erſtarrenden Kriegsſchauplätzen ſtehen, gebunden an leere Verſprechungen und an Pakte, die zu brechen des Königs Anſtand ſich ſcheut —!

Derweilen aber rollt von Oſten der Krieg erbittert heran. Das ſchwediſche Beſatzungsheer, aus den baltiſchen Provinzen vertrieben, zieht ſich an die Oder zurück; ſächſiſche, polniſche und ruſſiſche Heere drängen nach, jagen den Feind bei Küſtrin über den Strom, verfolgen ihn durch die Uckermark nach Mecklenburg hinein: ohnmächtig muß man von Berlin aus zuſchauen, wie die fremden Kriegshorden die preußiſche Neutralität mißachten, ſich wenige Meilen von der Hauptſtadt entfernt ihre Treffen liefern, nach den noch unvergeſſenen Gewohnheiten des dreißigjährigen Kriegs im Lande hauſen, die Peſt in alle Dörfer ſchleppen und Verwüſtung hinter ſich zurücklaſſen!

Was hilft es dem Kronprinzen, daß er gerade in dieſer Zeit ein neues Exerzierreglement für die Infanterie herausbringt, das der geniale Deſſauer entworfen hat? Was hilft der neue eiſerne Ladeſtock und das famoſe Bajonett, wenn man das alles nicht gegen den Feind betätigen kann, was hilft die Neuerung des dröhnenden Gleichſchritts, wenn man ihn nicht antreten kann gegen die Landfriedensbrecher?? Was hilft es dem Kronprinzen, daß er ſeine Stabskompagnie von Wuſterhauſen, wo ihr die Quartiere zu knapp geworden, ins benachbarte Mittenwalde

verlegt und ſie dort drillt? Hätte er jetzt das preußiſche Heer hier zur Hand, und den Deſſauer an ſeiner Spitze: mit dieſen 40,000 Mann könnte er den Einbrechern ein Paroli bieten! Dann ließe ſich Elbing und Stettin gewinnen! Aber ſo —? Und andere ſchneiden ſich fette Stücke aus der ſchwediſchen Beute! Auguſt von Sachſen hat ſich Polen zurückgewonnen, hat den König Stanislaus verjagt! Peter hält ganz Finnland, hält die baltiſchen Provinzen feſt in der Hand; er grinſt über die Proteſte, die Karl XII. aus Beßarabien losläßt —!

Hol's der Teufel!!

Trübe für Preußen geht dieſes Jahr 1711, das ſo hoffnungsvoll begonnen, zu Ende.

Im neuen Jahr, am 24. Januar, bringt die Kronprinzeſſin einen geſunden Knaben zur Welt. Wie ſtolz iſt König Friedrich, wie glücklich, daß der Prinz in ſeinem, des Großvaters, Krönungsmonat geboren iſt! Alle ſchönen Erinnerungen an die Königsberger Wochen vor elf Jahren leben noch einmal in ihm auf, und er läßt die Taufe des Erbprinzen noch in dieſem Glücksmonat Januar ſtattfinden. Sie iſt ſo prächtig wie nur möglich, und der Knabe, den ein goldenes Krönchen, ein diamantenbeſetztes Kleidchen ſchmückt, erhält den Namen Karl Friedrich. Unterm Geläute aller Glocken, unter rollenden Salutſchüſſen, bei Pauken- und Trompetenſchall findet die Taufe ſtatt; noch einmal weidet ſich der Prunkverliebte an Glanz und Glitzer und Gleißen, — eine untergehende Sonne, die das aufgehende Sternchen beſtrahlt.

Der Herbſt bringt dem König auch eine letzte Genugtuung: des ausſichtsloſen Forderns und Wartens überdrüſſig, hat er auf Betreiben des Kronprinzen dem bei Aachen lagernden Deſſauer befohlen, die Stadt Mörs am Rhein durch Überrumpelung zu nehmen, um ſo endlich in den Beſitz wenigſtens dieſes Teils der mütterlichen Erbſchaft zu kommen, der ihm vom Kaiſer ſeit Jahren zugeſprochen iſt. Der Fürſt hat den Auftrag mit größter Bravour durchgeführt: in der Nacht zum 8. November durchſchwimmen einige Grenadiere den Feſtungsgraben, ziehen an Seilen die Pontons mit den Sturmtrupps nach ſich, überwälti-

gen faſt ohne Blutvergießen die Stadt ſamt der Zitadelle. Später rückt Natzmer mit acht Schwadronen nach; die ganze holländiſche Beſatzung wird aufgehoben und über die Grenze abgeſchoben. — Im Haag entrüſtet man ſich über den Preußen, der ſich einfach nimmt, was man ihm doch ſeit Jahr und Tag ſchon immer hat geben — wollen; doch es bleibt bei der Entrüſtung. Mörs huldigt dem neuen Herrn und bleibt beſetzt. — Fürſt Leopold wird im Dezember zum Generalfeldmarſchall ernannt, allen Intriganten in Berlin zum Trotz; damit gewinnt der Kronprinz eine Stütze, die dem alten Feldmarſchall von Wartensleben zur Seite eingeſtemmt wird nnd dieſem ſein letztes Gewicht nimmt.

Doch nun iſt die Lebenskraft des erſten Königs in Preußen verzehrt; was Gicht und Bruſtkrämpfe davon übrig gelaſſen haben, das nimmt ihm der ſchmerzvolle Abſchied von ſeiner Gemahlin, die im Februar in ihre mecklenburgiſche Heimat zurückgebracht werden muß, da ſie aus der geiſtigen Umnachtung nicht mehr erwachen will. Wenige Tage nach ihrer Abreiſe fühlt der König, daß er mit dem Leben abſchließen müſſe; er verſammelt die Miniſter um ſein Lager, deutet auf den Sohn und ſagt, in ihm habe das Land nun einen neuen Vater.

Doch noch tagelang wehrt ſich der Wille des Fünfundfünfzigjährigen gegen den andringenden Tod, und ſchlimme Qualen bringt ihm dieſer Kampf. Zuweilen, wenn die Schmerzen nachlaſſen, ſinnt der Sterbende auf ſeinen Lebensweg zurück — er ſieht die Krone ſchimmern und hört die Stimmen alles unerfüllt Gebliebenen ihn mahnend umflüſtern. Jetzt erkennt er die Nichtigkeit des irdiſchen Glanzes: das Leben iſt ein Schauſpiel, das bald zu Ende geht! Wer nichts weiter beſitzt als dieſes, der iſt übel dran. — So löſt er ſich vom Diesſeits, wie er in ihm gelebt: Betrachter und zugleich Darſteller des ſeltſamen Welttheaters —!

Erſchüttert ſteht der Sohn an des Todgeweihten Lager; hier ſpürt er, was es heißt, ohnmächtig zurückbleiben zu müſſen. Und zum erſten Mal wird ihm quälend ſtark bewußt, wie innig dieſer Mann ihn geliebt hat, — ſo innig, wie außer ihm nur noch

die Mutter. War aber der Mutter Liebe zärtlich-eigensinnig immer auf den Sohn gerichtet gewesen, so hat der Herrscher den künftigen Herrscher in ihm, der Mann den Mann, der Vater den jungen Vater in ihm geliebt: den Bestand und die kraftvolle Dauer seines Werkes hat er im eigenen Sohn umarmt gehalten. Diese große, einzigartige Liebe will nun von ihm weichen; hat sie ihn erst verlassen, dann wird keine andere Liebe ihren Platz einnehmen können!! Und heiße Tränen steigen dem Sohn in die Augen, lassen ihm das Bild des Sterbenden verschwimmen.

Im Vorzimmer stößt er auf den Justizminister Bartholdi, und dieser im Dienst der Krone ergraute Beamte fühlt sich getrieben, ja verpflichtet, den künftigen Herrn in wohlgesetzter Rede zu trösten. Friedrich Wilhelm hört sich stumm den philosophischen Sermon an, wischt sich die nassen Wangen und geht davon mit den Worten: „Was hast du Hundsfott dich darum zu kümmern!?“ —

Doch wie er in der Mittagsstunde des 25. Februar dem toten Vater die Augen geschlossen hat, bleiben seine eigenen Augen trocken: der letzte Schmerz läßt ihn erstarren, die große Aufgabe macht ihn verstummen. Wortlos schreitet er im Vorsaal durch die Schar der ängstlich harrenden Höflinge; er schaut aufs devote Gewoge der Perücken, die sich zutiefst vor ihm verneigen, und er weiß: keine dieser Gestalten fühlt meinen Schmerz; aber jede bangt um ihre Stellung, und ein Meer von Schmeichelei wird jetzt gegen mich heranheucheln! Glaubt man vielleicht, ich sei berufen, Vorrechte zu sichern und den Schein zu pflegen? Dem gemeinen Wohl will ich aufhelfen; mein Volk will ich stark machen, als ein Amtmann und Diener Gottes auf Erden: dazu gib mir deinen Beistand, Herr!

IV.

Es werde Zucht!

„Eine Priſe, lieber Hamrath? Iſt ein gar delikater Helleborus, wie ihr ſolchen in der Karre zu Spandau wohl kaum als Naſenkoſt dürftet goutieret haben!“ — Herr von Bartholdi hielt ſeinem Beſucher die ſilberne Tabatiere läſſig hin; das faltige Pandektengeſicht des alten Juſtizminiſters verzog ſich dabei zu einem ſpöttiſchen Grinſen, das nicht ohne Wohlwollen war.

Der ehemalige Geheimrat von Hamrath langte zu und ſchob das würzige Häufchen in ſeinen nicht unbeträchtlichen Riecher. „Wenn man fünf Jahre auf Feſtung geſeſſen hat“, ſeufzte er ſchnobernd, „dann hat man noch ganz andere Koſt zu entbehren gelernt, verehrter Gönner! Aber nun habt die Güte, mir des weiteren zu berichten!“

“Wie geſagt, am Freitag mittag war Seine Majeſtät entſchlafen; am nächſten Tag ward lediglich der Thronwechſel dem Volk plakatieret, und auf Sonntag früh um ſieben Uhr befiehlt der neue Herr die Miniſter und Geheimen Räte zu ſich aufs Schloß. Wir verſammeln uns; wir warten wohl eine Stunde lang, und es war manchem unter uns gar bänglich, ſinte — nun ja, ihr verſteht mich! Der Geiſt des ſeligen, will ſagen: vermutlich unſelig in die Hölle gefahrenen Wartenberg ging mahnend um. Endlich werden wir vorgelaſſen, und ſiehe da: Seine Majeſtät verſichert uns alle ihres Vertrauens, worauf ſogleich ſämtliche Perücken nach oben geſchwollen! Folgte aber unverzüglich eine ſcharfe Philippika gegen die unaufhörlichen Kabalen, ſo im Kabinett noch immer geſponnen würden —“

„Auf Feſtung iſt von derlei Ergötzlichkeiten gar nichts zu ſpüren!“

„Sehr wohl, und darum werde jeder Staatsdiener, der ſich unterfange, noch weiterhin zu intrigieren, unverzüglich auf

Feſtung gebracht oder gar in die Karre geſchloſſen werden, maaßen in Spandau und Magdeburg Raums genug ſei! Worauf diverſe Perücken wieder recht klein geworden. Seine Majeſtät umarmte hierauf jeden Einzelnen von uns und publizierte, daß die auswärtigen Affären künftig durch Ilgen collegialiter mit Chriſtoph Dohna und Printzen ſollten geleitet werden."

„Dürfte unſerm Papa Ilgen merkwürdig angekommen ſein!"

„Er lächelte, wie er ſeit dreißig Jahren lächelt: lebendes Archivum, darin jeder andere nachzuſchlagen genötigt! Mit dem Vortrag im Kabinett beauftragte der König den langen Creutz. Selbiger dürfte ſich gar bald zu einem Kreuz, zu einer wahren crux für uns auswachſen, ſinte er als General-Kontrolleur bereits in ſämtliche Staatskaſſen des öfteren hineingerochen! — Zu mir äußerte der König, er erwarte binnen Jahresfriſt eine Reformationem completam des geſamten Landrechts; auch ſolle ich dafür ſorgen, daß künftig kein Prozeß länger als ein Jahr mehr laufe — entre nous: zwei Dinge der Unmöglichkeit —!"

„Verdammt ſcharfer Wind auf einmal!"

„Dürfte noch viel ſchärfer werden! Aus jedem Bataillon, ſo derzeit im Felde ſtehe, ſolle ein Regiment formieret werden, ſobald man in Utrecht zum Frieden gelangt ſei, und die Truppen heimkehren würden. Heute werde er zunächſt die ſechs Bataillone der Berliner Garniſon vereidigen, und zwar auf der Stechbahn. Als Wartensleben daranfhin ihm vorgeſtellt, der Platz möchte für ſolchen Zweck wohl zu klein ſein, erklärte Seine Majeſtät gar brüsk, ſie brauche keine Ratſchläge, benötige keine Kritik, verlange nur Subordination! Worauf alle Perücken gänzlich zuſammengeſunken, und wir uns in corpore zum Tranergottesdienſt in die Schloßkapelle begeben."

Bartholdi bot ſeinem Gaſt eine friſche Priſe. Der neue Herr mit ſeinen fünfundzwanzig Jahren ſtimmte entſchieden nachdenklich.

„Und dann, verehrter Freund?"

„Dann hat ſich der König mit dem Creutz und dem von Einſiedel für vier Tage nach Wuſterhauſen verfügt und dorten auf den geſamten Etats der letzten dreißig Jahre gebrütet, indeſſen

wir gerätſelt und gewettet, w e n die königliche Gnade nun wohl mit der oberſten Leitung ſämtlicher Affären betrauen, will ſagen: belaſten werde. Etliche ſetzten auf Finckenſtein, da dieſer ſoeben in den Orden vom Schwarzen Adler aufgenommen worden, oder auf Lottum, den neugebackenen Generalfeldmarſchall; andere dagegen ſeufzeten auf den Creutz hin. Ich hätte mögen ſchwören, daß der von Grumbkow, der ſich ſeit zween Jahren im Finanz-Departement zu undeutlicher Unentbehrlichkeit durchgefreſſen, mit dem oberſten aller Schlüſſel ſolle bedacht werden; dagegen Wartensleben mir bei ſeinem bißchen Seligkeit verſicherte, es käme dafür nur der Deſſauer in Frage! Habe ſich doch der Fürſt unverzüglich den molligen Armen ſeiner Apothekerin entwunden und ſei mit friſch gewichſtem Schnurrbart hierher geſprenget, ſich als blanken Knopf auf der neuen Mütze zu empfehlen!" — Bartholdi verſtummte genußreich.

„Na, und —??"

„Kein Und, mein Lieber! Der König leiſtet ſich einen charmanten Witz: er macht den tapferen Grumbkow znm Generalmajor, ſchickt ihn zum Deſſauer und läßt dem einen durch den andern ſagen, er ſ e l b e r werde der Finanzminiſter und der Oberſte Kriegsherr des Königs in Preußen ſein, und das werde den König in Preußen ſtark machen!"

„Gotts Donner: eine breitbrüſtige Sprache! Bedauerlich nur, daß man die Viſagen von gewiſſen Leuten in gewiſſen Momenten nicht zu ſehen bekommt!"

„Wahr, Hamrath! Ich nun hatte immerhin das Vergnügen, einen ganzen Haufen von Viſagen in ſolch einem Augenblick zu beobachten — außer meiner eigenen, leider, ſinte mir kein Spiegel zur Hand, — und das war, wie Seine Majeſtät den neuen Etat vor etlichen Tagen bekannt gegeben. Selbiger iſt nach dem Grundſatz aufgeſtellt, daß ſämtliche Aufwendungen — außer denen für das Militär — auf den fünften Teil des bisherigen Standes heruntergeſetzt werden: ſo die Dépenſen der Hofhaltung von 275,000 Talern auf 55,000, die Miniſtergehälter von 30 bis 40,000 Talern auf 10 bis 6000 Taler —"

„Mein tiefgefühltes Beileid, verehrter Gönner!"

„Keine Urſach, mein Beſter! Da der König entſchloſſen iſt, keinerlei Feſte und höfiſchen Aufwand mehr zu treiben, wird man fortan ſein Einkommen nicht wie bisher für fortwährende Repräſentationen verſchleudern müſſen, ſondern man kann es an die Familie wenden. Ich bin zudem ein alter Mann! Aber was nunmehr alles verſchwindet, mein Freund, — glatt vom Erdboden verſchwindet, — davon macht ihr euch keine Vorſtellung! Die Ritter-Akademie und das Heroldsamt werden aufgelöſt; die oberſten Hofchargen werden abgebaut bis auf drei, ſo erſt mit dem Tod ihrer derzeitigen Inhaber eingehen ſollen! Als Kammerherren behält ſich der König fortan nur noch vier Generals, die in der Uniform ihren Dienſt machen ſollen; alle Kammerjunker bis auf vier verſchwinden als Offiziers in die Regimenter; aus den Pagen werden Kadetten! Die halbe Dienerſchaft wird entlaſſen; Seine Majeſtät will ſich mit zween Kammerdienern und etlichen Lakaien begnügen: nicht mehr als ſie eben benötigt, ſich die Reitſtiefeln ausziehen zu laſſen! Sic transit gloria mundi, da Glanz und Prunk verſchwundi —!“

„Wenn der hochſeligen Majeſtät ſublimer Geiſt künftig durch die Räume ihres Schloſſes ſchweben wird —“

„— dürften Höchſtderſelbe höchſt verwundert das Geiſterhaupt ſchütteln, jawohl! Die Schweizer Garde ſoll abgedankt werden; das Regiment Garde du Corps wird aufgelöſt; der Marſtall, die Meute und der rieſige Weinkeller werden, wie man hört, demnächſt zur Verſteigerung kommen; bezüglich des Weinkellers wird das der neuen Majeſtät ſpäter noch einmal leid tun! Die Hoftrompeter will der neue Herr in den Waffenrock ſtecken; der Hofkapellmeiſter Pepuſch, ſo ihr dieſen noch gekannt —?“

„Wir nannten ihn Gottfried von Bouillon; er ragte wie ein Goliath über alles Volk hinaus!“

„Jetzt wird er als Muſikmeiſter zum Leibregiment verſetzt, allwo er unter den langen Kerls verſchwindet. So einer ſechs bis ſieben Schuh miſſet, wird er eben in die Rieſengarde geſteckt, ganz ohne Anſehung ſeiner ſonſtigen Fähigkeiten! Ja ſelbſt den heiligen Chriſtophorus, falls er ſich an die Spree verirrete, würde Seine Majeſtät ſonder Gnade in ſeine Stabskompagnie preſſen,

mit dem Bescheid, das Jesuskind solle ein anderer über den Strom tragen; der lange Kerl gebühre *ihm*, dem König!"

„Charmant, in der Tat! Und wer wird nun bei der Königlichen Tafel aufspielen?"

„Bereits vorgesehen, daß nach Ablauf des Trauerjahres die Trompeter vom Regiment Gensdarms gelegentlich zur Tafel aufspielen! Und in Ansehnng der geschrumpften Dienerschaft ist verfügt, daß künftig jeder General seinen eigenen Pagen zur Hoftafel mitbringt: man wird militärisch und sparsam, sparsam und militärisch wirtschaften! ‚Armee und Menage!' lautet die Parole des neuen Herrn! — Was nun über die Reorganisation der Verwaltung zu berichten wäre, wird euch kaum interessieren —!?"

„Vielleicht am allermeisten!" Der kassierte Geheimrat errötete und forschte mißtrauisch im Faltengesicht des alten Spötters.

„Nun, darüber wird vermutlich Seine Majestät einiges zu euch äußern, mein Bester! Wie lautet doch eure Ordre?" Er bekam ein Schreiben hingereicht und las: „Der von Hamrath hat sich am Sonntag, 20. März, vor dem Kirchgang bei der Snite Seiner Majestät einzufinden! — Riecht nicht gerade nach Galgen und Rad, Herr Kollega! — Aber nun kommt! Der neue Herr ist auf die Pünktlichkeit versessen wie andere auf ein schönes Mensch; er kommandiert uns mit der Uhr in der geballten Faust!" —

Im Vorsaal des königlichen Audienzgemachs standen die Minister, Generale und Gesandten in Flüstergruppen herum. Als Bartholdi mit seinem Begleiter eintrat, wandten sich Aller Blicke den Beiden zu, und eine verlegene Stille breitete sich aus: unter sämtlichen Perücken fragten sich die Gehirne, was der schimpflich verabschiedete Geheimrat hier wohl suche, und wie man sich ihm gegenüber zu verhalten habe? — Doch gleich darauf sollte die Versammlung eine noch viel größere Überraschung erleben: die Tür zum Kabinett öffnete sich, und hinter Seiner Majestät trat ein greiser Hüne heraus, in altmodischem Galarock, unter einer Perücke aus dem vorigen Jahrhundert, mit dem

Ausdruck eisigen Hohns im großen, verwitterten, unheimlichen Gesicht: der Freiherr Eberhard von Danckelmann! — Alles starrte gebannt auf den Wiedererstandenen: seine bloße Erscheinung legte sich wie ein Albdruck auf die Heutigen, Allzuheutigen —!

Der König rief: „Meine Herren, folgen Sie mir und dem Oberpräsidenten zur Kirche!" — Durch das ehrerbietige Gewoge weißer und schwarzer Lockenhäupter schritt er zum Ausgang; ihm auf dem Fuße folgte Danckelmann: hoch trug er den mächtigen Kopf! Er schaute nicht nach rechts, nicht nach links, wo er so manchen seiner einstigen Neider und Mitstürzer anwesend wußte; er blickte nieder auf das dreieckige Soldatenhütchen des neuen Herrn vor ihm, und er konnte auch in dieser Stunde nicht lächeln, noch weniger als er es je gekonnt. Ihm zur Seite zogen zehn Jahre Festungshaft, zogen fünfzehn Jahre Verbannung in stummem Geisterfluge mit, — und hinter ihm schritten die Jetzigen, die Überlebenden, die Beflissenen, die sich morgen anknurren und sich übermorgen aus der Gunst des Herrn würden herauszubeißen suchen! Wie er sie kannte! Wie er sie verachtete —!! Er wußte genau, was sie hinter seinem Rücken tuschelten: Paßt auf, der alte verstaubte Gewaltkerl kriegt jetzt die Oberleitung der Geschäfte wieder! Daher also hat der neue Herr bisher keinen andern betraut! Na, wir werden ja unser blaues Wunder erleben! — Mochten sie spintisieren, was sie wollten, die Kümmerlinge; was ging es i h n noch an?

In der Schloßkapelle wies der König dem Oberpräsidenten den Platz an seiner Seite an, den alten Platz vor allen Ministern, den er vor zwanzig Jahren unter seinem früheren Herrn innegehabt. Jetzt stand das irdische Teil dieses Herrn feierlich aufgebahrt auf hohem Katafalk vor dem Altar, flankiert von der Schweizergarde, umstellt von steilen Kerzen, umduftet von welkem Lorbeer, und eines Reiches Gegenwart saß hier stumm vor der Vergangenheit: fürwahr, ein denkwürdiger Gottesdienst! Der Emporgetauchte saß regungslos in kühler Verzauberung; kein Zucken in seinem stolzen Gesicht verriet, daß in dieser Stunde ein ganzes Menschenalter um ihn aufstand und seine tausend

Taten auf unſichtbaren Tafeln vorübertrug, auch ſeine Wünſche, Erfüllungen und Triumphe, ſeine Enttäuſchungen, ſeine Wut, ſeinen Gram und ſeinen Haß, der da ewig iſt, wie die Liebe es angeblich war, wenn man den Worten des ſchwarzen Herrn da oben auf der Kanzel Glauben ſchenken wollte —!

Aber auch der junge Herrſcher war heute nicht recht bei der Predigt. Er hatte dem Feſtungskommandanten von Cottbus heimlich befohlen, den alten Mann an ſeiner Seite unter falſchem Namen nach Berlin geleiten zu laſſen; es galt ihm, dem Schwergeprüften eine große, völlige Genugtuung zu geben für die rachſüchtigen Verfolgungen, die er von der toten Königin erfahren; für die qualvolle Verbannung, die der tote König über ihn verhängt, weil er den Schuldloſen ſchuldig w i ſ ſ e n wollte! Er ſelber, der lebende König, hatte auch in den Seelen der Menſchen gutzumachen, was die Eltern in ihnen geſündigt; ſonſt würde die Bahn in die Zukunft nicht frei ſein —!

Nach Schluß des Gottesdienſtes ſchritt der König, wie er gekommen, mit dem Gefolge zu ſeinen Gemächern zurück. Er ließ die andern warten und nahm den Oberpräſidenten wieder mit ſich in ſein Kabinett.

„Danckelmann", ſagte er herzlich, „ihr habt ſo bitteres Unrecht erlitten, daß eine Genugtuung, wie ich ſie euch ſoeben zu geben mich bemüht, immer nur ein Äußerliches bleiben kann. Ich wünſche aber, euch innerlich zu verſöhnen und durch Würdignng eurer Tatkraft d a s gutzumachen, was andere durch Lahmlegung dieſer Kraft, leidergottes, der Krone und euch geſchadet haben. Sagt mir eure Wünſche: in welchem Departement möchtet ihr wieder tätig ſein?"

„In keinem, Eure Königliche Majeſtät, — ſo ſehr ich Dero hohe Gnade zu ſchätzen weiß. Da Sie mir das Oberpräſidium über ſämtliche Staatsaffären zu überlaſſen kaum geneigt ſein werden —"

„Wie könnte ich das, Verehrter? Will nicht nur König heißen, will es auch ſein! Andere Zeiten jetzt!"

„— ſo bin auch ich nicht geneigt, als ein Teilchen meines früheren Selbſt jetzt wieder zu wirken! Es wäre eines philo-

ſophiſchen Kopfes unwürdig, die bitteren Erkenntniſſe einer bald zwanzigjährigen Haft für das Linſenmus eines Pöſtchens zu verläppern!"

„Überlegt es euch, Baron! Ich meine es gut mit euch, von ganzem Herzen gut! Und wenn ihr grollt: i ch hab euern Groll n i ch t verdient! Wählt alſo!"

Der alte Rieſe blickte forſchend in das rundwangige Geſicht des jungen, noch gar ſo jungen Herrn. Er ſah die blauen Funkelaugen fordernd auf ſich gerichtet, und er wußte, daß echte Herzlichkeit um ihn ſich mühte. Nach längerem Sinnen ſagte er rauh:

„Vertrauen Eure Majeſtät mir die Führung der Königlichen Guinea-Kompagnie an, die ſeit meines Freundes Raule kläglichem Hinſcheiden verwaiſt iſt und einer ſtarken Hand bedarf! Wäre doch dieſes die einzige Affäre, die zu betreiben mich noch reizen könnte, ſinte in ihr gar große Aſpekte für der Krone Zukunft ſchlummern!"

„Ihr wählet euch das allerlahmſte Pferd aus meinem Stall!" rief der König unwillig. „Daß das afrikaniſche Commerzweſen von reellem Nutzen für uns ſein könne, habe ich ſchon immer als eine Schimäre angeſehen, und habe ſomit vor vierzehn Tagen den Verkauf der Plätze an der Goldküſte verfügt; warte nur ab, ob die Generalſtaaten oder die Engländer mir mehr bieten!"

„War vielleicht das bedeutſamſte Werk Ihres hochſeligen Herrn Großvaters, Majeſtät! War eine Planung für Jahrhunderte —!!"

„Mir egal, Verehrter! Was nützt mir Afrika, ſolange ich mich noch nicht gegen Europa behaupten kann?? Hic Rhodus, hic salta! Hic arma, hic popula, hic agrum cultura —!!"

„A u ch dieſes alles, Eure Majeſtät! — Im übrigen: ich habe einſt Ihren hochſeligen Herrn Vater erzogen. Heute, in meinem einundſiebzigſten Jahr, bin ich wohl zu alt, um mich noch erziehen zu l a ſ ſ e n ! Ich bitte, nach Cottbus zurückkehren zu dürfen!"

In Friedrich Wilhelm ſtritten ſich Zorn und Beſchämung; er bekam darüber einen roten Kopf: „Hätt alle Urſach, höchſt ungnädig mit euch zu verfahren, Baron; hab euern Trotz am

eigenen Leibe wahrlich nicht verdient! Will es euch aber nicht nachtragen; sollt in Gnaden entlassen sein und künftig euern Wohnsitz nehmen, wo es euch beliebt! Und falls wir eures Rates einmal bedürfen sollten —"

Der alte Starre hob ablehnend die Hand: „—dann fragen Eure Majestät jüngere Männer! Eberhard Danckelmann kann sich die späte Gunst der Krone nur dadurch noch erhalten, daß er sich hütet, sie etwa blankputzen zu wollen! Ich darf mich empfehlen, Eure Königliche Majestät!"

Sprachlos schaute der König den greisen Trotzgewaltigen an; doch dann trat ein schönes Lächeln in sein gutes Gesicht. Er nahm Danckelmanns beide Hände in die seinen nnd schüttelte sie; er ging mit dem Oberpräsidenten zur Tür, öffnete sie und entließ ihn mit weithin sichtbarem Händedruck. — „Herr von Hamrath!" rief er, dem einsamen Riesen im altväterlichen Rock nachschauend, der grußlos durch die Verneigungen der Höflinge seinen stolzen Weg davonschritt. —

Hamrath war aus weicherem Holz geschnitzt: kaum mit dem König allein im Kabinett, warf er sich ihm zu Füßen und umfaßte seine Kniee. Friedrich Wilhelm hieß ihn aufstehen. „Lassen wir das Vergangene ruhen", sagte er kurz, aber nicht unfreundlich. „Ich bin gewillt, ihn als Regierungspräsidenten nach Halberstadt zu setzen, da ich ihn als tüchtigen Verwaltungsbeamten kenne, wie mir dorten einer dringend nötig!"

Hamrath strahlte auf. Der König schnitt seine Dankesbeteuerungen mit der flachen Hand ab: „Er wundert sich am Ende, daß gerade nach Halberstadt!? Hab mich aber resolvieret, tunlichst alle Regierungen mit Präsidenten und Räten von auswärts zu besetzen, da sich gezeigt, daß die einheimische Beamtenschaft gern mit den Ständen gegen die Krone konspirieret! Halt er den Daumen auf die dortigen Vasallen: sind genau so widerspänstig wie die von Magdeburg und Hohenstein! Sorg er mir für die Belebung der Manufakturen! Und vor allem: schlaf er mir nicht auf seinem Stühlchen; sonst weck ich ihn gar gröblich auf!! Schau er mir auch nach langen Kerrels: im Hannoverschen laufen derer manche herum; und nehm er keine Rücksicht auf

meine kurfürſtliche Verwandtſchaft dorten, — nur flugs die Werber auf die Spur geſetzet! Ich erwarte ſeinen monatlichen Rapport! Seine näheren Inſtruktionen bekommt er beim Miniſter von Kameke!"

Der von Hamrath verſuchte nochmals, dem Souverän ſeine Dankbarkeit darzubringen. „Laß er das doch!" rief der König. „Bezeig er mir durch Taten ſeinen Dank! Hoffe, daß ihm die fünf Jährchen Feſtung zu dauernder Lektion gedienet haben!" — Er verabſchiedete auch dieſen Anwärter auf ſeine Huld ſehr gnädig in der geöffneten Tür; dann rief er mit ſchnarrender Stimme in die verſtummten Warter:

„Die Generale zur Parole!!"

— — — — — — — — —

Zwei Monate hat der Sohn darauf verwandt, dem Vater ein Leichenbegängnis zu richten, wie es dem Weſen des Verblichenen entſprach: der erſte König in Preußen ſoll nicht weniger prunkvoll zu Grabe getragen werden, als er über die Erde geſchritten iſt. — Am 2. Mai wird der Sarg in feierlichem Zuge in den Dom überführt, und noch einmal verſammelt ſich der Hofſtaat in voller Pracht — diesmal der Trauer; noch einmal entfaltet ſich aller Pomp vergangener Zeiten und bewegt ſich würdevollſt dahin — ſeinem eigenen Begräbnis entgegen. Nur die Königin kann dem toten Schwiegervater die letzte Ehre nicht erweiſen; ſie ſieht ſtündlich ihrer fünften Niederkunft entgegen und muß ſich damit begnügen, dem Leichenzug vom Schloßfenſter aus zuzuſchauen: das junge Leben fordert ſein Recht vor dem Tode.

Alle Glocken von Berlin und Kölln läuten dem verewigten Herrſcher die Liebe und die Trauer ſeiner Hauptſtadt nach. Zehntauſend Mann Infanterie bilden Spalier am Weg des Zuges: Zeugen des neuen Geiſtes, der die Herrſchaft angetreten. Den prunkvoll geſchmückten Leichenwagen flankiert die Schweizergarde; es iſt ihr letzter Dienſtgang. Hinter dem Wagen trägt Graf Chriſtoph zu Dohna das Reichspanier; ihm folgt der junge König in lang wallendem Trauermantel: die Schleppe hält der Oberſtallmeiſter, General von Tettau, der ſein humoriges Ge-

ſicht heute zu ſtrengſter Würde gefaltet hat. Hinter ihm die beiden Markgrafen von Schwedt, zwiſchen ſich ihren Schwager, den Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau. Dann der ganze Hofſtaat, alle Behörden, die Abordnungen der Provinzen, der Stände, der Zünfte, beſchloſſen von Kavallerie. —

Der Dom iſt nicht wiederzuerkennen: er hat ſich zum Mauſoleum gewandelt! Alabaſterne Statuen und allegoriſche Bildniſſe verkörpern heute die Geſchichte des Hauſes Brandenburg und die Tugenden ſeines erſten Königs, deſſen Irdiſches nun an der Seite Sophie Charlottens zur Ruhe kommen ſoll. — Wahrlich, der Geiſt des Toten kann zufrieden ſein angeſichts der Pietät des Lebenden!

Nach der Trauerfeier eilt Friedrich Wilhelm ins Schloß zurück, wirft ſich in die Oberſten-Uniform ſeines Leibregiments, ſteigt zu Pferde, ſetzt ſich an die Spitze der zwiſchen Schloß und Dom angetretenen Regimenter, zieht den Degen und kommandiert mit lauter, heller Stimme die drei Salven des Trauerſaluts. Und erſt in dieſer Minute beginnt für ihn recht eigentlich das Königsregiment: das Krachen des Gewehrfeuers reißt die neue Zeit von der alten los, und mit ihm fliegt des jungen Herrſchers Seele zur Sonne empor, der großen Aufgabe entgegen.

Von nun an wird er die Uniform nicht mehr ablegen.

Von nun an wird er das Kommando nicht mehr aus der Hand geben.

Von nun an wird er nicht mehr ſich ſelber gehören.

Von nun an wird eine Welt zu lernen haben, daß ein König *alles* iſt, wenn er des wahren Gottes Diener iſt. — Und Er wird alles ſein, alles fordern — außer der ewigen Seligkeit, die Gottes iſt! Er wird alles andere haben, aber auch alles geben, wo es gilt, ein Reich zu ſchaffen aus Zucht zur Pflicht, aus Entſagung zum Gewinn, aus Gläubigkeit zu Segen, aus Ohnmacht zu Stärke, aus Eigenſucht zu Gemeinſinn, aus Armut zu Wohlſtand. Das Letzte denkt er freilich kaum; weiß er doch, daß es auf all das andere folgen muß wie der Hund auf den Fuß des Jägers. Wer denkt an den Erfolg, wenn ihn der lautere

Wille fortreißt zu guten Taten? Dank Dir, Schöpfer aller Dinge, daß Du mich mit Mut und Kraft zu guten Taten erfüllst —: was könnte ich Größeres aus Deiner Hand empfangen? — —

Doch wohin wendet sich die ungestüme Kraft zuerst? Von allen Seiten strecken sich bittende Hände heran; aus den Provinzen starrt hohlen Antlitzes die Not herüber! Erwartungen drängen sich herzu, Forderungen recken ihre harten Arme in alle Richtungen der Windrose: man müßte tausend Augen haben wie jener alte Argus, tausend Hände wie der indische Gott, von dem Alexander Dohna vor vielen Jahren einmal dem Zögling erzählt! — Die Minister? Der Deubel traue den Ministern! Müssen erst wieder lernen, das bittere Leben anzupacken, diese Herren; haben in den letzten Jahren zumeist nur ihren Gänsekiel angepackt —! Haben Ordre zu parieren, sitzen da und lauern, ob der, so ihnen Ordres gibt, sich damit nicht blamiere—!

Ein guter Wirt sorgt zuerst für einen festen Zaun um seinen Garten, auf daß Wild und Raubzeug nicht einbreche: so sorgt der junge König zunächst für seines Landes Grenzen. Ist doch zu Utrecht im April endlich der Friede mit Frankreich geschlossen worden, durch den die Krone Preußen — nach dicker Handsalbung am englischen Gesandten! — das Oberquartier Geldern am Rhein als Teil der oranischen Erbschaft gewonnen, im übrigen aber die längst ersehnte Verfügung über ihre Truppen zurückgewonnen hat, — und diese Truppen gilt es jetzt auf friedliche Weise einzusetzen gegen die nordischen Bedrohungen!

Wenige Wochen später schließt der König mit dem Hause Holstein-Gottorp einen Vertrag, wonach preußische und holsteinische Regimenter zur Besetzung des von den Russen eroberten Stettin und des südlichen Vorpommerns schreiten. Gleichzeitig verständigt sich Preußen mit den Russen dahin, daß ihm allein, gegen 400,000 Taler Entschädigung, das besetzte schwedische Gebiet übergeben werde — zu vorläufiger Inbesitznahme und neutraler Verwaltung. Für Krieg und Eroberung fühlt sich, trotz Peters Bündniswerbungen, der junge König noch nicht vorbereitet, nicht stark genug; vorsichtig wie er ist, begnügt er sich

damit, als ehrlicher Makler einzugreifen und für Ruhe an seinen Grenzen zu sorgen, bis einmal Friede geschlossen werden wird mit Karl XII., der nun schon vier Jahre lang bei den Türken sitzt und vergeblich am kurzen Hebelarm gegen den verhaßten Zaren drückt.

Also das mit den Odermündungen ist auf Anhieb geglückt: Ilgen hat wieder einmal ein diplomatisches Meisterstück geliefert, und für die Festhaltung des wertvollen Pfandes wird der General von Arnim in Stettin schon sorgen! Mag Seine Kaiserliche Majestät in Wien auch scheel dazu schauen, — was tuts? Sie hat größere Sorgen: ihren verunglückten, verschleppten Friedensschluß mit Frankreich unter ein leidliches Dach zu bringen und sich mit der Rückkehr der reichsgeächteten Wittelsbacher abzufinden —!

Der preußische Zaun ist gedichtet. Nun an die Arbeit im Garten!!

Los, los, ihr Herren: cito, cito!! Wir erwarten Vorschläge, Rapporte, Listen! Wir wollen sehen, daß geschafft wird, — daß *geschuftet* wird! — Wie stehts mit dem neuen Landrecht, Herr von Bartholdi? Her mit der Denkschrift! Abstellung der schlimmsten Mißstände? Kurpfuscherei?? Weiter hat er mir nichts zu sagen? Jetzt sind schon drei Monate verflossen, seit ich Ordre gegeben; bleiben noch neun Monate, so muß das Landrecht fertig sein, oder wir werden uns sehr grob und plump verzürnen, mein werter Herr Bartholdius!!

Wo bleiben die Personallisten der Kriegs- und Domänenkammern? — Creutz nimmt große Bögen aus der Mappe, reicht sie dem König. Der durchfingert sie: Sind etliche; fehlen aber noch die von Preußen, Magdeburg und Minden! Verdammte Blackschisser: denken wohl, wir verfügen derlei nur zum Zeitvertreib, und die Provinzen sind weit!? Thulemeyer, schreib er: Ordre an die drei Kammern! So die Listen nicht binnen zehn Tagen hier präsent, läßt der König die Räte in das infamichte Loch nach Spandau bringen!

Warum haben meine Minister die befohlenen Vorschläge für die Neubesetzung der Beamtenstellen noch nicht eingereicht? Ist

dringend, Creutz, höchst dringend! Haben lange genug unter der verfluchten Vetternwirtschaft im Lande laborieret: ist ein wahrer Rattenkönig von Verfilzung!! Was glotzt er, Creutz!? Scheut er die Verantwortung? Er und seine Kollegen? — Das nicht, Eure Majestät; aber es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß die Minister einen genauen Überblick über sämtliche Beamte ihres Departements von Litauen bis Cleve gewinnen können! — So so, unmöglich! Werden wir sogleich möglich machen! Künftig schlägt jeder Minister die Beamten vor für diejenige Provinz, aus der er stammt, oder die er aus Anschauung kennt: etwa Ilgen für Preußen und Litauen, Bartholdi für Brandenburg, Kameke für Neumark und Pommern, und so weiter. Wird von mir ausgearbeitet. Notier er das, Thulemeyer!

Hier ein Schreiben des Professor August Hermann Francke zu Halle: bittet uns, den Anstalten, so er ins Leben gerufen, das Interesse zu erhalten, das unser hochseliger Herr Vater — und so fort. — Sind zwar Mucker, diese Pietisten; doch hat mir Natzmer viel Gutes von den Etablissements berichtet. Thulemeyer, Rescript an den p. p. Francke: Wir bleiben ihm gnädigst gewogen und werden, sobald es unsere Zeit erlaubt, seinen Anstalten unsern Besuch abstatten!

Weiter: da beschwert sich ein Kammerherr, daß er von dem Generalleutnant von Gersdorff nicht zuerst gegrüßt worden, wie er solches nach dem Rangreglement zu beanspruchen habe! — Auf sowas hab ich nur gewartet. Werde selber eine neue Rangliste aufsetzen, den Perücken zum Zähneknirschen! Notier er, Thulemeyer: Rangreglement. Zu oberst die Generalfeldmarschälle und Generalleutnants — danach die Geheimen Räte, dann die Kammerherren. Die Obersten aufrücken. Anstatt hundertfünfzig Rangstufen künftig nur mehr vierzig: ist immer noch reichlich für die Ambitionen der Unverbesserlichen! — Hat er? Gut, leg er mir den Wisch hier in meine Handmappe!

Bericht vom Fiskalat: Des Hofjuden Joel Liebmann Eheweib hat, ohngeachtet sie jüngst auf zwei Tonnen Goldes, ihrer vielen Malversationen halber, bestraft worden, sich dennoch unterstanden, für 2000 Taler Spitzen, ohne die Akzise davon

abzutragen, heimlich herein zu portieren. — Sieht dem ausverſchämten Judenmenſch mal wieder gleich! Reſcript: an den General-Fiskal! Die eingeſchmuggelten Spitzen ſind für die Staatskaſſa zu beſchlagnahmen; die Jüdin iſt vorerſt in Polizeiarreſt zu ſetzen!

Noch etwas? Cito, cito, Creutz!! — Hier: das Finanz-Departement fragt an, was mit der Marine-Caſſa zu geſchehen habe, maaßen die Guinea-Kompagnie inzwiſchen zum Verkauf ausgeboten, und für die Königliche Marine keine Anſchaffungen mehr zu machen ſeien! — Reſcript: die Marine-Caſſa wird künftig als Rekruten-Caſſa geführt werden! Wer ab jetzt einen Poſten von uns haben will, ſoll dafür in die Caſſa opfern; für nichts iſt nichts! Aber auch, ſo ein Untertan das unbezähmbare Bedürfnis verſpüret, einen hochtrabenden Titel zu erwerben — ohne dazugehörige Funktion, verſteht ſich! —, kann er ſolches durch Zahlung an die Caſſa erlangen. Nähere Anordnung und Feſtſetzung der Tarife folgen. — Hier in meine Mappe! Iſt mir ein Freſſen: will Geheimräte und Hofräte machen ſo viel wie Haſen im Wald ſind, wenn ſie nur brav zahlen: das hilft mir Regimenter ſchaffen!

Nichts weiter? Gut. Alert, Creutz, immer alert! Und ſag er dem von Grumbkow, daß ich ihn um vier Uhr zum Rapport erwarte. Auch die Abrechnung über die Verſteigerung der Hofkutſchen iſt fällig. Heute abend Tabakskollegium. Au revoir!

Er ſtülpt ſich den Dreiſpitz auf, vorſchriftsmäßig tief in die Stirn; er bindet das Portépée um, eilt in den Schloßhof, winkt dem Reitknecht, ſitzt auf und jagt zum Exerzierplatz hinüber. Dort tummelt der General von Natzmer ſein neues Regiment Gensdarmes, daß es nur ſo ſtaubt. Der König läßt weitermachen, reitet mit dem Chef von Schwadron zu Schwadron, hat ſeine helle Freude an den blank geſtriegelten Gäulen, an den ſauberen Uniformen und ihrem knappen Sitz, am Knirſchen des neuen Lederzeugs, dieſer heimlichen Muſik, die jedem Reiterohr ſo wohlvertraut! Und dann die friſch eingeführte Zopftracht, Natzmers eigenſte Erfindung: ſteht denen Kerls apart, iſt praktiſch und wird Furore machen bei allen Armeen!

Rex iſt ſehr befriedigt von der Beſichtigung und nimmt ſich den General zum Mittageſſen an die Hoftafel mit, die während des Trauerjahres nur klein gehalten wird: außer dem königlichen Paar und einigen Hofchargen ſind heute nur zwei weitere Gäſte anweſend: der kaiſerliche Geſandte Graf Schönborn und der ſächſiſche Geſandte Graf Manteuffel. Man ſetzt ſich an die reich beſtellte Tafel, und nachdem der König das Tiſchgebet geſprochen, ſchmauſt man beſte Bürgerkoſt — vier Fleiſchgänge — von gediegenem Silbergeſchirr, und trinkt erleſenen Rheinwein dazu. Sophie Dorothea, ſchöner und ſtrahlender denn je, ſeit ſie mütterlich gereift iſt, zeigt ſich als liebenswürdigſte Hauswirtin, gerät aber ſchließlich mit dem Grafen Manteuffel in einen amüſierten Klatſch über des ſtarken Königs Auguſt jüngſte Amouren. Graf Schönborn und der Hofmarſchall von Printzen ſtreiten ſich über die Hartnäckigkeit, womit die apoſtoliſche Majeſtät zu Wien immer noch gegen Frankreich kämpft, obwohl dieſer Kampf dem Reich nun noch den Verluſt von Landau, dem letzten Reichsbollwerk auf dem linken Rheinufer, eingebracht hat. — Der König, wohl wiſſend, daß er ſeinem alten General damit eine Freude macht, wendet ſich zutrinkend an Natzmer: „Hab heute euerm beſonderen Freund, dem Profeſſor Francke zu Halle, ſchreiben laſſen, daß wir ſeine Etabliſſements dorten abſehbar beſuchen werden! Hoffe, daß ihr daraus meine Wandlung gegenüber dem Pietismo erkennet, lieber Natzmer!“

„Iſt mir ein Stein vom Herzen, Eure Majeſtät! Halte die Anſtalten zu Halle für weniger entbehrlich als etwan die Akademien; halte die Franckeſche Stiftung für eines der verdienſtvollſten Werke, ſo die Gegenwart aufzuweiſen hat!“

„Halte auch den Profeſſor Francke ſelber für einen trefflichen und wackeren Mann!“ ſagt der König ganz laut und erzwingt ſich damit die Aufmerkſamkeit der Tiſchgeſellſchaft. „Hat mir gar ſtarken Eindruck gemacht, wie der Francke damals nach der Leichenfeier für meinen hochſeligen Herrn Vater, in der Garniſonkirche geprediget und die Könige dieſer Welt ein ſtinkendes Rabenaas vor Gottes Auge genennet, ſo ſie ohne Gottes Geiſt

ſind! Habe dem Herrn Profeſſor danach meine volle Anerkennung ausgeſprochen!“

Die Königin blickt verlegen auf ihren Teller nieder: am Welfenhof zu Hannover pflegt man über derartige Unverſchämtheiten der Prediger, falls man ſie überhaupt zuläßt, mit ſpöttiſchem Lächeln hinwegzugleiten; hier aber ſollen ſie ernſt genommen ſein! — Auch die beiden Geſandten ſchielen ſich mit zweideutigem Lächeln an. Der König bemerkt es, hebt ſein Glas und ſagt: „Auf das Wohl der Majeſtäten zu Wien und Dresden! Möchten Dieſelben allezeit einen ſo ſcharfen Gewiſſensputzer zur Seite haben, wie Wir ihn in dem Francke beſitzen! Zu Wien hat es ja freilich nie an wortgewaltigen Kapuzinern und Auguſtinern gefehlt; doch meinem königlichen Herrn Bruder in Dresden würde ich den Profeſſor aus Halle ſchon einmal ausborgen, wenn nicht —“ Er verſchluckt den Reſt, lächelt liebenswürdigſt und leert ſein Glas; die beiden Geſandten kommen dem Zutrunk reſpektvoll nach.

„Es wäre zweifellos eine ideale Löſung“, ſagt Manteuffel verbindlich, „wenn mein hoher Herr jeweils unter dem ſächſiſchen Kurhut ein evangeliſches und unter der polniſchen Krone ein katholiſches Herz ſchlagen laſſen könnte; doch bei der Unzulänglichkeit irdiſcher Inſtitutionen iſt ſolches kaum zu bewerkſtelligen, und alſo ſtünde zu befürchten, daß weder der Profeſſor Francke, noch der Kapuziner völlig zu ihrem Zweck gelangen, wenngleich dem letzteren ja offizialiter die Gewiſſensputzung obliegt, — oder richtiger vermerkt: den Patribus von der Geſellſchaft Jeſu, ſo in Polen ja die erſte Flöte blaſen —!“

Graf Schönborn lächelt ironiſch zu dieſen frivolen Worten, und auch die Königin iſt zufrieden, daß das Schifflein der Unterhaltung aus dem puritaniſchen Fahrwaſſer ſo raſch ins Schaumgekräuſel des weltmänniſchen Spottes geſteuert worden iſt. Friedrich Wilhelm aber haßt den liederlichen Ton, der ſelbſt mit dem Heiligſten ſein leichtfertiges Spiel treibt! Als Landesherr iſt er Summus Episcopus ſeiner Landeskirche, und der profitliche Übertritt zum Katholizismus, den Auguſt der Starke „in Anſehung der Krone Polen“ vor ſechzehn Jahren vollzogen hat, iſt

ihm noch heute ein Greuel! Doch er will jetzt nicht scharf werden, und so biegt er denn das Gespräch ab, indem er den kaiserlichen Gesandten frägt, ob es wahr sei, was man sich erzähle: daß Kaiser Karl sich mit der Absicht trage, die Erbfolge in seinen Stammlanden auch für seine weibliche Nachkommenschaft sicherzustellen, falls ihm ein männlicher Thronerbe versagt bliebe?

Schönborn hüllt sich in diplomatisches Lächeln; die Königin aber ruft: „Mein Gemahl hält nichts von regierenden Fürstinnen, Graf! Er ist der Ansicht, Frauenregiment sei gleichbedeutend mit Launenregiment!"

„Darf ich widersprechen!?" sagt Manteuffel eifrig. „Wo eine Königin herrscht, da pflegen Männer zu regieren! Blicken Eure Majestät nach England: wer hat die Geschäfte der Königin Anna trefflicher geführt als der Herzog von Marlborough?"

„Dafür hat ihn die Königin jetzt aller Ämter entsetzt und wegen angeblicher Unterschleife vor Gericht ziehen lassen, den großen Mylord Duke!"

Manteuffel überhört diesen Einwand des Königs und fährt unbekümmert fort: „— während dagegen in Ländern, wo Fürsten herrschen, im allgemeinen die Frauen zu regieren pflegen! Blicken Eure Majestät nach Frankreich: dort hat Madame de Maintenon immer noch das letzte Wort!"

Jetzt lacht der König behaglich: „Und blicken Sie, meine Herren, nach Preußen: da herrscht ein König, und dieser König regiert auch! Bei aller unaussprechlichen Verehrung, die ich für meine schöne Frau, für die Mutter meiner Kinder empfinde, würde ich ihr doch niemals das bittere Geschäft zumuten, an meiner Stelle die Regierung zu führen! Und da ich mir auch keine Maitressen halte, so muß sich Europa damit abfinden, daß in meinen Ländern auf eine ganz ungewöhnlich normale Weise regiert wird!"

Sophie Dorothea lächelt etwas undeutlich zu der vielsagenden Schmeichelei; der König aber hat seine gute Stimmung zurückgewonnen. Erfüllt von der jungen Kraft seines Herrscherwillens nickt er den beiden Gesandten nachdrücklich zu; dann ent-

ſchuldigt er ſich, er habe jetzt zu tun, und bittet die Königin um Aufhebung der Tafel.

Nachdem es ſich von den Gäſten verabſchiedet, geht das königliche Paar in die Kinderzimmer hinüber; Frau von Kameke in ihrer malvenfarbenen Robe wippt und kniſtert hinterdrein. — Was für ein Stockfiſch, unſer neuer Herr! denkt die Oberhofmeiſterin: da geht er ſteif und breit neben Ihrer Majeſtät, ohne ihr auch nur den Arm zu bieten, — keine Spur von Galanterie! Ach ja, wo ſind die ſchönen, glücklichen Zeiten geblieben, da Paul noch Grand Maître de la Garderobe war? Da man an dieſem Hof den feinen Weltton noch in Ehren hielt? — Und im gleichen Augenblick denkt Friedrich Wilhelm: wenn dieſe ewige Kameke nicht hinter uns hertrippelte und mir mit ihren Lorgnonblicken zeremoniöſe Löcher in den Uniformrücken brennen möchte, — dann könnte ich jetzt Fiekchen um die Taille faſſen und ihr eine Ladung Küſſe geben! Ein Glück, daß die feierliche Perſon nicht auch noch mit uns ſchlafen geht! Ich muß doch Paul von Kameke heute abend im Tabakskollegium einmal fragen, ob ſeine Frau das Lorgnon auch ins Bett mitnimmt —?

Im erſten Kinderzimmer ſitzt Mademoiſelle Léti mit der kleinen Wilhelmine auf einem Podeſt am Fenſter; die beiden haben einen buntſeidenen Hofſtaat von Puppen zwiſchen ſich aufgebaut, und die Erzieherin läßt gerade einen herrlichen Chevalier vor einer ſitzenden Puppendame ſich verneigen: man ſpielt Verlobung! — Beim Eintritt der Eltern ſpringt die vierjährige Prinzeſſin auf, rollt in ihrem langen Würdenkleidchen, das nicht einmal die Füße ſehen läßt, flink bis in die Mitte des Zimmers, ſinkt zu einem parodiſtiſch übertriebenen Knicks vornüber und zwitſchert, ſich wieder aufrichtend, ihre franzöſiſche Begrüßung: „Gnädigſter Herr Vater, verehrte Frau Mutter, — Ihre ergebenſte Dienerin!“ — Im Hintergrund macht die Léti den Knicks im Großen, jedoch ohne Text und Parodie. — Der Vater packt ſeine Älteſte zärtlich unter den Ärmchen, hebt ſie hoch und ſchwenkt ſie ausgelaſſen im Kreiſe herum, daß das Kleidchen ſchwirrt. „Kleines Minchen, kleines altkluges Perſönchen!“ ruft er voller Stolz, küßt ſie in ihr ſchnippiſches Porzellangeſicht und

hält die Zappelnde auch der Mutter zum Kuß hin: er hat eine offenkundige Schwäche für das gewitzigte, frühreife Ding . . Doch schon stellt er das Ding wieder auf den Boden, und während die Léti zu einem zweiten Selbstvernichtungsknicks zusammensinkt, geht er mit den beiden Damen aus dem Gemach. Wilhelmine ist so stark enttäuscht, daß sie ganz vergißt, sich zu verabschieden; sie rollt zur Léti zurück und mault: „So ein Herr Vater: immer in Eile! Nicht einmal für sein Lieblingskind läßt er sich Zeit!!“ — Du kannst noch gut werden! denkt die Erzieherin und nimmt die Brautwerbung des puppigen Chevaliers wieder auf.

Inzwischen stehen die Eltern an der Wiege des schlafenden Kronprinzen: bald wird er zwei Jahre alt sein, dieser Hoffnungssproß des Hauses Brandenburg, der Krone Preußen! Zwar nur ein kleines, zierliches Bürschchen; aber, wie es scheint, gesund und zähe! — Wohl eine Minute lang blickt der Vater sinnend auf das gelöste Gesichtchen, auf die geschlossenen Augen, deren Lider zuweilen im Schlummer zucken. — Auch du, mein Sohn, denkt er, auch du wirst später einmal voller Neid an die Zeiten zurückdenken, da du noch so unbeschwert in deiner Wiege träumtest! Möchte Gottes Gnade dich zu einem anständigen Kerl, zu einem rechtschaffenen Herrn aufwachsen lassen!

Er drängt weiter; denn die Pflichten rufen. Doch erst will er noch seine Jüngste sehen, die kleine Charlotte Albertine, die nun bald ein halbes Jahr alt ist. Drei Tage nach dem Leichenbegängnis ihres Großvaters ist sie zur Welt gekommen, und ihre zarte Gesundheit macht den Eltern Sorge. — Jetzt trinkt sie gerade an ihrer Amme; doch das kleine Köpfchen ist schon ermattet zurückgesunken und ruht an der großen weißen Brust der Spreewälderin.

„Was macht mein Töchterchen?“ fragt die Königin, während die Hofmeisterin das Prinzeßchen unters Stielglas nimmt. — „Hoheitchen geruhen heute wieder gar nicht recht wacker zu saugen, Eure Majestät!“ sagt die Amme, ohne sich zu rühren. Friedrich Wilhelm schmunzelt über die Rede des breitbrüstigen Weibes; doch das Schmunzeln verdeckt Bekümmernis: solange

die Würmchen das erſte Lebensjahr nicht hinter ſich haben, wird er nie die Sorge los, daß er ſie ſpäter nur noch in Wachs nachgebildet unter einer Vitrine vor Augen haben wird, wie ſeine beiden älteſten Söhne in Fiekchens Wohnzimmer: ſüße, flüchtige Engelchen, deren unſchuldige Seelen auch der beſte Boſſierer nicht auf Erden feſthalten kann —!

Doch das ſind private Sorgen, und er hat größere. Er verabſchiedet ſich von Madame, geht in ſeinen Waſchraum, wäſcht ſich gründlich und ſchellt nach Brandthorſt. „Kein reines Handtuch da!!“ ſchnaubt er den Eintretenden an. Aber der zieht gelaſſen ein ungebrauchtes Tuch unter dem gebrauchten hervor: „Eure Majeſtät haben neulich befohlen, daß ſtets auch ein angebrauchtes Handtuch für gröbere Zwecke hängen bleiben ſoll!“ — Verſöhnt trocknet ſich der König das triefende Geſicht ab. „Dein Bruder Fritz macht ſich gut beim Regiment 6, Johann!“ ſagt er; „ich hab ihn jetzt als Inſpekteur über die anderen Regimentsfeldſcheers geſetzt und will ihn auch für etliche Monate nach Paris ſchicken, damit er das dortige Sanitätsweſen ſtudiert! Später ſoll er mir dann junge Feldſcheers ausbilden; wir brauchen ja Pflaſterhengſte in Mengen! — Jetzt lauf hinunter und ſag Heinrich, er ſoll den Rappen vorführen; ich reite allein!“ —

Und er reitet allein durch ſeine Reſidenzſtadt. Es macht ihm Spaß, unerkannt forſchend und prüfend daherzukommen und ſeinen Untertanen auf die Alltagsfinger zu ſchauen. Zwar kennt und grüßt ihn mancher, vor allem im Umkreis des Schloſſes; aber es gibt auch Stadtviertel, wo keiner auf den Gedanken käme, der Oberſt auf dem Rappen könne ſein König ſein. Die Majeſtät pflegte bisher anders in Erſcheinnng zu treten.

Im Schritt reitet er die breite Straße zum Tiergarten unter den Linden entlang. In vier Reihen ſind die Linden gepflanzt: eine ſtattliche Anlage! Aber die vereinzelten dürftigen Häuschen zu beiden Seiten, mit den großen Baulücken zwiſchen ſich, auch die mancherlei Brandruinen, die ſeit dem dreißigjährigen Krieg noch nicht wieder aufgebaut worden ſind, — ſie wirken keineswegs hauptſtädtiſch! Und je weiter gegen die Dorotheenſtadt hin, um

ſo verlegener verkrümeln ſich die Häuschen! — Er reitet auf die beiden Pfeilertürmchen des Brandenburger Tores zu. Der Wachthabende iſt auf dem Poſten: er läßt die Wache unters Gewehr treten und ſenkt ſalutierend das Sponton vor ſeinem Kriegsherrn. Der König dankt; er nimmt ſich heute einmal keine Zeit, die Wache zu viſitieren.

Draußen vor der Stadt ſetzt er den Rappen in Galopp und tobt ſich ein Weilchen zwiſchen den Wildgehegen des Tiergartens aus; doch dann ſchwenkt er nach links ab in die neue Dorotheenſtadt und reitet gemächlich durch ihre weitläufigen Straßen, zwiſchen vielen ſpielenden Kindern hindurch, die alle franzöſiſch plappern; ſind es doch lauter Hugenotten, die hier draußen wohnen, noch von ſeinem Großvater angeſiedelt: ein Segen für das Erwerbsleben der Stadt! — Nun wendet er ſich zur Altſtadt zurück, reitet außen am Feſtungswall entlang, kommt ans Potsdamer Tor, bleibt aber draußen und hält auf die Friedrichsſtadt zu, die von ſeinem Vater angelegt und nach ihm benannt iſt. Auch dort wohnen viele Hugenotten, die ſpäter gekommen und erſt im neuen Jahrhundert angeſiedelt worden ſind. Von einer „Stadt“ kann man in dieſer Gegend noch kaum ſprechen; eher wirkt das Ganze wie ein Brachfeld, darüber eine Rieſenhand hundert Hauswürfel ausgeſtreut hat, und jeder Würfel iſt liegen geblieben, wo er hingefallen! Die Friedrichſtraße verläuft ſich irgendwo im Sand gegen das Tempelhofer Feld hin, und von Querſtraßen iſt hier im Süden der Stadt überhaupt noch nichts zu ſehen. Wenn erſt einmal die Feſtungswälle und die alten Stadtmauern gänzlich geſchleift ſein werden, wenn das Drinnen und Draußen aufhört, dann wird mit der Zeit ein geſchloſſenes Stadtbild zuſtande kommen; aber welche Unmenge von Arbeit iſt bis dahin noch zu leiſten! Auf der Weſtſeite der Wilhelmſtraße, gegen das Potsdamer Tor zu, ſtarrt ein Sumpf, eine Schwäre im Geſicht der Stadt! Der Gaul verſinkt hier bis über die Hufe im Dreck, und die Mücken ſtechen wie beſeſſen! — Das alles muß verſchwinden! Gepflaſtert müſſen die Straßen werden; Laternen müſſen her, damit ſich der Soldat des Nachts ſeine Knochen nicht mehr bricht, wenn er ins Quartier ſtrebt! Das

koſtet freilich manche zehntauſend Taler; aber dieſes Geld wird gut angewandt ſein!

Nachdenklich reitet der König durch die Friedrichſtraße nach Norden und biegt unter die Linden ein. Immer wieder ſtören ihn die großen Baulücken zwiſchen den Häuſern, die Gerümpelplätze, die hölzernen Hundehütten, in denen das arme Volk hauſt, — an Straßen, die doch der Stadt zur Zierde gereichen ſollen! Wohl hat Berlin-Kölln ſeit vier Jahren einen einheitlichen Magiſtrat, und das Gegeneinander-Wirtſchaften der vier Städte hat aufgehört; doch damit iſt noch nicht viel gebeſſert, ſolange es an Geld und Luſt zum Häuſerbau fehlt. Hier muß militäriſch eingegriffen werden, ſagt ſich der König; ich werde mir einen tüchtigen Offizier ſuchen; der muß einen umfaſſenden Bebauungsplan vorlegen, und an Hand dieſes Planes werd ich die wohlhabenden Bürger zwingen, ihre Häuſer dahin zu bauen, wo ich es befehle!

Fürwahr, eine Aufgabe, über der man nachdenklich werden und den Gruß der Untertanen, die ſich devot in ihren Haustüren verneigen, völlig überſehen kann! —

Auf ſeinem Schreibtiſch findet Friedrich Wilhelm den angefangenen Brief an den Fürſten Leopold, und er macht ſich unverzüglich daran, ihn zu beenden. Alle paar Tage jagt ein königliches Handſchreiben nach Deſſau hinüber; alle paar Tage kommt die Antwort des fürſtlichen Freundes: die beiden werfen ſich ihre Gedanken zu wie flinke Bälle! Heute teilt der Jüngere dem Älteren ſeine Erfahrungen mit dem neuen Exerzier-Reglement für die Infanterie mit, ſchlägt einige Verbeſſerungen vor, bittet um Vorſchläge für ein Artillerie-Reglement, auch für den ſtärkeren Ausbau der Feſtungen Weſel, Magdeburg und Friedrichsburg. Schrill kratzt die große Schwanenfeder übers feſte graue Papier; ihre weiße Fahne tanzt aufgeregt über dem Bogen ihre Kreiſe: ſie malt die ſtürmiſchen Rundungen der Buchſtaben vergrößert in die Luft hinein! Zuweilen verſtummt das Gekratze, und dann wäre es totenſtill im Gemach, wenn nicht die hochgehenden Atemzüge des Offiziers am Schreibtiſch das Schweigen in heftige Abſchnitte einteilten. Dieſer Mann iſt immer erregt,

auch wenn er allein iſt, — allein mit dem Gedrängel ſeiner Pläne, die ihn niemals zur Ruhe kommen laſſen, die ihn ſchütteln und ſtoßen und ihm hundertmal am Tage ins Ohr raunen: Das Leben iſt gar ſo kurz; die Aufgabe iſt gar ſo groß! — Endlich kommt das lange Schreiben zum Schluß: „— mitt beßten Grüßen auch an die verehrtte Fürhſtin verbleibe Eurer Lihbden ahlzeitt getreuer Vetter FrWilhelm.“ — Er faltet das knitternde Blatt, verſiegelt es, adreſſiert es und lehnt ſich behaglich im hölzernen, grün geſtrichenen Gitterſtuhl zurück, — in dem ſelbſtgefertigten Stuhl mit den ſchmalen Armlehnen und den anpäßlichen Geſäßkehlungen: darin ſitzt und denkt und ſchreibt es ſich hundertmal beſſer als in den weichen Polſterſeſſeln des Hofes, den Hurenbehältern, darin jeder klare Gedanke verlumpen muß!

Dieſer Deſſauer! denkt er, dieſer begnadete Menſch und Fürſt: wer es ihm gleichtun könnte! Iſt nicht nur ein gewaltiger Feldherr; iſt auch ein fürtrefflicher Landwirt, iſt ein paſſionierter Jäger und ſorgſamer Heger, von Gott beſtellt für die Kreatur! Iſt ein Erfinder und Drillmeiſter von höchſten Graden; hat ſein Ländchen in muſterhafter Ordnung, lebt mit ſeiner Anneliese in glücklichſter Ehe, erzieht ſeine Bamſen zu ſtrammen Kadetten und honetten Offiziers: ein Vorbild für jeden Herrſcher! Und wenn er es mit der Religion noch etwas ſeriöſer hielte —!

Das Pendülchen auf dem Kaminſims tröpfelt vier ſilberne Schläge in die Stille. Der König blickt auf den Schieferſchreibblock neben dem Tintenfaß; darauf ſteht: Grumbkow 4 Uhr.

Grumbkow — das iſt nun das veritable Gegenteil vom Deſſauer! Hat dieſe weltmänniſche Gewandtheit, die man an ſich ſelber verachten müßte, aber an manchen Helfern nicht entbehren kann bei der Behandlung all der Mazarins, die ſich an den Höfen herumſchlängeln! — Übrigens ein grundgelehrtes Haus, der Friedrich Wilhelm von Grumbkow: hat hohe Schulen beſucht und bei berühmten Profeſſoren ſich mit Weisheit vollgeſoffen! Iſt überall beſchlagen, kennt ſich in allen Departements aus, ein unentbehrlicher Mann, — mag auch der Deſſauer ihn einen Poltron ſchimpfen —!

Brandthorſt ſchiebt ſich durch die Tapetentür: „Der dirigierende Etats- und Kriegsminiſter, Herr General von Grumbkow!“ — Der König wirft dem Kammerdiener den Brief zu: „Noch heute mit dem Kurier nach Deſſau! — Sag mal, Johann: wann hab ich mir dieſen Waffenrock machen laſſen?“ — „Gleich nach Dero Regierungsantritt, Eure Majeſtät!“ — „Und nun ſchau mal her: die Ärmel und Ellenbogen glänzen ſchon ganz ſpeckig! Meine Generale müſſen glauben, ich ſei mit dem Ärmel durch die Butter gefahren! Das geht nicht; kann nicht alle halbe Jahr einen Waffenrock am Schreibtiſch durchſcheuern; wär eine unverantwortliche Extravaganz! Du läßt mir ſofort zwei Überzieh-Ärmel machen und ein Schurzfell, aus dem ſtärkſten Bielefelder Leinen: müſſen bis morgen fertig ſein! Und ſobald ich mit den Audienzen durch bin, legſt du mir ſtets die Dinger bereit! — Der General ſoll kommen!“

Grumbkow tritt ein. Er hat eine elegante Art zu ſchreiten, und er verſteht es auf eine wahrhaft bezaubernde Weiſe, ſeinen ſpöttiſchen Mund, der zuweilen den Ausdruck eines hochmütigen Kamels haben kann, durch eine leichte, kaum merkliche Senkung der Mundwinkel mit dem liebenswürdigſten Lächeln der Welt zu ſchmücken. Sein Blick wirkt ſtets verſchleiert, — vielleicht weil er die Augen halb mit den Lidern zu bedecken pflegt, vielleicht auch, weil er ſein Gegenüber niemals gerade anſchaut. Man wüßte kaum zu ſagen, ob dieſe Augen blau oder braun ſind; aber jeder ſieht, daß es ſehr kluge, ſehr überlegene Augen ſind, und mancher ahnt, daß ihr Blick ſtets irgend eine Berechnung anſtellt, von der das übrige Geſicht — ein ſchönes, ebenmäßiges, beherrſchtes Geſicht — nichts zu wiſſen ſcheint. Wie denn überhaupt der ganzen Erſcheinung des Mannes etwas ſehr Selbſtſicheres und dabei Unfaßbares anhaftet: ein Hauch von ſorgſam geübter Verſchwiegenheit, aber auch eine Welle von entſchlußſtarker Eigenſucht, die ihr Träger, ſo gern er es möchte, niemals völlig zurückzuhalten, wenn auch durch geſchickte Worte in betonten Dienſteifer umzuwandeln vermag.

Der dirigierende Miniſter tritt, eine große Mappe unterm Arm, mit militäriſchem Gruß an den Schreibtiſch ſeines Herrn,

und der König weist einladend auf einen Holzstuhl, den Zwilling seiner eigenen Sitzgelegenheit. Grumbkow setzt sich zierlich.

„Hab mich resolvieret, lieber Grumbkow, die verschiedenen Schatullgüter, so bisher im Privatbesitz meines Hauses befindlich, den Staatsdomänen einzufügen. Hab hier das Dekret entworfen, welches er aufsetzen und den zuständigen Domänenkammern zuleiten soll!"

Grumbkow zeigt sich überrascht: „Eure Majestät bringen damit dem Staat ein großes, persönliches Opfer, desgleichen anhero wohl unerhört in der Geschichte eines fürstlichen Hauses —!"

„Mag unerhört sein, gehört sich aber so! Ein König darf auch in diesen Sachen kein Privatmann sein: was er besitzt, hat der Krone zu gehören, und was der Krone gehört, das hat dem Staat zu dienen! Der Staat hinwiederum, das ist der König, und n u r der König, — vorausgesetzt, daß er sich als den Diener seines Staates betrachtet und a l l e s, was er für sich fordert, wieder hinausgibt, damit es das Wohl des Volkes fördert! Zu dem Zweck hab ich mich auch resolvieret, meine Handgelder à disposition auf jährlich 52,000 Taler zu beschränken, maaßen ich eine größere Summe auf diesem Konto nicht verantworten könnte. Hab die Ordre hier zur Ausfertigung durch das Finanz-Departement aufgesetzt!" — Seltsame Laune eines großen Herrn! denkt Grumbkow und lächelt zustimmend, während er die beiden Blätter in seine Mappe versenkt.

„Und was bringt e r, mein Lieber?"

„Leider lauter Unerfreulichkeiten, Majestät!" Er holt verschiedene Listen hervor: „Der Magistrat teilt soeben das Ergebnis der Volkszählung in Berlin mit; danach sind seit dem Regierungsantritt Eurer Majestät nicht weniger als zweitausend Einwohner aus der Hauptstadt ausgewandert, darunter fast tausend Handwerker."

Der König stutzt. „Das ist viel!" sagt er betreten. „Kann mir aber nicht heifen. Weiß sehr wohl, daß die halbe Stadt vom Hof und seinen gewaltigen Dépensen gelebt und gezehrt hat; weiß auch, daß die Unzufriedenheit in Berlin groß ist. Man schimpft

mich einen Wohlſtandsmörder; iſts nicht ſo? Sei er ehrlich, Grumbkow!"

Der Miniſter lächelt ausgleichend. „Da Eure Majeſtät fragen, ſoll nicht verſchwiegen ſein, daß man hierorts immer wieder hören kann, der neue Herr habe aus Preußen eine Galeere gemacht! Iſt zweifellos eine ganz dumme Inſolenz des Volkes, ſo zu ſprechen; es geſchieht aber!" — Grumbkow muß es wiſſen. Er hat ſelber erſt vor drei Tagen an ſeinen Freund Seckendorff geſchrieben: der gute Gott wird mich hoffentlich noch durch ein Türchen aus dieſer verdammten Galeere herausführen —!

„Auf einer Galeere wird fleißig gerudert", ſagt der König ganz gelaſſen, „und je ſtrammer auf ihr gerudert wird, um ſo ſicherer erreicht das Staatsſchiff das Ziel, dem es zuſteuert. Die Erkenntnis im Volk iſt alſo durchaus richtig, wenngleich ſie vorerſt noch von Mißvergnügen begleitet iſt, ſo ſich indes mit der Zeit und Gewöhnung legen wird. Ich fahre ja auch auf dieſer Galeere und rudere mir die Montur durch!" Er hebt den Arm und weiſt den blankgeſcheuerten Rockärmel.

Grumbkow verneigt ſich zuſtimmend: „Zweifellos werden Eurer Majeſtät Völker mit der Zeit die Erkenntnis gewinnen, die der Monarch ſchon heute beſitzt; aber bis dahin wird vieler und großer Schade erwachſen. Da ich mit der Einbringung der Akziſe betraut bin, fühle ich mich auch verantwortlich dafür, daß die Konſumſteuer hier in Berlin nicht auf eine Bagatelle zuſammenſchrumpft, — und das tut ſie, wenn die bisher kaufkräftigen Konſumenten auswandern —."

„Sie werden die Akziſe auch an ihrem neuen Wohnſitz einbringen!"

„Soweit ſie nicht außer Landes gehen, zweifellos! Aber da ſie in den Provinzen viel weniger verdienen, ſo können ſie auch viel weniger konſumieren! Die Lage iſt ernſt, Eure Majeſtät! Ich ſehe mich genötigt, heute auf meine Denkſchrift vom Mai zurückzukommen und im übrigen Vorſchläge zu machen, daß die Gehälter wieder auf die Höhe gebracht werden, die ſie unter dem hochſeligen König gehabt haben. Auch ſollten die Akademien wieder in ihrem vollen Umfang hergeſtellt werden; denn nur ein

gutbezahlter Beamtenstand vermag die Steuern aufzubringen, die der Staat nun einmal nicht entbehren kann —"

„— und dieser aufgeblähte Beamtenstand würde uns zehnmal mehr kosten, als die Steuer einbrächte! Die hohen Chargen aber würden ihre Gehälter wieder ins Ausland verschieben, wie es die Wartenberg und Wittgenstein gemacht haben!" — Der König erregt sich: „Er ist ja verrückt, Grumbkow! So geht das nicht —! Aber nun will ich ihm sagen, wie Berlin wieder zu Wohlstand und neuem Wachstum kommen soll: sobald das Trauerjahr abgelaufen, werden wir das Schloß und das Zeughaus fertigbauen lassen: dadurch werden viele hunderte von Handwerkern auf zwei Jahre in Brot gesetzt! Auch das Dorf Potsdam soll ausgebaut und zur Garnisonstadt gemacht werden: das gibt Arbeit auf Jahre hinaus! — Es kommt nicht darauf an, ob der Herr Andreas Schlüter oder ein Dutzend Professores, so entlassen worden, mit dem König schmollen; es kommt darauf an, daß das Volk satt wird und die Armut verschwindet! Gewiß hab ich gar kräftig eingegriffen und die rollende Goldwoge erst einmal zum Stillstand gebracht, — aber nur darum, weil dieses Gold für sinnlosen Prunk angewandt worden ist! Wir nun sind fest entschlossen, unsere Stadt Berlin aus einer schäbigen Luxusstadt zu einer gesunden Garnison und großen Gewerbestadt zu machen! Soldaten müssen essen; Gäule müssen fressen: das bringt Naturalia vom Land herein und belebt den Markt. Soldaten müssen wohnen: das bedeutet Hausbau und Handwerk. Soldaten brauchen Monturen: das bedeutet Webstühle und Wollmanufakturen und Schustereien. Hat er verstanden, was wir wollen?"

Grumbkow verneigt sich zustimmend: „Eurer Majestät Geistesflug ist kühn, sehr kühn; doch die bescheidene Taube meines Geistes wird stets bemüht bleiben, unter dem preußischen Adler zur Höhe aufzusteigen!"

Voll gutmütigen Spottes blickt Friedrich Wilhelm auf seinen Minister: „Um dieses poetische Bild könnte ihn sogar Herr Leibnitz beneiden, mein Bester! Aber hier in meinem Arbeitskabinett wollen wir auf der preußischen Erde bleiben! Was hat er sonst noch in seiner Mappe?"

„Dutzende von Beschwerden aus sämtlichen Regierungsbezirken über die Gewalttätigkeiten von Eurer Majestät Werbern, — leidergottes! Ich habe die Beschwerden jetzt acht Tage lang sich ansammeln lassen; das hat diesen Packen hier ergeben —! Die Werber fallen auf offener Straße die tauglichen Jungmänner an; sie dringen in die Wohnungen ein: hier ein Protokoll, wonach ein kranker Vater vom Herzschlag getroffen, als ein Korporal mit vier Mann in seine Stube eingedrungen und den Sohn von seinem Bett weg zum Militär gepreßt —! Im Halberstädtischen haben die Bauern den Werbern eine kleine Feldschlacht geliefert, als diese die Burschen pressen wollten; es hat Tote und Schwerblessierte dabei gegeben —!"

„Ich brauche Soldaten, mein Bester; so nötig wie's Brot brauch ich sie, und wenn die Kerrels nicht freiwillig kommen, müssen sie gepreßt werden! Übergriffe sind bedauerlich, aber nicht immer zu vermeiden!"

„Das ganze System trägt indes zur Entvölkerung des Landes erschrecklich bei, Majestät! Hier ein Schreiben der Kammer in Minden: ‚Wenn fünfzig Rekruten abgeliefert werden sollen, gehen vorher hundert junge Leute außer Land'!"

„Verfluchte Schweinerei!!" ruft der König und haut auf den Tisch. „Sofort ein Edikt herausbringen: wider die der Werbung wegen aus unserm Lande ausgetretene junge Mannschaft! Notier er das, Grumbkow! Es soll künftig ein jeglicher, der ohne Erlaubnis unser Land verläßt, als Deserteur an Leib und Leben gestraft werden, er sei aus welchem Stand auch immer! Geht an sämtliche Regierungen hinaus!"

Wird gerade viel helfen! denkt der Dirigierende. Das Volk scheut den Kommiß wie den Teufel und den Korporalstock wie das höllische Feuer! Den Schaden hat immer nur meine Akzisen-Kasse!

„Was hat er noch??" fragt der König gereizt. Die leidige Soldatenwerbung schafft ihm unaufhörlichen Verdruß und Unzufriedenheit mit sich selber; doch was hilfts? Man muß die Zähne zusammenbeißen und durchhalten. Weg mit den unnützen Gedanken; man denke nur an das, was sich bessern läßt!

Der Minister hat sein letztes Aktenstück aus der Mappe gefischt: „Bei den von Eurer Majestät angeordneten Kassenrevisionen, so aufs schärfste durchzuführen sind, hat sich herausgestellt, daß in der Königlichen Rentenkassa ein Defizit von 62,000 Talern vorhanden; der Hofrentmeister von Berchem hat über diesen Posten keine Rechnung zu legen vermocht —!"

Jetzt läuft der König vor Wut glühend rot an; er springt auf und schreit: „Dem Hundsfott leg ich einen Offizier und sieben Mann ins Haus, bis er den Schaden gedeckt hat! Immer wieder diese verfluchte Wittgensteinerei!! Ich kenn den Berchem genau: er wird seine Häuser und Meublements, so er sich zusammengestohlen, znr Deckung anbieten; aber ich will bares Geld besehen! Bis auf den letzten Dukaten werd ich ihn auspressen: die ekelhaften Blackschisser sollen endlich einmal merken, woher der Wind jetzt weht!" — Mit großen Schritten stürmt er durchs Kabinett; er schnaubt Gift und Galle. Vor der Waffensammlung an der Wand bleibt er stehen, und am Bilde der blanken Klingen, der scharfen Spontons, der griffigen Pistolen gewinnt er mühsam seine Selbstbeherrschung wieder: die ultima ratio regis verfehlt auch heute ihre kalt besänftigende Wirkung nicht. Er wendet sich zu dem Wartenden herum, der voll schöner Ruhe den kollernden Herrn sich hat austoben lassen, und schnarrt:

„Ist gut, Grumbkow. Heute abend im Kolleg!" —

— — — — — — — — —

Im althergebrachten Tabakskollegium herrscht ein neuer Ton. Unter dem hochseligen König hat man in der Tabagie feierlichst beisammengesessen: auf erhöhtem Sessel der Herrscher, und streng nach der Rangliste geordnet der Hofstaat, — eine Hügelkette gekräuselter Locken, tischabwärts würdig erstarrt. Auch die unglückliche letzte Königin hat an diesem Tabakzeremoniell teilgenommen, und der Chronist hat es als einen besonders sinnigen Zug des königlichen Familienlebens festgehalten, daß dabei Ihre Majestät Seiner Majestät mittels Fidibus das belebende Feuer für allerhöchst Dero Tonpfeife geboten. —

Friedrich Wilhelm nun ist nicht gewillt, dies gefrorene Idyll fortzusetzen. Ihn verlangt es nach abendlicher Erholung unter

Männern, im Kreiſe einer kräftigen Kameradſchaft, bei derbem Wort und feſtem Trunk; dabei hat das Frauenzimmer nichts verloren! Mag es unter ſich bleiben, Tee und ſüße Weine nippeln und die ſpitzen Läſterzungen reiben! — Auch die Dienerſchaft iſt im Tabakskolleg unerwünſcht. Soll man etwa vor jedem ſchlusohrigen Lakaien die Stimme dämpfen? Wir bedienen uns ſelber, meine Herren: hier hat jeder einen Krug mit Braunſchweiger Duckſteinbier und einen Humpen, darein er ſich ſchänke! Hier ſtehen die Kerzen und die Fidibuſſe; hier in den vergoldeten Kupferſchalen iſt feiner holländiſcher Kanaſter, und wenn einer glaubt, er müſſe ſich ein beſſeres Kraut mitbringen, dann werde ich saugrob werden; denn was euer König raucht, das könnt ihr auch rauchen, verſtanden? — Im übrigen: wir ſind hier als honette Offiziers und Staatsdiener, als gute Kameraden verſammelt; Zeremoniell und Rangordnung haben im Kollegio keine Geltung! Zur Begrüßung kloppt man mit der Fauſt auf den Tiſch, und wenn der König hereinkommt, bleiben alle Mann ſitzen! Mein Stammplatz iſt an der Schmalſeite des Tiſches, damit ich meine Lieben überſchauen kann; die Stühle hab ich entworfen und geſchreinert: mit Armſtützen, aber ohne Rückenlehnen, auf daß ihr euer Kreuz ſtärket, ihr Herren! Um acht Uhr gibts kalten Aufſchnitt, Brot, Butter und Käſe; wem das nicht genügt, der mag ſich zum Teufel ſcheren! Und um elf Uhr gehts in die Klappe; denn früh um fünf Uhr heißts wieder: raus aus den Puſen!

Zwölf bis fünfzehn Getreue pflegt der König zu dieſen Abenden einzuladen, und nicht lange, ſo ſind ihm die Zuſammenkünfte unentbehrlich geworden: das Tabakskollegium wird eine ſtändige Einrichtung.

Da ſitzen ſie und qualmen, trinken ſich Geſundheit zu und reden durcheinander: Graf Finckenſtein, die hagere Kriegsgurgel, und Graf Chriſtoph Dohna, der treffliche Vermittler; Marquard Ludewig von Printzen, dieſer verbindliche Hofmarſchall; der trinkfeſte Creutz und der ſchweigſame Major von Einſiedel. Da läßt Grumbkow die verſchleierten Blicke ſpähend über die Kneiperrunde wandern, und Graf Manteuffel ſammelt Bon-

mots für seinen nächsten Bericht nach Dresden. Zuweilen erscheint auch der alte Staatspapa Ilgen; zumeist freilich sitzt er daheim bis tief in die Nacht über den Akten, die er sich aus der Kanzlei mitgenommen hat. Dafür ist die Generalität um so regelmäßiger vertreten: Graf Lottum und der fromme Natzmer, der stoische Gersdorff und der wackere Pannewitz, der die schwere Verwundung von Malplaquet wohl überstanden, aber auch eine furchtbare Schmarre über Stirn und Schädeldach behalten hat. Ab und zu kommt von Dessau der Generalfeldmarschall Fürst Leopold herüber. Er ist nun freilich Nichtraucher; aber um des lieben Friedens willen hält auch er den langen Pfeifenstiel im Munde, rollt die wulstigen Lippen unter der schwarzen Bartbürste, raucht kalt und bechert um so kräftiger. Auch die hohen Zivilbeamten werden häufig eingeladen, — so die beiden Vettern von Kameke: der lange Paul und der kleine Bogislav, der Etatsminister. So der bejahrte General-Kriegskommissar von Blaspil, Gatte einer jungen, schönen und intriganten Hofdame, — und der Geheimrat Johann Andreas von Krautt, der reichste Mann von Berlin, einstmals Bankier, später Generaleinnehmer, vom neuen König mit der Überwachung der Kommerzien und Manufakturen betreut.

Zuerst werden die Tagesneuigkeiten durchgehechelt, und nach dem Abendessen, in vorgerückter Stunde, wenn das Ducksteiner oder das Köpenicker Moll seine befreiende Wirkung tut, werden saftige Witze erzählt; die meisten der alten Haudegen nehmen kein Blatt vor den Mund. Wem das nicht zusagt, der kann sich auch wohl in ein Spielchen zurückziehen, und da der König sich jegliches Glücksspiel, auch das der Karten, nachdrücklichst verbeten hat, so sitzt man über Schach, Tricktrack oder Tokadille. Doch es fällt schwer, sich zu konzentrieren, wenn ringsum die Lachsalven dröhnen, der Bierkomment die Tischplatte hüpfen läßt —! Und wer sich gar zu oft hinter die Verschanzung der Brettspiele hockt, der hat rasch seinen Spitznamen weg: Holzbock! Drehwurm!!

Friedrich Wilhelms breitbrüstiger Humor ist derben Scherzen durchaus geneigt: er genießt sie, wie er den schäumenden Humpen

genießt nach des Tages ſtrenger Arbeitshetze, und wie er die ein bis zwei Dutzend Pfeifenköpfchen genießt, die er des Abends verqualmt. Zwar das unausbleibliche Gezote widerſtrebt ſeinem frommen Sinn; bremſt er es aber ab, ſo bleibt eine verlegene Stille zurück; denn andererſeits iſt auch die Wichtigtuerei mit geiſtigen Fragen in dieſem knorrigen Kreiſe verpönt. Alſo ſinnt der fürſtliche Gaſtgeber, wie man den gemütlichen Abenden einen höheren Sinn geben könne, ohne daß er in Bildungsgeſchwafel ausartet, und eines Tages gibt er Grumbkow den Auftrag, ſich umzuſchauen nach einem geeigneten Mann von Wiſſen, den man als Vorleſer, Zeitungsreferenten und Tagesberichterſtatter zur hirnlichen Belebung des Kollegiums einſtellen könne.

Grumbkow ſperrt ſeine hundert Ohren auf, horcht in Berlin herum und kann ſchon nach wenigen Tagen dem König melden, daß er in der Perſon des ehemaligen Profeſſors Jakob Paul Gundling die geſuchte Kraft gefunden zu haben glaube. Rex erinnert ſich: Heraldik, Numismatik, Blaſonieren, Hiſtoriſieren und Kritiſieren, in tiefſter Devotion ſubmiſſeſt erſterben —! Dieſer feierliche Kauz war ja auch einer von denen, die brotlos geworden, ſeitdem die Ritter-Akademie aufgehoben wurde —!

„Es geht ihm ziemlich ſchlecht", berichtet Grumbkow; „er treibt ſich in Bierkneipen herum, überſetzt den Gäſten die auswärtigen Zeitungen und läßt ſich freihalten! Dabei ein ſehr geſcheutes Haus, dieſer Gundling: hat vor zwei Jahren eine „Nachricht von den Commercien und Manufakturen in der Mark Brandenburg uſw." publiziert, die mir höchſt beachtenswert erſcheint, da ſie ſich mit den Grnndgedanken Eurer Majeſtät über dieſe Sachen deckt und wertvolle Einzelvorſchläge bringt!"

„Scheint unſer Mann zu ſein", ſagt der König; „bring er ihn demnächſt einmal mit, Grumbkow!"

An einem Februar-Abend des Jahres 1714 erſcheint in ſeinem beſten Staatsrock der verabſchiedete Profeſſor und katzbuckelt ſich, zum Gaudium der Tabaksbrüderſchaft, höchſt ſchwungvoll an Seine Majeſtät heran. Die angeborene Grandezza iſt ihm in den Winkelkneipen nicht abhanden gekommen, und ſein gedrungenes Haſengeſicht hat bisher keine ſtoffliche Einbuße er-

litten; im Gegenteil: es hat ſich knollig ausgewachſen und hat rötliche Glanzlichter aufgeſetzt in den neun Jahren ſeit der Audienz beim damaligen Kronprinzen.

Der König nötigt den neuen Gaſt an ſeine Seite und ſchänkt ihm ein: „Tut mir leid, Profeſſor, ihn auf die Straße geſetzt zu haben; ging aber nicht anders! Was ſoll uns eine Ritter-Akademie? Blaſonieren, Hiſtoriſieren, Kritiſieren?? Haben verfügt, daß das Haus in der Kloſterſtraße itzo eingerichtet werde als Tuchmanufaktur und Lagerhaus! Da drüben ſitzt der Geheimrat von Krautt: der ſoll mir die Manufakturen in Schwung bringen, und mit ihm kann er, Profeſſor, ſich über das Kommerzweſen unterhalten, darin er ſelber ja auch, wie ich gehört, neben ſeinen ſonſtigen Kompetenzen gar trefflich beſchlagen iſt!“

Das ganze Kollegium ſchaut neugierig auf den Federfuchſer, was der nun wohl zu erwidern habe. Der König aber kommt dem gelehrten Gaſt einen Schluck vor, und Jakob Paul Gundling zieht den vollen Humpen, ohne abzuſetzen, durch die hüpfende Gurgel hinunter: hier läßt ſich einmal Ergebenheit und Durſt aufs angenehmſte mit einander verbinden. — Alle Achtung! denkt das Kollegium; der Bruder kann mehr als nur Tinte piſſen! Brav, ſehr brav!!

Der König ſchmunzelt und ſchänkt dem Gaſt den Humpen von neuem voll. Gundling verneigt ſich gravitätiſch zum Dank und ſagt: „Eurer Königlichen Majeſtät ergebenſter Diener iſt aufs Tiefſte durchdrungen von der Überzeugung, daß Höchſt Dero Reſolution, die Wollgewinnung und Manufakturen in den Ländern der Krone zu forcieren, einer überaus weiſen Erkenntnus entſprungen iſt! Nichtsdeſtoweniger aber, wenn ſolches zu bemerken verſtattet, bleibt es im Geiſte der hehren Muſe Klio durchaus bedauerlich, daß das ‚Hohe Haus‘ in der Kloſterſtraße, ſo vor mehr als vierhundert Jahren bereits Burg und Sitz der askaniſchen Markgrafen geweſen, und darinnen vor dreihundert Jahren Eurer Majeſtät edler Ahne, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Huldigung der Städte Kölln und Berlin entgegengenommen —“

„War eine verdammt kaltſchnänzige Huldigung damals,

mein Trefflicher!" ruft der König angeregt. „Nicht einmal ein Huldigungsgeſchenk haben die Bärenhäuter dem Landesherrn gereicht! Die einzige Verehrung, ſo der Rat dem Fürſten dargebracht, hat in einer Tonne Bernauer Bieres beſtanden, — Koſtenpunkt ſiebenzehn Groſchen!"

„War gewiß ſchäbig gehandelt von denen Pfefferſäcken", ſagt der Profeſſor; „ändert jedoch, mit Dero gütigſtem Permiß, in gar nichts an der Tatſache, daß das berühmte Hohe Haus damalen und auch ſpäter mit der Geſchichte von Eurer Majeſtät erlauchtem Hauſe aufs innigſte und wechſelvollſte verknüpfet geblieben! Wenn alſo ſelbiges in den letzten zehn Jahren der Ritter-Akademie als Heimſtätte gedienet, ſo kann füglich behauptet werden, daß damit die Muſe der Hiſtorie ſich ſelbſten darin ein Monumentum geſetzet, welchſelbes nunmehr durch Einlegung einer Wollmanufaktur zweifellos eine das geſchichtliche Gemüt kränkende Profanation erfahren —!"

Der König lacht herzhaft: „Bravo, mein Profeſſor Gundlingius, bravo! Ich ſehe, er hat viel Sentiment für das, was g e w e ſ e n ; wir ſind jedoch gewillt, ihm ſeinen ſtattlichen Riecher auch für das zu ſchärfen, was i ſ t ! Andere tempora, andere mores, mein Beſter! Woher will er wiſſen, ob nicht ſeine Baſe Klio, das alte Klatſchweib, eines ſpäteren Tages dem Hohen Haus in der Kloſterſtraße nur darum einen neuen Lobſpruch anhänget, weil darinnen die Monturtuche für des preußiſchen Königs Armee hergeſtellt worden!?"

Die Generalität trampelt Beifall. Der König hebt den ſchweren Deckelkrug und trinkt abermals dem verdutzten Gelehrten zu, worauf dieſer den Anſchluß an die Gegenwart wiederfindet und auch jetzt mit einem einzigen kernhaften Zug den Humpen leert. Jetzt bekommt das Kollegium große Augen: ſein Reſpekt vor dem Federfuchſer wächſt von Humpen zu Humpen. Bald wird das Reſervefaß angezapft werden, — und das geſchieht nur ſelten einmal!!

„Euer Wohl, Profeſſor!" ruft Creutz; „auch mein Haus ſteht auf dem einſtigen Burggelände beim Kloſter; wir ſind alſo Nachbarn im Geiſte!"

Unerschütterlich kommt Gundling dem Zutrunk nach; sein Hasengesicht beginnt mählich zu glühen. „Herr Geheimer Rat Ehrentreich Boguslaw von Creutz“, sagt er feierlich, „ihr, der ihr seit kurzem durch Seiner Majestät Gnade in den erblichen Adelsstand erhoben worden, vergesset niemalen, daß ihr auf fürstlichem, historischem Boden zu hausen die Ehre genießet! Solches verpflichtet dem Geiste, der dieses Land groß gemacht!“ —

Der Professor führt an diesem Abend das Wort, und die Korona geht willig mit: sie fragt, nnd er antwortet; sie macht Einwände, und er widerlegt sie aus losem Handgelenk. Was für ein Kerl! Was für ein gelehrtes Haus! Und was für ein Saufbruder!! Weiß alles, kennt alles, sitzt wie ein Turm! Wer hätte geglaubt, daß die Historie so interessant sein könne? Was man von ihr auf Schulen gelernt, ist ja nur ein Quark! — Euer ganz spezielles Wohl, Professor!! —

Beim Abschied sagt der König zu Gundling: „Er gefällt mir: komm er morgen wieder! Ich hab etwas mit ihm vor, was ihm nicht zum Schaden gereichen soll!“ —

Von nun an erscheint der abgebaute Heraldiker regelmäßig im Tabakskollegium. Er wird zum Sprecher und Berichterstatter, zum Zeitungsvorleser und Disputator gemacht, ohne daß er selber die Absichtlichkeit zunächst merkt. Seine pedantische Eitelkeit fühlt sich geschmeichelt durch die Teilnahme, die man ihm bezeigt, und sein Durst wird an einer unversieglichen Quelle seßhaft, die mit ihrem freundlichen Kluckern ihn gar manche Anzüglichkeiten vonseiten der Tabaksbrüder überhören läßt. Ist der Herr Professor doch viel zu stark von seinen Werten durchdrungen, als daß er zu argwöhnen vermöchte, man könne sich über ihn lustig machen! — Der König aber, erheitert und gleichzeitig angeregt durch die vielseitige Gelehrsamkeit des feierlichen Kauzes, beschließt schon bald, dieses wandelnde Nachschlagewerk sich handgerecht zu erhalten: er ernennt Gundling zum Hofrat und befiehlt ihm, außer zu den abendlichen Sitznngen auch zur Hoftafel täglich zu erscheinen.

In der Tabagie wird die Ernennung ausgiebig begossen, — so

ausgiebig, daß Jakob Paul Gundling seinen Dank an den königlichen Gönner in schon bedenklich schwankender Verfassung vorbringt: „... und so wird Eurer Majestät allerzerknirschtester Knecht nicht nur auch künftighin stets auf den ihm von den erleuchteten Geistern, den Herren Pufendorff und Leibnitz gewiesenen Pfaden sublimster Erkenntnusse dahinwandeln; er ästimieret sich auch glücklich, daß obbenannter Wandelpfad ihn täglich an denen kühlen Grotten vorüberführet, darinnen königliche Huld und des edlen Bacchi pralle Schläuche dem erhitzten Wanderer des vollen Pokals unvergleichliche Labe großmütigst darbieten—!"

Dieser Appell an die königliche Freigebigkeit wirkt bestechend: Rex erklärt sich feierlichst bereit, — „notiert das, mein lieber Prinzen!" — dem neuen Hofrat die unbeschränkte Verfügung über den königlichen Weinkeller einzuräumen, „auf daß unserm viellieben und getreuen Diener das Beste zu seiner irdischen Glückseligkeit nicht ermangele!" — Der hochherzige Beschluß weckt donnernden Beifall in der Runde; mancher freilich zertrampelt auch seine Neidgefühle unterm bierfeuchten Tisch. — In dieser Nacht wird ein schwer betrunkener Hofrat von etlichen noch rüstigen Männern in sein Quartier geschleift.

Grumbkow aber schreibt an seinen Freund Seckendorff, der jetzt als Generalleutnant in sächsisch-polnischen Diensten steht: „Seine Majestät ist im Begriff, sich einen hochgelehrten Hofnarren anzubändigen, dessen gravitätischer Dünkel noch zu vielerlei Ergötzungen führen dürfte! Auch werde ich, dem ob seiner doch sicherlich wohlberechtigten Vorliebe für gute Weine der Spitzname ‚Biberius' vom Kollegio angehänget worden, wie solches olim dem Cäsar Tiberius geschehen, — ich werde an dem neuen Biberissimo noch meine ganz spezielle Satisfaktion erleben!"

* *
*

Der neue Herr in Preußen ist seit dem ersten Tage seiner Regierung entschlossen gewesen, den Ständen in seinen Ländern keinerlei Mitbestimmungsrecht mehr einzuräumen, vielmehr die noch vorhandenen Schritt um Schritt auszumerzen zugunsten

einer einheitlichen Staatsführung. Der Weg, den ſchon ſein gebieteriſcher Großvater und ſein viel planender Vater gegen die Stände beſchritten haben, wird auch ſein Weg ſein, und er wird zum Ende bringen, was die Vorfahren begonnen haben. Mitregierung, Steuerbewilligungsrecht, Steuerverwaltungsrecht, vordringliche Beſchwerderechte und andere Privilegien der Vaſallen, die im Mittelalter ihren Sinn gehabt, heute aber jede Berechtigung verloren haben, — Friedrich Wilhelm I. wird mit dieſem Mumienkram aufräumen, und wenn er es auch noch nicht laut verkündet hat, ſo tuſchelt man doch bereits in den Provinzialkanzleien davon, und die älteſten Landratsperücken beginnen noch, ihr Ziegenhaar zu ſträuben.

Große Verſtimmung, ja Empörung bei den Landſtänden vom Rhein bis an die Memel, in allen Landtagen und Magiſtraten, in Ritterſchaften und Senaten. Beſonders erregt ſind die Gemüter des Landadels in Preußen und Litauen: hier haben die Stände mehr als hundert Jahre lang der Krone Polen gehuldigt, und die ſelbſtherrlichen Freiheiten, deren ſie ſich unter dem weißen Adler erfreut haben, ſind noch heute unvergeſſen im Lande. Jetzt brauchen ſich nur drei Landjunker irgendwo zu treffen, und ſchon riecht es nach Verſchwörung!

„Schöne Zeiten damals, Bogumil, als unſere Vorväter noch im polniſchen Landtag ſaßen! Wenn da ein Ritter aufſtand und ſagte: Niez pozvolam! Ich bewillige nicht!, dann fiel das ganze legislative Geſchwulſt ins Waſſer! Aber heute?“

„Das macht bloß der verdammte Weſtwind aus Verſailles, Freundchen! Louis der Vierzehnte hat viele läppiſche Moden eingeführt, darunter auch die autokratiſche! Autokratie in Ehren, — aber nicht *über* uns!“

„Freilich, Leberecht! Aber der Louis, der hat nur fertig gemacht! Iſt ſchon viel älter, der Schwindel; möcht ſelber wiſſen, wann eigentlich Gott der Härr in ſeinem Zorn den erſten Fürſten gebacken hat!?“

„Und was iſt er denn, der Hohenzoller in Berlin? Iſt er vielleicht mehr als unſere Grafen Dohna und Finckenſtein? Hat er mehr Ahnen als unſere Beneckendorf und Trotha, unſere Re-

dern und Oſtau, unſere Hindenburg nnd Schön?? Das bißchen Krone auf dem Kopf macht ſein Wappen auch nicht älter!"

„Aber höher, Berndt! War ein Fehler, daß unſere Grafen ſind nach Berlin gegangen! Meinſt du, der Dohna und der Finck hätten den Hohenzoller erzogen? Umgekehrt, Mannchen: er hat ſie erzogen! Und jetzt ſitzt Alexander Dohna als Oberpräſident in Königsberg und lehrt uns preußiſche Mores nach Berliner Rezepto!"

„In Tilſit und Gumbinnen hocken ſeit kurzem dieſe fremden Kronenknechte, die ſich Steuerräte ſchimpfen laſſen! Ich hab gefragt, wo die Härren her ſind; da ſagen ſie: aus Halberſtadt! Ein anderer iſt ans Minden! Ich hab gefragt, ob dieſe Ortſchaften in Europa liegen; da haben die Kerrels gelacht! Im Vertrauen, Bogumil: totſchlagen ſollt man dieſe Ausländer! Im Herzogtum Magdeburg haben unſere Standesgenoſſen —"

„Gar nichts haben ſie, Leberecht; klein beigegeben haben ſie! Haben ſich von dem Zollern ein Kommiſſariat auf die Naſe ſetzen laſſen; iſt ihnen ſogar zwangsweiſe ins Landſchaftshaus gelegt worden, und keinen Groſchen Steuern kriegen ſie mehr in die Finger! Iſt Landfriedensbruch, ſowas! Müßten aber ganz verdammte Heuochſen ſein, die Magdeburgiſchen, wenn ſie nicht bei Kaiſerlicher Majeſtät und auf dem Reichstag ihre Gravamina vorbringen würden!"

„Laß dir begraben, Mannchen, wenn du glaubſt, Kaiſerlicher Majeſtät langer Arm reiche bis Magdeburg! Bis zu den Ketzern! Bleibt alles auf dem Pergamento ſtehen, damit die Mäuſe im Reichskammergericht zu Wetzlar ſich ihre Neſter bauen können! — Laß dir ſagen, Berndt: Noch allezeit haben die Stände dem ſogenannten Souverän erſt dann gehuldigt, wenn er ihre Privilegia ausdrücklich beſtätigt hatte; alſo haben auch wir anno 1701 dem Friedrich in Königsberg erſt gehuldigt, nachdem er unſere Gravamina angehört und Beſſerung zugeſagt —"

„Schöne Zeiten damals, Bogumil: ſechs Tage lang ſind wir aus der Beſoffenheit nicht herausgekommen! Dafür kann man ſchon einmal hnldigen!"

„Du denkſt immer nur ans Saufen, Freundchen; ich aber denk an unſere Privilegia, — und da werden wir noch Glotzaugen machen, wenn der Zoller ſeinerſeits brüllt: Niez pozvolam, einen Dreck bewillige ich euch!! Wie wars denn bei der Huldigung der kurmärkiſchen Stände? Gar nichts hat er ihnen verſprochen; er hat ſie hübſch aufmarſchieren laſſen, noch gar in langen Trauermänteln, und hinterher hat er ihnen ſagen laſſen, er werde allergnädigſt darauf bedacht ſein, das Möglichſte zu tun! Das ſagſt du deiner Küchenmarjell auch, wenn ſie mit dem Balg daher kommt, das du ihr angedreht haſt, — und nachher läßt du das Menſch ja doch laufen!“

„In Pommern und Magdeburg hat er's genau ſo gemacht! Jetzt iſt er frech und ſitzt auf dem größten Gaul! Eines Tages kommt er hier angeritten —!“

„Noch iſt er nicht da, Leberecht! Vielleicht hat er doch die Hoſen voll!?“

„Jawohl: voller Handgranaten! Ach du armes Tier, wie miſerabel iſt doch dein politiſcher Afpekt! Haſt du noch nichts davon gehört, daß er ſogar die Geſtellung der Ritterpferde abſchaffen will??“

„Laß ihm doch, Leberecht! Iſt ſo ſchon fünfzig Jahre her, ſeit unſere Ritterſchaft dem geliebten Landesherrn zum letzten Mal ihre Kriegspferde geſtellt hat!“

„Gott ſei Dank! Aber jetzt will der Zoller für jedes Pferd, das wir nach altem Recht zu ſtellen haben, eine Ablöſung von fünfzig Talern im Jahr bezahlt haben, — im Jahr, Männchen!“

„Bei der ſchwarzen Gottesmutter von Czenſtochowa: das macht bei mir allein vierhundert Taler, und jedes Jahr, ſagſt du!? Gib mir Flaſchchen herüber, Bogumil; ich muß meine Wut im feurigen Haderwaſſer ertränken!!“

„Dafür aber, daß wir dieſe jährliche Ablöſung zahlen, will der Zoller unſere Güter nicht mehr als Lehen der Krone betrachten, vielmehr als freien, vererblichen Beſitz uns allergnädigſt überlaſſen!“

„Piß auf ſolche Gunſt, Bogumil! Haben wir nicht die Beſitzungen ſchon vom Urgroßvater geerbt? Möcht wohl wiſſen, ob der Großkotzige in Berlin es heute noch wagen würde, meine Güter als erledigte Lehen einzuziehen —!?"

„Er wird, Berndt! Er kommt dir ganz einfach mit ſechs Regimentern anmarſchiert, und wenn du deine Gutskrüppel wider ihn bewaffnen willſt, dann knallt er dich nieder oder läßt dich an die Karre ſchmieden in Friedrichsburg! — Werden ſchon die fünfzig Taler bluten müſſen pro anno nnd Gaul, und auf unſere Gravamina wird er auch puſten und huſten, der erlauchte Schinder!"

„Iſt alles noch erträglich; läßt ſich alles noch umbiegen und verſchleppen! Aber er will viel Schlimmeres: er will —!"

„Sauf, Mannchen, und ſprich! Was ſpannſt du uns auf die Folter!?"

„Er will den Adel und die Ritterſchaft auf eine Stufe ſtellen mit dem gemeinen Bürger und Bauern! Das will er!!"

Und das iſt tödlich.

Das Dreiblatt ſtarrt ſich entgeiſtert an: es verſchlägt ihm Durſt und Rede.

— — — — — — — — —

Zwei Männer arbeiten ſich und ihrem König in die Hände, den Widerſtand der Junker zu brechen: der Oberpräſident und Feldmarſchall Alexander Graf zu Dohna in Königsberg und der Miniſter Rüdiger von Ilgen, der alte diplomatiſche Fuchs in Berlin. Sie beide bringen es dahin, daß die preußiſchen Stände ſich im Sommer 1714 bereit erklären, auf die ausdrückliche Beſtätigung ihrer alten Freiheiten und auf die Vorbringung ihrer Gravamina, der angelaufenen Beſchwerden, zu verzichten. — Der König iſt hoch erfreut, wenngleich nicht frei von Mißtrauen gegenüber dieſer unerwarteten Nachgiebigkeit; er läßt die preußiſchen Landſtände ſeiner fürſorglichen Gnade verſichern und verſpricht, bald in Königsberg zu erſcheinen. —

Im Juni ſtirbt der alte Juſtizminiſter Bartholdi.

Der iſt nur mir zum Tort geſtorben! denkt der König; er hat mir das neue Landrecht nicht fertig gebracht, nnd nun verdrückt

er ſich! — Na ſchön; wozu haben wir die juriſtiſche Fakultät in Halle? — Thulemeyer, ſchreib er: die Fakultät hat binnen drei Monaten ein Landrecht aufzuſetzen, kraft welchem das langwierige und weitſchweifige Verfahren, wie es annoch bei Prozeſſen üblich, das heißt: vom Übel iſt, gänzlich verſchwinden ſoll! In dieſem neuen Recht hat eine natürliche Billigkeit zu herrſchen, und ſeine Sprache muß derart beſchaffen ſein, daß auch der gemeine Mann es verſtehen kann! Die römiſchen Fremdwörter ſollen ins Teutſche überſetzt werden, und die lateiniſchen Phraſes haben zu verſchwinden! Das Corpus juris darf nicht mehr die Grundlage unſeres Landrechts bilden; vielmehr ſoll das römiſche Recht nur inſoweit beibehalten werden, als es ſich für den Zuſtand des Landes ſchicket und mit dem geſunden Menſchenverſtand überein ſtimmt!

Gut. Erledigt. Nach vier Wochen muß nachgefaßt werden, wie weit die Perücken in Halle damit ſind: „Notier er das im Terminkalender!“ — Thulemeyer notiert es. Er iſt ein Neffe des alten Ilgen und ein zuverläſſiger Mann. —

„Was iſt das, Grumbkow: die drei Beamten, die ich zur litauiſchen Kammer in Tilſit verſetzt habe, weigern ſich, dorthin zu gehen? Beamte *weigern* ſich?? Sind wohl vom Teufel gebiſſen, die Kerrels!? Iſt ihnen wohl nicht fein genug, die Gegend da oben!? Der eine will ſich lieber einſperren laſſen, als in die Verbannung zu reiſen, und der andere, der Kammerrat Droſt, reicht ſogar ſeinen Abſchied ein!? Können ſich wohl von ihren berliner Huren nicht trennen, und von der Komödie!? — Grumbkow: auf der Stelle ſind die drei Canaillen nach der Feſtung Friedrichsburg zu bringen und dort an die Karre zu ſchließen! Das wollen wir doch mal ſehen!! Jeder Offizier pariert mir, wenn ich ihm was befehle, und dieſe verfluchten Blackſcheißer glauben, ſie ſeien etwas Beſſeres und brauchten mir *nicht* zu parieren!?“

Er kocht vor Wut, und nur mit Mühe gelingt es dem Finanzdirektorium, eine Milderung der Strafe zu erwirken, dahin daß die drei Rebellen von der Karre verſchont bleiben; doch ihre zwölf Monate Feſtung müſſen ſie abſitzen. — Noch wochen-

lang iſt der König empört über dieſe Meuterei: „Ich müßte ja ein Hundsfott ſein, wenn ich mir ſolches bieten ließe! Ich verlange blinden Gehorſam und muß ein ſcharfes Exempel ſtatuiren! Gott weiß, daß ich es ungern tue: zwei Nächte lang hab ich wegen der drei Bärenhäuter nicht geſchlafen, Creutz! Ich befehle ihm, die Sache vor dem Kabinett im Plenum zur Sprache zu bringen, damit die Herren merken, wer in meinem Lande befiehlt!"

Und die Herren merken es: vom dirigierenden Miniſter bis zum letzten Schreiber, unter der koſtbarſten Ziegenhaarperücke und unter dem kümmerlichſten Zöpfchen läuft es jedem einzelnen Beamten kalt über den Rücken bei dem Gedanken, auch ihm könne eines Tages die Karre angeſchmiedet werden, — angetraut wie ein verhaßtes Eheweib! Von Kanzlei zu Kanzlei, von Regierung zu Regierung fliegt Getuſchel und Geſchreibſel: Seine Majeſtät hat drei Kammerräte auf Feſtung geſetzt, — drei hohe Tiere, drei ehrengeachtete Staatsdiener, — und warum? Weil ſie ſubmiſſeſt gebeten haben, daß ihre Sonderwünſche bezüglich dienſtlicher Verſetzungen allergnädigſte Berückſichtigung finden möchten! Sonderwünſche ſind ſomit ein Verbrechen auf dieſer verfluchten Galeere Preußen! — Daß neue Beſen ſcharf kehren, iſt eine alte Weisheit, verehrter Herr Kollega; wer aber hätte gedacht, daß der allerdurchlauchtigſte Beſen auch itzt noch, da er bereits achtzehn Monate im Gebrauch, gar ſo minutiös und fürchterlich im letzten Winkel herumzukehren imſtande bliebe?? Iſt ein ſtählerner Beſen mit elaſtiſchen Ruten, ſo leidergottes durchaus nicht ſtumpf werden wollen; man muß auch weiterhin auf das allerſchlimmſte gefaßt bleiben, wertgeſchätzter Herr Kollega! —

In den erſten Auguſttagen des Jahres 1714 will der König die Reiſe nach Preußen antreten, — nach Neu-Sibirien, wenn man den Kammerräten glauben wollte. Kurz vor ſeinem Aufbruch trifft die Nachricht ein, daß die Königin von England, die kinderloſe Tante Anna, am 1. Auguſt das Zeitliche geſegnet hat: das bedeutet die Königskrone für das Welfenhaus in Hannover, dem die Großmutter Sophie einſtmals dies Erbe der

Stuarts eingebracht hat! Friedrich Wilhelm bringt, ſchon reiſefertig, ſeiner Gemahlin die hochwichtige Botſchaft. Lächelnd betrachtet er dabei ihr ſchönes Geſicht und lieſt aus ihrem Mienenſpiel mancherlei heraus: die heftige Genugtuung darüber, daß ihr Vater nun König von England werden wird, und die Hoffnung, künftighin ſelber eine weitaus größere Rolle als bisher an dieſem gar ſo bürgerlichen Berliner Hof ſpielen zu können, — eine e i g e n e politiſche Rolle! Denn die Tochter des Königs von Großbritannien bedeutet etwas! Sie hat allerlei zu ſagen; ſie braucht ſich keineswegs mehr willenlos vor dem groben Männerregiment in Preußen zu beugen und lediglich Jahr für Jahr wieder in anderen Umſtänden zu ſein! Was Sophie Charlotte an dieſem Hof geweſen iſt, das will auch ſie, Sophie Dorothea, an ihm ſein: ein maßgebender, gefuchter Mittelpunkt!

Der Gatte hat das alles kommen ſehen. Herzlich ſagt er: „Auch allzu große Freude kann gefährlich werden, Fiekchen, — gefährlich für eine geſegnete Frau, die in acht Wochen ihre Niederkunft erwartet! Schonen Sie ſich, meine Liebſte, für mich und unſere Kinder!“

„Majeſtät gönnen mir wohl dieſe Freude gar nicht einmal!?“ Die Königin iſt gekränkt. „Ich müßte eine ſchlechte Tochter ſein, wenn ich mich nicht freuen wollte über den Glückswechſel meines verehrten Vaters! Und ſchließlich kommt er doch auch Ihnen zugute, Majeſtät!“

„Hoffentlich, Fiekchen! Im übrigen wird der König Georg I. die engliſche Krone genau ſo feierlich tragen, wie er als Georg Ludwig bisher den braunſchweigiſchen Kurhut getragen hat und weiterhin tragen wird!“

Er ſchließt die Augen; er ſieht den unſchönen Schwiegervater in all ſeiner verholzten Würde vor ſich, und wieder einmal muß er daran denken, wie wohl alles geworden wäre, wenn es damals, vor fünfzehn Jahren, dem Onkel William, dem verehrten großen König, gelungen wäre, ihn ſelber nach London zu entführen und dort zu ſeinem Nachfolger ausrufen zu laſſen: dann wäre e r, Friedrich Wilhelm, heute König von England! Damals iſt Alexander Dohna in letzter Minute dazwiſchen-

gekommen, hat seinen zwölfjährigen Schützling dem erzürnten König weggeschnappt, vom Orlogschiff heruntergeholt und schleunigst nach Berlin zurückgebracht! Erst viel später ist dem allzu gut Beschützten aufgegangen, welche große Möglichkeit ihm damals abgeschnitten worden —! Seltsames Leben, geheimnisvolle Scheidewege, an denen die verschlafene oder nicht verschlafene Minute im Dienst des einen die Bahn des andern für immer nach rechts oder nach links treibt —!

Und nun wird also der alte Perückenstock von Hannover die Engländer regieren oder vielmehr nicht regieren, sondern friedlich brandschatzen und sich vom Geld der britischen Pfefferſäcke einen guten Tag machen. Wohl bekomms! Wir werden ja hören. —

Adieu, Berlin!

Mit kleinstem Gefolge bricht der König auf: außer dem Fürsten Leopold sowie den Grafen Finckenstein und Dönhoff begleiten ihn nur ein Kabinettssekretär, ein Regimentsfeldscher und fünf Bediente. Hat sein Vater sich seinerzeit die Krönung in Königsberg sechs Millionen Taler kosten lassen, so ist der Sohn entschlossen, für die Huldigung nicht mehr als dreitausend Taler aufzuwenden, und auch diese Summe drückt er noch herunter.

Zunächst geht die Inspektionsreise durch die Neumark und durch Pommern; erst am 10. September trifft er in Königsberg ein, und für den nächsten Tag, den Jahrestag von Malplaquet, ist die Huldigung der preußischen Stände angesetzt. Friedrich Wilhelm nimmt sie auf dem Schloßbalkon entgegen, und nachdem die Stände ihren Treueid geleistet, hält er eine Ansprache an die Vasallen: er sei ihnen für ihre Nachgiebigkeit verbunden und werde auf ihre Privilegien und Beschwerden in einer Weise eingehen, aus der *jedermann* seine Zuneigung und königliche Huld für das schwer geprüfte Land ersehen und verspüren werde! —

Kühl, überaus kühl, die Huldigung! Kaltgestirnt das Auftreten der östlichen Junker! Aber was tuts, wenn ich nur zu meinem Zwecke komme!? denkt der König. Geldstücke läßt er

unter das verſammelte Volk werfen, und er ſtiftet das rote Tuch, womit die Tribünen beſpannt ſind, der andrängenden Menge. Den Landſtänden wird im Moskowiterſaal des Schloſſes an achtundvierzig Tafeln ein Feſtmahl gerichtet; „ich bitte, ohne Unterſchied des Standes Platz zu nehmen!“ ruft der königliche Wirt in den Saal. Er ſelber verläßt das Gelage am frühen Nachmittag, er fährt in die Feſtung Friedrichsburg hinüber, läßt die Strafgefangenen antreten und begnadigt ihrer eine große Zahl. Am Abend kann es ſich die Königsberger Studentenſchaft trotz ſtrömendem Regen nicht verſagen, dem Landesvater einen Fackelzug vors Schloß zu bringen, und auch ſie wird im Moskowiterſaal ausgiebigſt mit Backwerk und Wein bewirtet. Voll trunkener Dankbarkeit zertrümmert ſie ſchließlich Geſchirr und Stühle, die in hohem Bogen aus den Fenſtern fliegen, — auf Generalunkoſtenkonto! ſagt der königliche Wirt. Doch er vergißt das den Studenten nicht ſo bald —!

Am nächſten Tag reitet er mit ſeinem Gefolge — auch der Oberpräſident Graf Alexander Dohna iſt dabei — zum Jagdſchloß Neuhauſen hinüber: es verlangt ihn, die berühmte Stätte kennen zu lernen, an der ſchon ſein Urgroßvater Georg Wilhelm, der gewaltige Nimrod, ſo oft geweilt, ſo wild gejaidet und ſo ſcharf gebechert hat. Einen Tag widmet der König hier der geliebten Jagd: neben Bären, Urochſen und Elchen trifft man auf ganze Rudel von Wölfen, die in dieſem Lande zahlreicher ſind als die Menſchen. Und am Abend nach der ſtrengen Hatz geht im Jagdſchloß die ſilberne Muskete und das Pulverhorn um: die denkwürdigen Trinkgefäße, die der Urgroßvater vor hundert Jahren geſtiftet. Sie faſſen zuſammen drei Quart Weins, und die Sitte verlangt, daß jeder Jagdgaſt ſie beide in einem Zuge zu leeren habe, bevor er ſich in das Gaſtbuch eintragen muß, auf daß die Nachwelt aus dem Flnge ſeiner Handſchrift entnehme, bis in welche Höhen ihn Gott Bacchus entführte —! Wie ſich das geziemt, macht Rex den Beginn, leert ſtandhaft beide Gemäße und ſchreibt mit runder Hand ins Buch: Vivat Preußen! — Dohna ſcheitert am Pulverhorn und ſchreibt: Ultra posse nemo obligatur! Der Deſſauer hält eiſern durch. Getreu biß in

den Thott! lautet seine Inschrift, und ein Klex gibt ihr Nachdruck. — Finckensteins hagere Kriegsgurgel hüpft unbeugsam, bis beider Gewaffen Inhalt sie durchlaufen; dann will der zweite Erzieher des Königs an Gelehrsamkeit nicht hinter dem ersten zurückstehen, und also trägt er ein: Bene vivere et letari! — Den Vogel aber schießt Graf Dönhoff ab: nach mühsam bewältigtem Trunk schreibt er: Des Königs Vergnügen ist unsere Glückseligkeit! Rex liest es schmunzelnd, unterdrückt eine Bemerkung über das Wesen der Byzantiner und schnarrt: „Dönhoffs Glückseligkeit macht mir Vergnügen!“ Wonach man denn allerseits Grund und Gewicht genug hat, sich aufs Ohr zu legen.

Während der nächsten Tage reitet der König mit seinen Getreuen weithin durchs Preußenland. Auf Empfehlung des Kammerpräsidenten von Münchow hat er einen genauen Kenner hiesiger Wirtschaft mitgenommen: den dreißigjährigen Karl Heinrich Erbtruchseß Grafen zu Waldburg, der anno 1708 in preußischen Diensten vor Lille schwer verwundet worden ist, darauf seinen Abschied genommen hat und seitdem hier die heimatlichen Güter bewirtschaftet. Der weitgereiste Edelmann mit dem hellen Blick, mit dem scharfen Verstand und dem drängenden Willen zur Neugestaltung hat es dem König gleich am ersten Tag angetan; am zweiten muß der Graf ihm seine Reformpläne entwickeln; am dritten nennt Friedrich Wilhelm ihn bereits „Trux“, weil sein richtiger Name gar zu lang sei, und am vierten ist der König entschlossen, diese außerordentliche Kraft gänzlich in seine Dienste zu nehmen, auf daß sie ihm helfe, das Retablissement der Provinz Preußen durchzuführen.

Denn was sich den Augen des Landesherrn auf diesem Ritt darbietet, ist so entsetzlich niederdrückend, so grauenvoll und lähmend, daß auf den ersten Anblick hin auch die entschlossenste Tatkraft sich in hoffnungslosem Verzicht niederbeugen möchte! Ausgestorben, ausgebrannt, ausgeplündert die Dörfer, völlig verwahrlost die Acker, nur an vermorschten Grenzpfählen noch als einstiges Kornland mühsam zu erkennen! Versumpfte Weiden, von Buschwerk überwachsene Landstraßen, tote Städte, in deren Trümmern verkommenes Gesindel haust, sich lichtscheu verkriecht

und den fremden Reitern giftig nachſtarrt! Hier und dort ein Gutshaus, halb verfallen, bewohnt von einer aufſäſſigen Junkerſippe, die aus Stall und Feld nur das allernötigſte für den eigenen Unterhalt gewinnt und ihre paar erbuntertänigen Bauern ſchindet nach dem Grundſatz: wenn ihr nicht fronen wollt, dann verreckt! — Und dabei ſo fruchtbar, ſo üppig das Land, auf dem das Unkraut zu Manneshöhe aufſchießt, um im Herbſt verweſend ſich ſelber zu düngen fürs nächſte Jahr! Hier hat die jüngſte Peſtwelle ſich ſchließlich verzehrt: nachdem ſie den letzten Bauern, das letzte Stück Vieh gefreſſen, iſt ſie faulig verſickert, und grüne Urwildnis iſt über ihrem grauſigen Nachlaß aufgeſchoſſen, hat ihn unter ſich begraben und wieder zu Erde verwandelt.

„Noch vor ſechzig Jahren", berichtet Graf Truchſeß dem König, „herrſchte in Preußen und Litauen ein erfreulicher Wohlſtand, und das Land war gut beſiedelt; denn der dreißigjährige Krieg hat ſich bis hierher nicht verlaufen! Aber als anno 1654 die Schweden und die Polen ſich Preußen zum Kriegsſchauplatz erkoren, und als die Tataren im Bunde mit den Polen hier einfielen, da kamen die vier Reiter der Apokalypſe über uns! Dreizehn Städte, zweihundertfünfzig Dörfer und Flecken haben die aſiatiſchen Horden in Brand geſteckt, dreiundzwanzigtauſend Menſchen erſchlagen und faſt noch einmal ſo viel in ewige Sklaverei nach Aſien hinein verſchleppt! Und als ſie endlich abzogen, ließen ſie die Peſt im Land; die hat nochmals zweihunderttauſend Menſchen hingerafft! Seit zwei Menſchenaltern iſt das Land entvölkert; nur ganz langſam, hier und dort, ſind inzwiſchen wieder Dörfer entſtanden, und was ſeitdem ſich angeſiedelt und vermehrt, das hat die letzte Peſt, des ſchwediſchen Karl Geſchenk an uns, wiederum weggefreſſen! Gott allein weiß, wann das unglückliche Land einmal aufhören wird, Opfer zu ſein von Fremdlingen, die ſich um Macht und Wohlſtand raufen, um immer nur Tod und Verwüſtung zu hinterlaſſen!"

Der König iſt tief erſchüttert. Von *dieſem* Land nahm der Brandenburger die Krone; von dieſen Fluren und alten Ordensburgen hat der Machtgedanke ſeinen Ausgang genommen, und

nun gebietet der Erbe über eine ſchweigende Wüſtenei, über Wölfe und Füchſe, über eine Handvoll verſtockter Junker ohne Bauern, über ein paar Städte ohne Leben, über rieſige Flächen, die kein Pflug zu Schollen umlegt —!

Mit leidenſchaftlichen Worten beſchwört der König ſeine Begleiter, ihm zu helfen! Eine preußiſche und eine litauiſche Domänenkammer will er errichten; beide ſollen dem Grafen Dohna unterſtellt ſein! Eine Kommiſſion will er in Preußen einſetzen, die auf Beſiedlung und Neuerſchließung des Landes bedacht ſein ſoll; ſein trefflicher Freund Trux wird den Vorſitz in ihr führen! Zunächſt eine Million Taler jährlich, ein Siebentel der geſamten Staatseinkünfte, ſoll auf das Retabliſſement Preußens verwendet werden! Vor allem aber: Menſchen müſſen her, Menſchen, — und ſollte er ſie aus Lehm backen!! Bauern auf großen Höfen, mit zwölf Kindern auf jedem Hof, damit zehn dieſer Kinder auf neuen Höfen angeſetzt werden können! Und wenn erſt wieder Dörfer da ſind, müſſen Landſtädte gegründet werden, mit Wollwebereien und anderen Manufakturen, damit der Bauer in ihnen ſeinen Bedarf decke gegen Abſatz ſeiner Lebensmittel! Die vorhandenen Staatsdomänen müſſen zu neuem Leben erweckt werden, auch dadurch, daß die Erbuntertänigkeit der Domänenbauern aufgehoben wird, und neue Domänen müſſen erworben werden! Denn der beſte Gutsherr im Lande iſt und bleibt der König! — Mühlen müſſen wieder klappern; aber auch Kirchtürme müſſen wieder vor dem Himmel aufragen und die Feierabendbeſinnung des Landmanns zu Gott hinführen! Schulen in den Städten, Schulen in den Dörfern! Und Regimenter in die Städte: der Soldat muß eſſen, muß ſich kleiden, braucht Futter für die Pferde! Geſtüte brauchts, und Molkereien! Wege von Ort zu Ort, damit der Bauer zu Markt fahren kann, und für die ſchweren Laſten müſſen die Flüſſe ſchiffbar gemacht werden! — Ach du armes kleines Bißchen Leben, warum biſt du gar ſo kurz bemeſſen?! Warum wird auch einem Regenten nur dieſe karge Lebensſpanne zugebilligt, wo er doch tauſendmal mehr zu tun hat als jeder ſeiner Untertanen?? Achtzehn Stunden Dienſt am Tage, — mehr kann auch ein Herkules auf dem Thron nicht

leiſten, und hätte er alle vierundzwanzig Stunden zum Schaffen, — es würde noch nicht ausreichen —!!

Fiebernd vor Tatendrang fährt der König nach Berlin zurück. Er findet ſeine Gemahlin im Wochenbett: vor zwei Tagen hat ſie einer geſunden Tochter das Leben geſchenkt; Friederike Luiſe wird es heißen, das kleine rote Ding in der Wiege. Wieder ein Mädchen, und ich brauch doch Jungens! denkt der Vater. Aber Gott hat dieſes Prinzeßchen ſicherlich als Troſt geſchickt für die kleine Charlotte Albertine, die vor drei Monaten weggeſtorben iſt —! Schon hat der Boſſierer Kolm das liebe tote Würmchen in Wachs nachgebildet; ſpringlebendig ſitzt es auf dem Kiſſen, die zarten Armchen im Spiel geöffnet, und auf dem nackten Knie hockt ihm ein bunter Papagei! So wird es nun, ewig jung und ewig erſtarrt, die Eltern anlächeln —!

Zar Peter hat achtzig lange Kerls aus Rußland geſchickt, als Geſchenk und zur Bekräftigung des geheimen Abkommens über Stettin, welches der General Fürſt Menſchikoff ſehr brav zuſtande gebracht hat! Aber nun iſt in Mittenwalde wirklich kein Platz mehr für die Garde-Grenadiere; das Anwachſen des rieſigen Leibregiments ſprengt alle Quartiere! Wir werden es zur Hälfte nach Brandenburg, zur andern Hälfte nach Potsdam verlegen. Potsdam iſt zwar ein gar kümmerliches Neſt: außer dem ſchönen Schloß iſt da nur der Kiez mit ſeinen fünfzig Fiſcherhäuſern; aber bis die langen Kerls dort einrücken, werden weitere fünfzig bis achtzig Häuſer ſtehen, und ſpäter wollen wir aus der Havelinſel ſchon etwas Anſtändiges machen, eine Stadt nach holländiſcher Art, ſauber, behäbig, weit angelegt; das ſind wir dem Andenken des Großen Kurfürſten durchaus ſchuldig! —

„Was bringt er denn für einen dicken Akt, Grumbkow?“ — „Die Gravamina der preußiſchen Landſtände, Eure Majeſtät! Die bis hinter die Huldigung aufgeſchobenen Beſchwerden!“ — „Weg damit in die Regiſtratur! Werden nicht beantwortet. Das ganze Preußenland ſtellt ein einziges rieſiges Gravamen dar, das ſich nicht zuletzt g e g e n die Herren Junker richtet! — Dagegen ſofort an Trux ſchreiben, daß wir bis Neujahr ſeine Vorſchläge zu dem geplanten General-Hufenſchoß erwarten!

Cito, cito, mein Lieber!!" — Nachdenklich geht Grumbkow ab: Trux nennt er den Grafen Waldburg, einfach Trux! Und kennt ihn doch erst seit vier Wochen! Mich hat er noch niemals Grumbs genannt! Muß diesen Grafen Trux doch einmal etwas näher beschnüffeln lassen; das Herrlein könnte mir gar noch gefährlich werden! —

„Blaspil! Ordre an das General-Kriegskommissariat: die gewaltsame Rekrutierung durch unsere Werber hat innerhalb unserer Landesgrenzen unverzüglich aufzuhören! Nicht wahr, da staunt er!? War bisher das A und O unserer Armeevermehrung; geht jetzt aber nicht mehr! Tausende von jungen Leuten laufen mir ständig außer Landes, sobald ich ein paar hundert anwerben lasse: das kann sich der Staat nicht mehr leisten! Ich brauche Siedler für Preußen, viele Siedler, und jeder stramme Jungmann, der mir über die Grenze desertiert aus Angst vor dem Komiß, ist ein unersetzlicher Verlust; trägt mir doch so ein verfluchter Kerl tausend Nachkommen in seinen Lenden davon!! — Anweisnng: die Werbung im Ausland ist mit größtem Nachdruck fortzusetzen; hundert neue Werbeoffiziere sind hinauszuschicken! Wir müssen hereinholen, was irgend zu fassen ist! Wird wieder viel Staub aufwirbeln in Holland und anderswo; die Mynheers meckern ohnehin schon laut genug! Kann's aber nicht ändern; muß meine Armee vergrößern! Im übrigen: streng er seinen würdigen Lockenschädel einmal an, Blaspil, auf welche Weise wir in unsern Ländern zu einer geordneten, friedlichen Rekrutierung gelangen können!? Ist von höchster Importanz; erwarte binnen vier Wochen seine Denkschrift hierüber! Für heute — danke! Creutz soll kommen!"

„Creutz, er ist sich doch hoffentlich über die Wichtigkeit der staatlichen Kontrolle im klaren!? Ohne strengste Kontrolle ist alles umsonst: Rex brüllt sich heiser, schreibt sich die Finger lahm; sämtliche Kabinettssekretäre verschmieren ungezählte Ries teuren Papiers; Ordre über Ordre, Edikt über Edikt geht ins Land hinaus; die Regierungen und die Kammern multiplizieren königliche Ordres, schmieren abermals tausend Bogen voll, schicken sie an die Amtleute und Schulzen, bis in den letzten Winkel

unſerer Staaten, und dort endlich — verſchwinden ſie für immer in einem Gefach, werden ſorglich regiſtrieret und konſervieret, aber niemalen befolgt, und wenn ſie ein halbes Säkulum hindurch Staub gefreſſen haben, wandern ſie ſchließlich als Makulatur aufs Scheißhaus. Er begreift, daß ich mit derlei Verwaltungsmethoden nicht zu meinem Zwecke komme!?"

Der lange Miniſter verneigt ſich zuſtimmend. Ihm ſchwant Unangenehmes, wie immer, wenn er außer der Reihe zum König befohlen wird. O dieſe verfluchte Galeere: kommt ſie denn niemals in einen geruhſamen Hafen?! Wenn man nicht die paar Stündchen Nachtruhe hätte, und die Liebe der Mamſellen, — und das leidliche Fixum, verſteht ſich! — dann wär es zum Verzweifeln!

„Creutz, ich hab eine neue Aufgabe für ihn; er ſoll ſie hinnehmen als einen Beweis unſeres großen Vertrauens! Hör er genau zu! Das Generaldirektorium ſamt den ihm unterſtellten Domänenkammern in den Provinzen kann wohl als Finanzminiſterium für die Zivilverwaltung bezeichnet werden, und es arbeitet unter Grumbkows Leitung nicht ſchlecht. Daneben beſteht, unter Blaspil, das General-Kriegskommiſſariat als Finanzminiſterium für die Militärverwaltung: auch dieſe Maſchinerie läuft zu unſerer leidlichen Zufriedenheit. Immerhin haben wir ſomit zwei oberſte Finanzbehörden neben einander, die, weil ſie keine Kontrolle über ſich haben, leichtlich der Verſuchung unterliegen können, erſtens mit Staatsgeldern recht großzügig zu verfahren — wir drücken uns milde aus! —, und zweitens ſich gegenſeitig ins Gehege zu kommen, um einander die Steuereingänge vor der Naſe wegzuſchnappen. Da ſich die beiden Miniſterien vorerſt noch nicht zuſammenlegen laſſen, will ich ſie beide einer übergeordneten Oberrechenkammer unterſtellen, die ihnen peinlichſt auf die Taſche ſchaut, und dieſe höchſte Finanzkammer ſoll er mir leiten, mein lieber Creutz: wir ernennen ihn hiermit zum königlichen Generalkontrolleur!"

Donnerwetter! denkt der ehemalige Regimentsauditeur: dem alten hochnäſigen Blaspil und ſogar dem Meiſterſpieler Grumbkow auf die Wurſtfingerchen klopfen dürfen — das iſt viel! Das

iſt ſchon beinahe alles!! — „Eurer Majeſtät Vertrauen überwältigt mich!“ ſagt er aufrichtig; „nur fürchte ich, dieſer hohen Kommandogewalt nicht gewachſen zu ſein —!“

„Er kann das, mein lieber Creutz; er hat mir ſchon damals im Falle Wittgenſtein bewieſen, daß er als Dachshund noch in die letzten Winkel zu ſchliefen vermag! Zur Klärung: es kommt uns darauf an, daß künftig auch nicht ein einziger Groſchen mehr ausgegeben wird, der nicht in den Etats vorgeſehen! Bisher hat jeder Miniſter mit dem Teufel gewirtſchaftet und dem lieben Gott das Defizit überlaſſen; wer nicht in die eigene Taſche gekratzt hat, der hat doch geſchludert und geſchleudert: das hört mir itzo für alle Zeiten auf!! Ob die großen Perücken nun zehn Taler oder zehn Millionen Taler ausgeben oder einnehmen, — es hat auf den Groſchen zu ſtimmen, bis auf den allerletzten Groſchen! Abgerundet wird nicht mehr! Wer von mir zu kriegen hat, der kriegt es auf den roten Heller, und von wem ich zu kriegen habe, der zahlt mir auf den roten Heller, und müßten auch drei Scripta um ſelbigen Heller expediert werden: wir wollen, daß die minutiöſeſte Ordnung in unſeren Kanzleien zur Selbſtverſtändlichkeit werde, — und er, mein lieber Creutz, er ſteht uns dafür gerade! Verſtanden!?“

Creutz hat nur allzu gut verſtanden. Soll er nun weinen oder lachen? Dieſe Verantwortung iſt ſchon gefährlich! Aber immerhin, wenn man ſich tüchtige Gehilfen heranzieht —: „Ich hoffe, Eurer Majeſtät Vertrauen und Huld nicht zu enttäuſchen!“

„Recht ſo, mein Lieber! Und vergeß er nie: Gerechtigkeit und Subordination tun dem Staate bitter not! Gerechtigkeit muß von oben bis in den unterſten Grund hinabreichen; Subordination muß von unten bis in die oberſte Spitze emporreichen: müſſen ſein wie zween Eimer im Ziehbrunnen, die ſich ſtändig begegnen im Steigen nnd Fallen! — Und nun ſei er ſo gut und ſchick er mir den Brandthorſt herein!“

Der Miniſter geht, der Kammerdiener kommt. Der König ſtreift die leinenen Schutzärmel und die Schürze ab, wirft ſie dem gemeſſenen Faktor hin: „Pack meinen Koffer für Wnſterhauſen,

Johann; es verlangt mich nach meiner lieben Waſſerburg, und ich will für fünf Tage auf die Jagd gehen!“

„Eine gar kurze Spanne, Eure Majeſtät!“

„Reicht eben leider nicht für mehr, diesmal! Aber das Laub wird gelb; die Hirſche ſchreien, und das Waſſer riecht nach dem erſten Frühnebel: die rechte Zeit, ſich den Aktenſtaub aus der Lunge und das Stuhlfett aus den Gliedern zu jagen!“

V.

Die Schwertprobe

Mittags war die bleiche Sonne für einige Augenblicke wie eine rollende Zitrone hinter den Nebeln aufgetaucht, um sogleich wieder zu verschwinden und die Welt weiterhin im öden Grau liegen zu lassen. Seitdem waren bald fünf Stunden verstrichen, und während dieser Zeit hatten die beiden eiligen Reiter kein Wort gewechselt. Jetzt fragte der Ältere ins eintönige Hufgetrappel hinein:

„Welchen Tag schreiben wir heute, Axel?"

Der zur Linken schloß für Sekunden nachsinnend die Augen. „Hierzulande schreibt man den 9. November", antwortete er; aber bei uns daheim schreiben sie den 29. Oktober, getreu dem alten Stil!"

Verachtungsvoll schnob der Ältere durch die knollige Nase: „Alter Stil!? Wird sich ändern, Axel; wird sich furchtbar ändern!"

„Und da hinten in Demotika schreiben sie immer noch den Tag, den Allah durch den bärtigen Mund des Propheten allen Gläubigen zum Faulenzen bestimmt hat: irgend einen der sieben Tage, so die Woche des Koran hat —!"

„Pest über die Türkenhunde!!"

Sie verstummten beide und setzten die Gäule in trägen Galopp, aus dem jedoch der Braune zur Linken bald wieder herausfiel. Mißmutig zügelte der Ältere seinen arabischen Hengst und beugte sich zu dem Gefährten hinüber: „Dann sind wir also heute genau vierzehn Tage unterwegs, Axel?"

„Stimmt, Karl! Und ich fürchte, für meinen Braunen ist es der letzte Tag! — Schau die Stadt da vorne!" — Aus dem Grau des späten Nachmittags traten hohe Türme, wohl zehn an der Zahl, darunter mehrere ungleiche Doppeltürme. Weit-

läufig hingeſtellt, drohten ſie über verdämmernde Baſtionen herüber.

„Muß links liegen bleiben, Axel; iſt die Feſtung Braunſchweig. Da drinnen wohnen Großſchnauzen, die mir meine Bistümer Bremen und Verden nicht gönnen; mancher könnte mich vielleicht ſcharf anſchauen —!“

„Müſſen von hier genau nach Norden halten, Karl; ſonſt kommen wir ins Altmärkiſche: da ſind ſie uns auch nicht grün!“

„Wer iſt uns überhaupt grün!? Und gerade dem Pausback in Berlin trau der Teufel, nicht ich! Hätten wir nur erſt die Elbe! Einmal in Mecklenburg —“ Er verſchluckte das Weitere und trieb den Hengſt mit zärtlichem Schenkeldruck an. Auch der Braune ließ ſich nochmals in matten Galopp ſetzen; doch er huſtete jämmerlich. Vorüber an den ſchläfrigen Mauern des Schloſſes Salzdahlum jagten die Beiden in den lichtlos dumpfen Novemberabend hinein.

Drei Meilen hinter Braunſchweig ſtiegen ſie in einem Dorfkrug ab. Während Axel ſich um die Gäule kümmerte, lag Karl im weichen Stroh und dehnte wohlig die hageren Glieder; Pelzjacke und Fellkappe hatte er über einen Balken mit Pferdegeſchirren geworfen. Schade, daß man nicht im Sattel ſchlafen, nnd daß der Hengſt nicht im Schlaf weiter galoppieren konnte! Vierzehn Tage lang, und jeden Tag zwölf Stunden lang oder länger auf dem Pferderücken: was würde er bloß anfangen, wenn er nun ſein Ziel erreichte nnd nicht mehr dahinjagen konnte!? Einen Sattel als Stuhl, einen Sattel als Kiſſen, einen Sattel als Eßtiſch mußte er haben, ſobald ihn wieder Mauern umhegen würden!

In Targowitz an der ſiebenbürgiſchen Grenze hatte er ſich auf den Araber geſchwungen; mit ihm waren nur der Oberſt von Düring nnd Axel Liljecrona dorthin entwichen aus der ſchmählichen Haft zu Demotika, und als ſiebenbürgiſche Pelzhändler verkleidet hatten die Drei den Boden Europas unter die Hufe ihrer Gäule genommen: ein wilder Ritt war das geworden! Durch Ungarn und Öſterreich, vorbei an Wien, wo die apoſtoliſche Majeſtät noch immer dem entriſſenen Thron von Spanien

nachſeufzte; dann über die Donau bei Regensburg: ein Skål allen verſtaubten Perücken beim ewigen Reichstag des römiſchen Jammers teutſcher Nation! Weiter über Nürnberg, Mannheim, Mainz, Kaſſel: jeden Tag dnrch drei oder vier Kleinſtaaten hindurch, an immer neuen Schlagbäumen den abgefingerten Kaufmannspaß aus dem Pelz herausgekramt: ein lächerlicher Eiertanz! In Schweden konnte man wochenlang reiten und reiten, und es war immer noch Schweden; hier aber, in dieſem ſogenannten Reich, ſtolperte man alle zwei Meilen über die Schienbeine eines anderen Potentätchens: weltlicher Herren, geiſtlicher Herren, hier eines Herzogs, dort eines Grafen, da drüben einer Reichsſtadt, da hinten eines Reichsfreiherrn, da vorne eines Reichsdorfes —! Edler Guſtav Adolf, was mußteſt du ſo vorzeitig fallen, ehe es dir vergönnt war, mit dieſem Krempel aufzuräumen —!

Liljecrona trat bekümmert heran: „Mein Brauner iſt erledigt! Und hier in dem Speckloch kein anderer Gaul zu kriegen; hab den Wanſt von Wirt ſchon ausgefragt! Ja ja, Karl: erſt iſt Düring zurückgeblieben; jetzt bleib ich hängen, und du machſt das Rennen zum Schluß ganz allein!“

„Was tuts, Axel? Ich muß weiter; ich würd es nicht ertragen, dabei zu ſtehen, wenn du dich mit einem Roßtäuſcher herumſchlägſt und dem Hund womöglich mit einem gutſchwediſchen Fluch zwiſchen die Zähne fährſt! In zwei Tagen bin ich droben, und ihr kommt eben nach! Spitz mir die Ohren unterwegs, mein Freund; ſchau um dich und fiſch mir ein paar leckere Forellen aus dem Bach der europäiſchen Neuigkeiten!“

„Werden höchſtens ein paar modderige Karpfen ſein, Karl!“—

Am nächſten Morgen ritt der König allein davon. Er ſchaute ſich nicht um; doch er ſpürte, wie der Getreue ihm ſehnſüchtig nachblickte, bis der dünne Nebel ihn eingefangen in ſein graues Netz. — Der einſame Reiter fühlte kein Bedauern; nur leid tat es ihm um die wackeren Gefährten, daß ſie nun hinter ihm geblieben! Aber war es nicht am ſchönſten, ganz allein dahin zu jagen? Die höchſte Wonne lag doch in dem Bewußtſein: einzig auf ſich ſelber geſtellt und glühend in ſich zuſammengerafft den

wilden Weg zu wählen, zu durchmeſſen und hinter ſich zu werfen! Nur ſo war man Herr: aus gekniffenen Augen vorausſtarrend durch Wind und Regen, dem ewig Ungewiſſen entgegen zu ſtürmen, Fortunens gleitende Geſtalt vor ſich dahinrollen zu ſehen, niedergebückt auf den Hals des Hengſten, ausgeſtreckt die raſche Hand, nach ihrem Flattergewand zu haſchen!? Und wenn du es auch niemals ergreifſt, und wenn du endlich in den Abgrund jagſt mit letztem Schrei ... — es war des Einſatzes hundertmal wert, gelebt zu haben als ein Reiter und Jäger, dahingeſtürmt zu ſein als ein hoher Wind über die trägen Gefilde dieſer Erde!

Welches von all den gekrönten Häuptern tat es ihm nach? Wer begriff auch nur ſein hartes Glück? Und wenn du es ihnen in die Ohren brüllſt: Kampf macht ſtark, nicht Beſitz! Der Weg macht froh, nicht das Heim! Der Tod hat Wonnen, nicht das Leben!, — dann ſchütteln ſie ihre Lockenhäupter und ſchicken dir ihren Leibmedikus, daß er dir durch ein Klyſtier den Verſtand erweiche! Teure Weine ſaufen ſie aus goldenen Pokalen, an denen der Fluch des Jammers haftet; Herrſcherfreuden nennen ſie es, wenn ſie ſich mit üppigen Weibern abgeben und ſich die Franzoſenmalaiſe anlümmeln; würdig kommen ſie ſich vor, wenn ſie in Sammet und Zobel herumſtelzen! Doch wehe, wenn ein Windhauch ihren Hintern trifft: gleich krümmt ſie die Kolik zuſammen! Arme Geſpenſter, gottverlaſſene Purpurſchnecken!!

Einer war geweſen, der hatte ihn verſtanden, — und dieſer eine war tot: Mazeppa hatte Gift genommen, als die weite Ukraine ihm keinen Raum mehr bot, — und hätte Herr werden können über mehr als die weite Ukraine: über ganz Rußland, damals als er ſelber die Osmaniſche Pforte bewogen, dem Caracalla aller Reußen ſich entgegen zu werfen! War deſſen Heer und er ſelber nicht ſchon eingeſchloſſen geweſen am Pruth? War er nicht ſchon dem Untergang verfallen geweſen, der Bluthund? Aber ſeine Kebſe, das Bauernmenſch aus Lettland, hatte ihn freigekauft; durch Beſtechungen hatte er ſich den Rückzug geſichert, und dann war die Pforte zuſammengeklappt vor ſeinen albernen Verſprechungen! Ihn ſelber aber, den Gaſtfreund, hatten die Türkenhunde ausgehoben in Bender: ein ganzes Heer

hatten ſie gegen ihn und ſeine dreihundert Mann geſchickt, hatten ſein Haus in Brand geſchoſſen und ihn, als er mit den Sporen in dem verfluchten Teppich hängen blieb, im letzten Augenblick ergriffen und verſchleppt nach Adrianopel, nach Demotika —! Da hatte er ſich ins Bett gelegt und den kranken Mann geſpielt, zwei Monate lang, bis alles für die Flucht vorbereitet geweſen —: trefflicher Axel! Wackerer Düring!

Mitten im ſcharfen Ritt ſchöpfte er tief Atem und tätſchelte den ſchlanken Hals des Arabers: jetzt ſind wir frei, Omar; jetzt packen wir Europa wieder von Norden an! Greif aus, mein Bukephalos, greif aus!

An dieſem Tage gewann er bei Dömitz die Elbe, folgte dem ſchläfrigen Wieſental der Elde durchs Hügelland Mecklenburg und kam in tiefer Nacht bis hinter Parchim. Anderntags ritt er im Regen weiter; gegen Mittag ſprang der Weſtwind nach Norden um, und aus dem Regen wurde Schnee. Der einſame Reiter jagte weiter, die Fellmütze ins Geſicht gezogen, und jede Schneeflocke, die ihm die heiße Wange prickelte, war eine Liebkoſung, ein Gruß des Nordens, den er ſo lange gemieden. — In ſpäter Abenddämmerung gelangte er bei Demmin an die Grenze; zum letzten Mal galt es den vielgeprüften Reiſepaß vorzuweiſen, und dann war er auf ſchwediſchem Boden, — nach mehr als zehn Jahren wieder! Doch er *betrat* ihn nicht, den Boden ſeines Reiches; er ließ ihn durch den Hengſt betreten, und den ſchwediſchen Gruß der Wache, der ihm das Herz ſchneller klopfen machte, erwiderte er auf deutſch; denn noch war ſeine wilde Rolle nicht zum Ende geſpielt.

Noch vier Meilen bis ans Ziel! Dichter fiel der Schnee; weißlich tot dehnte ſich die Nacht zu beiden Seiten des Weges, und der Weg ſelber war breiiger Schlamm; denn noch hatte der Froſt die harten Krallen nicht in ihn geſchlagen. Schnee von oben, Schlamm von unten, — ſie überkruſteten Roß und Reiter; ſie mergelten in dieſen letzten Stunden aus, was bisher noch nicht ausgemergelt worden war, und dieſe Nacht des 11. November 1714 grub eine Falte in die Stirn des Heimkehrers, die ihm bleiben ſollte.

Die Turmuhren von Stralſund hatten gerade den verlorenen Glockenſchlag der erſten Morgenſtunde überm Schlaf der Stadt verzittern laſſen, als der Wachthabende am Außenwerk des Frankentores ein dumpfes Pochen von der Pforte her zu hören vermeinte. Verdammter Sturm! dachte er; ſchmeißt's jetzt ſchon das Ziegelwerk herunter!? — Da dröhnte das Pochen von neuem, — lauter, dreimal. Der Leutnant öffnete das Turmfenſterchen, leuchtete mit einer Pechfackel ins wilde Gewirbel hinaus: ein Reiter hielt draußen. „Aufmachen!!" rief er heiſer; „wichtige Briefe aus der Türkei für den Kommandanten!" — Der Wachthabende ſagte ſich, daß dieſer drängende Kurier wohl kaum ein Spion ſein könne, und wenn doch, ſo war es Sache der Kommandantur, ihn zu entlarven. Alſo ließ er das ſchwere Tor öffnen und gab dem ſeltſamen Reiter zwei Mann von der Wache mit, die ihn über den langen Frankendamm zur Inſelfeſtung hinübergeleiteten, den Hengſt am Zügel führend. Sie ſuchten den Verkruſteten auszuforſchen, fragten ihn nach dem fernen König; er murmelte Undeutliches und ſtarrte auf die matten Umriſſe der verſchneiten Stadt, die zur Linken mit ihren vier ſpitzen Türmen geſpenſtiſch über der ſchwarzen Waſſerbreite des Frankenteichs ſich abzeichneten. — Dann betrat die Eskorte das Stadtinnere: durch die engen, dunklen Gaſſen ging es ſchweigſam dahin, immer im Schritt. Dumpf, als träten ſie auf hohle Scherben, klapperten die Pferdehufe durch den dünnen Schneebelag auf dem buckligen Pflaſter. Kein Licht hinter den erloſchenen Scheiben, kein Ton aus den hochgiebligen Häuſern; nur der Wind jaulte in den Krahnluken: man konnte glauben, durch eine Totenſtadt zu reiten! Vorüber an St. Jakobi mächtigem Trotzturm führte der Weg quer durch die ganze Feſtung; den fröſtelnden Reiter dünkte er länger als alle Meilen, die er heute durchmeſſen.

Endlich gelangte man auf den alten Markt. Da ragte das Rathaus: verdämmernd ſtieg die Front der ſchlanken Türmchen in die Nacht empor, und droben jagten ſich die Flocken um die zierlichen Giebelchen; hinter ihnen aber ſchoß eine unermeßlich hohe Felswand vor dem bleicheren Himmel auf: die doppel-

türmige Wucht von St. Nikolai, eine geiſtergraue Drohung! — Der Reiter nahm das große Bild mit einem raſchen Blick in ſich auf; er fühlte ſich kühl ergriffen von dieſem ſteinernen Willkommensgruß. Seine Begleiter hatten indes den Hengſt über den Markt hinüber geführt vor die Kommandantur. Dort glomm ein Fenſter erleuchtet; verdroſſen lehnte der Poſten im Torgang.

„Meld er mich ſofort beim Kommandanten! Eilige Stafette vom König!!" — Brummend verſchwand der Mann; alsbald wurde es in der Wachſtube lebendig, und zwei Dragoner mit Fackeln traten heraus. „Du kommſt vom König??" fragten ſie und beleuchteten mißtrauiſch den ſpäten, allzu ſpäten Ankömmling. Der aber ſchwieg hochmütig und ſchaute an der Kommandantur empor; im Fackellicht ſah er das dreieckige Giebelfeld vor dem ſteilen Dach in unheimlichem Leben aufzucken: die beiden Löwen, die dort oben das ſchwediſche Wappen zwiſchen geſpreizten Pranken hielten, ſchienen ſich unruhig zu bewegen; ſie trugen komiſche weiße Schabraken von Neuſchnee auf den gereckten Rücken, und der Wappenhelm zwiſchen ihren Köpfen ſchwankte hin und her; aus den Gitterſtäben ſeines Viſiers grinſte irgend etwas auf die Kronen des Schildes nieder —!

Im erſten Stockwerk ſchüchterte Licht auf. Gemurmel wurde vernehmbar; es verſtummte, ſchwoll wieder an und endete in einem herausgegähnten Fluch. Der gute alte Dücker —! Dann trat der Poſten aus dem Haus: „Du ſollſt zum Kommandanten kommen!" — Der Reiter ſprang ab und beſtand darauf, daß zunächſt der Hengſt verſorgt werde; erſt als er ſich davon überzeugt hatte, daß Omar einen guten Platz im Stall erhalten, ſtieg er zum Kommandanten hinauf, von einem Dragoner mit Laterne ins Schlafgemach des hohen Herrn geleitet.

Der General von Dücker lag im Bett; die Kerze auf dem Nachttiſch warf wiſchende Schatten über ſein altes rauhes Geſicht, und dies Geſicht im eisgrauen Bart war krebsrot vor Wut; den übrigen General deckte das Federbett.

„Warum läßt er mich ſo lange warten!?" ſchrie das Geſicht. „Kommt er vom König? Briefe für mich??"

Der ſchmutzſtarrende Ankömmling ſchwieg und lächelte auf den roten Kopf herunter. Wie tat es doch ſo unſagbar wohl, den alten Waffenbruder und Getreuen da vor ſich liegen zu ſehen! Stundenlang hätte man ihn betrachten mögen —!

„Iſt er des Teufels, Kerl!?“ ſchrie der Kopf in höchſter Wut. „Ich laß ihm die Baſtonnade geben, wenn er mich noch länger narrt!!“ Und das Federbett begann ſich gefährlich aufzuwölben.

Da trat der Kurier einen Schritt näher ans Bett heran. „Dücker —!“ ſagte er mit leiſer, zärtlicher Stimme, und noch einmal, jetzt lauter und voll fordernder Liebe: „Dücker —!!“

Mit einem heiſeren Schrei ſprang der alte Kriegsmann aus dem Bett. Nackt wie er war, warf er ſich vor dem Heimgekehrten auf die Kniee, umfaßte die beſchlammten Stiefel, preßte ſich an die Kniee des Königs, daß dieſer faſt geſtürzt wäre, und rief unter Tränen der Freude: „Herr! Mein geliebter Herr!! Ihr ſeid — ihr ſeid —!?“

Karl hob ihn auf, küßte ihn und drückte den haarigen Rieſen an ſeine Bruſt. „Ja, Dücker“, ſagte er, „ich bin des umſtändlichen Schriftwechſels müde geworden; jetzt wollen wir wieder mit dem D e g e n ſchreiben!“

Der Eſau riß ſich los und ſtürzte auf den Flur hinaus. „Bengt, Hjalmar, Berndt!!“ brüllte er, „wacht auf!! Unſer Herr iſt da! Unſer König iſt heimgekommen!!“

Da rannten ſie von allen Seiten, drängten ungläubig und ſchen herein, mochten es nicht faſſen und mußten ſich doch überzeugen, daß der hohlwangige, abgezehrte Mann im Pelz ihr K ö n i g war, den ſie in weiter Ferne gewähnt! Schon drang die Kunde auf den Markt hinaus, durch alle Gaſſen; rings in den Häuſern erwachte Licht und Leben! Schon ſtand die Bürgerſchaft Kopf an Kopf vor der Kommandantur; „wir wollen unſern König ſeh'n!“ ſchallte es vielſtimmig herauf.

Der Heimgekehrte trat ans offene Fenſter und winkte und ſprach, immer wieder; doch die Menge gab ſich nicht zufrieden: die ganze Stadt war auf den Beinen und ſchob ſich unterm nächtlichen Flockentanz durch die engen Gaſſen. Da ließ der

Kommandant seinen besten Wagen bespannen, und unter Fackelschein fuhr der König noch in dieser Nacht durch die festlich erleuchtete Stadt, durch den Jubel des Volkes.

So vollzog sich Karls des Zwölften Heimkehr aus dem Orient in seine Stadt Stralsund. —

Am nächsten Abend ritt Axel Liljecrona in die Inselfestung ein; acht Tage später folgte ihm der Oberst Düring nach. Drei Männer, die einst mit einem mächtigen Heer in Rußland eingefallen und als dieses Heeres letzter Rest, als sein stählerner Kern, nach Norden zurückgeflogen waren, — sie fanden sich jetzt auf schwedischem Boden wieder vereinigt.

Gleich am Tag nach seiner Rückkehr hatte der König die Garnison gemustert: er verfügte in Vorpommern über 17,000 Mann! Das benachbarte Preußen konnte 40,000 Mann gegen ihn marschieren lassen, wenn es dem brandenburger Pausback so gefiel, und auf daß es ihm nicht gefalle, schrieb Karl noch am gleichen Abend eigenhändig einen höchst liebenswürdigen Brief an den durchlauchtigsten, großmächtigsten König, geliebtesten Herrn Bruder und Vetter zu Berlin; darin versicherte er ihn seiner freundnachbarlichsten Gefühle und sprach die Hoffnung aus, daß man sich über die schwebenden Fragen in aufrichtiger Freundschaft werde verständigen können. — Friedrich Wilhelm antwortete unverzüglich im gleichen, herzlichen Ton, und somit stand eine unliebsame Überraschung von dieser Seite für den Schweden zunächst nicht zu erwarten. War es doch ohnehin bekannt, daß der Pausback zwar jähzornig, aber nicht angreiferisch gesonnen war. Er kommandierte eine großartige Wachtparade; doch für Bellonas Reize zeigte er keine Empfänglichkeit. Vielleicht war er sogar feige —!? —

Noch im November traf zu Schiff in Stralsund der Freiherr Georg Heinrich von Görtz ein, den Karl dringend zu sich beschieden hatte. Görtz war der Außenminister des mit der Krone Schweden verwandten Herzogs von Holstein-Gottorp gewesen; vor allem aber war er ein Diplomat und Intrigant größten Stils, der sich während Karls langjähriger Abwesenheit mit ungemeinem Geschick in die nordischen Händel gemischt und in

ihnen seinem Herzog eine große Rolle zugewiesen hatte. Während er bereits seinem Herrn die Nachfolge auf dem schwedischen Thron zu sichern suchte, auch gemeinsam mit Preußen die friedliche Besetzung von Stettin ermöglicht hatte, wußte er gleichzeitig mit Karl in Fühlung zu bleiben und sich ihm als sein Sachwalter gegen Dänemark, des Gottorpers erbitterten Feind, zu empfehlen. — Diesen außerordentlichen Mann zog Karl jetzt an sich: er nahm ihn in seine Dienste, und aus beider gegenseitigem Vertrauen erwuchs rasch eine tatkräftige Verbundenheit, über die man sich in den Kanzleien zu Kopenhagen und Schwerin, zu Dresden und Berlin während der nächsten Jahre noch erheblich verwundern, ja beunruhigen sollte.

Görtz fand sich mit dem König in der Ansicht, daß Stettin und die Odermündungen schnellstens wieder in schwedische Hand kommen müßten, und da Schweden auf Grund seiner pommerschen Besitzungen ein deutscher Reichsstand war und Sitz im Reichstag zu Regensburg hatte, so ließ es durch seinen Residenten in Wien erklären, Stettin sei des Königs größtes Kleinod auf deutschem Boden, und Seine Königliche Majestät werde es niemalen hingeben, vielmehr das Äußerste daran setzen, es zurückzugewinnen. Nicht lange danach ließ Karl den König in Preußen auffordern, er möge Stettin räumen und ihm zurückgeben. — Hatte der Pausback ihn nicht mit dem Schwert angegriffen, so griff er den Pausback nun mit der Feder an: kühn mußte man sein; noch die äußerste Frechheit durfte, sofern sie nur im Gewande der Kühnheit auftrat, ihres Erfolges sicher sein.

Dem unermüdlichen Freiherrn von Görtz genügte dieser eine Schritt noch nicht. „Wir brauchen einen Mann in Berlin", sagte er zu Karl, „der uns von allem, was am preußischen Hof zum Nachteil Schwedens unternommen wird, sofort Bericht erstattet. Dafür dürfte keiner geeigneter sein als der General von Grumbkow: er lebt auf großem Fuße, braucht ständig Geld und reicht mit dem Gehalt, das der knauserige Potentat ihm gewährt, nicht vorne, noch hinten. Wenn wir ihm fünftausend Taler geben, so sind damit seine gelegentlichen Briefgens an uns recht hübsch honoriert; es ist enfin kein Landesverrat, den wir

von ihm verlangen, ſondern nur ein nachbarlicher Liebesdienſt! Hat er ſich aber an die ſchwediſche Handſalbe einmal gewöhnt, ſo können wir ihn ſpäter auch für wichtigere Aufgaben ſalben!"

Geſagt, getan. Ein geheimer Kurier mit ſchwerer Geldkatze ritt aus Stralſund nach Süden, kam nach zehn Tagen mit entſchwängerter Geldkatze zurück und meldete, der von Grumbkow laſſe ſich gehorſamſt für die Aufmerkſamkeit bedanken; er werde ſie durch die gewünſchten kleinen Aufmerkſamkeiten erwidern. Na ſchön. Die Dinge kamen bereits wieder ins Rollen —!

Am 15. Dezember erſchien der preußiſche General Graf Schlippenbach in Stralſund, um im Namen ſeines Königs mit der ſchwediſchen Majeſtät über die Stettiner Frage zu verhandeln: Friedrich Wilhelm erklärte ſich bereit, Stettin zu räumen, ſobald Schweden ihm die 400,000 Taler, die er ſelber als Pfand an Rußland und Polen gezahlt hatte, ſowie die ſeitdem aufgelaufenen Verwaltungskoſten erſetzt haben würde. Ja, Preußen erbot ſich andernfalls ſogar, an Schweden eine Anleihe von 800,000 Talern zu geben, wenn Karl ſich bereit fände, Stettin und Vorpommern bis zur Peene hinauf zunächſt unter preußiſcher Verwaltung zu belaſſen.

In Stralſund war man hocherfreut über dies Berliner Entgegenkommen; die Umgebung des Königs ſah in dem Grafen Schlippenbach die Taube, die mit dem Ölzweig zur Arche Noäh fliegt, Land und Frieden verkündend. Der Erbprinz von Heſſen-Kaſſel, Karls Schwager, rückte dem König vor Augen, inwiefern die preußiſchen Truppen, die er von Flandern her genau kannte, ein weitaus gefährlicherer Gegner ſeien als ſeine bisherigen Feinde! Karl lächelte verachtungsvoll: „Der Schrecken, den mein bloßer Name in Europa verbreitet hat, wird auch jetzt das Meiſte tun, um das, was mir an Machtmitteln heute noch fehlt, auszugleichen!" — Am Silveſtertag entließ er den Grafen Schlippenbach mit beleidigendem Beſcheid, und wenige Tage darauf nötigte er ſeinen Schwager von Heſſen-Kaſſel, nach Berlin zu reiſen und dort die Übergabe Stettins an heſſiſche Truppen zu fordern.

Der Enkel des Großen Kurfürſten war zunächſt ſprachlos

über dieſe Anmaßungen; dann erklärte er, auf ſie nicht eingehen zu können, vielmehr auf dem Vertrag von Schwedt, den er mit Rußland und Polen geſchloſſen, beſtehen zu bleiben. An den Fürſten von Deſſau ſchrieb er in jenen Tagen: „Die Herren Schweden ſind noch immer ſo ſtolz, als ſie geweſen ſind zu Altranſtädt. Aber Gott gebe, daß wir das Frühjahr erleben; alsdann wird man ſehen, ob ſie dieſelbe Language führen!"

Friedrich Wilhelm war feſt entſchloſſen, nicht zuerſt loszuſchlagen. War der Kampf unvermeidlich, ſo wollte er ſich von dem halsſtarrigen Gegner zum Krieg *zwingen* laſſen; denn nur dann war es in ſeinen Augen ein *gerechter* Krieg, und nur für einen gerechten Krieg erhoffte er Gottes Beiſtand und damit den Sieg. Er ließ ſich von keiner Seite drängen, weder von ſeinem bewährten General von Natzmer, der ihm riet, loszuſchlagen, ehe Karl durch Mecklenburg nach Holſtein durchbräche und ſich dort verſtärke, — noch vom ſächſiſchen und vom däniſchen Geſandten, die ſein gefürchtetes Heer für ihrer Herren Intereſſen ins Feuer zu ſchicken ſich eifrigſt bemühten. Er begnügte ſich damit, ein weiteres Regiment nach Stettin zu legen, im Januar 1715.

Karl aber hatte ſich bereits dahin entſchieden, überhaupt keine Language mehr zu führen, ſondern nur noch den Degen. Hatte nicht Gott ihn ſichtbarlich aus der Fremde zurückgeführt? Und wozu, wenn nicht zur Wiedergewinnung ſeiner Erblande und ſeiner Vormacht am Baltiſchen Meer? Härter denn je war ſein Wille, ſtärker denn je ſein Selbſtvertrauen, wilder denn je ſeine Leidenſchaft zum Kampfe: man ſollte den Cäſar des Nordens jetzt erſt kennen lernen!

Alſo fiel er am 23. Februar ins preußiſch beſetzte Vorpommern ein und hob die zwanzig Mann ſtarke Beſatzung von Wolgaſt auf. Als man in Berlin aus dieſer Herausforderung noch keinen Kriegsfall machte, vielmehr auch jetzt noch den franzöſiſchen Vermittlungsvorſchlägen willige Ohren lieh, war Karl überzeugt, daß der gutmütige Pausback ſich noch mehr werde bieten laſſen, und am 22. April führte er den zweiten Gewaltſtreich gegen den mißachteten Nachbarn: durch Überrumpelung

nahm er die große Insel Usedom und die preußischen Schanzen an der Peene-Mündung.

Noch in der Nacht, in der Friedrich Wilhelm hiervon Kunde bekam, ließ er dem schwedischen Gesandten die Pässe zustellen mit der Weisung, binnen fünf Stunden Berlin und binnen fünfzehn Stunden das preußische Gebiet zu verlassen. Auch ritt noch vor dem Morgengrauen ein Kurier nach Stettin ab und brachte dem dort kommandierenden General von Borcke den Befehl, die holsteinischen Truppen in der Festnng sofort zu entwaffnen und nach Küstrin zu schaffen, da sie als Schwedenfreunde anzusehen seien.

Der eiserne Würfel war gefallen.

Erst jetzt, nachdem Preußen sich zum Krieg entschlossen hatte, traten auch Schwedens alte Gegner wieder unter die Waffen. Schon im vergangenen Herbst hatte sich Friedrich Wilhelms Schwiegervater, der frisch gekrönte König von England, dem russisch-preußischen Abkommen angeschlossen mit der Forderung, daß aus der zu erwartenden schwedischen Bente die Bistümer Bremen und Verden an sein Kurfürstentum Hannover fallen sollten, nnd jetzt rüstete er zu ihrer Besetzung; auch gingen Preußen und Hannoveraner gemeinsam an die Belagerung des schwedischen Wismar. Dänemark erhielt von den Verbündeten die Insel Rügen und Stralsund zugesichert; dafür setzte es seine — den Landmächten sehr wichtige — Kriegsflotte in das Unternehmen ein und stellte zudem noch ein Landkorps. August von Sachsen ließ seine Regimenter zum Schutz der Krone Polen gegen den Schweden marschieren, und der Zar Peter schickte eine Hilfsarmee nach Pommern.

Voll allergrößten Unbehagens betrachtete Frankreich diesen Aufmarsch gegen seinen nordischen Schützling, den es bisher stets wider die Seemächte, wider Brandenburg-Preußen u n d wider Rußland ausgespielt hatte, und also eilten von Paris die Sondergesandten in die Läger der Verbündeten, um dort zu vermitteln, das heißt: flau zu machen. Auch die apostolische Majestät zu Wien war verdrossen über die Machtballungen der Evangelischen im deutschen Norden; gleich einer verlassenen Braut schickte

ſie vertrauliche Briefe nach Paris: Erbfeind hin, Erbfeind her; wenn es gegen den deutſchen Norden ging, hatten ſich Habsburg und Bourbon noch immer gut verſtanden. Preußen hielt es daher für ratſam, den Geheimrat Freiherrn von Knyphauſen nach Paris zu entſenden, „um dorten zu penetrieren, wie der Kaiſer jetzo mit Frankreich ſtehe!“ — Knyphauſen war der Schwiegerſohn des alten Ilgen, ein verläßlicher und gewandter Diplomat. —

An der unteren Oder, zwiſchen Schwedt und Stettin, ſammelte ſich eine preußiſche Heeresmacht von 26,000 Mann. Zu ihr ſtießen 8000 Sachſen unter der Führung der Generale von Wackerbarth und von Seckendorff; der letztere war inzwiſchen zum ſächſiſchen Generalleutnant avanciert und ſah jetzt endlich ſeine Hoffnungen auf ein größeres Kriegskommando in Erfüllung gehen. Auch das däniſche Hilfskorps rückte heran. Den Oberbefehl über die verbündeten Truppen erhielt der preußiſche Generalfeldmarſchall Fürſt Leopold von Deſſau.

Bevor der König auf den Kriegsſchauplatz abging, gab er dem Staatsminiſterium ſeine Anweiſungen zur Führung der Geſchäfte: wöchentlich einmal ſei ihm zu berichten; bei Anfragen ſei ein genügend breiter Rand für Marginalien frei zu laſſen! Liege nichts vor, ſo ſolle auch nicht geſchrieben werden; in eiligen Fällen erwarte er Staffetten. An Geldern dürften nur die fälligen Poſten ausgegeben werden; „in ſchwierigen Fällen iſt meine Frau zu Rate zu ziehen! Außer ihr ſoll kein Menſch die Naſe in meine Geſchäfte ſtecken!“ — Falls er totgeſchoſſen werde, ſolle man für Fritz ſorgen; er ſelber aber gebe jedem, bei ſeiner Frau angefangen, ſeinen F l u c h, daß Gott ſie zeitlich wie ewiglich ſtrafen möge, ſofern ſie ihn nach ſeinem Tode nicht im Gewölbe der Schloßkirche beiſetzen würden! Baſta.

Die beiden Getreuen, den Grafen Finckenſtein und den Miniſter von Ilgen, nahm er mit ins Feld. Auf den Tag genau zehn Jahre war es jetzt her, daß er mit ihnen am abendlichen Kamin in Wuſterhauſen die Notwendigkeit beſprochen hatte, den Schweden in die Oſtſee hinauszudrücken! Damals waren es, in Ermanglung eines Heeres, trübſinnige Worte geblieben; heute

verfügte er über ein Heer, über das beſte in Europa, unter des Deſſauers eiſerner Führung: heute konnte er eigene Politik machen, und wenn Gott den Segen dazu gab, dann würden des Großen Kurfürſten altererbte Anſprüche jetzt endlich erfüllt, ſeines Kämpferlebens bitterſte Enttäuſchungen nunmehr durch den Enkel gerochen werden! —

Der Schwedenkönig wollte noch immer nicht erkennen, welche Übermacht ſich gegen ihn zuſammenzog, und da ſich der Aufbruch der Verbündeten aus dem Oderlager bis Ende Juni verzögerte, ſo mochte er auch auf Uneinigkeiten in der gegneriſchen Führung hoffen. Doch ſchon bald bekam er zu ſpüren, daß diesmal ein Feind gegen ihn zog, der die hundertjährige ſchwediſche Glorie durch eine wahrhaft mörderiſche Taktik zuſchanden machte und ſich durch die blitzſchnellen Vorſtöße, mit denen Karl ſonſt immer Erfolg gehabt hatte, nicht aus der Ruhe bringen ließ.

In zwei Abteilungen rückten die Verbündeten gegen Stralſund vor: das Gros unter dem Deſſauer marſchierte durch Vorpommern, nahm Anklam, Wolgaſt und Greifswald. Von Wollin aus ſetzte ein zweites Korps unter dem General von Arnim nach Uſedom über, und obwohl hier Karl perſönlich ſeine Schweden anführte, konnte er nicht hindern, daß ihm die Inſel am 31. Juli verloren ging, und daß drei Wochen ſpäter auch die ſtarken Schanzen an der Peene-Mündung in die Hand des Gegners fielen.

Dem königlichen Starrkopf blieb nur der Rückzug auf Stralſund und die Hoffnung, daß dieſe Feſtung, die einem Wallenſtein getrotzt hatte, auch einem Deſſauer trotzen werde, — wenigſtens ſolange, bis Görtz und der alte Mann in Verſailles die Gegenminen im Rücken der Verbündeten zur Entladung gebracht haben würden. — Solange er im übrigen die Inſel Rügen feſt in der Hand hatte, konnte Stralſund nicht unmittelbar bedroht werden; denn Rügen und Hiddens Oe mit ihren Strandbatterien, vor allem aber die ſtark beſtückte und feſte Schanze bei Altefähr erlaubten der däniſchen Flotte nicht, von Norden her gegen die Feſtung vorzudringen, und um zu verhindern, daß ſie von Oſten her in den Greifswalder Bodden einliefe,

ließ Karl das Fahrwasser zwischen dem Rügener Mönchsgut und dem gleichfalls bestückten Inselchen Ruden durch Versenkung mehrerer großer Schiffe sperren. Jetzt hatte es noch gute Weile, bis der verhaßte Danebrog dran denken konnte, die Fahnenmasten am Strelasund zu erklimmen!

Wirklich wurde die Einschließung der Stadt durch Karls Maßnahme aufs unangenehmste verzögert; denn ohne die dänische Flotte konnte das schwere Belagerungsgeschütz, das auf den Wasserweg angewiesen war, nicht vor die Festung geschafft werden; seit Wochen lag es zu Greifswald im Hafen und wartete. — Friedrich Wilhelm empfand es bitter, hierin von den dänischen Fregatten abhängig zu sein; zum ersten Mal kam ihm die Erkenntnis, wie wichtig, ja unentbehrlich für einen Küstenstaat die eigene Flotte sei. Jetzt begriff er, warum sein Großvater eine kurbrandenburgische Marine geschaffen und unter Raules Kommando gegen die Schweden ausgeschickt hatte! Wenn sein Vater und er selber diese Flotte ausgebaut hätten, dann brauchte Preußen heute nicht die dänische Hilfe zum Angriff auf Rügen, und anstatt daß der Däne jetzt Vorpommern und Rügen als Kriegsgewinn für sich fordern durfte, hätte er selber sie erobern können, diese rein deutschen Lande, deren Verbleiben in fremden Händen schon der Große Kurfürst als Pfahl im Fleisch des deutschen Reiches empfunden hatte. — Wohltätiges Walten des Schicksals, das du dem Menschen den Blick in die Zukunft verschließest! Hätte der König in Preußen gewußt, daß diese Gebiete noch genau hundert Jahre in der Faust der nordischen Eroberer verbleiben würden, — er hätte kaum seine Regimenter zum Sturm auf sie angesetzt! —

Zum Glück für den Fortgang des Krieges gelang es der dänischen Flotte am 25. September, bei Hochwasser unter Führung eines Rügener Lotsen in den Greifswalder Bodden einzulaufen und die paar schwedischen Schiffe niederzukämpfen. Jetzt endlich konnte man die Belagerung von Stralsund ernsthaft anpacken und auch die Landung auf Rügen vorbereiten.

— — — — — — — — —

Wenige Tage ſpäter, an einem mildblauen Herbſtnachmittag, ſaß Friedrich Wilhelm mit ſeiner Begleitung vor den Zelten auf einem der Hügel, die weſtlich von Stralſund eine Kette bilden, und blickte auf die belagerte Stadt hinab. Perlmutterfarben ſchimmerte die glatte Fläche der Meerenge, und hinter ihr dehnte ſich blau überſchleiert das grüne Flachland von Rügen; gelblich ſtachen bei Altefähr die Schanzwerke aus dem ſanften Küſtenſtrich hervor.

Die Inſelfeſtung im Vordergrund lag wie ein großer Krake im ſtillen Waſſer. Drei mächtige Fangarme ſtreckte ſie gegen das Feſtland vor, und wo dieſe Arme die Küſte berührten, da waren ſie krallig bewehrt mit ſtarken Schanzen, am ſtärkſten die beiden äußeren Arme: im Weſten der Knieper Damm mit dem feſten Hornwerk; im Oſten der Frankendamm mit den weit ausgebauten Vorwerken des Frankentors. Vor dieſem lagen die Preußen; gegen den mittleren Damm arbeiteten ſich die Sachſen heran, nnd gegen das Hornwerk war das däniſche Korps angeſetzt. Nur über die drei Dämme konnte der Angriff gegen die Stadt vordringen; zwiſchen ihnen dehnten ſich die weiten „Teiche“, in die der Leib des Kraken mit ſeinen ſteilen, berüchtigten Baſtionen hineinſtieß. — Und da drüben irgendwo, im Mittelpunkt des Waſſerungetüms, im Schatten der drei gewaltigen Kirchen, weilte alſo der ſeltſame Mann, der Europa von neuem in Atem hielt! Da mochte er jetzt herumſteigen in ſeinen bauchlangen Reiterſtiefeln, im knappen Blaurock, die Reitpeitſche in der Hand, oder auch den Gänſekiel, wenn er für heute genug inſpiziert hatte und das Bedürfnis verſpürte, irgend einem ſeiner liebwerten Vettern mit ebenſo ſchmeichelhaften wie unfaßbaren Verſprechungen aufzuwarten!

Nur mit Unbehagen dachte Friedrich Wilhelm an den Schwedenkönig. Als Jüngling hatte er ihn glühend bewundert; während der Jahre, wo der nordiſche Kriegsgott in der Türkei faſt verſchollen geweſen war, hatte er ihn nicht mehr allzu ernſt genommen, und jetzt war er ihm unheimlich geworden. Es gab Kriegshelden: ſie konnte man mit dem Schwert bekämpfen! Und es gab Mazarins: ſie konnte man mit der galligen Feder

treffen! Aber ein Herrſcher, der in der Rechten den Degen, in der Linken die Feder, hinter der Stirn aber kalte Liſt ins Feld führte: Ajax und Ulyſſes in einer Geſtalt, mit Alexander Dohna zu ſprechen, — das war eine rätſelhafte Erſcheinung, die Friedrich Wilhelms gradlinigen Sinn aufs Unbehaglichſte beſchäftigen mußte.

So hörte denn der König nur mit halbem Ohr dem General von Seckendorff zu, der ihm ſeine taktiſchen Angriffspläne entwickelte und ſich dabei bemühte, Bravour und Bedeutung der ſächſiſchen Regimenter tunlichſt herauszuſtreichen. Als ob die paar tauſend Männekens den Ausſchlag gäben! dachte bei ſich Graf Finckenſtein, der für den ſchweigſamen König die Unterhaltung führte und im ſtillen wünſchte, Grumbkow möchte jetzt hier ſein! Grumbkow war entſchieden der rechte Mann, ſich mit dieſem wortgewandten Sachſenhäuptling in die eleganteſten Tiraden einzulaſſen; ihm ſelber widerſtrebten ſie. — Auch Ilgen, der vierte im Bunde auf dem Feldherrnhügel, mochte ähnliche Gedanken hegen; denn er lächelte verſchwiegen vor ſich hin. Sein ruheloſer Geiſt ſpann an den europäiſchen Händeln weiter, und der ſpöttiſche Mund ſog an der geliebten Tonpfeife.

Der König war erfreut geweſen, in Seckendorff einen der alten Kriegsgefährten aus Flandern hier wiederzutreffen. Man hatte am 11. September den Tag von Malplaquet gebührend gefeiert, gebührend begoſſen; alle herzhaften Erinnerungen aus jener denkwürdigen Campagne waren aufgefriſcht worden. Vier Tage ſpäter war die Kunde im Lager eingetroffen, daß Ludwig XIV. am 10. September das Zeitliche geſegnet. Da hatte Friedrich Wilhelm ausgerufen: „Schade, daß Madame de Maintenon uns dieſe Botſchaft nicht flugs durch eine Brieftaube hat zukommen laſſen; dann hätten wir ſie noch mit Malplaquet zuſammen feiern können!“

Auch jetzt waren des Königs Gedanken wieder bei dem großen Toten angelangt. Ganz unvermittelt ſagte er: „War doch ein gar gewaltiger Übeltäter, dieſer Ludwig! Hat Schindluder getrieben mit dem Römiſchen Reich Teutſcher Nation, als wär es ein räudiger Hund; dafür iſt ihm denn freilich zum Schluß gar

nachdrücklich quittieret worden! Und was er meinem Großvater angetan, all das gebrannte Herzeleid von Nymwegen und Saint Germain, — das ſoll ihm unvergeſſen bleiben, dem großen Räuber auf dem Thron der Merowingen!"

„Ihm und kaiſerlicher Majeſtät in Wien!" ſagte Ilgen. „Wenn der Kaiſer den Großen Kurfürſten als ſeinen Reichsſtand gedeckt hätte wider Frankreich, dann ſäße der Schwede längſt wieder da, wo er hingehört, und wir ſäßen nicht vor Stralſund, ſondern drinnen! Klägliches Zeitalter, da eines deutſchen Kaiſers Majeſtät ſich vor dem Willen des Reichsfeindes beugen konnte und ſeinem beſten Kurträger das eigene Land wieder abſtritt, das dieſer ſich zurückerkämpft hatte! Und warum? Weil dieſer Kurträger ein — Ketzer war!"

„Exoriare aliquis —!" Finckenſtein wandte ſich an Seckendorff: „Sie kennen doch die Denkmünze, mein Lieber, die der Große Kurfürſt damals hat ſchlagen laſſen?"

„Ich kenne ſie nicht nur; ich beſitze ſie in meiner Münzenſammlung!" Der General lächelte verbindlich: „Im übrigen bin ich ja überzeugter Proteſtant!" Dieſer Satz, kaum ausgeſprochen, machte ihn ärgerlich auf ſich ſelber; er klang gar zu betont in dieſem Kreiſe. Doch er mußte ſich gelegentlich dahin rechtfertigen; denn wer in ſächſiſchen Dienſten ſtand, der ſtand ja auch mit einem Fuß in polniſchen, ſprich: katholiſchen Dienſten, nnd dieſer katholiſche Fuß konnte mit einem Schritt in Wien ſein.

Der König fragte: „Glaubt ihr, daß Ludwig XIV. in den Himmel kommt?"

Sie ſchanten ſich verwundert an. Ilgen ſchmunzelte: „Madame de Maintenons anerkannt wirkſames Gebet wird dem heimlichen Gemahl wohl den Weg durchs Fegefeuer etwas abzukürzen vermögen —!"

„Gut, Ilgen! Glanbt ihr des weiteren, daß die Seelen im Himmel noch Perücken tragen?"

Jetzt lächelten ſie nur noch. Was war denn heute in die fromme Majeſtät gefahren??

„Ihr ſcheint auch das nicht für unmöglich zu halten", ſagte

der König. „Nun, sollte dem so sein, dann möchte ich wohl einmal heimlich zuschauen, wie sich der Kaiser Leopold, der Kurfürst Friedrich Wilhelm und der König Ludwig oben im Himmel in die Perücken geraten: muß einen gewaltigen Puderstaub aufwirbeln, und der Heilige Petrus dürfte einen heftigen Hustenreiz davontragen! — Da hinten kommt übrigens eine Kutsche angefahren: wird wohl der Marquis de Croissy drin sitzen; hat um eine Audienz nachgesucht. Ihr bleibt hübsch hier, meine Herren; wollen doch einmal hören, was die Pariser Diplomatiker neues ausgeheckt haben!"

„Wird der Fürst von Dessau nicht zugegen sein?" fragte Ilgen.

„Hat sich davon beurlauben lassen! Macht sich nichts aus dem Genäsel, so wenig wie wir! Aber einer muß es ja schließlich anhören, und die Ohren der Fürsten sind seit jeher dazu verdammt, das zu schlucken, was andere Leute ausspucken, weil sie es selber nicht glauben!" —

Der französische Sondergesandte war inzwischen seiner Kutsche entstiegen und näherte sich jetzt, in Begleitung des preußischen General-Adjutanten von Köppen, der Hügelgruppe. Es war ein beweglicher Fünfziger, der ebenso zierlich wie selbstbewußt herangeschritten kam: seine höfisch-elegante Kleidung, die sich zwischen all den Uniformen des Feldlagers befremdlich genug ausnahm, schien zu sagen: ich bin hier, um Frieden zu stiften; seien wir doch vernünftig, meine Herren! — Ihr Träger freilich konnte den alten Offizier in Gang und Haltung nicht völlig verleugnen; er hatte im spanischen Erbfolgekrieg rühmlichst seinen Mann gestanden und erst seit neuerem das Portefeuille für den Degen eingetauscht. Friedrich Wilhelm hatte schon in Berlin mit ihm verhandelt.

Der Marquis de Croissy begrüßte den König aufs artigste, worauf ihm die anderen Herren vorgestellt wurden, deren einigen er, wie er lächelnd bemerkte, bereits bei Lille und Doornick gegenübergestanden habe, ohne freilich schon dort das Vergnügen ihrer persönlichen Bekanntschaft haben genießen zu dürfen. — Der General von Seckendorff erklärte liebenswürdigst, das Bedauern

hierüber sei ganz auf seiner Seite; Finckenstein murmelte etwas Unverständliches.

„Ihr kommt direkt aus Stralsund, Herr Marquis?" fragte der König.

„So ist es, Majestät! Eine bezaubernde Stadt, ein Schmuckkästlein aus dem Mittelalter, das den Vergleich mit mancher Stadt meiner Heimat gar wohl auszuhalten vermag!"

„Eine uralte deutsche Hansestadt!" schlug der Finck; der Marquis überhörte es vornehm.

„Wie befindet sich unser königlicher Herr Bruder von Schweden?"

„Außerst wohl, Majestät! Ich habe die nicht gewöhnliche Ehre des Auftrags, brüderliche Grüße von Majestät zu Majestät ausrichten zu dürfen!"

„Abschiedsgrüße, Herr Marquis? Denkt unser königlicher Bruder Karl an die Heimkehr nach Stockholm? Sie wäre ihm zu gönnen, sinte er seit fünfzehn Jahren seiner Hauptstadt ferngeblieben, und man ihn dorten sicherlich mit großer Freude empfangen wird!"

Der Marquis machte ein leicht bekümmertes Gesicht: „Davon ist mir freilich nichts bekannt! — Übrigens ein bezauberndes Plätzchen, daß Eure Majestät sich hier zur Contemplation erkoren haben —!"

„Nicht wahr? Es hat zudem den Vorzug des erhabeneren Standpunktes!"

„Wohingegen freilich die Festung da drunten den des festeren Standpunktes haben dürfte, Majestät!"

Der König lachte: „Insofern sicherlich, als wir nicht die Absicht haben, Stralsund davonzutragen! Es läuft uns auch nicht weg!"

Jetzt ging der Franzose aufs Eigentliche: „Majestät, vor bald hundert Jahren hat ein berühmter Kriegsmann, soweit ich unterrichtet bin, den Schwur getan: ‚Und wenn diese Stadt mit Ketten an den Himmel geschmiedet wäre, sie müßte doch mein werden!' — Er hat sie aber trotzdem nicht bekommen, ist sogar wortbrüchig darum geworden! Und heute? Man ist da drinnen

mit Vorräten auf Jahre hinaus verſehen; Seine Majeſtät von Schweden iſt in der beſten, jugendlichſten, angriffsfreudigſten Verfaſſung; ſeine Regimenter ſind trefflichſt diſzipliniert! Der General von Dücker hat die Fortifikation aufs Erſtaunlichſte laſſen ausbauen —!"

Der König und ſein Rat Ilgen betrachteten ſich den Fürſprecher franzöſiſcher Friedensliebe mit beherrſchtem Vergnügen; Finck aber ſagte laut und trocken:

„Meine Herren: die Nachtigall!"

„Wie meinen gütigſt?" fragte der Marquis.

„Mir war, als hätt ich eben eine Nachtigall ſchlagen hören —!"

„Mais, Monsieur le Comte: das iſt doch ausgeſchloſſen, — im Oktober —!?"

„Eigentlich wohl, — und darum hat es mich auch ſo verwundert!"

„Der Schlag meines Fincken hat euch unterbrochen, Herr Marquis", wandte ſich der König an die Nachtigall; „Ihr wolltet gerade etwas Wichtiges ſagen!?"

„Sehr wohl, Majeſtät; ich wollte bemerken, daß ich über eine fünfundzwanzig Jahre umfaſſende, militäriſche Erfahrung verfüge, und daraus glaube ich Eurer Majeſtät verſichern zu können: wenn jemals ein Unternehmen mir ausſichtslos erſchienen iſt, dann die Belagerung von Stralſund! Aber wer wäre ſo unbedacht, ſeine beſten Kräfte an Unmögliches zu ſetzen!?"

„Marquis, euch iſt vielleicht entfallen, daß mein Herr Großvater vor ſiebenunddreißig Jahren dieſe Feſtung im Sturm genommen, auch im Oktober! Die Zeiten haben ſich geändert ſeit Wallenſtein!"

„Mir durchaus bewußt, Majeſtät! Ich bitte aber zu bedenken, daß damals nur ein Graf Königsmarck die Feſtung gegen den großen Friedrich Wilhelm verteidigte —"

„— während ſie heute der große Karl gegen den kleinen Friedrich Wilhelm verteidigt, wollt ihr ſagen!?"

„Bei Gott, Majeſtät, — das hab ich nicht ſagen wollen —"

„Aber vielleicht gedacht, Marquis! Nun, ich will feurige Kohlen auf euer Haupt verſammeln, indem ich verſichere, daß ich euch für einen zweiten Mazarin halte; aber darum wird Stralſund d o ch belagert! Und wenn ich euch einen guten Rat geben darf: wir werden mit ſehr grobem Geſchütz in die Stadt ſchießen, und ich kann für euer Wohlbefinden keine Garantie übernehmen, falls ihr geſonnen wäret, an der Seite meines königlichen Herrn Bruders von Schweden auszuharren! Erhaltet lieber eurem eigenen, jugendlichen König die bewährte Kraft, Marquis de Croiſſy! — Für heute abend darf ich euch wohl an meine beſcheidene Lagertafel bitten!? Des däniſchen Königs Majeſtät, die ſeit etlichen Tagen bei der Armee weilt, wird mir gleichfalls die Ehre geben; vielleicht findet ihr vor Dero Ohr mehr Verſtändnis für eure menſchenfreundlichen Argumenta!“

Er lächelte vielſagend, und ſein Gefolge lächelte ihm nach. Wußte doch männiglich, daß die Dänen die unerbittlichſten Feinde des großen Schweden waren: ſie hingen ihm an den Flanken, wie die Braken dem geſtellten Hirſch.

— — — — — — — — —

Das ſchöne Herbſtwetter ſchlug bald in Regen um, und erſt am 19. Oktober konnten die Laufgräben gegen die Vorwerke eröffnet werden. Am Abend dieſes Tages ließ ſich der Oberſt von Bredow, Kommandeur eines preußiſchen Musketierregiments, bei ſeinem oberſten Kriegsherrn im königlichen Quartier melden. — Friedrich Wilhelm ſaß mit dem Fürſten Leopold zuſammen; die beiden Freunde hielten zu zweit ein kleines Tabakskolleg ab, wobei der Deſſauer, wie immer, aus der kalten Pfeife rauchte, ſich aber um ſo fleißiger an den Punſch hielt; denn draußen ſtürmte es ſcheußlich naßkalt.

„Nun, Bredow, was bringt er Gutes?“ fragte der König den Salutierenden.

„Majeſtät, meine Kapitulation läuft in den allernächſten Tagen ab! Ich hab den Beſtallungsbrief hier mitgebracht!“

Der König überlas das Papier, wonach der Oberſt von Bredow ſich im Oktober 1712 verpflichtet hatte, dem König auf die Dauer von drei Jahren ein Regiment zur Verfügung zu ſtellen

und zu unterhalten, wofür ihm aus der königlichen Kriegskaſſa — uſw. uſw.: folgten die vereinbarten Bezüge. — „Ja, ja, mein lieber Bredow", nickte der König, „dieſe Beſtallung hab ich noch als Kronprinz ausgefertigt, und wir beide haben damals kaum geahnt, daß ſie einmal mitten in meiner Campagne ablaufen würde, was? Nun, er hat jedenfalls das neue Vertragsformular gleich mitgebracht!?"

Bredow ſchwieg und vermied das prüfende Auge des Königs. Der Deſſauer, der ſich ſeinen Mann ſcharf aufs Korn genommen hatte, ſagte mit böſem Lächeln: „Euer Liebden, den Oberſten drückt eine ganz geſchwollene Laus!!"

„Bredow!!" ſchrie der König; „reitet ihn der Satan!? Er will wohl gar mitſamt ſeinem Regiment abmarſchieren!? Wir wiſſen: ſein Wiſch da berechtigt ihn dazu; aber das wäre doch eine ganz verfluchte Sottiſe, die er ſeinem Kriegsherrn antäte!!"

Jetzt bekam der Oberſt plötzlich Luft: „Majeſtät, ich habe keine Freude mehr an dem Regiment in Dero Dienſten! Unter meinen Offiziers herrſcht größte Unzufriedenheit, um nicht zu ſagen: Erbitterung, — leider Gottes!"

„Worüber, Mann??" Jetzt funkelte der Herrſcherblick gefährlich auf.

„Darüber, daß Eure Majeſtät bei den Inſpektionen jedesmal die gemeinen Kerrels fragen, ob der Musketier ſein Deputat, Portionen und Geld auch richtig erhalten habe —"

Empört lachte der König auf: „Iſt doch wohl meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, Bredow!"

„Wird aber von den Kapitäns als allerhöchſtes Mißtrauen und ſomit als Beleidigung empfunden, Majeſtät! Meine Offiziers ſagen: ‚Der König kümmert ſich mehr um den gemeinen Mann als um uns! Er unterhält ſich viertelſtundenlang mit den verfluchten Kerrels, und uns ſpeiſt er mit einem Kopfnicken ab!' — Iſt die reine Wahrheit, Eure Majeſtät!"

Der Deſſauer räuſperte ſich drohend. Friedrich Wilhelm aber war plötzlich ſehr ernſt geworden: „Hör er mal genau zu, Bredow! Wenn auch heute noch die Obriſten ihre Regimenter zumeiſt für eigene Rechnung führen und uns gegenüber lediglich als

Unternehmer haften, ſo iſt ſolches ein Requiſit aus des Wallenſtein Landsknechtszeiten, ſo ſich nicht von heut auf morgen beſeitigen läßt. Hingegen leuchtet wohl ein, daß der König in Preußen ſeine Regimenter feſt in der Hand muß haben können, und daß er ſeine Obriſten nicht als Negotianten, ſondern als ſeine getreuen Diener und gute Kameraden muß anſehen können! Wenn hier der Generalfeldmarſchall, ſo doch wirklich ein hochberühmter Kriegsmann und ſelbſtändiger Reichsfürſt iſt, — wenn Seine Durchlaucht ſich nicht zn ſchade vorkommt, meinen Rock zu tragen und unter meinen Befehl zu treten, dann haben meine Obriſten in drei Teufels Namen wohl auch keine Raiſon, ſich vor kleine Frundsperge zu halten und die eigene Montnr dem Rock des Königs zu preferieren. Hat er uns verſtanden, Bredow?“

„Zu Befehl, Eure Majeſtät!“

„Das freut mich! Denn jetzt kommen wir zum Eigentlichen: wir wollen, daß der gemeine Mann nicht nur ſeines Königs R o ck voller Stolz trage; wir wollen, daß dem Kerl auch ſeines Königs H e r z unterm Rock ſchlage, und wie wäre das möglich, wenn er nicht das feſte Vertrauen gewönne, daß ſein König ſich um ihn bekümmert und ihn ſchützt vor der Ausbeutung durch ſeine Oberen? Wir ſagen das nicht ans Mißtrauen gegen i h n, lieber Bredow, ſinte uns ja aus ſeinem Regiment noch keine weſentlichen Klagen gekommen ſind; aber wir ſagen es ganz generaliter, daß unter unſeren Offizieren mehr Ausbeuter und Spekulanten befindlich, als uns lieb ſein kann!“

„Da Eure Majeſtät ſich neuerdings die Beſtätigung ſämtlicher Offizierspatente höchſtperſönlich vorbehalten haben, ſo verbleibt den Kommandeurs nur noch ein ſchwacher Einfluß auf die Zuſammenſetzung ihres Offizierkorps; ſie können ſomit auch für deſſen Conduite nicht mehr haftbar gemacht werden. Früher hatte jeder Obriſt die Möglichkeit, ſich ſeine Capitains und Leutnants nach eigenem Ermeſſen zuſammenzuholen —“

„Und war das etwan gut, Bredow? Er als märkiſcher Edelmann weiß am beſten, wie viel ausländiſche Filous und Beutelſchneider, Abenteurer und Deſperados ſich unter aller Herren

Fahnen in Europa zuſammengeſindelt haben! Das iſt noch heute ſo, auch in unſerer Armee; aber wir ſind feſt entſchloſſen, mit dieſer Crapule aufzuräumen und unſern Offiziersſtand mit dem Gefühl der Ehre zu erfüllen, ja ihn zum ehrenvollſten Beruf in unſerm Staate zu erheben. Alſo laß er ſeinen König nur machen, Bredow, nnd überleg er ſich ſeinen Fall bis morgen! Wir bleiben ihm bis dahin allergnädigſt gewogen!"

Damit war der Oberſt entlaſſen.

„Der kommt wieder!" ſagte der Deſſauer. „Hat heute noch den Bauch voller Zorn, wird dieſen aber bis morgen ausgeſchnarcht haben. Wär auch eine Blamage ſondergleichen, ſo ein Regiment mitten ans der Campagne wollte abrücken: trüge ein Brandmal, das jeden Kriegsherrn abſchrecken müßte, es in ſeine Dienſte zu nehmen!"

„Hätte die Kapitulationen ſchon mit einem Schlage abgeſchafft, wenn ich nicht wüßte, daß mir dann die Offiziers rudelweiſe würden davonlaufen; können uns ſolches zur Zeit nicht leiſten! Aber Schritt für Schritt, Regiment für Regiment müſſen ſie abgeſchafft werden, und nur Offiziers aus unſern eigenen Ländern dürfen nachrücken! Wollen aber ausländiſche Offiziers bei uns Dienſte nehmen, ſo müſſen ſie ſich verpflichten, uns lebenslänglich zu dienen! Und der Adel darf nur nicht aus dem Lande, bevor er ſich nicht brieflich gebunden, in keines fremden Potentaten Dienſte zu treten! Wenn ich meinem Landadel ſeine ſtändiſchen Privilegia nehme, ſo will ich ihm dafür ein wertvolleres Vorrecht einräumen: in des Königs Heer als Offiziers dem Vaterland zu dienen! Eine größere Ehre hat die Krone Preußen nicht zu vergeben! Aber bis die halsſtarrigen Ritterſchädel ſolches einmal kapieret haben —!?"

„In Preußen ſperren ſie ſich wie die Kälber, die zum Markt ſollen geführet werden!" Der Deſſauer ſchnob gereizt durch die Naſe und wölbte ſpöttiſch den Borſtenbart vor: „Hilft nur eines, wie Euer Liebden ſolches im vergangenen Jahr ſchon gemacht haben: die bartloſen Junkers fuhrenweiſe nach Berlin ſchaffen und ins Kadettenkorps ſtecken! Sind ja genug ſolcher Bengels da!"

Friedrich Wilhelm paffte bekümmert vor ſich hin. „Ach, Euer Liebden, Euer Liebden“, ſeufzte er ſchließlich, „wie zähe — oder ſag ich: wie breiig iſt doch die Trägheit der Menſchen, und wie kurz das Leben deſſen, der ſolche Trägheit umzuwandeln hat in die Aktivität, ſo dem Staate nottut! Bin mit Feuereifer drangegangen vor zwei Jahren; glaubte, in kürzeſter Friſt müßten meine Lande ein nen Geſicht bekommen; aber hat ſich was! Grinſt mich noch immer die alte blöde Viſage an! Man wird beſcheiden, Fürſt, wenn man erkennt, daß *ein* Menſchenalter nicht ausreicht, die Geſinnung eines Volkes umzumodeln! Wenn unſere Söhne nicht dereinſt das Werk fortſetzen in unſerm Geiſte, dann iſt alles umſonſt geweſen! Sind ſchon genug Länder und Völker vor die Hunde gegangen, weil der Erbe der Krone nicht kapabel oder nicht willens geweſen, zu vollenden, was der Vater im Schweiße ſeines Glaubens entrieret!“

„Und *wenn* dem ſo wäre“, ſagte der Deſſauer philoſophiſch, „ſo würde ſelbſt die Erkenntnis dieſes den Vater niemalen abhalten, bis zum letzten Atemzug weiter zu wirken, als baue nur er allein für die Ewigkeit! Ein ſelbſtloſer Aufwand iſt wohl noch nie verloren gegangen!“

„Überaus wahr geſprochen, Euer Liebden! Und zudem: die Heeresreform wird ruhen müſſen, bis wir wieder daheim ſind.“ Der König wiſchte die Aufgaben der Zukunft mit der Hand von ſich weg. — „Nun aber hören Sie, was ich vorhin gerade erzählen wollte, als Bredow kam: der von Köppen hat doch in ſeiner Jugend als ſchwediſcher Kadett zu Stralſund in Garniſon gelegen und oftmalen vor den Feſtungswällen in der See gebadet. Er garantiert uns, bei Landwind ſei das Küſtengewäſſer auf eine weite Strecke hinaus ſo flach, daß man es ohne Gefahr durchwaten und den Frankendamm im Rücken der Torſchanzen erſteigen könne. Wenn gleichzeitig in der Front ein lärmender Angriff unternommen wird, ſo dürfte der Feind auf einen Stoß in ſeine Flanke kaum gefaßt ſein, zumal wenn letzterer in tiefſtem Silentio vor ſich gehet. In den erſten Novembertagen werden wir Vollmond haben und ſomit, wie man hierzulande verſichert, auch den Landwind, den wir brauchen!“

Der Fürſt war Feuer und Flamme für den Plan: „Ewig ſchade, daß ich dabei nicht mitmachen kann, weilen ich die Einſchiffung unſerer Regimenter in Greifswald zur ſelben Zeit betreiben muß! Hätte mir erhebliches Plaiſir bereitet, abermalen eine ſolche Waſſerratten-Excurſion zu führen wie anno 12 vor Mörs: war auch anfangs November damals, als meine Kerrels den Feſtungsgraben durchſchwammen in der Nacht, und die Mynheers konnten nichts hören, weil ihre Windmühlen gar ſo laut klapperten!"

„Köppen wird das Überfallkommando führen; er kennt jeden Graben und jedes Gemäuer drüben an der Kehlſeite. Den gleichzeitigen Frontangriff möchte ich — Euer Liebden Einverſtändnis vorausgeſetzt — dem von Seckendorff übertragen, auf daß die Sachſen auch einmal Occaſion haben, ſich Mériten zu machen!"

„Von mir aus —!" knurrte der Deſſauer. — —

1800 Preußen meldeten ſich freiwillig, und am 4. November war das Wetter endlich günſtig. In mondheller Nacht ſammelte der große Stoßtrupp hinter den Strandgebüſchen öſtlich vom Frankendamm, und lautlos ſchritten die Grenadiere in die glitzernde See hinein, hinter dem langen Oberſtlieutnant von Köppen her. Sie hielten die Musketen und die Pulverhörner, die Granatentaſchen und die Luntenkapſeln in hochgereckten Händen über ſich; ſie rauſchten ſtillſchweigend durchs nachſtrudelnde Waſſer, und auf den blanken Mützenſchildern ſpiegelte ſich das Mondenlicht.

Der König ſtand mit Finck am Ufer und ſchaute ſeiner Kerntruppe nach. Eigentlich ſchade um die ſchönen, teuren Monturen! dachte er, als die Kerls bis an den Bauch im Waſſer wateten, doch als ihnen die Flut bis an die Schultern reichte, und nur die überlangen Köpfe noch unterm Musketenjoch der gereckten Arme dahinzuſchwimmen ſchienen, da dachte er für einen Augenblick: Schade um meine braven Kerrels, wenn ſie nun abſaufen müßten! — Doch ſie ſoffen nicht ab; ſie wurden kleiner und kleiner und trieben ſchließlich wie ein Häuflein grauen Geflügels ins ſilberige Dämmerlicht hinaus.

Endlich ſchoß Graf Finckenſtein ſeine Piſtolen in die ſchlafende Nacht ab, und ſofort brach mit lautem Geſchrei das ſächſiſche Korps aus ſeinen Gräben zum Angriff gegen das Frankentor vor. Auf den ſchwediſchen Schanzen wurde es erſt nach geraumer Zeit lebendig; man war da drinnen auf derlei Unfreundlichkeiten offenbar nicht gefaßt geweſen. — Als Friedrich Wilhelm mit ſeinem Stab zu den Laufgräben kam, war der Kampf in vollem Gange. Der General von Seckendorff leitete ihn mit großer Bravour; ſchon hatte er perſönlich an der Spitze eines Bataillons das vorgeſchobene Werk erſtürmt, das zwiſchen der Windmühle und dem Frankentor den Zugang zum Damm bisher geſperrt hatte; ſchon rückte er gegen die Torbaſtionen vor. Hier freilich ſtieß er auf erbitterten Widerſtand; doch es mochte noch keine Viertelſtunde vergangen ſein, als es auf den ſchwediſchen Wällen plötzlich ſtill wurde: nur noch vereinzelt fielen die Schüſſe; dann verſtummten auch ſie. Dafür hörte man aus der Ferne heiſeres Gebrüll ſich nähern: Köppen rückte aus der Dammkehle gegen das Werk vor; die Schweden hatten ſich ihm — ſchon zu ſpät! — entgegengeworfen! — Jetzt ſtürmten die Sachſen die frontalen Baſtionen; ſie fanden nur wenig Widerſtand. Der Feind ſah ſich eingekeilt: noch ein kurzer, wilder Kampf; dann erloſch das Gebrüll im Innern der Wälle und machte aufgeregtem Gemurmel Platz. Noch eine Stunde verging, bis ſich knarrend die ſchwer beſchlagene Wucht des Frankentores öffnete, an das vor einem Jahr der König Karl im Schneegeſtöber gepocht hatte. Jetzt trat der preußiſche General-Adjutant von Köppen daraus hervor, und während ihm noch das Waſſer in den hohen Stiefeln quutſchte, meldete er ſeinem Herrn die Einnahme des ſtärkſten Außenwerks der Feſtung. Der König beförderte den Braven auf der Stelle zum Generalmajor.

Vierunddreißig Geſchütze, drei Fahnen und große Munitionsbeſtände blieben in den Händen der Sieger, und drei altberühmte ſchwediſche Regimenter — die von Horn, von Trautvetter und von Mellin — wurden bei dieſer Unternehmung zum größten Teil aufgerieben. Was nicht gefallen war, ſtreckte die Waffen; nur ein kleiner Trupp vermochte über den Damm zur

Stadt durchzubrechen. — Der Schwedenkönig verlor in dieser Nacht den vierten Teil seiner Besatzung, und der Marquis de Croissy zog es nunmehr vor, sich aufs feste Land zu begeben: der mittelalterliche Zauber von Stralsund erschien ihm plötzlich nicht mehr so reizvoll. — —

Acht Tage später hatte der Dessauer in Ludwigsburg bei Greifswald das Landungskorps für Rügen versammelt: vierundzwanzig Bataillone und fünfunddreißig Schwadronen, zusammen etwa 18,000 Mann Preußen, Dänen und Sachsen standen zur Einschiffung auf den vierhundert flachen Küstenfahrzeugen bereit, und der dänische Admiral Seheſtädt lag mit der Kriegsflotte segelfertig, das Geschwader an die Küste der Insel zu eskortieren. — Am 11. November wurde der Tagesbefehl des Fürsten Leopold den Offizieren verlesen; er schloß mit den Worten: „Die Bravour wird nicht zu kommandieren sein, weil es lauter brave, ehrliche Leute, von denen man nichts anderes, nächst Gottes Hilfe und Beistand, zu vermuten hat, — insbesondere, wenn diese ihnen vorgeschriebene Disposition in allen Stücken observieret wird. An keine Retirade wird nicht zu denken sein, und solches muß man den Gemeinen wohl imprimieren!“

Am nächsten Morgen ging die Flotte unter Segel und steuerte nordwärts, kam aber, durch starken Gegenwind aufgehalten, nicht weiter als bis auf die Höhe von Palmer Ort, gegenüber der Halbinsel Zudar; dort blieb sie zwei Tage liegen, und in den dunklen Bäuchen der Schiffe erhob sich grimmiges Murren; denn Wasser und Verpflegung waren schon verbrancht. — Der Dänenkönig Friedrich IV. hatte den liebwerten Bruder von Preußen sowie den nicht ganz so liebwerten Vetter von Dessau an Bord seiner Kronjacht eingeladen, und wenn es auch den hohen Herren weder an Trink-, noch an Eßbarem gebrach, so war doch die Laune des Dessauers bereits fürchterlich geworden: er betrachtete die christliche Seefahrt als eine exotische Angelegenheit, in diesem Falle als ein notwendiges Übel bei einer honetten Entrepriſe, und die Verzögerung des Fortgangs brachte ihn um allen Gleichmut. Wie ein gefangener Löwe lief er mit langen Schritten auf dem Verdeck der Jacht hin und her,

zum ſichtbaren Vergnügen der ſeegewohnten Majeſtät von Dänemark. Friedrich Wilhelm dagegen ſaß in der Kajüte, rauchte viele Pfeifen, ſchrieb Briefe, marginierte die Berichte aus Berlin, ſetzte die Ernennung des Grafen Truchſeß von Waldburg zum Kommiſſariats-Präſidenten für das Retabliſſement der Provinz Preußen auf, ſchrieb ſeinem lieben Trux einen herzhaften Brief dazu, erließ eine grimmige Verfügung gegen die Rabenſchwärme der Advokaten und Prokuratoren, die des einfachen Mannes Notlage mit niedrigen Spitzfindigkeiten und hohen Sporteln ausbeuteten, — beſtimmte auch daneben, daß die Advokaten künftighin gehalten ſein ſollten, in einfacher ſchwarzer Amtstracht aufzutreten, damit männiglich ſie ſogleich erkennen könne! — So nutzte er die Stunden der erzwungenen Muße: er hatte immer zu tun, immer! Er würde dereinſt noch im Sarge zu tun haben —!

Am Morgen des 15. November lag dünner Nebel über Land und Meer: zu dünn, um das Navigieren unmöglich zu machen, und doch dicht genug, den Kurs der Flotte etwaigen Spähern an der Küſte zu verbergen. Alſo ließ der Admiral Segel ſetzen und nahm Fahrt auf die Höhe von Puttbus zu. Dieſe war am Nachmittag paſſiert, und bei Groß-Streſow ging man an die Ausſchiffung. Im erſten Boot ſtand der Deſſauer, neben ihm der ſächſiſche General Wilckes. Leopold konnte die Landung nicht erwarten; er ſprang bis an den Bauch ins novemberkalte Waſſer, ſtelzte an Land und ſteckte ſofort den Platz für ein zu verſchanzendes Lager ab.

Um fünf Uhr nachmittags war das geſamte Fußvolk ausgeſchifft und begann, vom fürſtlichen Feldmarſchall zu größter Eile angetrieben, bei ſinkendem Tageslicht ſtarke Erdwerke aufzuwerfen und durch die mitgebrachten ſpaniſchen Reiter zu ſichern. Bis tief in den Abend hinein ſchufteten die Regimenter, und als um elf Uhr nachts auch die geſamte Reiterei an Land gebracht worden war, da konnte ſich das Heer in einem wohlgedeckten Lager ſammeln, wenn auch nicht zum Schlaf; denn der Deſſauer hielt es für nötig, die Armee in drei Treffen zu ordnen und einen Teil der Kavallerie als Flankenſchutz bereitzuſtellen: er kannte

die Überraſchungstaktik ſeines großen Gegners nur allzu wohl! — —

Der Schwedenkönig hatte erſt im Lauf des Tages von dem Landungsplan erfahren. Sofort war er nach Rügen geeilt, und da er wähnte, der Feind werde auf der Halbinſel Zudar an Land gehen, ſo war er dorthin geſprengt; doch als er nachts um elf Uhr bei Pritzwald aus dem Sattel ſprang, wurde ihm gemeldet, daß die Landung bei Groß-Streſow vollzogen ſei. Schon ſaß er wieder auf ſeinem Hengſt Omar; ſchon ließ er alles, was er an berittenen Truppen auf der Inſel verfügbar hatte — 2500 Mann — zuſammenblaſen, auch die 1000 Mann Infanterie im Eilmarſch nachrücken. Er ſelber ſetzte ſich an die Spitze ſeiner Schwadronen und jagte durch die Nacht mit verhängten Zügeln nach Oſten, neben ſich die beiden Getreuen: den General von Düring und den Adjutanten Liljecrona. Wieder einmal galt es einen ſcharfen, wenn auch nur kurzen Ritt! 2000 Mann ſollten die Verbündeten gelandet haben; die würden noch in dieſer Nacht durch wilden Anprall in die See zurückgeſchleudert werden: vergehen ſollte ihnen die Luſt, ſich auf Rügen zu ſpreizen!

Gegen vier Uhr morgens kam die ſchwediſche Vorhut vor Groß-Streſow an. Als Karl im blaſſen Licht des ſpäten Mondes den ſchwarzen Wall der feindlichen Schanzen erblickte, wollte er ſeinen Augen nicht trauen. „Das wäre ja Hexerei!!“ rief er grimmig empört, und ſofort ließ er die Schwadronen zur Attacke anreiten — — da brach das unheimliche Pelotonfeuer der Preußen aus der Dämmernacht hervor! Es knatterte und mähte, nahm kein Ende, huſchte wie eine feurige Schlange den Wall entlang, legte Roß und Reiter um: binnen weniger Minnten wälzte ſich ein zweiter Wall, gehäuft aus Schwedenleibern, vor der Schanze — und verzuckte.

Erbittert ſchwang ſich Karl aus dem Sattel; mit dem Degen in der Fauſt führte er ſein nachgekommenes Fußvolk gegen die feindliche Stellung. Ein Streifſchuß brachte ihm das Blut zum Sieden; durch das Verhau der ſpaniſchen Reiter riß und fetzte er ſich mit einem Bataillon den Weg gegen den däniſchen Abſchnitt. Raſch war die Schanze erſtiegen; ſchon wichen die Dänen

abergläubiſch zurück — da ſchickte der Deſſauer drei preußiſche Kompagnien zum Bajonettangriff vor, und Karl mußte ſchleunigſt zurückgehen, wollte er nicht in Gefangenſchaft fallen. Zornbebend, faſſungslos gegenüber einem Widerſtand, den er bisher nicht gekannt hatte, ließ er zum dritten Angriff ſammeln; dabei zeigte ſich, daß ſeine Generale von Grothuſen und von Dalwig vor dem Feind geblieben waren. Der General von Baſſewitz beſchwor den König, die ausſichtsloſen Attacken einzuſtellen und ſeine Truppen für Stralſund zu ſparen. Karl hörte kaum hin; er wiſchte ſich das Blut aus dem erbitterten Geſicht, beſtieg den Hengſt Omar und wandte ſich an ſeinen Getreuen: „Nun, Düring, ſeid auch ihr der Meinung, daß wir vor dieſen Maulwürfen umkehren ſollen??“ — Der General ſchwieg, zog gelaſſen den breiten Reiterſäbel und reckte ihn gegen die Schanzen. — „Aufgeſeſſen!!“ rief der König. „Ihr, Baſſewitz, greift mit allem Fußvolk nochmals die verdammte Schanze an; ich werde mit der Reiterei dem Feind in die Flanke rücken!“

Der General von Baſſewitz tat, wie ihm befohlen, und fiel im preußiſchen Feuer, mit ihm der größere Teil des Regiments. Der König ritt ſeinen letzten Angriff; zum zweiten Mal wurde er verwundet, ohne deſſen acht zu haben: in raſender Erbitterung ſuchte er dem Schickſal abzuzwingen, was es ihm doch nicht vergönnte. Schon war der treue Düring neben ihm gefallen: ſchon war die preußiſche Reiterei aus ihrem Hinterhalt hervorgebrochen und jagte gegen die Schweden an, — da brach der Araber, von zwei Kugeln getroffen, unter Karl zuſammen, wälzte ſich nnd verzuckte über ſeinem Herrn, den er aus der Türkei heimgetragen. Mit größter Mühe gelang es mitten im wilden Getümmel dem wackern Liljecrona, den bewußtloſen König unter dem Hengſt hervorzuziehen, ihn auf ein anderes Pferd zu hängen und aus dem Gewühl herauszubringen. — Was von den Schweden noch beweglich war, zog ſich fluchtartig durch die entweichende Nacht zurück nach Weſten, in die feſte Schanze Altefähr.

Der ganze Kampf hatte nur eine halbe Stunde gedauert; im Morgenlicht zählte man, neben vielen verwundet Gefangenen, rund fünfhundert ſchwediſche Leichen vor der Stellung. Die Ver-

bündeten rückten noch am Vormittag vor Altefähr, wo sich alles, was noch an schwedischen Truppen auf Rügen war, etwa 2000 Mann, kampflos ergab. — Karl war mit wenigen Begleitern nach Stralsund zurückgekehrt; seine Bemühungen, auch die Reste des Rügener Korps in die Festung zu holen, waren durch den raschen Nachstoß des Dessauers vereitelt worden.

Rügen wurde, wie vereinbart, von den dänischen Regimentern besetzt; die preußischen und sächsischen Truppen, mit ihnen die beiden Könige, traten aufs Festland zurück, und alsbald wurde das Bombardement gegen Stralsund eröffnet. Karl, von seinen Verwundungen geheilt, setzte einige Hoffnung auf die Ungunst des Winterwetters, die alle Angriffe lähmen mußte — wenigstens bis zum Frühjahr: bis dahin würde Görtz schon Mittel und Wege gefunden haben, die Eintracht der Gegner zu sprengen —!

Doch schon am 8. Dezember mußte der königliche Verteidiger erleben, daß die starke Stellung des „gedeckten Weges" vom Feind im Sturm genommen wurde, und zehn Tage später erstürmten Sachsen und Preußen das feste Hornwerk vor dem Knieper Tor. Blieb es in des Gegners Händen, so war das Schicksal der Festung besiegelt! Karl zog seine besten Bataillone zum Gegenangriff vor, machte am nächsten Tag einen wütenden Ausfall und eroberte mit dem Degen in der Faust an der Spitze seiner Kerls, das wichtige Werk zurück: ein tiefer Atemzug wildester Genugtuung füllte ihm die verschlossene Brust.

Schon tags darauf ging das Hornwerk nach einem verstärkten Angriff der Preußen wiederum, unter blutigsten Verlusten auf beiden Seiten, an den Feind verloren, und diesmal behauptete er es endgültig. Da gleichzeitig zwischen dem Frankentor und dem Triebseer Tor eine breite Bresche in die Festungsmauer geschossen worden war, und der Frankenteich davor sich mit tragfähigem Eis bedeckt hatte, so stand der Hauptsturm stündlich zu erwarten; dabei mußten auf einen Schweden fünf Feinde kommen: das trotzige Spiel war unrettbar verloren!

Also überwand sich Karl, mit den Gegnern zu verhandeln. Am 21. Dezember sandte er Axel von Liljecrona und einige

andere Offiziere mit Verhandlungsvollmachten ins Hauptquartier der Belagerer: er ließ um einen längeren Waffenstillstand bitten, erbot sich jetzt auch, den Verwaltungsvertrag über Stettin bis zur endgültigen Friedensregelung anzuerkennen, ebenso den sächsischen Kurfürsten als König von Polen. Mit Dänemark sei er sich überhaupt gar keines Kriegsfalles bewußt!

Während die Unterhändler drüben auf dem Festland weilten, schritt Karl stundenlang auf dem zerwühlten Wall seiner Festung auf und ab. Der gefrorene Boden brannte ihm unter den Sohlen, und der blaue Rock wurde ihm zu eng über der pochenden Brust: er mußte ihn der Winterkälte öffnen, um atmen zu können. — Immer wieder blickte er über den Uferteich aufs Land hinüber, wo die Geschütze jetzt verstummt waren und in ihrem kalten Schweigen die schlimmste aller Sprachen redeten: die öde Sprache der Ungewißheit! — Schon war die bleiche Mittagsstunde vorübergewandelt; schon senkte sich das helle Fleckchen, das der Hochnebel von der Sonne noch erraten ließ, auf die frostigen Höhenzüge drüben im Südwesten nieder: dieses Jahres 1715 kürzester Tag erschien dem Einsamen als einer der längsten, die er je durchwartet, — und er meinte doch, bei den Türken das Warten gründlichst gelernt zu haben! Fluch über die unwürdigste Qual, die einem rastlosen Herzen beschieden sein kann: die Qual des Wartenmüssens!!

Mit der Dämmerung kamen die Unterhändler zurück. Schon von weitem las Karl auf Axels Gesicht alles, was er bis zu diesem Augenblick hartnäckig von sich hinweggetrotzt hatte. — „Sie verlangen bedingungslose Übergabe; andernfalls werden sie stürmen!“ meldete der Getreue. Der König wandte sich wortlos ab. Seine Faust zerquetschte in der Tasche etwas Rundes, Splitterndes; gedankenlos zog er es hervor und starrte heißen Blicks darauf nieder: es war das Medaillonbild Gustav Adolfs —! — „Karl“, sagte des Freundes flehende Stimme, „Stralsund ist nicht Schweden; aber d u bist Schweden! Soll Schweden in Feindeshand fallen??“

„Also rüste alles, Axel!“ Fast tonlos kam es hervor.

Noch bis Mitternacht lief er ohne Rast auf den schweigenden

Wällen der Feſtung auf und ab, Abſchied nehmend von mehr als dieſer Stadt: von Schwedens Großmacht und ſeiner Krone kühnſten Träumen.

Eine Stunde ſpäter beſtieg er mit Liljecrona und einigen Seeleuten ein Fiſcherboot. Stumm drückte er noch einmal dem alten Waffenbruder Dücker die Hand; dann ſtieß das kleine Fahrzeug vom Steg ab: nordwärts ging die mühſelige Fahrt durch knirſchendes Treibeis in die kalte Nacht hinaus. Als der Morgen heraufgekommen war, fand ſich das Boot im Fahrwaſſer zwiſchen Hiddens Oe und dem Zingſt; die däniſchen Batterien jagten ihm ihre feurigen Abſchiedsgrüße nach, daß die Eisſchollen ringsum zerſplitterten, und das totenkalte Waſſer der Oſtſee giſchtend aufſpritzte. Ob Karl wußte, daß ſein liebwerter Herr Bruder von Dänemark 50,000 Taler für ſeinen Admiral ausgeſetzt hatte, falls er den verhaßten Feind abfinge? Eines wird der fürſtliche Flüchtling kaum geahnt haben: daß ſein liebwerter Herr Bruder von Preußen energiſch verlangt hat, man ſolle ihn unbehelligt heimfahren laſſen; denn es ſei ein widerwärtiges Spiel, ein geſalbtes Haupt, nun es wehrlos geworden, niederzuknallen wie einen tollen Hund —!

Übers winterliche Meer fuhr Karl XII. nach Schweden zurück, und hinter ihm verſank im grauen Dunſt die deutſche Oſtſeeküſte, die er nicht wiederſehen ſollte. Wie einſtmals die Jarle der Jomswikinger, die aus dem Norden vorbrachen und ſüdlichere Geſtade mit Waffenlärm und Raub erfüllten, ſo war auch dieſer gekrönte Jarl in den Süden vorgeſtoßen, hatte die Welt mit ſeiner Drohung erfüllt, mit ſeinen Siegen gedemütigt, mit ſeinem Hochmut gereizt und mit allem Trotz ſeines herriſchen Weſens ihren ſtärkeren Gegenſchlag herausgefordert. Er hätte eine Welt ſich unterwerfen können; doch den Feind in der eigenen Brust vermochte er nicht niederzuzwingen, und ſo erlag er ſchließlich ſich ſelber. Einſam fuhr er in den Norden zurück, um in ſeinem Dunkel wieder zu verſchwinden. —

Am gleichen Tag übergab der General von Dücker die Feſtung Stralſund dem ſiegreichen Gegner. Am 23. Dezember wurde die Kapitulation abgeſchloſſen; die geſamte Beſatzung

mußte ſich kriegsgefangen geben. Am Heiligen Abend übernahmen die Verbündeten die Wachtpoſten; am 26. Dezember hielten die Könige von Preußen und Dänemark, zwiſchen ſich den Generalfeldmarſchall von Deſſau, ihren Einzug in die Stadt, deren Eroberung die verbündeten Heere etliche tauſend Mann an Toten und Verwundeten gekoſtet hatte.

Um die Tapferkeit der Verteidiger zu ehren, erwirkte der König von Preußen, daß tauſend Mann und hundertzwanzig Offiziere nationalſchwediſcher Abſtammung, nach Wahl des Kommandanten von Dücker, freigelaſſen und für vier Monate im Preußiſchen aufenthaltsberechtigt ſein ſollten, bis ihr König ſie heimholen werde.

Rügen, Stralſund und Neuvorpommern bis zur Peene kamen unter däniſche Beſatzung und Verwaltung.

Wenige Wochen ſpäter, im Januar 1716, kehrte Friedrich Wilhelm mit ſeinen ſiegreichen Regimentern, vom Deſſauer begleitet, nach Berlin zurück. Den Triumphbogen und andere Ehrungen, die ihm von der Bürgerſchaft ſeiner Hauptſtadt zugedacht worden waren, hatte er ſich verbeten. Es ſolle am nächſten Sonntag in allen Kirchen ſeines Landes ein feierlicher Dankgottesdienſt abgehalten werden, ſo beſtimmte er; denn dem Höchſten allein habe er den Erfolg ſeiner Waffen zu danken!

VI.

Widerwärtigkeiten

Sieben Monate ist er von Hause fern gewesen; länger als ein halbes Jahr hat er seine Frau, seine Kinder, seinen Schreibtisch, seine Geheimen Räte nicht gesehen, und alles ist seitdem gewachsen, oder es scheint doch so. — Fiekchen sieht zum März ihrer siebenten Niederkunft entgegen: im letzten Sommer hat er das Kind mit ihr gezeugt, damals im Schwedter Schloß, als sie ihn zum Abschied besuchte, bevor er mit der Armee ausrückte. Möchte es ein kriegerisches Kind werden, da es in kriegerischer Stimmung empfangen worden! — Und was macht das Fritzchen, unser Stammhalter? Hat sich mächtig gestreckt in all den Monaten, schaut den stämmigen fremden Mann ans großen Blauaugen ernst und prüfend an, kennt seinen eigenen Vater nicht mehr und weicht trotzig vor der liebevollen Hand zurück. Dagegen unsere Wilhelmine, unsere siebenjährige Jungfer Naseweis, die kennt ihren Papa sehr wohl wieder: ein artiges französisches Verslein sagt sie auf, und dann tastet sie dem Heimgekehrten unter altklugen Fragen die Taschen ab; denn irgend etwas besonders Schönes muß er ihr doch mitgebracht haben, der allergnädigste Herr Vater, der sich im Krieg zwischen den wilden Männern doch Tag und Nacht gesehnt hat nach seiner Lieblingstochter — „nicht wahr, das haben Sie doch getan, mein liebster Papa!?“ — „Versteht sich, mien Döchting“ —! Alle Achtung, was ist das Mädel inzwischen hochgeschossen! Dabei immer noch stramm und rund! Man sollte sie eigentlich malen lassen, vielleicht von Mr. Antoine Pesne; wozu zahlt man dem Herrn Hofmaler und Akademiedirektor die hübsche Pension von Vaters Gnaden weiter? — Auch unser kleines Friederikchen hat sich brav herausgemacht, hat das gefährlichste erste Jahr jetzt überstanden! Ja, ja: alles ist gewachsen!

Gewachſen ſind leider auch die Aktenſtöße in des Königs Arbeitszimmer; zu Bergen ſind ſie aufgeſchwollen! Ins Feld iſt ihm ſchließlich nur das Wichtigſte zur Erledigung hinausgeſchickt worden, und außerdem: im Hauptquartier war ein ganz anderes Arbeiten geweſen als ſonſt! Da draußen vor dem Feind, im friſchen Wind der See und des Kampfes, hatte er ſeine Ordres gewiſſermaßen mit dem Degen geſchrieben! Jetzt aber hieß es wieder den Gänſekiel anpacken; jetzt kamen die dicken Aktenbündel wie große Schildkröten angekrochen: alſo reingeſchlüpft in die Überziehärmel, vorgebunden das Schurzfell, und ran an den papiernen Feind, den ſchlimmſten Feind des Soldaten! Jetzt fließt kein Blut mehr; jetzt fließt Schweiß und — hols der Teufel! — jetzt fließt wieder Tinte, Tinte, Tinte!

Vor allem: wie ſteht es in Preußen und Litauen? Dies rieſige Sorgenkind will zu allererſt behandelt ſein. — Da iſt die Mappe, geſchwellt von den Berichten der neu eingeſetzten General-Hufenkommiſſion. Alexander Dohna berichtet, Trux berichtet, die Steuerräte berichten —! Und was iſt das hier?? Eine Eingabe der preußiſchen Landſtände, randvoll mit Lamentationen über den neuen Generalhufenſchoß. Nicht wahr — da entwirft man in gründlicher und abwägender, langwieriger Arbeit einen Grundſteuerplan, der die verrotteten ſtändiſchen Kataſter erſetzen und für eine gerechte, allgemeine Verteilung der Steuerlaſten je nach Kräften des einzelnen Untertanen ſorgen ſoll, und das paßt dann den Herren Junkers nicht, daß ſie jetzt Steuern zahlen ſollen wie jeder Schuſter und Schneider; das erträgt ihre Gottähnlichkeit nicht! Außerdem klönen ſie darüber, daß der König ihnen womöglich ihren Landtag nehmen wolle, der doch ſchon ſeit — nun, mindeſtens ſeit Adams Tagen florieret und ſeine Vorrechte verteidigt hat, nicht wahr? — Nun, Rex denkt gar nicht daran, den Landtag aufzulöſen; er bewilligt ihm ſogar 4000 Taler jährlicher Diäten! Mag dieſes Plenum hochfahrender Geſchwätzigkeit auch weiterhin ſich bedeutſam vorkommen; aber zu beſtimmen hat es künftig nichts mehr! Zu beſtimmen hat in dieſem Land einzig und allein der König; denn nur die Krone iſt imſtande, als Fürſorgerin des Volkes zu wir-

ken und den Ständen klar zu machen, daß ſie nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern um der Geſamtheit willen da ſind und — geduldet werden!

Friedrich Wilhelm legt die große Eingabe vor ſich hin; dort, wo die Unken jammern: „Das ganze Land wird ruiniert werden!“ ſchreibt er an den Rand:

„Ruiniert?? Das glaub ich nicht; aber das glaub ich, daß den Junkers ihre Autorität wird ruiniert werden. Ich ſtabiliere die Souveränität und ſetze die Krone feſt wie einen Rocher von Bronce und laſſe die Herren Junkers den Wind vom Landtage! Man laſſe den Leuten ihren Wind, wenn man nur zu ſeinem Zwecke kommt!“

Raſch, aber ruhig ſchreibt er die kraftgeſättigten Worte an den Rand der Eingabe, ohne ſich deſſen bewußt zu werden, daß er damit den Geiſt und die Aufgaben des preußiſchen Staates für Jahrhunderte geprägt hat. Ihm ſind dieſe Gedanken ſo ſelbſtverſtändlich, daß er ihnen auch nicht eine Minute nachzuſinnen braucht. Wo käme er hin, wenn er einem klar erkannten Gedanken noch nachſinnen wollte? Das bißchen Leben iſt ſo kurz, und der Aufgaben ſind ſo unendlich viele, daß er täglich bangen muß, mit den paar Jährchen auf Erden nicht auszureichen! Und er muß obendrein auch ſeinen Mitarbeitern noch dies Tempo, dieſe Vehemenz in die Knochen ſtauchen; denn er und alle anderen ſind auf der Welt, um Pflichten zu erfüllen; über die Rechte wollen wir uns ſpäter einmal im Himmel unterhalten, — falls Gott die Gnade hat, uns in ihn anfzunehmen!

Alſo weiter! Cito, cito!!

Hier beſchwert ſich ein lutheriſcher Prediger über einen reformierten Amtsbruder, weil dieſer die lutheriſche Lehre auf der Kanzel angegriffen habe! Daneben beſchwert ſich ein reformierter Prediger, daß ein Lutheraner von der kalviniſchen Irrlehre geſprochen habe. — Immer das alte Lied! Hier kommt der König ums Nachſinnen nicht herum: die Kalviniſten bauen auf ihn, weil er ſich znm reformierten Glauben bekennt, und die Lutheriſchen vertrauen auf ihn, weil ſie wiſſen, daß er Kalvins Lehre von der Vorherbeſtimmnng und Gnadenwahl Gottes ablehnt,

vielmehr der lutheriſchen Lehre von der allgemeinen Gnade anhängt. — Als Oberſter Biſchof der Landeskirche hat er über die beiden proteſtantiſchen Bekenntniſſe zu wachen und als Mittler ſie in ihre Grenzen zu weiſen; als Familienoberhaupt reformierten Bekenntniſſes und als Gatte ſeiner lutheriſchen Frau läßt er die Prinzen im reformierten, die Prinzeſſinnen im lutheriſchen Glauben taufen und erziehen. Dabei zieht es ihn ſelber immer wieder in die lutheriſchen Kirchen; denn dort wird beſſer und volkstümlicher gepredigt als bei den Kalviniſten. Und gar mit der Lehre des Partikularismus, den Kalvin vom Kirchenlehrer Auguſtin übernommen, kann der König ſchon gar nichts anfangen: ihm widerſtrebt im tiefſten, zu glauben, daß ungezählte Menſchen, ob ſie ſich um die ewige Seligkeit mühen oder nicht mühen, der ewigen Verdammnis anheimfallen müſſen, weil Gott ſchon im voraus nur einen Teil der Menſchheit für ſeinen Himmel beſtimmt habe. Wo bleibt in einer ſolchen Lehre die göttliche Gerechtigkeit, dieſe letzte Hoffnung aller derer, die unglücklich durchs irdiſche Jammertal ziehen?? Martin Luther lehrt den Glauben an die allgemeine Gnade Gottes, durch die ein jeder, wenn er nur ernſtlich und aufrichtig nach dem Heil verlangt, des Heils auch teilhaft werden könne! In dieſer Frage, die ſich dem Denker als die Frage nach der Freiheit des Willens ſtellt, ſteht Friedrich Wilhelm gänzlich auf ſeiten Luthers: ſein Weſen vermag ſich dem Fatalismus nicht zu beugen; denn aus ihm kommt entweder Verzweiflung oder übermütige Sicherheit, doch niemals das Verantwortungsgefühl des frei ſtrebenden Menſchen! Beſtünde die Lehre von der Prädeſtination zu Recht, wie ſolches der Herr von Leibnitz ſtets zu behaupten pflegte, dann dürfte er, der König, ja nicht einmal die Deſerteure beſtrafen; denn auch dem Fahnenflüchtigen wäre es danach ſchon vorbeſtimmt vom Schickſal, daß er flüchtig werden müſſe —!!

Und über Derlei ſtreiten ſie ſich nun wieder, die Herren Prediger —!

Der König greift zur Feder und ſetzt ein ſcharfes Edikt auf: bei ſchwerer Strafe verbietet er den Geiſtlichen, von den Kanzeln herab den Streit der Schweſterkirchen zu ſchüren, und vor

allem unterſagt er aufs ſtrengſte, den Gottesdienſt zu einer Streitſchule über die Lehre der Vorherbeſtimmung zu entwürdigen. — Was ſoll uns das Pfaffengezänke? denkt er. Hier wie dort, auf beiden Seiten iſt es der gleiche Glaube; aber auf den Kanzeln machen ſie daraus ihre Saucen, eine ſaurer als die andere! Gott verzeihe allen Pfaffen; denn ſie werden Rechenſchaft geben am Gericht Gottes darüber, daß ſie Schulratzen aufgewiegelt haben, das wahre Wort Gottes in Uneinigkeit zu bringen! Am Jüngſten Tag wird nicht gefragt werden: biſt du lutheriſch oder biſt du reformiert geweſen? Es wird heißen: haſt du meine Gebote gehalten, oder biſt du in der Schule ein haarſpaltender Disputator geweſen??

Der König lehnt ſich in ſeinen hölzernen Gitterſtuhl zurück, umklammert voll leidenſchaftlicher Heftigkeit die Armlehnen mit den ſtarken Händen und ſchließt zu nachdenklicher Schau die Augen: dieſen Stuhl hier hat er ſelber gezimmert; ſein Reich wird er zimmern zu einem großen, ſtarken Haus, darin ein jeder ſeiner Untertanen wohnlich wird zu leben vermögen, — und alſo muß es auch gelingen, dieſe Bewohner mit einem Glauben zu erfüllen! Denn es iſt doch ein und derſelbe Gott, an den die evangeliſche Chriſtenheit glaubt! Eine Union der beiden Bekenntniſſe müßte er zuſtande bringen: was ſein Vater in den Jahren 1703 und 1706 begonnen hat, das muß er weiterführen, — nicht mit Gewalt, aber mit dem beſſeren Recht der klaren Überzeugung, daß dem einigen Gott und ſeinem Evangelio auch nur in einer Landeskirche könne gedient werden! Und wenn es ihm in ſeinem kurzen Leben nicht gelingen ſollte, dieſe Union herbeizuführen, dann wird ſein Sohn daran weiter arbeiten; denn preußiſch leben heißt als Proteſtant leben: zu proteſtieren gegen die römiſche Fremdherrſchaft! Heißt: ſich als wahrer Deutſcher erweiſen und ſich behaupten als Diener Gottes, der keinen Deutſchen verläßt, ſolange der Deutſche ſeinen Gott nicht verläßt! Zu behaupten aber vermag ſich nur der Starke!

— — — — — — — — —

„Iſt doch ganz unmöglich, Dohna!“

„Man möchte es meinen, Eure Majeſtät! Doch offenbar

gibt es das Wort ‚unmöglich‘ im Gewiſſenscodex mancher Leute nicht! Was mich am meiſten verwundert, — obgleich ich dankbar dafür bin! — das iſt die ſchöne Unverfrorenheit, mit der ein fremder Staatskanzler ſich gegen uns beſchwert darüber, daß ein preußiſcher Miniſter ſich zwar von einer auswärtigen Macht beſtechen läßt, dann aber die Gegenleiſtung für die fette Handſalbe ſchuldig bleibt!“

Der König rollt die Augen: „Das Beweisſtück, Graf!“

Chriſtoph Dohna zieht das Schreiben hervor, das er heute morgen aus Stockholm erhalten hat. Darin teilt ihm der Freiherr von Görtz vertraulich mit, daß der Herr Miniſter von Grumbkow vor etwa zehn Monaten von ſchwediſcher Seite ein Präſent von viertauſend Talern empfangen und ſich dafür verpflichtet habe, ihm von allem, was zum Nachteil Schwedens am preußiſchen Hofe vorgenommen werde, Beſcheid zukommen zu laſſen. Der von Grumbkow ſei aber bisher noch mit keiner einzigen Zeile dieſer ſeiner Verpflichtung nachgekommen. Vielleicht habe der Empfänger dieſes Schreibens die Güte, den verehrten Schuldner an ſeine Schuldigkeit zu gemahnen —! Im übrigen — mit dem Ausdruck unverbrüchlicher Wertſchätzung — uſw. —!

Ein verteufeltes Schriftſtück! Wer ſo reſtlos ſeine Karten aufdeckt, der kann nicht mehr hoffen, das Spiel zu gewinnen; wohl aber mag er hoffen, mit dem letzten Trumpf den unzuverläſſigen Partner zu ſtechen!

Dohna beobachtet den König beim Leſen des Briefs. Jetzt wird Grumbkow purzeln; jetzt wird der Leiſetreter, dieſer neue Graf Wartenberg hier am Hof, aus der Gunſt des gutgläubigen Souveräns herausgeſtoßen werden wie ein muffiger Stöpſel aus der Flaſche! Was wird ſich der Deſſauer freuen! Und Ilgen! Und Kameke! Und alle anſtändigen Kerle, — wenn der großkotzige Schleicher abtreten muß!!

Friedrich Wilhelms Geſicht iſt beim Leſen puterrot angelaufen. Jetzt haut er mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Tinte wie ein ſchwarzer Springquell aus dem Faß hochhüpft, und er ruft:

„Biberius ſoll ſich auf der Stelle verantworten!!“

Er kocht vor Zorn.

„Er wird alles ableugnen, Majeſtät!“

„Dann wär er ein Hundsfott!!“ Langſam beruhigt ſich der König: „Hört, Dohna, ich laß ihn ſofort holen. Ihr geht hier ins Kabinett nebenan und öffnet das Wandfenſterchen, das hinter der Portiere iſt; denn wir wünſchen, daß ihr die Unterredung anhört. Das Weitere wird ſich finden!“

Na, ſchön. Dohna verſchwindet, und nach zehn Minuten erſcheint, durch Brandthorſt aus ſeinem Büro unten im Schloß geholt, der Herr Oberfinanzdirektor und Generalkommiſſar. Verbindlich lächelnd neigt er ſich vor ſeinem Herrn. Der läßt ihn am Schreibtiſch ſtehen:

„Grumbkow, mir iſt zu Ohren gekommen, er habe ſchwediſche Gelder angenommen!?“

Des Miniſters verſchleierter Blick wird hinter raſch geſenkten Vorhängen völlig unſichtbar: „Ein charmanter Witz, Eure Majeſtät! Darf ich fragen, wer dies faule Ei ausgebrütet hat??“

„Eine zuverläſſige Henne, Grumbkow! Beſinn er ſich: vor etwa zehn Monaten, bevor wir gegen Stralſund aufbrachen —! Viertauſend Taler, wenn wir nicht irren —!“ Der König zieht den Brief hervor und ſucht ſeelenruhig die Stelle darin: „Jawohl, ſtimmt: viertauſend ſilberne Eierchen, für gelegentliche Mitteilungen über unſere Pläne und Maßnahmen gegen die Krone Schweden!“

Grumbkow wird um einige Grade bleicher: „Das iſt eine hanebüchene Verleumdung, Majeſtät!“

„Warum denn, Biberius? Iſt es vielleicht Landesverrat, dem Feind dasjenige mitzuteilen, was er ein paar Wochen ſpäter ohnehin ex officio zu hören und zu ſpüren bekommt?? Im übrigen h a t er ja gar nichts berichtet; hat nur die Gelder eingeſenkt, anſonſten aber ſich ganz korrekt — gegen uns verhalten! Wir müſſen ihm unſere Anerkennung ausſprechen!“

Grumbkows Faſſung droht zu zerrinnen. „Eure Majeſtät, ich bitte, ja ich muß verlangen“, ruft er heiſer, „daß mir der Ver-

leumder genannt wird, damit ich ihn zur Rechenſchaft ziehen kann! Ich — ich —!"

Friedrich Wilhelm betrachtet großen Blicks, ohne ſich zu rühren, ſeinen Günſtling. Er weiß jetzt, daß Grumbkow das Geld genommen hat. Der Mann iſt alſo nicht nur feige; er iſt auch habgierig. Ob er ein Verräter iſt, bleibe dahingeſtellt; wahrſcheinlich iſt er noch kein Verräter. — „Die Mitteilung iſt uns durch den Freiherrn von Görtz eigenhändig gemacht worden!" — Er hält ſeinem Miniſter die Unterſchrift des Freiherrn vor die Augen.

Grumbkow atmet erleichtert auf: Görtz iſt weit, und in Stockholm blüht die Intrige; man wird ſich alſo irgendwie herauswinden können. „Der Freiherr iſt ein ganz unverſchämter Lügner!" ruft er laut; „ich werd ihn fordern laſſen!!"

„Und er meint, dieſer Gottorper Fuchs werde ihm vor den Lauf kommen? Der hat Wichtigeres zu tun, Herr von — Biberius!"

Bekümmert zuckt Grumbkow mit den Schultern: „Was ſoll ich denn tun, Eure Majeſtät!? Gegen derlei dreckige Anwürfe aus der Ferne iſt unſereiner völlig wehrlos!"

Wie bequem er ſich's macht! denkt der König; wie froh er iſt, daß er ſich um den Ehrenhandel meint drücken zu können! Aber er ſoll ſich getäuſcht haben: hat er keinen Anſtand, ſo müſſen wir ihn für ihn haben! Laut: „Warum fragt er eigentlich nicht, Grumbkow, an wen der Brief hier gerichtet iſt?? Es könnte doch ſein, daß der Görtz gar nicht an uns, ſondern an einen unſerer Diener geſchrieben hat, auch daß dieſer unſer Diener die Anſicht des Freiherrn zu ſeiner eigenen gemacht und darum uns das Schreiben vorgelegt hat —!?"

Fieberhaft arbeitet Grumbkows Gehirn hinter dem Blickſchleier: wer iſt es?? Wer will ihn zu Fall bringen?? Blitzſchnell durchdenkt er die Reihe ſeiner Feinde. Der Deſſauer? Schießt mörderiſch gut! — Ilgen? Schießt weniger gut. — Finckenſtein? Auch ſo ein verdammter Schütze —! Unter Aufwand ſeiner kälteſten Gelaſſenheit ſagt er: „Eure Majeſtät wer-

den mir nicht die Schmach antun, den Namen des Denunzianten zu verſchweigen!?"

Stumm hält der König ihm die Vorderſeite des Briefes vor die Augen.

„Ahaaah! Der Graf Chriſtoph zu Dohna! Der Herr mit dem hugenottiſch geſchulten Gewiſſen —!"

„Grumbkow, entblöß' er ſich nicht!! Es handelt ſich hier darum, wie er es vor ſeinem eigenen Gewiſſen verantworten kann, Gelder vom Landesfeind anzunehmen! Wer von ſolch einem Fall Kenntnis erhält, iſt doch wohl verpflichtet, es uns zu melden, — ganz gleichgültig, ob ſein Gewiſſen hugenottiſch oder indianiſch geſchärft worden iſt!!"

„Eure Majeſtät ſchenken offenbar der Verleumdung Ihren Glauben!" ſagt der Miniſter mit ſchmerzvoll geſpielter Empörung. „Alſo werd ich meine Ehre im Blut des Grafen Dohna reinwaſchen müſſen —!"

„Tu er das, Grumbkow!"

Damit iſt er entlaſſen. Aber er geht noch nicht, obwohl der König ſich bereits über die Akten hergemacht hat.

„Was maikäfert er denn noch herum? Was will er noch??"

„Eure Majeſtät haben in mehreren Erlaſſen das Duellieren verboten und ſogar die Todesſtrafe verhängt über den, der ſeinen Duellgegner tötet! Wenn ich nun mit dem Geſetz in Konflikt geriete —!?"

„Duellier er ſich getroſt, Grumbkow! Wir drücken in ſeinem Fall ein Auge zu!"

Zum Verzweifeln! denkt der Tapfere und empfiehlt ſich liebenswürdigſt lächelnd, lächelnd —!

Nachdem er verſchwunden, kommt Dohna aus ſeinem Verſteck hervor. Er iſt zufrieden; er wird jetzt ganze Arbeit machen.—

Anderntags fragt der König ſeinen Oberfinanzdirektor, wie der Ehrenhandel ausgelaufen ſei. Grumbkow erklärt mit kalter Stirn, er habe noch keine Zeit gefunden, einen Sekundanten zu beſtimmen. Der viele, lange Dienſt —!

„So ſo, keine Zeit!" ſagt der König eiſig. „Er wird ſich noch aufreiben in unſern Dienſten, Grumbkow! Aber ich werd ihm

unverzüglich einen Sekundanten ſtellen: wähl er zwiſchen den Obriſten von dem Kneſebeck und von Blankenſee!"

Um Himmelswillen! denkt der Genötigte; wenn dieſe Tollköpfe mitzureden haben, dann iſt alles verdorben; dann bleibt einer von uns Beiden beſtimmt auf dem Platz, und Dohna triumphiert! — Alſo ſagt er geſchmeidig: „Eure Majeſtät haben geruht, mich mißzuverſtehen! Gewählt hab ich meinen Sekundanten bereits geſtern; nur bin ich noch nicht dazu gekommen, ihm die ſchriftliche Forderung an Dohna auszuhändigen!"

„Dann händige er ſie jetzt endlich in drei Deubels Namen aus! Duelle ſind wie die Fiſche: frißt man ſie nicht ſofort, dann ſtinken ſie nach zwei Tagen! Wir geben ihm Urlaub zu dieſer offenbar ſehr ſchwierigen Angelegenheit!" —

Was für ein Satan iſt bloß in den Pausback gefahren?? ſinniert der Herr General, während er mißmutig und ſorgenvoll durch die Straßen der Stadt Berlin reitet. Er begiebt ſich ins Quartier des Majors von Freiberg, der in ſeinem Regiment Nr. 17 ein Bataillon führt, und hat eine längere Unterredung mit ihm. Dann macht er einen Spazierritt nach Charlottenburg hinaus, verwünſcht bei ſich den Staatsdienſt im allgemeinen, die Galeere Preußen im beſonderen und den größenwahnſinnig gewordenen Freiherrn von Görtz, dieſen Heimtücker, noch extra nachdrücklich. Wie einfach wäre das Daſein, wenn man es einfach zu führen vermöchte! Aber man lebt gern gut, ſehr gut ſogar; das liegt in der pommerſchen Art! Schon der Vater pflegte zu ſagen: Das Leben iſt ſehr angenehm, aber koſtſpielig! Man kann es auch billiger haben; aber dann iſt es nicht mehr ſo angenehm! — Und ſo braucht man eben immer Geld! Und kriegt man einmal Geld, dann paßt es anderen Leuten wieder nicht: das iſt wirklich ekelhaft! Zehn Kinder hat man daheim, und es werden noch mehr werden, und Madame, die geborene de la Chevallerie, braucht auch Gelder über Gelder. Das kommt davon, wenn man ein armes Hoffräulein heiratet: das will dann im gewohnten Hofſtil weiterleben —!

Verdroſſen reitet er durch den Tiergarten heimwärts. In der Königsſtraße bewohnt er ein ſtattliches Haus; früher war es

einmal das Palais des Miniſters Franz von Meinders, der des Großen Kurfürſten Geſchäfte mit Frankreich zu beſorgen pflegte. Grumbkow iſt ſtolz auf dieſes Heim und ſeine denkwürdige Geſchichte, auf ſeine ſchönen Räume und auf die vornehme Geſellſchaft, die in ihm verkehrt und eine ſublime Geſelligkeit darin pflegt. Hat doch ſelbſt Seine Majeſtät nach einem erleſenen Gaſtmahl kürzlich erſt erklärt: Wer beſſer ſpeiſen will als bei mir, der muß zu Grumbkow gehen! — Begreiflich, da er ſich einen franzöſiſchen Meiſterkoch hält —! — Aber heute freut den Miniſter weder ſein Haus, noch die Künſte ſeines Kochs. Einſilbig zieht er ſich in ſein Kabinett zurück und legt ſich zeitig zu Bette; denn morgen heißt es greulich früh aufſtehen! —

Anderntags läßt ſich Graf Chriſtoph zu Dohna beim König melden und bittet um ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſt. Friedrich Wilhelm traut ſeinen Ohren nicht: wie kann dieſer allzeit Getreue ihn verlaſſen wollen? Aber wahrſcheinlich iſt die Bitte gar nicht ernſt gemeint; dahinter ſteckt die Duellgeſchichte! — „Was ſoll der Schreckſchuß, lieber Dohna!? Eben bekomm ich die Meldung, daß wieder dreißig verfluchte Kerrels aus meinen Berliner Regimentern deſertiert ſind, und jetzt wollt auch ihr noch — deſertieren?? Hab heute keine Humeur für ſchlechte Witze!“

„Mein voller Ernſt, Eure Majeſtät: ich bitte um meinen Abſchied!“

„Habt ihr euch mit Grumbkow geſchoſſen?“

„Eben nicht!! Nachdem er mich geſtern auf Piſtolen hat fordern laſſen, und wir heute früh auf der Kampfſtätte erſchienen, ſchickt der von Grumbkow ſeinen Sekundanten zu mir und läßt mir erklären, er könne es mit ſeinem chriſtlichen Gewiſſen nicht vereinigen, wider den Geiſt der Schrift — ſo ſagt er! — und wider das ausdrückliche Verbot Eurer Majeſtät gegen mich zum Zweikampf anzutreten. — Nach dieſer höchſt ſeltſamen Erklärung mußte ich meinen, nicht e r habe m i c h , ſondern ich habe ihn vor den Lauf gefordert!“

„Na, und —?“

„Ich wollte seine Erklärung nicht gelten lassen, bestand vielmehr auf der Austragung des Duells; doch da mein gewissenhafter Gegner sich auch weiterhin weigerte, die Pistole anzufassen, hatte ich nur die Wahl, ihn entweder formlos niederzuknallen oder mich mit ihm auszusöhnen."

„Und ihr tatet das letztere, lieber Dohna??"

„Was blieb mir weiter übrig? Ich ließ ihm durch meinen Sekundanten erklären, daß ich auf einen waffenlosen Mann nicht schießen werde, worauf er mir erklären ließ, er betrachte dadurch seine Ehre als wiederhergestellt. Ja, er streckte mir die Hand hin, und ich war schwach genug, nicht darauf zu spucken, sondern sie zu ergreifen, worauf der Unparteiische den Handel für bereinigt erklärte. Noch niemals bin ich mir so lächerlich vorgekommen wie in jenem Augenblick!"

„Ganz zu Unrecht, mein Lieber! Wenn einer sich lächerlich oder vielmehr kümmerlich vorzukommen hat, dann Grumbkow!"

„Er denkt aber gar nicht daran! Er wird Eurer Majestät melden, daß seine Ehre wieder hergestellt worden sei, und er wird damit in Gnaden wieder aufgenommen werden!"

„Und wenn, — was tut das e u c h , mein Freund!?"

„Majestät, ich kann mit einem solchen Mann künftighin nicht mehr im Geheimen Staatsrat beisammen sitzen; mein Stolz hat seine Grenzen! Er oder ich —!"

Der König erhebt sich und tritt dicht an seinen Vertrauten heran: „Christoph, ihr wißt: ich danke euch mein Leben! Denn ihr habt mich damals, als alle anderen versagten, mit meinem Vater ausgesöhnt, und ohne diese Aussöhnung hätte ich nicht weiter zu leben vermocht! Wem wäre ich mehr Dank schuldig als euch!?"

Der Graf preßt die Hand auf den Stern vom Schwarzen Adler, der seine Brust ziert: „Eure Majestät haben diesen Dank mehr als reichlich abgetragen, schon längst —!"

„Christoph, der Grumbkow wird in den Orden vom Schwarzen Adler niemals aufgenommen werden, — niemals: das versprech ich mir und euch! Er verdient es nicht! Aber ich brauche diesen Mann für meine Akzise, für meine Finanzwirtschaft, für

mein Heer und für mein Land: ein rücksichtsloser Plusmacher muß ich sein, und dafür brauch ich nun einmal den Grumbkow: mit seinen großen Fähigkeiten ist er für mich der berühmte Esel, der die goldenen Dukaten zu scheißen versteht —"

„— und sie mit dem Maul wieder in sich hineinfrißt, Eure Majestät!"

„Soviel, wie er hinten ausspuckt, kann er vorne gar nicht fressen, Freund! Dafür sorgt schon Creutz mit seiner scharfen Kontrolle! Und daß die auswärtigen Mächte mir den Esel nicht wieder mit Gold füttern, dafür werd ich selber sorgen!"

Dohna lächelt flüchtig und ungläubig, als spreche er: d e r Kerl ist uns Beiden zu gerissen! — Doch schon blickt er wieder ernst gesammelt: „Majestät, ich bitte nochmals um meinen Abschied! Ich muß mich meiner Güter in Preußen annehmen; damit diene ich der Provinz und also auch der Krone!"

Lange und schweigend schaut Friedrich Wilhelm dem Grafen in die Augen: dann küßt er ihn unvermittelt rasch auf beide Wangen. „Christoph —!" sagt er sehr herzlich, „du darfst mich nicht im Stich lassen; ich rechne fest damit, daß du zurückkehrst! Geh eine Weile lang auf deine Güter; eines Tages sprechen wir uns wieder!"

Bekümmert schaut er dem Abgehenden nach, bis die Tür hinter ihm sich geschlossen hat. Ihn ergrimmt die kalte Wirklichkeit, die ihn nötigt, den besseren Mann gehen zu lassen, weil er den schlechteren nicht missen kann! Und er ahnt, daß Christoph Dohna nicht wieder in seine Dienste znrückkehren wird, — selbst dann nicht, wenn er Grumbkow abschbar entlassen würde. Diese Dohnas haben harte Köpfe, zu harte für den königlichen Dienst, und man muß sie sich als Freunde bewahren, wenn man sie als Diener nicht halten kann; sonst machen sie Preußen gar noch aufsässig —!

Was nun? Christoph Dohna hat bisher das Departement der Auswärtigen Affären mit Ilgen nnd Printzen zusammen bearbeitet, und er hat g u t gearbeitet in diesem Dreimännerkollegium, von dem die Fregatte Preußen durch die europäischen Strudel gesteuert wird. Wer soll an Dohnas Stelle treten?

Auf jeden Fall ein Offizier; denn der König braucht hier einen Verbindungsmann, den nicht politiſcher Ehrgeiz, ſondern ſoldatiſches Pflichtgefühl treibt und einen ſauberen Weg gehen läßt. Alſo wer?? Finckenſtein? Zu rauh, zu preußiſch-ſelbſtherrlich; zu wenig Gefühl für diplomatiſches Kriſtall! — Der General von Tettau? Dasſelbe wie Finck, nur ſchrulliger. — Achaz von der Schulenburg? Ein trefflicher Mann und frommer Junggeſelle, aber geiſtig etwas zu dünn für den wichtigen Poſten! — Der von Buddenbrock? Ein ganzer Kerl, ein Vorbild von Offizier, aber gerade darum bei der Armee gar nicht zu entbehren! — Lottum? Natzmer? Glaſenapp? Lauter altbewährte Kommandeurs, doch in politicis wohl allzu ſtur! — Borcke? Halt —! Der General von Borcke, das iſt der richtige Mann für den Poſten! Ehrenfeſt und dabei klug, — gradlinig und doch gewandt, — hellhörig und zugleich verſchwiegen, — den Federfuchſern nicht grün, wohl aber ihnen gewachſen, dabei à la suite der Majeſtät: gerade der richtige Pulsfühlfinger an königlicher Hand —!

Und Friedrich Wilhelm ſchreibt mit knirſchendem Federſchwung auf ſein Merkblatt: E. W. von Borcke.

In dieſem Augenblick kommt Brandthorſt, lautlos wie immer, ins Kabinett gewandelt und meldet den Hofrat Gundling; er grinſt diskret dabei. Seit Jahren grinſt er, wenn er den Profeſſor meldet; er hat jene erſte Audienz vor elf Jahren nicht vergeſſen. Auch der König lächelt unwillkürlich. „Laß ihn kommen, Johann!“ ſagt er. Ihm kann heute einige Erheiterung nicht ſchaden; es ſtinkt wieder einmal aus allen Winkeln nach Deſertion —!

Feierlich, von Eitelkeit geſpreizt wie ein Pfau wallt Gundling ins Gemach. Er hat in den letzten Jahren allerlei Fett angeſetzt, und ſeine zeremoniöſen Schwünge haben manches von ihrer einſtigen Eleganz, dagegen nichts von ihrer gravitätiſchen Komik eingebüßt. — „Eurer Königlichen Majeſtät unwürdigſter Knecht“, ſagt er rollend, „darf ſich heute ergebenſt ſchmeicheln, zu Dero hohen Händen das beſcheidene Opus zu überreichen, mit deſſen Abfaſſung ihn königliche Gnade vor bald einem Jahr huldvollſt zu betreuen beliebt hat: die Lebensgeſchichte von Eurer

Majeſtät ruhmvollem Vorfahren, Seiner Erlaucht dem Burggrafen Friedrich VI. von Hohenzollern und Nürnberg, als welcher anno 1415 von des Kaiſer Sigismunds Majeſtät mit der Kurwürde von Brandenburg belehnet worden! Des zum Gedächtnis, ſinte ſeitdem drei Säkula, erfüllt vom Ruhm und Aufſtieg des erhabenen Geſchlechts, verſtrichen ſind, iſt hier präſentes Libellum Eurer Königlichen Majeſtät in allertiefſter Devotion ſubmiſſeſt zugeeignet!"

Damit überreicht der Hofrat dem König das ſtattliche, prunkvoll gebundene Werk. Friedrich Wilhelm ſchlägt es auf, blättert angeregt in dem ſchön gedruckten Band und blickt dann, reſpektvoll beluſtigt in einem, auf ſeinen gelehrten Hiſtoriographen, der geſchwollen von Würde auf ſein Kind in des Königs Händen niederblinzelt.

„Wir danken ihm aufrichtigſt, Herr Hofrat, und wir werden unſerm Dank auch einen klingenden Ausdruck verleihen! Wir werden, ſobald unſere Zeit es erlaubt, uns an die Lektüre dieſer ſicherlich bedeutſamen Schrift begeben; zunächſt werden wir es unſerer Gemahlin zur Erbauung unterbreiten! — Wir haben uns in den letzten Monaten um ſein Wohlergehen nicht zu kümmern vermocht, ſinte wir im Felde gelegen; doch hoffen wir, daß es ihm inzwiſchen an nichts gefehlet habe!"

„An nichts und doch an allem, Eure Majeſtät! Denn Dero erhabene Gegenwart bedeutet einem armen Staubgeborenen alles, und dieſe Gegenwart hat er entbehren müſſen, — quod valde doleo!"

„Wir nehmen indes an, daß er ſich bei Bier und Wein des hat getröſten können! Man hat ihm doch wohl meine Keller, wie befohlen, ſtets offen gehalten, — oder etwan nicht??"

„Es hat ſich in ſelbiger Hinſicht kein Manko gezeiget, Eure Majeſtät; vielmehr haben des Bacchus unverſiegliche Quellen einem durſtigen Erdenwurm allzeit aufs freundlichſte gemurmelet und gerauſchet —!"

Das ſeh ich! denkt der König; dein knuſperiges Haſengeſicht hat heitere Pölſterchen aufgelegt, und deine nicht unbeträchtliche Naſe beginnt lieblich in den Farben der Iris zu ſchillern! —

„Alſo bis heute abend, Herr Hofrat! Auf Wiederſehen im Kollegio!“ —

An dieſem Abend — man ſchreibt den 6. Februar 1716 — erſcheint Jakob Paul Gundling zum erſten Mal ſtark betrunken im Tabakskollegium. Wohl aus Freude über die huldvolle Aufnahme, die ſein Buch beim König gefunden, iſt der gelehrte Herr ſchon am hellen Nachmittag tiefer als ſonſt in die Kannen geſtiegen, die ſo unergründlich ſind, weil ſie ihn nichts koſten, und gegen Abend ſchwankt er ziemlich richtungslos in den Gängen des Schloſſes herum. Dort finden ihn der lange Oberſt von dem Kneſebeck nnd der würdige General-Fiskal, Geheimrat Wilhelm Duhram, die beide der Tabagie zuſtreben. Sie greifen dem Herrn Hofrat kurzerhand unter die Armhenkel und ſchwingen ihn ins Kolleg, wo ſie ihn mit vernehmlichem Bums in ſeinen Stuhl auf der rechten Langſeite des Tiſches niederſacken laſſen. Die Korona ſchmunzelt verſtändnisinnig.

Gleich darauf erſcheint der König: in dieſem Kreiſe der Oberſt des Leibgrenadierregiments. Während alle anderen Gäſte befehlsgemäß ſitzen bleiben, ſpringt Gundling polternd auf und gröhlt: „Vivat Seine Majeſtät, unſer — hick! — allergnädigſter König und Herr!!“

Beluſtigt tritt Friedrich Wilhelm näher und merkt ſofort, was mit ſeinem Chroniſten los iſt. Begütigend klopft er ihm die Schulter; dann zieht er eine Zeitung aus dem Rock: „Da, les er uns einmal das rot Angeſtrichene vor, Herr Hofrat; iſt das Neueſte, was die holländiſchen Gazetten ausgebrütet haben!“

Gundling hält ſich das Blatt vor die kurzſichtigen Angen, und leicht ſchwankend lieſt er, während der neu ernannte Leibarzt Doktor Stahl ihm mit erhobenem Kerzenleuchter das nötige Licht ſpendet, aus der Zeitung vor:

„Wie unſer Korreſpondent aus Berlin meldet, iſt dorten im Garniſonlazarett am verwichenen Sonnabend ein großer Grenadier, ſo im erſten Bataillon des Leibregiments geſtanden, mit plötzlichem Tode abgegangen, und hat man das Corpus des Verblichenen Soldaten alsbald denen Regimentsfeldſcheers überliefert, auf daß ſie ſelbiges zwecks anatomiſcher Studia ſezie-

reten, — hick! — ſeziereten. Hat ſich denn nach vorgenommener Eröffnung des — hick! — Corpus ſogleich herausgeſtellet, daß der Verſtorbene in ſeinem Or—, Organismo wohl einen Magen, und zwar einen außergewöhnlich großen Magen,—hingegen von einem Gehirn auch nicht die kleinſte — hick! — Spur ſein Eigen genennet, als welches man — welches man bei denen preußiſchen Grenadiers füglich vor ein Charakteriſtikum zu nehmen ſich kaum — hick! — entbrechen kann —!"

Der Leibmedikus Doktor Stahl bricht in ſchallendes Gelächter aus.

„Frechheit!!" rufen die Offiziere; „Arroganz der Auſternfreſſer! Remedur!!"

Gundling iſt erleichtert in ſeinen Stuhl zurückgeſunken.

„Wird erfolgen!" ſagt der König. „Notier er, Herr Hofrat: der Bericht der Amſterdamer Gazette wird wörtlich in unſerm Intelligenzblatt abgedruckt, mit dem Zuſatz, daß er allerdings auf Wahrheit beruhe, ſinte der verſtorbene Soldat ein H o l l ä n d e r geweſen!"

Unter jubelnder Heiterkeit der Runde bekommt Gundling ein Schreibzeug gereicht; doch in ſeiner Trunkenheit fällt er mit der Feder vornüber aufs Papier und zerſplittert den Gänſekiel in einem wüſten Gekleckſe. Der König zwinkert den Anderen liſtig nickend zu; dann ſagt er laut: „Schreib e r es auf, mein lieber Duhram; ich weiß, er iſt der Feder a l l z e i t mächtig!"

Während der geſtrenge Herr General-Fiskal die Notiz zu Papier bringt, ſtarrt Gundling, der ſich wieder aufgerappelt hat, aus böſe gequollenen Augen auf den Schreibenden. „Der Jud kann's beſſer als ich!" gröhlt er giftig und wirft den Haſenkopf in den kurzen Nacken zurück: „Der Oberjud will ſich — hick! — anſchmuſen; aber er ſoll ſich nur nicht allzuviel einbilden —!"

Duhram hebt nicht einmal den Kopf; er lächelt kalt und ſpöttiſch. Er, der aus einer alten hugenottiſchen Familie ſtammt, iſt über derlei Anpöbelungen erhaben. Sein Haus ſteht am Großen Jüdenhof; ſeit zwanzig Jahren wohnt er dort zwiſchen den Jüden, weil er auf Befehl der Krone die Gerichtsbarkeit über

ſie ausübt und das allzeit dunkle Treiben der Kinder Iſrael nicht aus den Augen verlieren darf —!

Die anderen Gäſte ſind weniger duldſam. „Was fällt dem Hofrat ein!?“ rufen ſie; „er wird ſeine Beleidigung ſogleich zurücknehmen! Wer mich einen Jüden ſchimpfte, dem würd ich die Schnauze paſſepoilieren, Gott verdamm mich!!“

Der König hebt beſchwörend die Hand; Gundling hebt, keineswegs beſchwörend, den ſteinernen Bierkrug zum Mund, leert ihn auf einen Zug, wobei ſeine ſchwarzen Augen wütend über die Kimme ſtarren, und zerſchmettert das geleerte Gefäß auf der Tiſchplatte.

„Gebt ihm einen Zinnkrug!“ ruft der König; „wollen mal ſehen, wer's länger aushält!“

Der lange Oberſt von dem Kneſebeck kommt mit einer gefüllten Zinnkanne um den Tiſch gewandelt und knallt den Trunk vor dem Zertrümmerer auf den Tiſch. „Hofrat, ſeid vernünftig“, ſagt er. „Oder iſt das euer Dank dafür, daß wir euch vorhin ins Schlepptau genommen haben, der Herr General-Fiskal und ich?“

Gundling hat bereits alle Hemmungen weggeſchwemmt; er gehört zu den Leuten, deren ſteife Würde in der Trunkenheit verſinkt wie ein Felsbrocken im brodelnden Gewäſſer. „Geh er mir aus den Augen, Kerl!“ ſchreit er den langen Oberſten an; „oder meint er, ich wüßte nicht, — hick! — was für ein Pfifferling er iſt?? Hat ſich mit der Witwe von Köppen kopulieren laſſen, damit er das Gut Karwe hat kaufen gekonnt — jawohl, gekonnt — und hat ſich von Seiner Majeſtät das Haus möblieren laſſen —! Er macht alles mit — jawohl, mit anderer Leute Geld —!!“

Gelächter rings um den Tiſch: ſpricht die reine Wahrheit, der Beſoffene; aber *wie*! Iſt ja witzig wie ein Hofnarr, dieſer Gundling!

Der von dem Kneſebeck läuft glühend rot an. Soll er das volle Schwein vielleicht würgen? Durch die wogenden Tabakswolken ſieht er lauter grinſende Geſichter auf ſich gerichtet; auch Seine Majeſtät oben an der Tafel lacht, daß ihr die prallen Backen hüpfen!

„Bleib er friedlich, Knesebeck!“ ruft der König. „Wenn es ihn kränkt, daß wir ihm die Möbel gestiftet haben, dann können wir sie später ja wieder abholen lassen! Jetzt aber setz er sich auf seinen Hintern; ich hab schon nach Tobias geschickt!“

Nun, das kann heiter werden. Tobias, Lakai und Hofnarr in einer Person, pflegt vom Vorrecht der Narrenfreiheit ausgiebigen Gebrauch zu machen!

Der Hofrat Jakob Paul Gundling versinkt in stieres Brüten; Haß auf die ganze Banausenbande hier gärt trübe in ihm auf. — Feuerpause! denkt die Gesellschaft und qualmt erwartungsvoll aus den langen Tonstengeln.

In seiner Narrentracht kommt Tobias mit Schellengeklingel in die Räucherkammer hereingetänzelt. „Na, Majestätchen“, quarrt er, „mit dir muß es ja recht kläglich bestellt sein, daß du nach mir schickst! Hast wohl dein bißchen Witz wieder mal verpafft!? Gib mir auch ne Pfeife!!“

Er bekommt einen Tonstengel zwischen die Zähne geklemmt, einen Bierkrug in die Hand gedrückt; grinsend umwandelt er den langen Tisch, trinkt jedem Gast zu, sagt jedem eine Bosheit und merkt gar bald, wohin das Augenzwinkern der Zechbrüder ihn weist. Hinter Gundling bleibt er stehen, zieht ihn auf seinem Stuhl ein Stück vom Tisch zurück, setzt sich ihm auf die Kniee, tätschelt ihm das verquollene Hasengesicht und stichelt frech drauflos: „Ei ei, unser lieber Herr Hofrat! So nüchtern wie heute hab ich dich noch selten gesehen, mein Hofrätchen! Worüber grübelst du denn so angestrengt? Drückst du wieder an einem hochgelehrten Büchelchen wie die Henne am Ei? Soll ich dir drücken helfen??“ — Er hopst wie ein großes Kindchen auf den Knieen des Trunkenen herum nnd sticht ihm mit dem Pfeifenstiel in die rot geblähten Bäckchen.

Gundling stiert blöd auf den Harlekin, der ihm die Schenkel wärmt, sich albern an ihn schmiegt, ihm die Nase mit der Perücke kitzelt und hundsföttisch seine Grimassen dazu schneidet. Was für ein widerlicher Wechselbalg!! Und hinter dem Kerl verschwankt ihm alles in Qualm; er fühlt den eigenen Kopf wie ein schwingendes, drückendes Gewicht und weiß doch nicht, auf welche Seite

er dieſen Kopf fallen laſſen ſoll. Plötzlich reißt er die Schenkel aus einander, ſtößt den Harlekin unter den Tiſch und gröhlt, dumpf erleichtert:

„Du biſt, beim hölliſchen Styx, ein noch größeres Arſchloch als dein König, — biſt du, blödſinniger Affe!“ Und ein breiter Rülpſer bekräftigt dieſe Zärtlichkeit.

Jähes Schweigen rings um den Tiſch. Alle Münder ſtehen verlegen grinſend offen: ſolche Töne hat man bisher ſelbſt im Kollegio noch nicht vernommen —!

Wütend ſpringt Tobias unterm Tiſch hervor. „Selber Affe!!“ brüllt er, „meinſt du vielleicht, ich laß mir von dir dumm kommen, du Fledermiſch!?“

Gundling iſt aufgeſprungen und ſtürzt ſich auf den Hofnarren: ſchon wälzen ſich beide am Boden, keuchend in einander verkrallt. Der König kommt herbei und betrachtet ſich das unwürdige Schauſpiel ein paar Augenblicke lang mit genußreichem Grinſen; dann kommandiert er: „Genug! Trennt ſie! Du, Tobias, ziehſt auf der Stelle dein Koſtüm aus!“

Feixend entledigt ſich der Narr ſeiner Schellentracht. Zerſchunden und zerkratzt iſt ſein ſpitzbübiſches Geſicht; was tuts? Morgen wird ihm das Majeſtätchen einen Dukaten auf die Kratzer pflaſtern! — Er wirft noch etliche Kußhändchen in den Qualm der Kampfſtätte und entwiſcht im Hemde.

Unterdes wird Gundling ausgezogen. Er wehrt ſich erbittert; er beißt und ſchlägt und kratzt; in ſeiner ſinnloſen Trunkenheit verwünſcht er den König, die verdammte Brüderſchaft, das ganze Leben! Strampelnd und röchelnd ſtößt er Gotteslästerungen hervor — — es hilft ihm nichts: er wird in des Tobias Narrengewand gezwängt und in ſeinen Stuhl zurückgeſtaucht; ein letzter Humpen wird ihm eingegoſſen, und da er ſich nicht gutwillig ſchickt, ſo wird er ſchließlich mit Fauſtſtößen in ſein Zimmer komplimentiert und aufs Bett geworfen. —

Glücklich, wer ſeinen Rauſch ausſchlafen kann in dumpfem, bewußtloſem Daliegen, hineingepreßt in die Kiſſen vom ſchwingenden Weltgewicht, noch tief im Unterbewußtſein wünſchend, dieſer bleierne Schlaf möge niemals enden! — Jammervoll aber,

wer ſchließlich ernüchtert aus ihm erwacht, ſeine Erinnerungen zuſammenkratzt und plötzlich wieder weiß, was alles er, bevor er hingeſunken, verlumpt hat und vertan! — Wie der königliche Hofrat Gundling vierundzwanzig Stunden ſpäter wieder völlig zu ſich gekommen, da ſieht er ſich im Narrengewand auf dem Bett liegen, und aus dem widerwärtigen Kleid klingelt ihn ſeine Schmach in allen Schellentönen an! Nie wieder kann er bei Hof erſcheinen; verkriechen muß er ſich wie ein ekles Tier!

Und er verkriecht ſich — wochenlang. —

Der König läßt ihn zunächſt gewähren. Wer mehr trinkt als er vertragen kann — gleichgültig, ob das nach dem erſten oder nach dem zehnten Krug beginnt —, der iſt in Königs Augen kein rechter Kerl. Einen Rauſch darf ſich jeder antrinken; aber ſelbſt im ſchwerſten Rauſch muß der Menſch noch wiſſen, was er ſagt und tut: hier ſcheidet ſich der Herr vom Knecht!

Im übrigen zeigt ſich ſchon wenige Tage ſpäter, daß es auch ohne die Trunkſeligkeit des Hofrats im Tabakskollegium höchſt angeregt zugehen kann.

Der König iſt ſeit dem glücklichen Ausgang des pommerſchen Feldzugs ſtärker denn je entſchloſſen, ſein Heer auf jede Weiſe zu vergrößern und auszugeſtalten: es ſoll nicht nur, was Diſziplin und Kampfkraft angeht, das erſte in Europa ſein und bleiben; es ſoll auch zahlenmäßig den Armeen der Großmächte angepaßt werden, um eines fernen Tages imſtande zu ſein, der Krone Preußen den Raum einer Großmacht zu erkämpfen. Dazu genügt es nicht, daß die vorhandenen Regimenter verſtärkt werden; es gilt jetzt, in allen drei Waffengattungen neue Regimenter aufzuſtellen und auf ausreichende Garniſonen bedacht zu ſein. — Gerade in dieſen Tagen hat Friedrich Wilhelm ſich entſchloſſen, des Fürſten Leopold ruhmreiches Regiment Alt-Anhalt von Berlin nach Halle zu verlegen: in die Univerſitätsſtadt, die bisher nur eine kleine Garniſon beherbergt hat. Des weiteren hat er beſtimmt, daß ſein alter Kampfgenoſſe von Malplaquet, Achaz von der Schulenburg, ſeit 1709 Oberſt des Leibregiments zu Pferde, ihm in Halberſtadt ein neues Dragonerregiment aufſtellen und an deſſen Spitze treten ſoll. Im Tabakskollegium ge-

denkt der König die beiden Regimentschefs und ihre Neubestallung zu feiern: ihnen zu Ehren soll diesmal kein Bier, sondern Rheinwein und Tokayer ausgeschenkt werden.

In diesen Monaten ist Europa erfüllt vom Ruhm des Namens Schulenburg. Der Ruhm haftet freilich nicht so sehr an dem preußischen Obersten Achaz, dem frommen und tapferen, nüchternen und sparsamen Hagestolzen, als vielmehr an seinem zehn Jahre älteren Vetter, dem Grafen Johann Matthias von der Schulenburg, der vor etlichen Monaten in die Dienste der schwer bedrängten Republik Venedig getreten ist und als deren Generalissimus jetzt der Osmanischen Pforte zeigt, wie ein altmärkischer Edelmann und Kriegsheld die Güter der Christenheit gegen den Ansturm Mohameds zu verteidigen weiß!

Vor siebzehn Jahren hat die Pforte im Frieden von Carlowitz gewaltige Teile ihres europäischen Besitzes herausgeben müssen; damals hat sie auch den griechischen Peloponnes, die Halbinsel Morea, an Venedig verloren, und jetzt hat sie die Zeit für gekommen erachtet, den Venezianern die griechische Beute wieder abzujagen: im Juni 1715 ist der Großvezier Damad Ali Pascha ganz überraschend mit 100,000 Mann über die Landenge von Korinth in Morea eingefallen, hat die trotzigen Felsenfestungen, die für uneinnehmbar galten, den vom Schrecken gelähmten Verteidigern entrissen, hat die ganze Halbinsel im Sturm erobert — und gleichzeitig hat die türkische Flotte sich Kretas und anderer wichtiger Inseln bemächtigt. Schon droht der Diwan mit gewaltigen Vorstößen gegen Rom und Wien; schon scheint Venedig verloren: alle seine Besitzungen in der Levante liegen dem Zugriff der Osmanen offen!

In dieser ihrer größten Not, da Österreich noch zögert, ihr beizuspringen, sichert sich die Republik das Feldherrngenie und die diplomatischen Kräfte des Matthias von der Schulenburg, der seit dem Spanischen Erbfolgekrieg zu den meistumworbenen Heerführern gehört, und der Deutsche stemmt sich sofort dem übermächtigen Feind entgegen. An eine Rückgewinnung von Morea ist nicht zu denken; vorerst kommt alles darauf an, das weitere Vordringen der türkischen Flut aufzuhalten! Venedigs

ſtärkſtes Bollwerk iſt die Inſel Korfu: ihr Beſitz macht es möglich, den Zugang zum adriatiſchen Meer und zu den wichtigen Plätzen an der dalmatiniſchen Küſte zu ſperren. — Mit nur 2000 Verteidigern wirft ſich Schulenburg in die Feſtung Korfu; gleich darauf landet die türkiſche Flotte ein 30,000 Mann ſtarkes Belagerungsheer, und nun beginnt ein Kampf, der die Augen von ganz Europa auf die griechiſche Felſeninſel zwingt, an deren ſteilen Baſtionen der uralte Gegenſatz zwiſchen morgenländiſcher Maſſenwildheit und abendländiſcher Manneszucht einen neuen, für das Abendland höchſt bedrohlichen Austrag findet. — Durch den ganzen Sommer 1716 wird ſich der ungleiche Kampf hinziehen, und ſchließlich wird der türkiſche Seraskier, der die wilde Belagerung führt, nach blutigſten Verluſten von der ſpröden Inſel weichen müſſen, um in ſeinen Oſten zurückzufahren: Europa wird von einem ſchweren Albdruck befreit ſein, und die Welt wird vom Ruhm des deutſchen Feldherrn wiederhallen! Münzen wird man auf ihn ſchlagen; Denkmäler wird man ihm errichten; Venedig wird die „virtus germana“ preiſen und mit Gold aufwiegen! Siegeslieder werden bei allen Regimentern im Heiligen Römiſchen Reich umlaufen, und die Bänkelſänger werden ihren Vortrag mit dem Vers beſchließen:

Ach, du armer Türkenmann,
Schaue, was ein Teutſcher kann!

Was Wunder, wenn auch im Tabakskollegium des Soldatenkönigs ausgiebig von dieſen Heldentaten geſprochen wird, — um ſo mehr, als ein Vetter des berühmten Mannes gerade an dieſem Abend ein wenig gefeiert wird!? Achaz von der Schulenburg muß alles auspacken, was er von dem Verwandten, von ſeiner Jugend, ſeinem Werdegang weiß; eine große Landkarte wird herbeigeholt und aufgehängt: auf ihr ziehen die Strategen mit ſpitzem Zeigefinger gegen den Halbmond zu Felde! Erinnerungen an Malplaquet werden aufgefriſcht, wo Matthias von der Schulenburg als kurſächſiſcher Generalleutnant die Regimenter Auguſts des Starken gegen Villars geführt —! Überhaupt Malplaquet: wer heute als Offizier einen Namen und Mériten

hat, der hat auch ſchon in jener denkwürdigen Schlacht mitgekämpft!

Grumbkow ſitzt an dieſem Abend, ganz gegen ſeine Gewohnheit, überaus ſchweigſam im Gitterſtuhl: ſeit der Geſchichte mit Chriſtoph Dohna, vor einigen Tagen, iſt ihm recht unbehaglich zumute, und jetzt fangen die verdammten Kerls auch noch von Malplaquet an! Er fühlt die ſpöttiſchen Blicke des Deſſauers auf ſich ruhen, und er hütet ſich, ſie zu erwidern; er hält ſich an den kalten Schweinebraten und ſpielt, ſcheinbar verſunken, mit einer Reihe von Brotkügelchen; doch ſeine Ohren lauſchen mißtrauiſch auf jedes Wort.

Um ſo lauter macht ſich der Major von Jürgaß bemerkbar. Er hat dem guten, raren Tokayer reichlich zugeſprochen, und angeſichts der Landkarte ſteigen aus früherer Lektüre einige Erinnerungen in ihm auf. Dabei verwechſelt er die Inſeln Korfu und Ithaka, und er fühlt ſich dunkel getrieben, eine Lanze für den alten Seefahrer Ulyſſes zu brechen: der habe doch auch ſchon in Kleinaſien gegen die Türken gefochten, damals im trojaniſchen Kriege, wobei er ſich durch Erbauung eines hölzernen Rieſengauls erhebliche Mériten gemacht, wie man bei dem Adler von Venuſia, dem göttlichen Vergilio, könne nachlesen! Später habe ſich dann beſagter Ulyſſes, nach langer, aber durch galante Abenteuer angenehm unterbrochener Irrfahrt, auf ſeine väterliche Inſel Korfu zurückbegeben, allwo er mit Hilfe eines ſublimen Sauhirten jene berühmten Fortifikationen angelegt, die noch heute dem Anſturm der Ungläubigen Trotz böten!

Friedrich Wilhelm hört ſich das Geſchwafel ein Weilchen an; er hofft, daß Jürgaß merken werde, wie wenig Verſtändnis man den Blähungen ſeines Bildungsfimmels in dieſem Kreis entgegenbringt. Doch der Major fabuliert unverdroſſen weiter, bis dem König die Geduld reißt, und er ihm zuruft: „Du büſt ook ſo 'n Blackſchißer, Jürgaß!“

Der Major fährt wild empor. „Das ſagt ein Hundsfott!!“ kräht er, ſtürmt hinaus und knallt die Tür hinter ſich zu.

Tableau!

Wortlos ſtarrt alles auf den König. Der ſagt ſeelenruhig:

„Das laß ich nicht auf mir ſitzen! Erſtens bin ich Oberſt, und er iſt nur Major, und zweitens müßt er mir auch dann vor die Klinge, wenn er Oberſt wäre, und ich wär Leutnant! Werd ihn auf Piſtolen fordern: wer von euch will meinen Sekundanten machen?"

„Unmöglich, Majeſtät!!" ruft alles durch einander; „das darf nicht ſein! Das wäre ja noch ſchöner!!" — Achaz von der Schulenburg zitiert die Bibel: „Ein geſalbtes Haupt —!"

„Quatſcht nicht, Herrſchaften! Der Kerl kommt mir vor den Lauf! Soll ich vielleicht weniger Ehre im Leibe haben als ihr??"

„Des Königs geheiligte Perſon iſt unantaſtbar!" ſagt Grumbkow.

Friedrich Wilhelm quittiert ihm den Liebesdienſt mit einem vernichtenden Blick. „Ihr habt wohl alleſamt Piſſe in den Knochen, anſtatt Mark!?" ruft er grimmig. So viel ſie auch auf ihn einreden, er beſteht auf der Säuberung ſeiner Ehre. Verboten hat er die Duelle, gewiß, gewiß! Aber das iſt eines jener Verbote, die ſich ſelber immer wieder aufheben, ſolange es honette Offiziere gibt, die ihre Ehre rein halten wie des Königs Rock, den ſie tragen. „Redet mich nicht dumm, ihr Männer! Trinkt lieber!"

Endlich gelingt es dem Deſſauer, dem königlichen Freund klar zu machen, daß Seine Majeſtät, wenn überhaupt, dann nur für Beleidigungen, die dem Staat zugefügt werden, ſich ſchlagen dürfe; ſeine eigene Perſon hingegen könne gar nicht beleidigt werden! „Ich bitte gehorſamſt, das Duell für Eure Majeſtät ausfechten zu dürfen!"

„Unſinn!! Du biſt genau ſo ein Landesfürſt wie ich", ſagt der König mürriſch; „und ſomit darfſt du dich auch nur dann kloppen, wenn Anhalt-Deſſau beleidigt wird!"

Was tun? Der heftige Starrkopf gibt nicht nach —!

Da tritt der Oberſt von Einſiedel vor: „Eure Majeſtät, wenn überhaupt ein Offizier dafür in Frage kommt, Dero königliche Ehre wieder herſtellen zu dürfen, dann bin i ch es! Als Stellvertreter und älteſter Offizier in Eurer Majeſtät Regiment bitte ich gehorſamſt, den von Jürgaß fordern zu dürfen!"

Friedrich Wilhelm ſieht aller Blicke erwartungsvoll auf ſich gerichtet. „Na ſchön, Einſiedel“, ſagt er ſchließlich; „bring er die Sache für mich in Ordnung!“ —

Am nächſten Tag ſchlägt ſich der Oberſt in einem Gehölz bei Potsdam mit dem Major auf krumme Säbel; er wird am rechten Oberarm verwundet und meldet im Verband dem König den erledigten Ehrenhandel.

„Na ſchön“, ſagt Friedrich Wilhelm; „da hiermit meine Offiziersehre wieder hergeſtellt iſt, will ich dem Jürgaß ſeine freche Schnauze nicht weiter nachtragen. Und er, mein lieber Einſiedel, —“ in den großen blauen Augen leuchtet es zärtlich auf — „traut er ſich wohl zu, dieſen Probetorniſter überzunehmen?“

„Spielerei!“ ſagt der Oberſt und ſchlüpft unter die Tragriemen.

„Traut er ſich auch damit über die Straße, wenn der Torniſter ſchwer bepackt iſt??“

„Muß gehen, Eure Majeſtät! Die blödſinnige Schmarre—!“

Da packt der König ſeinem Stellvertreter den Lederſack bis obenhin voller harter Taler, hängt ihn dem Getreuen behutſam um und kommandiert: „Marſch!“

Strahlend zieht der Oberſt ab. Er ſchleppt ein Vermögen nach Hauſe.

— — — — — — — — —

Im März ſchenkt die Königin einer Tochter das Leben; ſie wird auf den Namen Charlotte getauft. —

In den erſten Apriltagen, kurz bevor die Frühjahrsbeſichtigungen der Berliner Regimenter beginnen, taucht Jakob Paul Gundling wieder bei Hofe auf und wird in Gnaden angenommen, — wohlverſtanden: nach einem tüchtigen Rüffel, den das gelehrte Haus in reuevoller Zerknirſchung über ſein Perückendach ergehen läßt. Da der König nicht fragt, wo er ſolange geſteckt habe, fühlt ſich der Hofrat auch nicht bemüßigt, ſein Verſteck zu verraten. Er iſt froh, von ſeinem alten Verfügungsrecht über die Beſtände des königlichen Kellers wieder Gebrauch machen zu können, — hat ihn doch die Sehnſucht nach den freundlichen

Bouteillen vor allem wieder ins Schloß getrieben! — und er macht jetzt einen mäßigen Gebrauch: weder zur mittäglichen Hoftafel, noch zum Kolleg erscheint er in angetrunkenem Zustand; er hält sich senkrecht und setzt sich voller Eifer hinter sein großes Werk über die deutschen Kaiser; er wühlt sich in die viertausend Urkunden des Staatsarchivs hinein, die er zum „Diplomatischen Codex des Hauses Brandenburg" verarbeitet, und er liefert damit seinem Gebieter den Beweis einer profunden Gelahrsamkeit wie eines unbändigen Fleißes. Eitel Zufriedenheit um den Herrn Hofrat —!

Wenn man doch alle verfahrenen und faul dahinschleichenden Angelegenheiten mit solch einem heilsamen Rüffel könnte in Schwung bringen! Aber die Dinge dieser Welt sind träge, zähe und empfindungslos: man kann sie nicht anschnauzen —!!

Da liegt der dicke Akt: Liquidation der väterlichen Hofhaltung. Alle vier Wochen kommt er zur Wiedervorlage, seit nunmehr drei Jahren, und immer noch hängt viel von dem alten Trödel herum! Die Maskeradenkammer wenigstens ist jetzt geräumt; ein paar Wagenladungen voll alter Komödienkleider sind für 3500 Taler verkauft worden: kommt meiner Kasse sehr gelegen! Meine hochselige Frau Mutter im Himmel wird es verschmerzen, daß ihre zahlreichen Kostüme zum Theater-Garderobier und zum Trödler wandern; ich verschmerze meine alten Narrenröcke erst recht: bin ohnehin resolvieret, meine ferneren Tage ausschließlich in der Uniform zu verbringen! — Aber hier: was ist mit den sechsunddreißig alten Karossen und Chaisen aus dem Marstall? Will keiner haben?? Wär ja noch schöner! Königliches Dekret: Die Berliner Jüdenschaft hat die sämtlichen Wagen aufzukaufen, widrigenfalls ihr die Schutzbriefe entzogen werden! Sollen den ganzen Fuhrpark billig haben — für 2000 Taler alles in allem! Was die Jüden damit machen, ist ihre Sache; meinetwegen können sie damit ins gelobte Land fahren; den Vorspann dazu stell ich ihnen gratis!

Was ist mit der Rekrutenkassa? In letzter Zeit ist wenig Geld darin eingegangen? Dann kitzel er, in drei Deubels Namen, die Leute etwas kräftiger, daß sie Titel kaufen, Herr

Finanzrat! Wir brauchen Geld und wieder Geld für unſere langen Kerrels; Plusmacherei muß ich treiben — verſteht er!? — Na alſo — ſchon hat der Kammergerichtsrat Katte ſich den Geheimratstitel gekauft; da hab ich wieder einen Haſen für tauſend Taler gefangen! Und den Hofratstitel verkaufen wir von jetzt an ſchon für fünfhundert Taler; von uns aus kann jeder zweite Berliner ein Hofrat werden, wenn ihm das Spaß macht und ſeine harten Taler wert iſt! Ausländer bekommen es billiger, für dreihundert Taler, ſinte wir von ſelbigen die Eitelkeit nicht ſo aus der Nähe riechen müſſen! — Hier bewirbt ſich ein Doktor Johann Andreas Eiſenbarth um den Hofratstitel, ſeines Zeichens ein Wandermedikus, geboren zu Viechtach im Bayeriſchen Wald anno 1661: gut ſo! Mag der Marktſchreier ſich einen königlich preußiſchen Hofrat ſchimpfen; dann glaubt das Volk um ſo herzhafter an ſeine Pillen und wird geſund davon: ſo tuet unſere Rekrutenkaſſa noch ein gutes Werk extra! — Es können aber die Beiträge zur Kaſſa auch in naturalibus gezahlet werden; das will beſagen: wenn ein Aſpirant mir etliche lange Kerrels ſtellet, hat er ſich unſerer vorzüglichen Gnade zu gewärtigen! Der Baron Kannenberg, ſo kürzlich zween Grenadiers geſtellet, worauf ſein verjährter Prozeß zum Abſchluß gebracht worden, mag ein Exemplum zur Nacheiferung abgeben; notier er das, Herr Rat! —

Der Geheime Kriegsrat von Katſch, General-Auditeur der Armee, iſt beauftragt worden mit der Feſtſtellung, wie viele Mannſchaften insgeſamt ſeit dem Thronwechſel von 1713 aus preußiſchen Heeresdienſten deſertiert ſind. Er legt dem König die Aufſtellung vor, und ſtirnrunzelnd ſtudiert der Oberſte Kriegsherr dieſe fatale Liſte: rund viertauſend Mann ſind innerhalb der letzten drei Jahre fahnenflüchtig gegangen, der zehnte Teil der Armee! Das macht pro Jahr mehr als tauſend Mann, macht pro Tag drei Kerls, die ihm davonlaufen —!

„Wie iſt das nur möglich, Katſch!? Sind es die vielen Ausländer, die nicht zu meiner Fahne ſtehen wollen vor lauter Heimweh??“

„Iſt nicht an dem, Eure Majeſtät! Sind zumeiſt Dero

Landeskinder, ſo entweichen und lieber über die Grenze gehen als weiterdienen!"

„Bleibt mir ein ſtändiges Rätſel, Katſch! Was ficht die Kerrels nur an, des Königs Rock zu neglegieren?? Muß doch ein jeder von uns ſeine verdammte Pflicht und Schuldigkeit tun; warum nicht der Soldat!? Wo ſteht ſich der Soldat beſſer als beim König von Preußen??"

„Es liegt nicht an den Gebührniſſen, Eure Majeſtät; es liegt ganz einfach an der Kluft zwiſchen dem, was von dem Kerl verlangt wird, und dem, was der Kerl leiſten kann, reſpektive was der Kerl vorſtellt. Man verlangt von ihm eine Pflichterfüllung bis ins Letzte, tagein, jahraus; ſein Leben iſt eine unerbittliche Kette von Drill und Subordination, von Prügelſuppe und Schurigelei, mit knapper Freizeit zum Genuß des bißchen Lebens! Trotzdem würde der Kerl ſich in Königs Rock wohlfühlen und ſogar ſtolz auf ſelben ſein, wenn er im Lande höher geachtet wäre und beſſere Ausſichten auf Avancement hätte! Nun hat ſich aber der Soldat bald hundert Jahre lang die Achtung des Volkes verſcherzt, ſinte ſeit den großen Kriegswirren ſämtliches Geſindel in aller Herren Ländern der Trommel nachgeloffen, worunter noch heute der honette Soldat gar bitterlich zu leiden hat, auch immer wieder erleben muß, daß ſeine Ehefrau, ſo er eine hat, als Soldatenweib überall ſcheel angeſehen wird! Und was das Avancement betrifft, ſo pflegt ein ſolches ja nur in längeren, blutigen Kriegen eine raſche Entwicklung zu nehmen. Zudem haben Eure Majeſtät alle Offiziersſtellen dem Adel vorbehalten —"

„Nicht alle; wir laſſen Ausnahmen zu, wie er ſehr wohl weiß, Katſch! Aber im allgemeinen m ü ſ ſ e n wir die Offiziersſtellen unſerm Landadel reſervieren; denn ſolches iſt die einzige Möglichkeit, die junkerlichen Querköpfe an unſere Staatsräſon zu gewöhnen und ſie der Krone dienſtbar zu machen: ſie müſſen merken, daß nur mein Rock ihnen Achtung im Lande ſichert, und daß die Krone keine größere Ehre zu vergeben hat als die, mit der Waffe in der Hand für das Beſtehen des Staates eintreten zu dürfen!"

„Sehr wohl, Eure Majeſtät; aber dann ſollte auch der ge-

meine Mann, der gleichfalls des Königs Rock trägt, an dieſer Ehre ſtärker teilhaben, als es derzeit der Fall iſt!“

Der König lehnt ſich nachdenklich im Stuhl zurück. „Mein lieber Katſch“, ſagt er verhalten, „er fährt da mit ſeinem ſpitzen Auditeurfinger an einer der ſenſibelſten Stellen meines Staatscorpus herum, an einer noch nicht verheilten Wunde! Vermeinet er etwan, ich wüßte das nicht alles ſelber, was er mir da vorhält!? Der Soldatenſtand wird erſt dann ein allgemein geachteter und geehrter Stand ſein, wenn jedes Landeskind in ihm zu dienen verpflichtet ſein wird; denn erſt dann ehrt jeder Untertan ſich ſelber und die Geſamtheit damit, daß er meinen Rock ehrt. Aber bis zu einer ſolchen allgemeinen Wehrpflicht iſt noch ein weiter Weg! Wir haben heute eine Armee von mehr als 40,000 Mann, und ſo Gott uns noch genügend lange am Leben läßt, hoffen wir die Armee auf 100,000 Mann zu bringen: dann wird Preußen völlig unangreifbar ſein für alle ſeine Neider, und unſer Staat kann ſich den Raum ſichern, den er zu ſeiner Entwicklung braucht! Wir hegen auch gar keine Sorgen wegen der Koſten, die ein ſo großes Heer verurſacht; denn es iſt ein altes, offenes, von den fürſtlichen Maitreſſenhengſten freilich vergeſſenes Geheimnis, daß eine noch ſo große Armee ſich ſchließlich immer ſelber unterhält dadurch, daß ſie mit ihren großen Bedürfniſſen die Induſtrie des Landes in Bewegung ſetzt und das Geld rollen läßt! Dieſes Geld freilich muß zunächſt da ſein; wir gewinnen es dadurch, daß wir die verbriefte Lehenspflicht des Adels in allen unſeren Landesteilen ablöſen laſſen durch Barzahlungen: für jedes Ritterpferd, ſo die Junkers in früheren Zeiten ihrem Landesfürſten zu ſtellen verpflichtet waren, zahlen ſie uns von jetzt an fünfzig Taler pro anno: daraus können wir gar manches neue Regiment aufſtellen! Nicht am Gelde fehlt es, mein lieber Katſch; es fehlt uns einfach an Menſchen! Preußen zählt heute etwas mehr als zwei Millionen Seelen; bei einer Armee von 100,000 Mann müßte jeder zwanzigſte Einwohner, Frauen, Greiſe nnd Kinder mitgerechnet, ſtändig unter den Fahnen ſtehen. Wollte ich dieſes durchdrücken, dann blieben überhaupt keine Menſchen mehr übrig für die Landwirtſchaft,

von der wir leben, — für die Manufakturen, so unsern Bedarf decken und zudem Geld ins Land ziehen, — für die Beamtenschaft, so für Ordnung im Land zu sorgen hat! Die allgemeine Wehrpflicht kann sich nur ein gut bevölkertes, leidlich wohlhabendes Land leisten, nicht aber ein menschenarmes, noch vom Ausland abhängiges Land, wie es Preußen derzeit ist! Wir müssen daher noch auf Jahrzehnte hinaus unsere Armee durch die Werbung, vor allem im Ausland, rekrutieren, und solches bringt leider mit sich, daß der Soldatenstand, bunt zusammengetrommelt wie er einmal ist, noch nicht als ein sonderlich honetter Stand gelten kann. Dieses die Antwort auf seinen Vorschlag, mein lieber Katsch!"

Der Geheime Kriegsrat verneigt sich zustimmend.

„Solche Erkenntnis birgt indes keinen Grund zur Resignation", fährt der König fort. „Die Krone darf nicht in Jahren denken; sie muß in Jahrzehnten, sie sollte sogar in Jahrhunderten denken! Und in hundert Jahren wird Preußen, des sind wir zuversichtlich, so weit aufgebaut sein, daß es sich der Segnungen einer allgemeinen Wehrpflicht erfreuen kann! Doch wenn meine Successores dereinst mit einem guten Volksheer, so aus den besten Landeskindern besteht, ihre Politik werden verteidigen können, dann sollen sie nicht vergessen, welche Mühe und welche Not ich durchzumachen gehabt, den Grundstein für dieses Heer zu legen! Ist doch der dreißigjährige Krieg das größte Unheil gewesen, so jemalen über das Teutsche Reich hereingebrochen, und hat er insbesondere das Heerwesen in eine gar schlimme Kloake verwandlet! Wer diese Kloake auszuräumen hat, der wird dreckig und kann sich nicht einmal die Nase dabei zuhalten; er muß so streng, ja so grausam bei seinem Werk sein, daß spätere Geschlechter, die zu ihrem Glück von der großen Cochonnerie nichts mehr wissen, ihn vielleicht für einen Despoten und neuen Prokrustes halten, — für einen Kinderschreck, den weichmütige Ammen und alberne Weltverbesserer ihrem erschlafften Zeitalter vorführen! Doch das alles vermag uns nicht irre zu machen auf unserm Wege, den bis ans Ende zu gehen uns Gott befohlen hat!"

* * *

Die Widerstände der Junker gegen die Souveränität der Krone scheinen zu ermatten. Die preußischen Landstände finden sich allmählich mit dem neuen Regime ab; selbst die Ablösung der Ritterpferde, die anfangs so lebhafte Empörung beim Landadel erweckt hat, wird jetzt ruhiger beurteilt, wird anerkannt und durchgeführt. Die Einführung des General-Hufenschoßes freilich hat noch einmal stark am freiheitlichen Selbstbewußtsein der Großgrundbesitzer gerüttelt, und die preußischen Stände haben als ihre Delegierten die Herren von Ostau und von Redern nach Berlin geschickt in der Hoffnung, diese gleichmachenden Steuerbestimmungen ließen sich wegdisputieren oder wenigstens mildern —! Doch der König hat die beiden Herren nach Potsdam in sein Jagdschlößchen entführt, hat ihnen recht hübsche Pensionen bewilligt, hat sie gut bewirtet und sie bei einem soliden Rausch, der den zu Königsberg üblichen Räuschen in nichts nachgestanden, seiner unverminderten königlichen Gnade versichert, — womit denn die Beibehaltung des Hufenschoßes ihre endgültige Bekräftigung ganz stillschweigends gefunden!

Weniger erfreulich zeigen sich die Zustände im Herzogtum Magdeburg; die dortigen Vasallen vermögen sich mit der neuen Ordnung noch keineswegs abzufinden. Sie sind erst vor zwei Menschenaltern unter den Brandenburger Kurhut gekommen und fühlen sich der Krone Preußen nur schwach verpflichtet, zumal da viele von ihnen einen Großteil ihrer Güter in den Nachbarländern liegen haben oder selber in fremden Diensten stehen: da soll der Marquis von Brandenburg erst einmal kommen, wenn er seine unverschämten Neuerungen durchdrücken will! Die königliche Regierung in Magdeburg meldet nach Berlin, der hiesige Adel berufe sich auf seine Privilegia von 1648 und sei entschlossen, zu deren Verteidigung sich an Kaiser und Reich zu wenden. — Abwarten! denkt der König; wir werden ja sehen, ob diese Frondeurs die Stirne haben, wider königliches Recht und Gebot sich aufzulehnen! — Er geht mit der Ritterpferd-Ablösung auf jährlich vierzig Taler herunter und gibt Ordre, in Verweigerungsfällen die Gelder mit Zwang einzutreiben. Landräte, die sich widersetzen, werden kas-

siert werden: der Landrat hat sich für die Krone, nicht für die Stände zu bemühen!

Ja, wenn man es nur mit der Ritterschaft, mit dem Landadel allein zu tun hätte! Aber die Städte sind genau so widerspenstig; auch sie versteifen sich auf alte Selbständigkeiten, die heute durch nichts mehr gerechtfertigt sind. Längst versunken ist die Hanse; längst zerplatzt sind die Städtebünde! Sinnlos ist es, nach den Freien Reichsstädten zu schielen; denn Stadtgemeinden, die keine Reichsstände, sondern Landstände sind, haben der Krone zu gehorchen! Ja, wenn sie noch die vorbildliche Verwaltung hätten, durch die sie einstmals groß geworden sind! Aber damit steht es trübe. Schon vor dem dreißigjährigen Krieg waren die Städte aus blühenden Gemeinwesen herabgesunken zu Ausbeutergesellschaften: sie hatten die Steuerrechte durch List oder Gewalt den Landesfürsten entwunden, — nicht etwa, um Kaiser und Reich damit zu dienen, sondern nur, um sich selber zu bereichern. Sie selber: das war nicht die Gesamtheit der Bürgerschaften; das war der Vetternklüngel in den Stadträten, der den einzelnen Bürger bedrückte und rechtlos machte; der seine städtischen Bauern entrechtete und ausplünderte; der sich nicht mehr als Vertreter des Gemeinwesens vorkam, sondern als Obrigkeit mit der Befugnis, durch die Büttel bei jeder Gelegenheit Macht vor Recht zu setzen und Handwaschерei im engsten Kreise der sogenannt regierenden Familien zu treiben. — Was aber an Wohlstand in den Städten noch vorhanden gewesen ist, das hat der unselige Krieg während eines Menschenalters hinweggefressen, und damit sind auch Zucht und Ordnung, Gewerbefleiß und Bürgerstolz dahingesunken; übrig geblieben ist nur der Geist eines hämischen Neidingtums und tückischer Brutalität, die nach oben kriecht und nach unten stampft: ein fahles, gehässiges Zerrbild ehemaliger Eintracht und bürgerlichen Gemeinsinnes. Wer in diese Hornissennester hineinsticht, der versündigt sich nicht an edlen, ehrwürdigen Freiheiten; der tut ein gutes Werk der Säuberung und verhilft dem schlichten Bürger zu neuem Leben, zu befreitem Atemschöpfen und zum Glauben an das Walten einer Gerechtigkeit, die weiter und tiefer zu blicken

vermag als die Halskrauſenköpfe der eiferſüchtig verſippten Stadtväter!

Und Friedrich Wilhelm greift ein.

Er ſchafft auch hier Luft und Leben. Was unter ſeinem Großvater begonnen, was unter ſeinem Vater wieder eingeſchlafen war, das treibt er voran: die Einführung gerechter Steuern, die den Bürger nach ſeinen Kräften erträglich belaſten. Die Akziſe, wie man die indirekte Verbrauchsſteuer nennt, wird aus ſtädtiſcher in ſtaatliche Hand überführt, die Finanzgebahrung der Städte wird königlicher Kontrolle unterworfen. Mögen ſich die Halskrauſen ſträuben, ſo heftig ſie wollen: auch die Städte ſind nichts weiter als ein Teil des Staates und ſie können nur dann blühen, wenn der Staat gedeiht. Der Staat aber kann nur dann gedeihen, wenn alle ſeine Teile zum gemeinſamen Wohl zuſammenarbeiten! Wenn dagegen eine Stadt, nur um ihrer herrſchenden Sippenkaſte ein üppiges Leben zu ſichern, Schulden über Schulden macht, wenn der kleine Bürger unter der Steuerlaſt des Schuldendienſtes zuſammenbricht und wenn ſchließlich gar, da die Stadt aus eigenen Mitteln ſich nicht freimachen kann, der Staat einſpringen muß, das verrottete Gemeinweſen zu entſchulden, dann hat der Staat nicht nur das Recht, ſondern die verdammte Pflicht, hier auszumiſten und auszuſtäuben, den unzähligen großen und kleinen Schmarotzern ihre Sinecuren zu verleiden: der königliche Steuerrat wird ſolches in Zukunft beſorgen!

Gewaltige Aufregung in allen Städten der Monarchie! In der Staatskanzlei häufen ſich die Beſchwerdeſchriften; feierlich hochgelockte Deputationen rücken in Berlin an; ja, Landſtände und Städte ſchließen ſich zuſammen gegen den ſcharfen Morgenwind, der ihnen die fröſtelnde Erkenntnis zubläſt, daß es mit der Selbſtherrlichkeit mittelalterlichen Eigengenügens jetzt und auf immer zum Ende geht! Vor allem ſind es die Städte des preußiſchen Weſtens, die ſich hartnäckig ſträuben: in Cleve und Mark fühlt ſich die altdemokratiſche Libertät am ſtärkſten bedroht!

Der König läßt ſich nicht beirren. In allen Städten ſetzt er ſeine Kommiſſionen ein, die den Magiſtraten ſcharf auf den Pelz

rücken und die geheimſten Schmiertöpfchen der Korruption aufſpüren; ſo gewinnt die Staatsführung ſchon bald ein Bild von den Zuſtänden der einzelnen Städte, und ſie nötigt den Stadtverwaltungen einen geordneten Etat auf, darin, nach ſtaatlichem Vorbild, Einnahmen und Ausgaben ſich die Waage halten müſſen.

Auch im Gerichtsweſen der Städte heißt es aufs ſchärfſte ausfegen und auslüften; denn wahre Wanzenſchwärme von Advokaten und Prokuratoren, von Wucherern und Winkelſchreibern haben ſich in der Gerichtsbarkeit eingeniſtet und ſorgen dafür, daß kein Prozeß jemals zum Ende kommt. Vergleichbar gewiſſen Ärzten, die nicht vom Geſundwerden, ſondern vom Krankbleiben ihrer Patienten leben, ſchieben ſich die Zuhälter der Juſtitia zu Dutzenden zwiſchen den Recht Suchenden und ſein gutes Recht, wobei ihnen das römiſche Corpus juris und die Pandekten ein gutes und unerſchöpfliches Arſenal von Beißzangen, Fallſtricken und Martergeräten liefern: ſie erlauben, aus dem unglücklichen Klienten auch noch den letzten Gulden herauszuſloßen: hat er dieſen ausgeſpuckt, ſo mag er verrecken; es ſtehen genug neue Kunden an!

Mit unverſöhnlichem Ingrimm verfolgt Friedrich Wilhelm dieſe Schinder der Gerechtigkeit: in ſeiner landesväterlichen Bruſt kocht geſammelt und verdichtet die Enttäuſchung, die Wut und die Verzweiflung vieler Tauſende, die durch jene Blutſauger zugrunde gerichtet worden ſind, und er rächt ihren Untergang: er verfügt, daß zwei Drittel der etwa zwölfhundert Advokaten und Prokuratoren in Preußen ihre Ämter niederlegen müſſen; die Beſtätigung der Verbleibenden behält er ſich perſönlich vor, ebenſo die Neuernennungen. Zu jedem Gericht darf ihrer künftig nur ein Numerus clausus zugelaſſen werden; dazu ſind die Rechtsberater genötigt, eine in ihrer Schlichtheit genau beſtimmte, ſchwarze Amtstracht auch auf der Straße und daheim zu tragen, auf daß der Bürger ſie ſchon von weitem erkennen und ihnen aus dem Wege gehen kann! —

Auch des Polizeiweſens in ſeinen Städten nimmt ſich der König nachdrücklichſt an: durch Edikte wird das geſamte bürger-

liche Leben geregelt vom Nachtwächter bis zum Kaminkehrer, vom Hausbau bis zur Feuerwehr, vom Brauen, Backen und Schlachten bis zur Bettelei und zur Armenpflege. Von der Hundeſteuer bis zur Straßenbeleuchtung, von der Hebamme bis zur Friedhofsordnung, — kurz: vom Morgen bis zum Abend, vom Keller bis zum Schornſtein, von der Zeugung bis zum jüngſten Tage wird das Daſein des Städters betreut und in feſte, ſaubere Bahnen gewieſen! —

Alljährlich im Juni geht der König auf die Inſpektionsreiſe. Er hat ſich einen Plan gemacht, wonach er jeweils binnen drei Jahren ſeine ſämtlichen Provinzen im Verlauf der ſommerlichen Rundreiſen beſuchen und beſichtigen kann, ohne daß die Behörden und Regimentschefs in den einzelnen Städten vorher wiſſen, wann er auftaucht; denn nur das überraſchende Erſcheinen gibt ihm die Gewähr dafür, daß die Staatsdiener keine Zeit haben, ihm blauen Dunſt vorzumachen!

In dieſem Sommer 1716 beſucht er wiederum Preußen und Litauen: dort iſt noch immer die Not am größten, die Hilfe am nötigſten. Und was er dort ſieht, erfüllt ſein Herz aufs neue mit tiefem Kummer und brennender Teilnahme. Armes, ſchönes Land, wann endlich wirſt du wieder blühen und Frucht tragen, ein großer Garten bäuerlichen Wohlſtandes und landesväterlicher Freude? Wohl iſt in den letzten zwei Jahren manches geſchehen; Alexander zu Dohna und Graf Truchſeß zu Waldburg ſind nicht müßig geweſen. Der wackere Trux ſchuftet ſogar mehr, als ſeiner beſchädigten Geſundheit zuträglich iſt! Die Verwaltung iſt ſauberer geworden; der korrumpierte „Landkaſten", dieſes Muſterbeiſpiel eines verrotteten Steuerſyſtems in der Hand von betrügeriſchen Einnehmern, verſchwindet nunmehr und wird überall durch den General-Hufenſchoß erſetzt, — dank euch, mein lieber Trux! Auch mit der Neubeſiedlung iſt inzwiſchen begonnen worden: mehrere hundert Bauern ſind in den verödeten Dörfern angeſetzt worden; aus dem ganzen Reich ſind ſie herbeigekommen, Land nehmen zu dürfen, und ſchon zeigen ſich hier und dort wieder beſtellte Felder. Die Bürger haben angefangen, in ihre Städte zurückzukehren, nun die furchtbare Peſt endgültig erloſchen iſt.

Und doch, was iſt das alles? Nur ein Tropfen auf dem heißen Stein! Unendlich vieles bleibt zu tun, und das Schlimmſte iſt nach wie vor der bittere Mangel an Menſchen, an Bauern, an Unternehmern! Die Goldmacher haben wir zum Teufel gejagt; doch einem Menſchenmacher würden wir Ehrenpforten errichten! Ach ja, wer doch Menſchen backen könnte von heute auf morgen, ohne erſt dreißig Jahre warten zu müſſen, bis ein Geſchlecht herangewachſen! Was geht nicht alles zugrunde in ſolchen dreißig Jahren des Wartens! Hierin *Geduld* zu üben, täglich von neuem eine ſchier übermenſchliche Geduld, — das verleih mir, Gott!

Ganz beſonders bekümmert den König auf dieſer Reiſe die Feſtſtellung, daß es um Kirchen und Schulen in den beiden Provinzen geradezu jämmerlich beſtellt iſt. In manchen Gegenden haben ſiebzig oder gar neunzig Dörfer zuſammen nur *eine* Kirche, nur *eine* Schule! Oft meilenweit müſſen die Gläubigen zum Gottesdienſt, die Kinder zum Unterricht über Land laufen, und in den Wintermonaten iſt es der Jugend überhaupt verwehrt, in die Schule zu gelangen; dann muß ihr der Dorfſchäfer den Lehrer machen! So lernen die Kinder weder ſchreiben, noch leſen; das Wort der Schrift bleibt ihnen vorenthalten, und finſterſter Aberglaube, von alten Hexenmuhmen genährt, will mit ſeinen Schimmelpilzen die kindlichen Herzen überziehen! Alſo müſſen Kirchen und Schulen gebaut werden, vor allem *Schulen*; notiert das bitte, lieber Dohna! Hundert bis hundertfünfzig Schulen, planmäßig auf die größeren Dörfer verteilt, ſind das allerwenigſte, was das Land *ſofort* braucht! Mit der Zeit muß dieſer Beſtand verzehnfacht werden: Jahr für Jahr wird eine beſtimmte Mindeſtzahl neuer Schulen zu errichten ſein! Was iſt der Menſch, wenn er nicht in der Bibel und im Katechismus leſen kann, was ſeiner Seele nottut, — nicht im Intelligenzblatt, was ihm als einem Staatsbürger obliegt? Was iſt er, wenn er nicht ſchreiben kann, was mitzuteilen ihn des Herzens Sorge oder Freude treibt? Noch immer gehen die alten Götzen der Pruzzen und Litauer hier im Land um: wenn ſie die Herrſchaft über die Seelen meiner Landeskinder zurückgewinnen,

dann haben Jahrhunderte in dieſer Landſchaft umſonſt gerodet, gebaut und Gottes Wort verkündet!

Sorgenvoll macht ſich der König auf die Heimreiſe. Nur die täglich neu andrängende Arbeit, neue Beſichtigungen, neue Aufgaben locken ſeine unermüdliche Fürſorge in andere Bahnen, ſeinen Blick auf andere Ziele. Ein Glück iſt es, daß der Menſch keine Zeit behält, bei ſeinen Hauptſorgen zu verweilen; es müßte ihn ſonſt ſchwermütig machen!

Gegen Ende Auguſt trifft er wieder in Berlin ein, und ſofort ſtürzt ein doppelter Schwall dringender Arbeiten über ihn herein: deſſen, was er ſelber während der Reiſe aufgeſchoben, und deſſen, was ſeine Miniſter für ihn aufgehoben. Tagelang ſchwimmt er in der papiernen Flut; er teilt ſie mit gewaltigen Stößen, ſchleudert ungezählte Bagatellen erledigt hinter ſich, legt Wichtigeres beiſeite, bewältigt in den nächſten Tagen auch dieſes und ſieht endlich, aufatmend, die angeſtaut geweſene Aktenflut durch die dienſtlichen Kanäle davonſchießen. Jetzt kann er daran denken, für friſch-fröhliche Jagdwochen ins herbſtliche Wuſterhauſen überzuſiedeln.

Doch vorher gilt es noch einige Entſcheidungen im Hinblick auf die allzu ſpröde Frau Juſtitia zu treffen.

Der König läßt den Miniſter von Ilgen rufen und nötigt den alten Vertrauten mit herzlicher Hand in einen bequemen Stuhl: „Diesmal nichts Außenpolitiſches, verehrter Freund; vielmehr möchte einen perſönlichen Ratſchlag von Euch haben! Ihr wiſſet, wie nahe mir die Schaffung eines allgemeinen Landrechts am Herzen liegt, danach alle Zivilprozeſſe in meinen Ländern ſollen geführt werden. Hab aber in dieſer Sache bisher noch nicht merklich réuſſieret: zuerſt iſt mir der gute Bartholdi aus der Arbeit weggeſtorben, und dann hat die juriſtiſche Fakultät zu Halle, die von mir mit der Herſtellung des Entwurfs beauftragt worden, inſofern enttäuſcht, als ſie über beſagtem Landrecht zwar nicht entſchlafen, wohl aber eingeſchlafen iſt. Man darf eben keine Verſammlung, ſondern immer nur einen M a n n mit derlei Aufgaben betrauen, und dieſen Mann ſollt ihr uns namhaft machen, mein lieber Vater Ilgen! Den wir dafür

ſuchen, der muß einen geſunden Menſchenverſtand haben, und er muß vor allem auch dem römiſchen Recht abhold ſein; denn wenn Streit um einen Acker in Pommern iſt, warum ſoll dann der Bauer den ollen Kaiſer Juſtinian fragen?? Das Landrecht muß dem einfachen Mann verſtändlich und einleuchtend ſein; alſo brauchen wir einen klaren Kopf, der ein ſolches zu konzipieren imſtande iſt!"

Ilgen lächelt verſtändnisinnig und macht nachdenklich die Augen zu. Der König ſieht an den ſpöttiſchen Zuckungen des klugen Fuchsgeſichtes, daß der alte Geheimrat eine Reihe von juriſtiſchen Leuchten vor dem Archivum ſeines inneren Blicks vorüberziehen läßt, ohne von dieſer Parade befriedigt zu ſein.

„Meines Erachtens", ſagt Ilgen endlich, „käme für die wichtige Aufgabe nur der jüngere Freiherr von Cocceji in Frage, der zur Zeit als Geheimer Juſtizrat die Intereſſen von Eurer Majeſtät Krone beim Reichskammergericht in Wetzlar wahrnimmt. Schon ſein Vater, der gelahrte Profeſſor, hat die preußiſchen Anſprüche auf die Oraniſche Erbſchaft mit ſpürbarem Erfolg im Haag vertreten, und er ſelber ſcheint mir durchaus der Mann zu ſein, den Eure Majeſtät brauchen: ſteht im ſiebenunddreißigſten Lebensjahr und dürfte ſomit die erforderliche Vigueur haben, unter den verſtaubten Perücken aufzuräumen und aus einem Dutzend Länderrechten ein geſundes Landrecht zu machen!"

„Ich danke euch, Ilgen!" ruft der König erfreut. „Auch ich hab ſchon an den jüngeren Cocceji gedacht! doch wollt ich zuvor eure Meinung hören. Wir werden uns alſo den Herrn Geheimen Juſtiz- und Oberappellationsrat aus Wetzlar verſchreiben! — Und jetzt habt die Güte, im Vorzimmer zu ſagen, daß wir den Geheimrat von Katſch zu ſprechen wünſchen!"

Ilgen geht, Katſch kommt.

„Mein lieber Katſch, er weiß, wie fatal uns ſeit jeher die ſeit vielen Jahrzehnten eingeriſſene Verſchleppung aller Prozeſſe iſt! Das gilt nicht nur von den Zivilverfahren, nein, erſt recht von unſerm Strafrecht; denn gerade der Angeklagte hat guten Anſpruch darauf, b a l d vor die Schranken zu kommen und nicht in Unterſuchung zu verſchimmeln! Wir haben daher ſchon

bei unſerm Regierungsantritt verordnet, daß alle Strafverfahren binnen einem Jahr erledigt ſein müſſen; wir ſind aber damit immer noch nicht durchgedrungen; der ſchwerfällige Karren der Juſtiz iſt bis dato noch nicht in ein raſcheres Rollen gebracht worden. Wir befehlen daher eine Kommiſſion zur Feſtſetzung einer neuen Kriminalordnung, und wenn ich ihm, mein lieber Katſch, den Vorſitz in dieſer Kommiſſion übertrage, ſo darum, weil er als General-Auditeur meiner Armee mir der geeignete Mann ſcheint, die peinliche Ordnung mit der erforderlichen Superiorität und Realität zu verfaſſen!"

Der von Katſch verneigt ſich gehorſamſt; ſein ſtrenges Geſicht bleibt unbewegt. — Der König fährt fort: „Wir wünſchen folgende Punkte in das neue Strafrecht aufgenommen zu ſehen: Künftig ſoll den Angeklagten ein Verteidiger geſtellt werden, auch dann, wenn freiwillig keiner bereit iſt, einen hoffnungsloſen Fall zu vertreten: es wird dann offizialiter ein Verteidiger beſtimmt. Der Angeklagte ſoll fürder das Recht genießen, Berufung einzulegen oder ein Gnadengeſuch an uns zu richten, falls er zu Gefängnis oder Landesverweiſung verurteilt wird. Leibesſtrafen, Folterungen und Feſtungsarbeit müſſen von uns beſtätigt werden; auch wahren wir uns das Recht, die Urteile zu mildern oder zu ſchärfen. Wir hoffen, von dieſem königlichen Recht nur ſehr ſelten Gebrauch machen zu müſſen; denn wir haben Vertrauen zu den von uns ernannten Richtern und halten es für verderblich, wenn die Krone in die Unabhängigkeit der Juſtiz eingreift. Wir betonen auch nachdrücklichſt, daß kein Richter ſich bewogen fühlen darf, Entſcheidungen oder Urteile zu fällen im fiskaliſchen Intereſſe!! Die Gerichte ſind nicht dazu da, den königlichen Kaſſen etwan Gelder zuzuſchanzen; vielmehr iſt ihre Aufgabe, ſtreng nach Recht und Billigkeit zu urteilen!! Ein Richter, der unſer königliches Intereſſe vorſchützen möchte, kann ſolches zu keiner Entſchuldigung weder in dieſem, noch in jenem Leben vorbringen!"

Der von Katſch verneigt ſich zuſtimmend.

„Er lächelt, mein Lieber!? Er hält es nicht für möglich, daß ſolches geſchehen könne?? Bitte, hier der Beweis!" Der König

ſucht in den Papieren auf dem Schreibtiſch herum und reicht ſeinem General-Auditeur ein Blatt. Katſch lieſt es ſchmunzelnd durch; es iſt die Eingabe eines Kriegsrats, in der dem König empfohlen wird, den Oberſten Geheimen Juſtizrat, bei dem alle Reviſionsverfahren zuſammenlaufen, auf die Wahrung königlicher Intereſſen zu verpflichten: dadurch ließe ſich manches ſchöne Stück Geld gewinnen! — Friedrich Wilhelm hat an den Rand der Eingabe geſchrieben: „Narr, Narr, Narr!! Wenn du nicht eines Obriſten Sohn wäreſt, würde ich dir hundert Stockprügel geben laſſen!“

„Wir leben weder in Polen, noch im Kirchenſtaat, noch gar im Fürſtentum Schnippel-Puckelsdorf; wir leben in Preußen, mein lieber Katſch, und von der preußiſchen Juſtiz ſoll es allezeit heißen, daß ſie dem Volk und nicht dem Fürſten dienet! Alſo tu er das Seine dazu!“

VII.

Schach dem König?

Unter der Jagdgeſellſchaft, die in den erſten Septembertagen nach Wuſterhauſen abgerückt iſt, befindet ſich auch der Hofrat Gundling, — Pardon: der Geheimrat Gundling; denn mit dieſem Titel hat ihn des Königs Gnade jüngſt bedacht, ohne daß es ihn hnnderte von harten Talern gekoſtet hätte. Freilich, ſeine Freude über die hohe Ehrung wird ſogleich merklich gedämpft: wünſcht doch Seine Majeſtät, daß ſein funkelnagelneuer Geheimrat nicht nur am geſelligen Leben, ſondern auch an den Parforcejagden in Wuſterhauſen teilnehme! Galoppreiten —! Hirſche und wilde Säue hetzen —! Mit Hallih und Halloh dahintoben in der ausgelaſſenen Rotte, — wo er doch des Reitens völlig unkundig — und auch völlig unbedürftig iſt! Mein Gott, mein Gott, was wird das geben!? O du mein lieber Jakob Paul, wär doch deines Vaters Sohn niemalen ins Preußiſche geraten, in dieſes Land — nicht der Grazien, vielmehr der Beſtien, nicht der Barden, vielmehr der Barbaren! Und wer iſt ſchuld daran?? Der alte Baron Danckelmann, der ihn vor zwanzig Jahren an dieſen Hof gelockt hat! Selbiger verfloſſene Danckelmann ſitzt jetzt geruhſam in ſeinem Haus zu Berlin, dreht die uralten Daumen und mag voll grimmigen Spottes lächeln über den Wandel der Zeiten, während ſein einſtiger Schützling jetzt verflucht iſt, eine Gaſtrolle im wilden Heer der Hnbertusjünger zu geben: **eheu, eheu opopoi toi toi** —!!

Hier draußen, aber nur für die Dauer der Herbſtjagd, vertauſcht Friedrich Wilhelm die blaue Oberſten-Uniform gegen den grünen Jägerrock mit den ſchwarzen Aufſchlägen, und an die Stelle des Portépées tritt der Hirſchfänger. An die Stelle des Regiments-Chefs tritt der gaſtliche Jagdherr und Hauswirt. An den „kleinen“ Jagdtagen ſtreift er mit ſeinen Gäſten, mit

den Leibjägern und den Jägerburschen über die Felder; er schießt die Hühner aus der Luft, wobei die Leibjäger ihm die Büchsen spannen und zureichen müssen, und ach, gar mancher Schuß geht daneben! Aber wenn er seine sechs bis acht Stunden übers Feld gestreift ist und an die sechshundertmal geballert hat, dann bringt er auch wohl an die hundert Hühner heim, und was davon nicht an der Hoftafel verzehrt wird, das gehört der Königin; sie kann damit machen, was sie will. Nur die Jagdmunition muß sie dafür liefern; denn umsonst ist nichts im Leben!

An zwei bis drei Tagen in der Woche geht es auf die „große" Jagd; da fährt schon frühmorgens die ganze Gesellschaft in den offenen Wurstwagen zum Stelldichein, wo die Pferde bereitgehalten werden, und dann beginnt der wilde Parforceritt: vorneweg die zwölf Piköre in ihren scharlachroten Röcken, grünen Westen und gelben Reithosen, die Jagdhörner umgehängt, die wütend kläffende Meute vom Koppel lösend; der König mit dem Oberjägermeister Graf Schlieben und den Gästen ihnen dicht auf den gestutzten Roßschweifen — so stürmt die bunte, ausgelassene Schar dahin! Irgendwo im Nachtrab hängt der Geheimrat Gundling verzweifelt auf seinem Klepper, die Arme um den Hals der Mähre geschlungen; irgendwo purzelt er aus dem Sattel, und während der Gaul erleichtert hinter den Stallgefährten herjagt, während Hörnerschall und Rüdengekläff in waldiger Ferne verklingen, hinkt der beklagenswerte Hof-Historiograph unter ächzenden Verwünschungen zum Platz des Stelldicheins zurück, requiriert einen Wurstwagen und läßt sich nach Wusterhausen rollen, wo er beim Kellermeister auf sein Privileg pocht, um alsbald Gram und Galle in Rheinwein zu ersäufen. — Derweile tollt die wilde Jagd durchs weite Revier dahin, durch Wälder, über Wiesen, an Seen entlang; erst nach Stunden ist der Hirsch gestellt, die Piköre blasen das Halali, und der König gibt dem gehetzten Sechzehnender den Fangstoß ins Herz. — Zu später Mittagsstunde hört Gundling, in seiner Kammer hinter etlichen Buddeln hockend, die Jagdgesellschaft heimkehren: mit lautem Hörnerschall rückt sie an; auf übergrüntem Wagen wird der Hirsch auf den Schloßhof gefahren, wird ausgeweidet

und zerlegt. Die Jäger blaſen; der Oberjägermeiſter überreicht dem König auf ſilbernem Teller den rechten Vorderhuf des Hirſches. Komiſche Gebräuche! denkt der Geheimrat, während er, ſchon leicht ſchwankend, am Fenſter ſteht und den feierlichen Ritus da unten betrachtet. Jetzt hat ihn der König entdeckt. „Halloh, Meiſter Gundling!!“ ruft er hinauf; „wo hat denn ihn ſein Pegaſus abgeſchmiert!?“ — Erſchrocken zieht ſich der Edle vom Fenſter zurück; doch es hilft ihm nichts mehr: er wird im Triumph heruntergeholt auf den Hof, und erſt nachdem er ins Angeſicht der grinſenden Bande ſein Mißgeſchick gebeichtet, auch ſeine völlige Unvermöglichkeit zu allen Nimrodsfreuden voll kläglichen Stolzes verſichert hat, wird ihm vom königlichen Jagdherrn die weitere Teilnahme an den Parforceritten in Gnaden erlaſſen. Damit er nicht als einziger ohne grünen Bruch daſtehe, wird ihm ein großes Huflattichblatt an den Hut geſteckt, und dann begibt man ſich unter die Linden zur Mittagstafel im Freien, wo der Herr Geheimrat ſeine Zwieſprach mit Bacchus fortſetzen kann, — mit dieſem willigen Gott, der ihm weitaus ſympathiſcher iſt als die ſpröde, ſchnellfüßige Diana, die einem auch die ſchüchternſte Annäherung mit Püffen und blauen Flecken am zärtlichen Gebein lohnt!

Neben dem König ſitzt ſeine Gemahlin. Da ihre Hofdamen unterm Vorſitz der guten Mama Kameke an einer eigenen Tafel im Schlößchen ſpeiſen, ſo iſt Sophie Dorothea die einzige Frau unter all den Nimrods, die nur von der Jagd und von anderen rauhen Dingen ſprechen. Trotzdem freut ſie ſich täglich auf die Mittagstafel, und ſie beeilt ſich nie, ſie aufzuheben; denn dieſe Stunden einer lauten, humorigen Geſelligkeit iſt die einzige Abwechſlung im langweiligen Ablauf der ländlichen Wochen. Während der übrigen Tageszeit, wenn die Männer auf der Jagd ſind, ſitzt die hohe Frau hinter ihrem Stickrahmen, oder ſie ſpielt Tocadille mit den Hofdamen: bis zur Verzweiflung ſpielt man dieſes Brettſpiel: die Würfel rollen übers Holz; die Damen erzählen ſich ihre pikanten Bosheiten; ſchläfrig plätſchert die kleine Fontäne im Schloßhof, oder einer der angeketteten Adler ſchreit aus Heimweh mißtönig in den ſtillen Nachmittag

hinaus! Am Portal rumoren die beiden ſchwarzen Bären, dieſe widerlichen, ſtinkenden Ungetüme, auf die Seine Majeſtät gar ſo ſtolz iſt, und zuweilen klingt fern aus den Wäldern der Ruf des Hifthorns herüber, oder aus dem nahen Stall brüllt klagend, mit ſchrill gedehnter Hartnäckigkeit, eine Kuh, der man das Kalb genommen! An den Hecken aber wehen und wogen im milden Septemberwind die weißen Mettenfäden, die ein böſer Spötter „Altweiberſommer“ benannt hat —!

Sophie Dorothea fühlt ſich in Wuſterhauſen durchaus nicht wohl; ja, zuweilen haßt ſie das weiße Waſſerſchlößchen, in deſſen engen Räumen ſich die Hofgeſellſchaft zuſammenquetſchen muß; bei Regenwetter hockt man ſo dicht bei einander wie getrocknete Feigen im Kiſtchen! Zwar hat der König verſprochen, das Schloß fürs nächſte Jahr bedeutend erweitern zu laſſen: es ſoll angebaut werden, und an den Hofſeiten drüben ſollen zwei geräumige Cavaliershäuſer errichtet werden! Aber was wird das helfen? Sind erſt mehr Gemächer da, ſo werden auch mehr Nimrods eingeladen werden; im Grunde bleibt es dasſelbe: man kann ſich hier draußen nicht aus dem Wege gehen!

Und dabei hat die Königin in dieſem Schlößchen wohl die glücklichſte Zeit ihres Lebens verbracht — vor zehn Jahren, als ſie noch Kronprinzeſſin war und hier in der ländlichen Stille, eingehüllt in die Zärtlichkeiten ihrer jungen Ehe, den bukoliſchen Frühling dieſer verhaltenen Landſchaft erlebte und ihr erſtes Kind erwartete! Aber die Erinnerung an jene ſchönen Monate vermag ſie heute nicht mehr zu bezaubern, nicht mehr auszuſöhnen mit dem nüchternen Jagdſitz: zu vieles hat ſich ſeitdem verwandelt, und gar manche Hoffnung von damals iſt zur nagenden Enttäuſchung von heute geworden! Sie ſelber iſt auch nicht mehr die junge, ſtrahlende Prinzeſſin von einſt! Wohl weiß ſie, daß ſie immer noch ſchön, immer noch reizvoll iſt; doch die ſieben Kinder, denen ſie bisher das Leben geſchenkt hat, und die Tafelfreuden eines beſchaulich ſitzenden Lebens haben ihr bereits zu ſo merkbarer Leibesfülle verholfen, daß ihr die Stühle weiter gemacht werden müſſen: ihrer Schönheit geſellt ſich unmerklich die

Würde, und Würde — ach du lieber Gott! — iſt von jeher das Vorrecht des Alters geweſen!

Doch das muß getragen werden. Schwerer trägt ſich die Enttäuſchung der Fürſtin, die geglaubt hat, zu einer wichtigen Rolle auf den Brettern des großen Weltheaters berufen zu ſein, — und nun wird ihr dieſe Rolle vorenthalten, ſchon ſeit Jahren! Iſt ſie nicht die Tochter des Königs von England? Stammt ſie nicht aus dem uralten Welfenhaus, deſſen Töchter es immer als ihre Aufgabe angeſehen haben, die Niederdrückung Heinrichs des Löwen zu rächen und das weiße Sachſenroß noch einmal zum beherrſchenden Sprung über das alte Reich zu ſpornen? Aber der König, ihr Gemahl, läßt ſie nicht zu Worte kommen, läßt ſie nicht Politik treiben, wie ſie möchte! Er verſichert ſie ſeiner Liebe und läßt ſie dieſe treue Liebe auf zärtliche Weiſe fühlen, gewiß! Aber das tut ſchließlich jeder Schuſter, der in leidlicher Ehe lebt! Sie dagegen fühlt ſich zu Größerem berufen, und da hält er ſie nieder: auf ſeine bäuriſch-derbe Art läßt er ſie fühlen, daß ſie ihm in die Staatsgeſchäfte nicht dreinzureden hat, daß er dafür Männer habe, — ach du lieber Gott: was für Männer! Hier in Wuſterhauſen hat ſie nun dieſe Kerle täglich vor Augen, wochenlang! Sie kann ihnen nicht ausweichen; ſie muß ſie anhören, wenn ſie Plattitüden reden oder fachſimpeln! Fühlen läßt man ſie, daß ſie politiſch nicht ernſt genommen wird, — und das iſt ſchon beinahe tödlich! — Aber ſie wird ſich rächen. Sie wird ihre Kinder ſo erziehen, daß ſie dereinſt im Geiſte der Mutter handeln und wandeln; ſie wird den Kronprinzen in ihre Welt einführen: in die gepflegte, elegante, geiſtreiche Welt, die den Hof von Hannover berühmt gemacht hat in der Welt, und dann mag der König poltern oder toben, ſo viel er will, — ihr Sohn wird fortſetzen und krönen, was ihr ſelber zu vollbringen verſagt bleibt: die Umwandlung der Krautjunkerwirtſchaft, die ſich Berliner Hof nennt, in einen glänzenden, ſtrahlenden, durch Bildung und feinſte Sitten weithin ausgezeichneten und geſuchten Muſenſammelpunkt!

— — — — — — — — —

Der 11. September iſt herangekommen, und mit ihm das Feſt der Jahresfeier von Malplaquet. An dieſem denkwürdigen Tag läßt der König die Wogen der Freude hoch gehen; dieſen Tag läßt er ſich etwas koſten! Schon am Morgen ſind die Hoboiſten vom Leibgrenadierregiment in Wuſterhauſen eingetroffen, unter Führung ihres baumlangen Muſikmeiſters Gottfried Pepuſch, und ſie erfüllen den Schloßhof mit ſchmetternden Marſchweiſen. Geht den Hoboiſten einmal die Puſte aus, dann blaſen die Piköre auf ihren Waldhörnern: der freudige Lärm reißt den ganzen Tag nicht ab. Schon zu Mittag hat man ausgezeichnet geſpeiſt und reichlich getrunken; zu jeder Geſundheit, die ausgebracht worden iſt, haben Böllerſchüſſe die Luft erſchüttert, und gegen Abend, da das große Feſtbankett ſeinen Anfang nimmt, erſchüttern ſie auch die zarten Trommelfelle der Damen; denn an der Abendtafel nimmt die Königin mit ihren ſämtlichen Hofdamen in großer Feſtkleidung teil— freilich nicht allzu lange; um zehn Uhr zieht ſich die Damenwelt zurück. — Jetzt geht das ſcharfe Pokulieren los, denkt Sophie Dorothea, während ſie ſich in ihrem Zimmer entkleiden läßt: jetzt knallen ſaftige Witze über den Tiſch, und dann wird der Männerball beginnen! Zu ſeiner Eröffnung tanzt mein ſtämmiger Herr Gemahl mit dem alten verhauenen General von Pannewitz die erſte Tour, und alle andern Rauhbeine tanzen ihm nach: mon Dieu, welch ein bärenhaftes Plaiſir! Ich werde die halbe Nacht nicht ſchlafen können vor all dem Lärm, und morgen früh hab ich die ſchönſte Migräne! —

Der Königin Migräne am nächſten Morgen könnte ſchlimmer ſein; aber ihre Mißſtimmung iſt ſpürbar genug. Auch die Hofdamen haben ſchlecht geſchlafen, und bei der Frühſtücksſchokolade am runden Tiſch in Ihrer Majeſtät Wohnzimmer ſieht man blaſſe Geſichtchen und ſchwach unterdrücktes Gähnen.

„Madame de Rocoulles läßt ſich entſchuldigen", ſagt die Oberhofmeiſterin matt; „ſie liegt mit heftigen Kopfſchmerzen!"

„Gönnen wir ihr die Bettruhe, liebe Kameke!" Sophie Dorothea fühlt keinen Kummer darüber, daß die Erzieherin des Kronprinzen heute nicht erſcheint; man kann ſich viel freier aus-

ſprechen, wenn ſie nicht da iſt. Denn die alte würdige Dame, die als Frau von Montbail vor mehr als zwanzig Jahren bereits den König erzogen hat, hängt voll zärtlichſter Liebe an ihrem einſtigen Zögling, dem ſie die verſchluckte Schuhſchnalle, die mit Kaminruß beſchmierten Galaröcke und den Sprung aufs Fenſterbrett niemals vergeſſen hat! Sie lebt und webt in den fernen Kindertagen ihres „Fritzchens“, und ſie überträgt dieſe mütterlichen Gefühle jetzt auf das neue Fritzchen, den vierjährigen Kronprinzen, den des Königs Huld ihr anvertraut hat. Wenn ſie mit den anderen Damen bei der Königin ſitzt, dann muß man ſeine Zunge davor hüten, ein unliebes Wort gegen Seine Majeſtät fallen zu laſſen.

„Dem Geheimen Rat Gundling iſt geſtern nacht auf eine ſehr böſe Art mitgeſpielt worden!“ ſagt Frau von Blaspil. Ihr bildſchönes Geſicht lächelt geringſchätzig, und ſie wiegt ſich kokett im ſchlanken Schnürleib: „Er ſoll ganz zerſchunden und zerbiſſen ſein, der hochgelahrte Herr!“

Unwillig ſchüttelt ſich die Königin: „Dieſer Trunkenbold! Oder war er etwan ausnahmsweiſe einmal nüchtern?!“

„Im Gegenteil, Eure Majeſtät: er ſoll in der Trunkenheit patzig und frech geworden ſein, worauf ihn etliche Herren mit dem Hirſchfänger beklopft haben; als das nichts geholfen, hat ihn Seine Majeſtät in den Zwinger zu den beiden Bären legen laſſen —“

„— und dann hat man Knallfröſche ins Gelaß geſchoſſen!“ ruft Fräulein von Wackenitz angeregt. „Die Beſtien ſind davon ganz wild geworden und haben den Geheimrat übel zugerichtet! Erſt als ſeine Perücke durch einen Schwärmer in Flammen geſetzt worden, haben ſie von ihm abgelaſſen; Seine Durchlaucht von Deſſau ſoll ihm einen Humpen Weins über den Schädel gegoſſen haben, worauf man ihn herausgezogen, der ſchon bewußtlos war, und mit Halloh ins Bett getragen; ich habs ſelber gehört: es war gegen drei Uhr in der Frühe!“ Und ſie gähnt charmant, die hübſche kleine Wackenitz. Mein lieber guter Ehrentreich war auch dabei, denkt ſie; ich hab ſeine gröhlende Stimme deutlich erkannt! Und jetzt ſchnarcht er wohl ſeinen

Rauſch aus und ſchläft ſo feſt, als wenn er die Nacht über bei mir geweſen wäre —!

„Das ſind nun die herrſcherlichen Freuden der Majeſtät in Preußen!“ ſagt die Königin bitter. „Aber iſt das ein Wunder, wo mein Gemahl ſolche Bärenhäuter wie den Fürſten Leopold, den Peter von Blankenſee und den Ehrentreich von Creutz zu ſeinen Vertrauten macht!?“

Fräulein von Wackenitz errötet flüchtig und wagt nicht aufzublicken. Hat die Königin ihre zärtlichen Gedanken erraten? Darf man ſchon an niemanden mehr denken, ohne ſich damit zu enthüllen??

„Der von Creutz iſt der Schlimmſte noch nicht“, ſagt Frau von Blaspil mit einem lauernden Blick auf die Wackenitz. „Der von Grumbkow, wenn ich frei ſprechen darf, iſt nach meiner Anſicht viel gefährlicher für Seine Majeſtät, gerade weil er ſo gebildet tut und den feinen Chevalier betont! Ein Wolf im Schafspelz, mit Äſop zu ſprechen, — oder iſt es nicht Äſop?“

„Frag ſie den Grafen Manteuffel, meine Liebe!“ ſagt die Königin ſpitzig; „der iſt ja ein ſehr beleſener Herr, ſoweit ich unterrichtet bin!“

Jetzt wäre die Reihe, zu erröten, an Frau von Blaspil, wenn ſie ſich das Erröten nicht abgewöhnt hätte. Mein Gott: wenn man jung iſt und einen ſechzigjährigen Mann hat, den das Podagra verkrampft —! Aber offenbar weiß die Königin von ihren galanten Beziehungen zum ſächſiſchen Geſandten —! Oder ſie weiß zwar nichts, möchte aber gern wiſſen! Alſo kalt Blut bewahrt; wer will ihr etwas nachweiſen? „Warum ſollte ich gerade den Grafen fragen, Eure Majeſtät? Ich bin mir beleſen genug!“

Frau von Kameke lenkt ab: „Der Fürſt von Deſſau und Herr von Grumbkow ſcheinen mir zwei ſo entgegengeſetzte Naturen, daß ſie, wenn ſie wirklich Einfluß auf Seine Majeſtät haben ſollten, ſich darin gegenſeitig aufheben dürften! Unſere verehrte Königin überſchätzt wahrſcheinlich die Bedeutung der beiden Herren!“

„Ich überſchätze gar nichts!“ ſagt Sophie Dorothea heftig; „ich ſehe doch täglich die Wirkungen! Mein Gemahl bezeichnet ſich ſeit neueſtem mit Vorliebe als einen Republikaner, und er lacht bloß, wenn ich ihm vorhalte, daß man ihn an Höfen, die uns befreundet ſind, einen Ackerbürger oder einen Korporal nennt! Er kümmert ſich um jeden — Dreck, mit Verlaub! Den Bauern ſchreibt er eigenhändig vor, wie ſie ihre Miſthaufen anzulegen haben, und den Schlagbaumſchreibern, wie viele Gänſekiele und Tinte ſie in ihrer Akziſenbude vorrätig haben müſſen! Iſt ſolcher Kleinkram eines großen Fürſten würdig? Man lacht ja hinter ihrem Rücken bereits über die Majeſtät in Preußen! Und dieſe ganze Republikanerei flößt nur der Fürſt von Deſſau meinem Gemahl ein —!“

Jetzt findet Frau von Blaspil Gelegenheit zum Einhaken. „Wiſſen Eure Majeſtät eigentlich ſchon“, ſagt ſie wie nebenbei, „daß der Fürſt Leopold im Stillen mit dem Plan umgeht, ſeinen Schweſterſohn, den jungen Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt —“

„— den man mit ſeinen ſechzehn Jährchen heute ſchon den tollen Markgrafen nennt!“ ſchiebt Frau von Kameke ein.

„Sehr richtig, gnädige Frau!“ ſagt die Blaspil gereizt. Als bevorzugte Freundin der Königin kann ſie ſich den dreiſten Ton gegen die Oberhofmeiſterin erlauben. — „Ja, alſo dieſen ſeinen tollen Neffen plant der Fürſt von Deſſau mit Eurer Majeſtät älteſter Tochter dereinſt zu verheiraten, wie ich aus beſter Quelle weiß!“

Wider Erwarten bleibt die Königin ganz ruhig: „Unſinn, meine Liebe! An ſolchen Plänen wären ſchließlich der König und ich auch noch beteiligt, und mir iſt nichts davon bekannt. Ich würde auch niemals meine Zuſtimmung zu einer derartigen Verbindung geben; denn ich verſpüre kein Bedürfnis, die verwandtſchaftlichen Beziehungen zum Fürſten von Deſſau noch enger zu geſtalten, — zu dieſem unerträglichen Rauhbein von republikaniſchem Landesvater, der das bürgerliche Apothekermenſch, die geborene Föhſe — F ö h ſ e , meine Damen!! — zu ſeiner Gemahlin gemacht hat wider allen Anſtand und Ehrbegriff eines

regierenden Hauſes, — mag Kaiſerliche Majeſtät zu Wien auch zehnmal in die Standeserhöhung der Pillendreherin gewilligt haben!" — Sophie Dorothea iſt jetzt in ihrem Element: befriedigt lehnt ſie ſich im weichen Seſſel zurück und bläſt über die heiße Schokolade hin.

„Zweifellos!" Die Blaspil lenkt ein. „Indeſſen bleibt doch Tatſache, daß das markgräfliche Haus zu Schwedt durch dieſe Mesalliance des Onkels von Deſſau keine Minderung ſeines fürſtlichen Blutes erleidet, vielmehr durch des Fürſten Leopold Mutter am berühmten oraniſchen Stamm teilhat!"

„Mir vollkommen gleichgültig!" ruft die Königin ſchroff. „Ich will dieſe Verbindung nicht, weil meine Herkunft mir und meinen Kindern einen Abſtieg nicht erlaubt! Am Hofe meines königlichen Herrn Vaters wären derlei Erwägungen überhaupt indiskutabel!!"

Fräulein von Wackenitz hat bisher ſchweigend zugehört; ihre dunkel glimmernden Augen haben unverwandt an den Mienen der Damen gehangen, die ihre Gedanken ſo trefflich hinter Worten zu verbergen wiſſen. Sie ſelber — nun ja, ſie hat ſich noch vor zwei Jahren, als die ehrgeizigen Pläne ihrer Mutter ſie an den Berliner Hof ſchickten, in der Hoffnung gewiegt, die einſtige Rolle der Pöllnitz im Liebesleben des Königs übernehmen zu können: war ſie erſt einmal die Maitreſſe des hohen Herrn, dann würde ſie die Königin ſchon in den Schatten zu drängen wiſſen! Aber Friedrich Wilhelm hat ihr den Gefallen nicht getan; er iſt kalt geblieben, wie er anderen Frauen gegenüber überhaupt kalt bleibt, — und das heiße Blut des Hoffräuleins hat ihre berechnenden Pläne überwallt: ſie iſt die Geliebte des Miniſters von Creutz geworden — wenn ſchon keine Krone, dann ein Krenz! hat ſie ſich geſagt —, und auch der ſächſiſche Feldmarſchall von Flemming, der in Berlin reſidiert, erfreut ſich ihrer Gunſt. Sie ſelber aber erfreut ſich von ihren Liebhabern eines reichen Segens an Geſchenken: kleine Bächlein von Golddukaten rieſeln ihr ſtändig zu, und ſie verwendet dieſe Schätze dahin, eleganter und üppiger aufzutreten, als es die Königin mit ihrem mäßigen Nadelgeld vermag. Denn nur die Königin iſt ſchuld

daran, daß ſie beim König nicht zu ihrem Ziel gekommen iſt; weiterhin muß ſie Hoffräulein ſpielen, muß kopfnicken, muß Pfötchen geben, Pfötchen küſſen, muß ſchön tun —!

Heute aber reitet ſie der Satan. Mit dem ſüßeſten Lächeln der Welt ſagt ſie plötzlich zu Sophie Dorothea: „Eure Majeſtät ſollten mit der Mesalliance des Fürſten von Deſſau nicht allzu ſtreng ins Gericht gehen, — halten gütigſt zu Gnaden! Iſt doch Eurer Majeſtät Großmutter mütterlicherſeits, die ſchöne Eleonore d'Olbreuſe, dem hugenottiſchen Kleinadel zugehörig und gleichfalls erſt durch kaiſerliche Gnade ebenbürtig gemacht worden, indem ihr hoher Gemahl, der Herzog von Celle, ſie zur Reichsgräfin hat erheben laſſen!" — So, jetzt hat ſie es der Hochmütigen wieder einmal gegeben!

„Charmant von ihr, meine Liebe, daß ſie glaubt, unſerm Gedächtnis nachhelfen zu müſſen", ſagt die Welfin kalt. „Wir ſind uns indes der Geſchichte unſeres Hauſes durchaus bewußt! — Im übrigen iſt gutes Adelsblut doch wohl etwas anderes als muffiges Apothekerblut, will ich meinen!"

„Aber ſelbſtverſtändlich, Eure Majeſtät!" Die Wackenitz ſtrahlt von berückender Liebenswürdigkeit: „Das iſt ja unſere Hoffnung, daß wir armen adligen Mädchen es auf dieſem Wege auch einmal zu einer Krone im Wappen bringen können, — ſelbſt wenn derlei Erwägungen am Hof in Hannover — indiskutabel ſind!"

Warte, du Kröte, das zahl ich dir heim! denkt die Hannoveranerin. Du haſt mich oft genug geärgert durch dein protziges Auftreten, und das Hoffeſt beim Marſchall von Flemming, wo du als Ballkönigin mich ausgeſtochen haſt, bleibt dir unvergeſſen! Liebhaber hältſt du dir, mehr als einen, — wenn dir das nur nicht einmal den Hals bricht, mein lockeres Täubchen! —

Und es bricht ihr, zwei Monate ſpäter, zwar nicht das hübſche Hälschen, wohl aber ihre gute Stellung. — Bis ſpät in den Herbſt hinein iſt der Hof in Wuſterhauſen geblieben; die wochenlangen Jagden haben dem König die leibliche und ſeeliſche Friſche wiedergegeben, die er alljährlich zurückgewinnen muß, und nachdem man am 3. November noch das Hubertusfeſt weidmänniſch,

nach altem Brauch, gefeiert, iſt das Königspaar mit ſeinem Gefolge nach Berlin zurückgekehrt. Jetzt fühlt ſich der Oberſt von Kleiſt getrieben, dem König ein Licht über das Treiben der Wackenitz aufzuſtecken. Eine Zofe, von der Hofdame ungnädig entlaſſen, rächt ſich durch Verrat: ſie läßt ſich vom König verhören und liefert dem entrüſteten Herrſcher zwei von ihr entwendete Briefe aus, die ſein Miniſter von Creutz an das Fräulein geſchrieben hat, und die keinen Zweifel an der Art ihrer Beziehungen laſſen. So alſo treibt man es am preußiſchen Hof: Liebſchaften und Intrigen, Präſente und Handwaſchereien hinüber und herüber — da ſoll doch das Donnerwetter —!!

Befehl an das Weibsſtück: ſie hat vom Hof zu verſchwinden!

Zunächſt iſt die Wackenitz ſtarr; dann aber packt ſie finſtere Wut. D a s wagt man ihr zu bieten wegen dem bißchen Liebelei!? Und gerade jetzt, vierzehn Tage vor der Vermählung der Schwedter Prinzeſſin, die den Erbprinzen von Württemberg heiraten wird: eine ganz großartige Hochzeit ſoll das geben für das dumme Gänschen, mit zahlreichen hohen und höchſten Gäſten, — und ſ i e wird nicht dabei ſein!! Sie, die ſchöne, gefeierte Ballkönigin —!? — Wo ſteckt denn unſere teure Wackenitz? werden die Chevaliers fragen; warum ſeh ich den ſüßen Engel gar nicht?? Und dann wird die Blaspil, dieſe hämiſche Schlange, hinter der Hand flüſtern: Sie iſt davongejagt worden, die Ärmſte, wegen — nun ja, er weiß ſchon, mein Beſter! — Wahnſinnig könnte man werden an dieſer raſenden Enttäuſchung!

Doch was hilft alles Toben? Wenn jemand, ſo kann nur noch die Königin ihr Rettung bringen: aus dem Welfenſtolz muß die Großmut herausgekitzelt werden! — Das buhleriſche Weib überwindet ſich zur Rolle der büßenden Magdalena; es tut einen Kniefall vor der hohen Frau und beſchwört ſie, ihr zu ſagen, wer ſie bei Seiner Majeſtät angegeben habe! — Die Königin lächelt auf die ſchöne Rivalin nieder; ſie iſt wirklich ſchuldlos an der Geſchichte und genießt jetzt die heimliche Genugtuung, daß die Gedemütigte ihr dies Unbeteiligtſein nicht glaubt! — „Liebes Kind, ſie hat doch ſonſt meinen geringen Einfluß auf Seine

Majeſtät immer ganz richtig eingeſchätzt; warum hält ſie mich jetzt auf einmal für allmächtig??"

Zum Verzweifeln, das!! —

Wie der König von einer wichtigen Reiſe, die ihn zu Havelberg mit dem ruſſiſchen Zaren zuſammengeführt hat, heimkehrt und die Wackenitz noch im Schloß antrifft, ſagt er vernehmlich: „Die Hure ſoll aus meinen Augen gehen und mir nicht wieder zu Geſicht kommen!!"

Aus! Schluß!! Schmachvolles Ende eines glanzvollen Stückchens Laufbahn! Was nützt es, daß der Deſpot ihr ſchließlich noch eine Penſion von fünfhundert Talern ausſetzt? Ins Geſicht werfen könnte ſie dieſem Moraltyrannen ſeine Silberlinge! — Aber ſie nimmt das Gnadengeld dann doch an. Sie wird es brauchen können — an irgend einem andern Hof, wo man weniger prüde iſt: vielleicht in Dresden!? Die Geliebte des ſtarken Königs Auguſt zu werden — ein Kinderſpiel! Seine Maitreſſe zu werden — ein Meiſterinnenſtück! Aber wer weiß — vielleicht gelingt es ihr?? — Und ſie verſchwindet ſtill, ganz ſtille. —

In Potsdam beſichtigt der König das Stadtſchloß und ſein Jagdſchlößchen am Stern, ob alles ordentlich hergerichtet iſt für den Beſuch der hohen Gäſte. — Creutz, der ſeinen Herrn während der letzten Tage wohlweislich gemieden hat, muß ihm nun hier in den Weg laufen.

„Wie geht es ſeiner Frau und den Kindern?" fragt Rex. Er hat ſchon vor Jahren ſeinem Miniſter, als dieſer noch Kabinettsrat war, die Heirat mit dem reichen Fräulein von Häſeler vermittelt, eifriger Eheſtifter, der er nun einmal iſt.

„Dank der gütigen Nachfrage, Eure Majeſtät! Meine Familie befindet ſich wohl!"

„Wir hoffen, daß er ſeine Frau als guter Chriſt rechtſchaffen liebt, Creutz?" In des Königs Stimme grollt es.

„Des dürfen Eure Majeſtät verſichert ſein!"

„So! Und warum hnret er dann??" Das iſt ſchon kein Grollen mehr —!

„Ich hure doch nicht, Eure Majeſtät —!" Was wird das bloß geben, mein Gott!

„Jetzt lügt er auch noch!!“ Der König zieht zwei Briefe hervor, nnd Creutz erkennt voller Entſetzen ſeine Handſchrift, ſeine Ergüſſe an Liſettgen.

„Gnade, Eure Majeſtät! Vergeben Sie mir großmütigſt!“ fleht er.

„Nur weiter ſo: erſt huren, dann winſeln! Er weiß, daß ich die Straßenhuren ins Spinnhaus ſtecken laſſe; er weiß auch, daß ich ſein Hurenmenſch vom Hofe gejagt hab! Und *wir* wiſſen, daß er der Wackenitz viele tauſend Taler in einem Jahr zugeſteckt hat: woher nimmt er all das Geld?? Entweder, er beſtiehlt uns, oder er läßt ſich von anderer Seite beſtechen; auf jeden Fall aber ſchädigt er uns durch ſolche Dienſtauffaſſung! Ich will ihn am Hofe nicht mehr ſehen, verſtanden!? Er kann froh ſein, daß wir ihn nicht nach Spandau verbringen, in das infamichte Loch, wo er eigentlich hineingehört!!“ —

Am 8. Dezember beginnt die dreitägige Vermählungsfeier, von der man in Berlin ſchon ſeit Wochen ſpricht: wird ſie bürgerlich oder wird ſie fürſtlich ausfallen!? Wird Seine Majeſtät dem Erbprinzen von Württemberg ein *Feſt*, oder wird er ihm eine *Lehre* zur Sparſamkeit geben? — Friedrich Wilhelm befriedigt die Neugier ſeiner Untertanen aufs Erfreulichſte: er weiß, was er dem Anſehen der Krone ſchuldig iſt, und er richtet ſeiner Nichte Marie Henriette von Schwedt eine höchſt würdige Hochzeit aus. Schloß und Zeughaus ſind im Lauf des Jahres ſo gut wie fertig gebaut worden; ſie bieten den Gäſten ein impoſantes Bild preußiſchen Staatsbewußtſeins, und auch im Innern des Schloſſes fehlt es an nichts: weder an Gold- und Silbergeſchirren, noch an ſchönen, behaglichen Möbeln, noch an prächtig gerahmten Bildern und dem Schimmer brennender Kerzen in blendender Fülle; auch Küche und Keller bieten Erleſenſtes! An dieſem Hof ſoll es ſpartaniſch zugehen? Mit ſchwarzer Suppe und Pellkartoffeln? Mit Knauſerei und Stockſchlägen auf den Magen, wie man ſich in Dresden und Wien verſichert? Lächerlich! Wo lebt man beſſer als in Berlin?

Am Abend iſt großer Hofball; ihn beſchließt der herkömmliche Fackeltanz: zehn Generale tanzen ihn und leuchten dann mit den

Fackeln dem fürſtlichen Paar voran in die Brautkammer, wohin alle Fürſtlichkeiten die Neuvermählten geleiten. Hier bindet der König der Braut das koſtbare Strumpfband ab; er läßt es von der Frau Oberhofmeiſterin zerſchneiden und verteilt die Stücke unter die fürſtliche Begleitung, bevor man das Paar der Obhut des Gottes Amor überläßt: ſo will es der alte Brauch.

Auch die nächſten Tage ſind mit Feſtmahlen und Bällen erfreulichſt ausgefüllt; am dritten Tage wird das fürſtliche Beilager nach Potsdam verlegt, wo die Gäſte Gelegenheit haben, ein Bataillon der bereits weltberühmten Rieſengarde exerzieren zu ſehen und ihren einzigartigen Parademarſch bei klingendem Spiel zu bewundern.

Doch dem König fehlt irgend etwas inmitten all der Feſtesfreude, und er ertappt ſich bei der Erkenntnis, daß ihm ſein langer Laban, der Ehrentreich von Creutz fehlt. Seit zehn Jahren hat er ihn täglich um ſich gehabt, und nun iſt da ein Loch in der Luft! Warum hurt der Kerl auch, wenn er ſchon Ehrenreich heißt? Dumme Sache, das!

Geht ja auch auf dieſe Weiſe nicht weiter! Entweder muß er den Miniſter abſägen, — und das kann er ſich für ſeine Verwaltung nicht leiſten! — oder aber er muß den Creutz, wenn er ihn ſchon im Amt beläßt, auch wieder an den Hof ziehen: Dienſt und Ehre laſſen ſich nicht gut auseinander ſpalten! —

Alſo wird der lange Sünder am Weihnachtstage wieder in Gnaden aufgenommen, nach tüchtigem Rüffel zur Beſſerung.

Und noch ein anderer, unentbehrlich gewordener Mann findet um die Weihnachtszeit zu ſeinem königlichen Herrn zurück: der vielgeplagte Geheimrat Gundling. — Nach dem Abenteuer mit den böſen Bären in Wuſterhauſen hat er manchen Kummer durchgemacht; man hat ihn damals genötigt, ein albernes Narrenkleid anzulegen, und um dieſer Qual zu entgehen, iſt er heimlich nach Halle entwichen zu ſeinem Bruder Nikolaus Hieronymus, der dort als ehrengeachteter Profeſſor an der Univerſität doziert. Aber man hat ihn, nach zwei Monaten der Verborgenheit, ſchnöderweiſe aufgeſpürt und nach Potsdam verbracht; Seine Majeſtät in ihrem Grimme hat ſogar gedroht, ihm wegen

Fahnenflucht den halsnotpeinlichen Prozeß zu machen! Da soll man noch Lust zum Leben haben?? Selbst Wein und Bier haben der wackeren Gelehrtengurgel nicht mehr munden wollen, und das hat Seine Majestät denn doch bekümmert: das gesamte Tabakskollegium hat dem verlorenen Sohn ein Kalb geschlachtet und hat ihn gerührt umarmt, auf daß er nur wieder trinke! — Königliche Huld aber hat zugesagt, ihn künftig liebreicher zu behandeln, und des zur Bekräftigung seinem lieben Geheimrat ein Salarium von 1000 Talern pro anno ausgesetzet —!

Vivat Fridericus Wilhelmus Borussorum Rex!!

* *
*

Die Friedensschlüsse von Utrecht, Rastatt und Baden haben keineswegs die politische Entspannung gebracht, mit der man nach einem zehnjährigen Weltkrieg glaubte rechnen zu dürfen; im Gegenteil: in den Jahren seither hat ein wahrhaft sinnverwirrendes Verhandlungsgehaspel zwischen den europäischen Kabinetten eingesetzt, und im Jahr 1717 spielen und schwingen die zahllosen Fäden wild über dem alten Erdteil: sie schießen hin und her, sie verstricken und verknäulen sich, reißen hier auseinander, knüpfen sich dort neu! Allerlei geschickte Hände sind am Werk, sie zu schnellen, zu binden, zu lockern; doch nur wenige Hände, die von genialen Köpfen gelenkt werden, wären imstande, das Netzwerk zu entwirren! Da jedoch, wie immer, diese paar genialen Lenker in verschiedenen Lagern sich gegenüber stehen, so kommt es zu keiner Entwirrung.

Inmitten all der unsichtbaren Fäden sitzt Friedrich Wilhelm von Preußen und verwünscht das europäische Intrigenspiel, das er doch nicht verhindern kann. Ihm hat die Natur keine diplomatische Genialität mitgegeben; er scheut vor kühnen Wagnissen auf dem Feld der großen Politik zurück und fühlt sich auch nicht berufen, in Alexanders klassischen Spuren zu wandeln. Er will sein Land im Innern stark machen; er will seinem Sohn einmal ein schlagkräftiges Instrument übergeben, und dabei soll ihn keiner stören; basta!

Doch man stört ihn fortwährend; man sticht mit spitzen Federn

nach ihm und ſchießt mit Tinte. — „Dieſe Mazarins und Habakuks ſind mir ein Greuel!“ ſagt er zu Ilgen; „ich will ja gerne ſtillſitzen, wenn mir keiner coujoniert; aber wer mir beißt, den beiße wieder!“

Ilgen lächelt väterlich. Coujonieren — das iſt ſolch ein Lieblingswort des jungen Herrn! Schon vor vier Jahren, als während des Utrechter Kongreſſes der Kaiſer ſich wieder einmal feindſelig gegen Preußen ſtellte, hat Friedrich Wilhelm ſeinem Außenminiſter geſchrieben: „Ich werde feſt bleiben, und ſollt ich alles verlieren! Es iſt mir einerlei, ob ich Käſe und Brot oder Lerchen und Ortolanen eſſe; wer mir coujonieren will, der muß haut à la main ſpielen!“

Auch jetzt coujonieren ſie ihn wieder einmal alle, die Mazarins in den auswärtigen Kanzleien; denn unter den Mächten iſt keine, die dem preußiſchen Staat ſein wachſendes Heer, ſeine Ordnung im Innern, ſeine Ruhe nach außen, ſeine pommerſchen Pfänder, ſeine Keſſelpauke im europäiſchen Konzert zu gönnen bereit wäre.

Mit dem Schweden hat er noch am wenigſten Verdruß. Wohl geht der Nordiſche Krieg immer weiter; aber Karl XII. hat ſich von der deutſchen Küſte zurückgezogen und kämpft jetzt verbiſſen gegen Dänemark, dem er das Land Norwegen zu entreißen hofft. Freilich hofft er auch wohl, im Teutſchen Reich noch einmal mitſpielen zu können, und ſein Erſter Miniſter, der Freiherr von Görtz, iſt unermüdlich am Werk, die Feinde Schwedens gegen einander auszuſpielen. Seit dem Beſtechungsverſuch, den Görtz bei Grumbkow gemacht hat, denkt Friedrich Wilhelm nur mit größtem Unbehagen an dieſen „impertinenten Betrüger“; aber man muß ihn leider in Rechnung ſtellen! Wenn es ihm wirklich gelingen ſollte, eine Ausſöhnung und ſogar ein Bündnis zwiſchen Schweden und Rußland zuſtande zu bringen — und man iſt in Berlin über dieſe Beſtrebungen Görtzens unterrichtet! — dann würde der Krone Preußens ſchon aus Selbſterhaltungstrieb nichts anderes übrig bleiben, als mitzumachen und ſich den beiden großen Oſtſeemächten als dritte auf Gedeih und Verderb anzuſchließen, — auf Verderb inſofern, als Kaiſer

und Reichsſtände ſich dann einmütig auf Preußen werfen würden. Sieht man doch in dem machtvoll angewachſenen Rußland eine ernſthafte Bedrohung für Europa, und das gute Einvernehmen zwiſchen Friedrich Wilhelm und dem Zaren iſt den übrigen Mächten ſchon längſt ein Dorn im Auge —!

Beſonders im kalten Auge der hannoverſch-engliſchen Staatskunſt. Die verwandtſchaftlichen Bande zwiſchen den Häuſern Brandenburg und Braunſchweig-Lüneburg ändern nichts an der harten Tatſache, daß zwei große Staaten im norddeutſchen Raum nicht neben einander beſtehen und ſich entfalten können, ohne ſcharf an einander zu geraten. Und beide behaupten ihr Recht auf Entfaltung: Preußen iſt ſich ſeines geſunden Wachstums und ſeiner jugendlichen Kräfte ſelbſtſicher bewußt; es trägt die Krone nicht zum Vergnügen; es trägt ſie als Verpflichtung! Hannover hingegen, geſtützt auf ſeine große welfiſche Überlieferung, aus der es ſeinen alten Vorrang in Norddeutſchland zu erhärten ſtrebt, — Hannover blickt mit ſteifem Genick, mit vornehm-ſpitzem Geliſpel und mit weltmänniſch-ſpöttiſchem Lächeln aus dem hohen Burgfenſter Heinrichs des Löwen herab auf den bäuriſchen Vetter aus Oſtelbien, auf dieſen pruzziſchen Parvenü, der ſich in der Rolle des fuchtelnden Sergeanten gefällt! Seitdem nun gar der braunſchweigiſche Kurhut auf dem Haupte Georgs I. von der engliſchen Königskrone überdeckt wird, ſchaut dieſer feierlich hochgeſtelzte Fürſt mit wachſendem Unbehagen auf den königlichen Schwiegerſohn in Preußen, der ſo gar kein Verlangen zeigt, ſich der welfiſchen Führung anzuvertrauen! — Nicht als ob es Georg etwa gelänge, das engliſche Parlament für die Verfechtung ſeiner hannöverſchen Intereſſen zu gewinnen: dafür iſt Lord Robert Walpole nicht zu haben, und dafür hat man ja auch ſchließlich den Herrn von Bernſtorff in Hannover zum Miniſter gemacht! Aber England ſelber ſchaut bereits voller Beſorgnis auf ſeinen Oſtſeehandel, der in Rußlands Hände überzugehen droht, und voller Abneigung auf den König in Preußen, der mit dem Zaren nicht brechen will. Ganz beſonders verübelt man es Friedrich Wilhelm, daß er bei der Begegnung mit dem Zaren in Havelberg ſich zu einer Überein-

kunft hat bereit finden laſſen, wonach Rußland und Preußen erklären, ſich gegen jeden Verſuch Dritter, der ſie zur Herausgabe der von ihnen beſetzten ſchwediſchen Gebiete nötigen will, gegenſeitig Beiſtand zu leiſten: das bedeutet doch eigentlich ſchon Verrat an den Gütern Europas, — worunter man in London die Vorherrſchaft des britiſchen Löwen zu verſtehen gewohnt iſt. Somit hätte man in England auch nichts dagegen, wenn es Hannover gelänge, neben den Bistümern Bremen und Verden auch Wismar, Stralſund und Rügen aus der ſchwediſchen Beute für ſich zu gewinnen! — In Berlin iſt man von dieſen Plänen unterrichtet, und Friedrich Wilhelm hat des öfteren Gelegenheit, ſeinen Jähzorn zu zügeln, wenn die Königin immer wieder verſucht, ihn zum Nachgeben gegen ihr Elternhaus zu bewegen. Begreift denn dieſes Weibsgehirn gar nicht, daß jedes Zugeſtändnis an Hannover eine empfindliche Schwächung Preußens bedeutet? Fühlt ſich dieſe Frau, die Mutter des Kronprinzen von Preußen, ſchon ſo weit als Engländerin, daß ſie für ihre Kinder nicht mehr preußiſch zu fühlen vermag? Gott ſchütze den welfiſchen Dünkel —!

Das alles wäre freilich ungefährlich, wenn Seine Kaiſerliche Majeſtät zu Wien ſich mit einem geſunden und ruhigen Preußen freundſchaftlich abzufinden vermöchte; aber da fehlt es weit! Zwar iſt Kaiſer Karl um eine große Hoffnung ärmer geworden: ſein Söhnchen iſt im vergangenen Jahr, erſt wenige Monate alt, geſtorben, und vor kurzem iſt ihm eine Tochter geboren worden: Maria Thereſia. Was wird aus den habsburgiſchen Erblanden, wenn die Kaiſerin ihm keinen zweiten Sohn mehr ſchenkt? Schon jetzt erfordert die Staatsräſon, durch eine pragmatiſche Sanktion die Erbfolge der Tochter ſicherzuſtellen, und dieſe Sanktion muß nicht nur in den Erblanden, ſondern erſt recht im Reich ihre Anerkennung finden, wenn das Haus Habsburg überhaupt noch weiterleben will! Dazu bedarf der Kaiſer alſo auch der Zuſtimmung ſeines mächtigſten Kurfürſten, des Brandenburgers, und das Berliner Kabinett wird ihn eines Tages an dieſem Zipfel ſeines Kaiſermantels zu faſſen wiſſen; aber das iſt auch die einzige Gelegenheit zu gütlichem Verſtändnis; denn

Karl VI. empfindet es als eine Unfreundlichkeit, daß Preußen seit dem Utrechter Frieden seine eigenen Wege geht und ein starkes Heer aufbaut, obgleich der Kaiser dieses Heeres jetzt gar nicht bedarf! Was will Preußen also mit einem starken Heer? Und was bedeutet seine Freundschaft mit Rußland, diesem groben Bären, der in den Tiergarten des Reichs mit plumpen Pfoten einbrechen möchte!? — Also nähert sich der Kaiser neuerdings gar herzlich dem Hause Hannover — Spitze gegen Preußen! —, und während er diese Annäherung noch betreibt, erkämpft ihm sein genialer Feldherr, Prinz Eugen, den großartigen Sieg bei Belgrad über die Türken, die trotz ihrer dreifachen Übermacht von 200,000 Mann zu wilder Flucht donauabwärts getrieben werden und damit ganz Serbien samt dem Banat an den Sieger ausliefern. Jetzt ist der Kaiser obenauf: jetzt bekommt er die Hände frei für die neuen spanischen Händel, zu deren Durchfechtung er die englische Flotte als Bundesgenossin benötigt. Im Augenblick ist es ihm ziemlich gleichgültig, was man in Berlin über die pragmatische Sanktion denkt.

Friedrich Wilhelm aber betrachtet den Sieg von Belgrad und „Prinz Eugen, den edlen Ritter" mit gemischten Gefühlen. Die alten Ideale des christlichen Abendlandes in allen Ehren; aber für ihn sind die Türken weit! Ihm verschlägt es wenig, ob die Pforte auf dem Balkan etliches Land gewinnt oder verliert; dagegen verschlägt es ihm viel, ob Habsburg übermütig oder ob es sorgenvoll ist. Und also schreibt er aus Potsdam unterm 7. September 1717 an den Dessauer: „Sind die Türken nicht rechte Bärenhäuter, daß sie sich so infam haben prügeln lassen? Sind elende Kerls!" — Etwas weniger türkisches Elend wäre den Verhältnissen in Deutschland bekömmlicher gewesen —! Doch diese Erkenntnis darf den König in Preußen nicht abhalten, als getreuer Reichsstand Seiner Kaiserlichen Majestät zu dem gewaltigen Sieg alles Glück zu wünschen, und ebenso dem Freund in Dessau, der voller Stolz meldet, daß auch zwei seiner Söhne in der großen Schlacht mitgekämpft haben. — Wär doch schade gewesen um die braven Jungens, wenn der elende Türke sie hätte ins Gras beißen lassen!

Schließlich gereicht auch die Nachbarſchaft mit Sachſen-Polen dem preußiſchen Staat keineswegs zu reiner Freude, trotz dem Bündnis, in welchem man immer noch gegen Schweden zuſammenſteht. Man betont denn auch beiderſeits dies Bündnis gebührend: Friedrich Wilhelm hat ſeinem liebwerten Herrn Bruder in Dresden kürzlich ein überaus wertvolles Service aus dem neuen Zauberſtoff, dem Porzellan, geſchenkt, und König Auguſt, der ſich niemals lumpen läßt und zudem durch ſeinen General von Seckendorff, Grumbkows vertrauten Freund, über die preußiſchen Bedürfniſſe ſtets genau unterrichtet iſt, — Auguſt revanchiert ſich königlich: er ſchenkt dem liebwerten Herrn Bruder in Berlin nicht weniger als ſechshundert Mann Küraſſiere und Dragoner auf einmal, die der erfreute Soldatenkönig zur Formierung des neuen Dragonerregiments Nr. 6 — Chef General von Wuthenow — verwendet: jenes Regiments, dem die witzigen Berliner alsbald den Namen „die Porzellandragoner“ anhängen. — Doch derlei Präſente ſind Äußerlichkeiten. Betrachtet Rex dagegen die Beziehungen der beiden Staaten auf ihren innerlichen Wert, ſo muß er feſtſtellen, daß hier mehr Porzellan zerſchlagen als geſtiftet worden iſt; denn gerade in dieſen Wochen hat Auguſts des Starken Sohn, der Kurprinz Friedrich Auguſt von Sachſen, öffentlich ſeinen Übertritt zur katholiſchen Kirche vollzogen, um ſich die Nachfolge in Polen zu ſichern; dazu ſteht er im Begriff, ſich mit einer öſterreichiſchen Erzherzogin zu verloben, wodurch die Verbindung zwiſchen Dresden und Wien plötzlich ſehr eng und herzlich geſtaltet wird. Auch dieſes betont katholiſche Bündnis richtet ſich letztens gegen das proteſtantiſche Preußen, und wenn nun gar noch Hannover ſich zu der neuen Freundſchaft ſchlagen wird, dann kann Preußen ſich mit Fug und Recht als feindſelig umzingelt betrachten!

Inmitten all der Heimlichkeiten, Ränke und Verſchwörungen hat Friedrich Wilhelm nur e i n e ſtarke Stütze für ſeine Außenpolitik: den Zaren Peter. Und nun will es die Ironie der Geſchichte, daß der ruſſiſche Rieſenbär gerade in den Sommermonaten des Jahres 1717, während die Kabinette von Wien und Dresden, von London und Hannover voller Angſt und Haß

ihn anſtarren, — auf einem Bein erheblich lahmen muß und ſich zu tödlichen Umarmungen kaum aufzuraffen vermöchte!

Schon im vergangenen Jahr hat Zar Peter im Bund mit Dänemark einen umfaſſenden Angriff auf Schwedens Südprovinz Schonen vorbereitet und zu dieſem Zweck mittels großer eigener Flotte nicht weniger als 40,000 Mann auf der Inſel Seeland, in unmittelbarer Nähe von Kopenhagen, gelandet. Was nun, wenn Peter gar nicht Schonen angreifen, ſondern ganz einfach Dänemark beſetzen will? Dem Dänenkönig graut bereits vor ſeinem hohen Verbündeten, und zu Kopenhagen verſtärkt man in aller Stille die Feſtungsbeſatzung und die Beſtückung der Wälle. Was plant der ruſſiſche Unhold? Will er Dänemark, will er Schonen, will er Rügen und Stralſund für ſich erbeuten?? Daß er dem Dänen *helfen* will, das glaubt kein Menſch mehr, nnd in London herrſcht größte Aufregung: ſchon planen die Engländer einen Überfall auf die ruſſiſche Flotte im Sund, eine „ſizilianiſche Veſper“ gegen die ruſſiſchen Truppen auf Seeland. — Schließlich ſtellt ſich heraus, daß Karl XII. die Küſten von Schonen aufs ſtärkſte gegen den erwarteten Angriff befeſtigt hat, und ſo unterbleibt denn dieſer Angriff. Trotzdem kann ſich Peter noch nicht entſchließen, ſeine Regimenter aus Dänemark abzuberufen; die Ruſſen bleiben weiterhin auf Seeland liegen, bedrücken die Bauern und erzeugen damit eine tiefe Verſtimmung zwiſchen den Verbündeten, — eine böſe Mißſtimmung, die der gewandte Görtz in Stockholm weidlich auszunützen weiß. — Endlich, ſpät im Jahr 1716, muß der Zar, um nicht die Seemächte auf ſich zu ziehen, die däniſche Hauptinſel räumen; doch anſtatt ſeine Regimenter über Polen heimzuſchaffen, wirft er das ganze Heer nach Mecklenburg hinein, — angeblich, um ſeinem Verbündeten, dem Herzog Karl Leopold, in dem erbitterten Streit beizuſtehen, den dieſer ſelbſtherrliche Fürſt ſeit Jahren gegen ſeine Landſtände, die Ritterſchaft und die Städte führt. Nun liegen 50,000 Ruſſen in Mecklenburg, und wie England für ſeine Seegeltung in der Oſtſee ſich aufregte, ſo regt ſich jetzt Hannover für ſeine Landgeltung auf: der Ruſſe nimmt womöglich Lübeck und Hamburg

durch einen Gewaltſtreich!! Schon iſt der wildgewordene Mecklenburger Herzog unter dem Schutz der fremden Eindringlinge zur Errichtung eines Schreckensregiments in ſeinem Land übergegangen! Da iſt es einfach unverzeihlich, daß der dickköpfige Pausback in Berlin noch immer voller Seelenruhe dieſem Treiben an ſeiner Grenze zuſchaut und ſich nicht bemüßigt fühlt, ſein ſtarkes Heer — wozu hat er es eigentlich, dieſer Sergeant!? — gegen den wilden Bären einzuſetzen, der im Obotritenlande herumwütet, erpreßt und die fürchterlichſten Bedrückungen verübt!!

Im Sommer 1717 muß der Zar nun aber doch die Räumung Mecklenburgs befehlen — nicht etwa, weil die Proteſte von Kaiſer und Reich ihm Angſt machen, vielmehr unter dem bedrohlichen Druck des neuen Bündniſſes zwiſchen England, Frankreich und den Niederlanden —, und eines Tages rücken die ruſſiſchen Scharen über Vorpommern nach dem Oſten ab. Nur etwa dreitauſend Mann läßt Peter in des Herzogs Solde zurück; doch nicht lange, ſo marſchiert eine Reichs-Exekutions-Armee unter Führung der Fürſten von Hannover und Wolfenbüttel in das gequälte Land Mecklenburg ein, ſchlägt ſich mit dem Schweriner Tyrannen Karl Leopold herum, verjagt ihn ſchließlich und nimmt das ganze Herzogtum in Reichsverwaltung. Eine in Roſtock eingeſetzte Kommiſſion führt die Geſchäfte im Namen des Kaiſers.

Kein Zweifel: die Vorſtöße des Zaren gegen Dänemark und Mecklenburg ſind geſcheitert; der ruſſiſche Bär lahmt merklich heimwärts, und auf daß man in Europa dieſes Lahmen nicht noch deutlicher erkenne, begibt ſich Peter mit ſeiner Gemahlin auf eine diplomatiſche Rundreiſe durch die Hauptſtädte des Feſtlandes. Er beſucht auch Amſterdam, die Stadt ſeiner Jugenderinnerungen; er verhandelt ziemlich ergebnislos in Paris, dafür brieflich um ſo ausſichtsreicher mit Görtz über ſeine Annäherung Schwedens an Rußland, und auf der Heimreiſe ſoll das Zarenpaar am 18. September 1717 mit zahlreichem Gefolge in der preußiſchen Hauptſtadt eintreffen.

Groß iſt die Spannung, mit der man am Berliner Hof dem

berühmt-berüchtigten Herrſcher, dem neuen Tamerlan aus Aſien entgegen ſieht. Doch ſtärker noch als der Zar erregt ſeine Gemahlin die Neugier der Hofdamen, denen der abenteuerliche Aufſtieg dieſer Frau wieder einmal beweiſt, welch unerhörte Möglichkeiten ſich einer tüchtigen und klugen Evastochter in gegenwärtigen Zeitläuften bieten! — „Sie ſoll die Tochter eines litauiſchen Bauern ſein!“ erzählt man ſich; „bei einem Pfarrer hat ſie ſchreiben und handarbeiten gelernt!“ — „Ja, und ein ſchwediſcher Dragoner hat ſie in Riga geheiratet!“ — „Nicht doch; die Ruſſen haben ſie gefangen genommen und als Beuteweib ausgewürfelt!“ — „Das war ſpäter: da hat ſie der Fürſt Menſchikoff entdeckt und als ſeine Geliebte bei ſich gehabt —!“ — „Bis der Zar ſie ihm weggenommen hat! Vom Zaren hat ſie zwei Töchter; ſpäter hat er ſie dann geheiratet —“ — „Ja, aber erſt, nachdem ſie ihm aus der Bredouille geholfen, damals, als er mit ſeinem Heer am Pruth von den Türken eingeſchloſſen war: da hat ſie hinter ſeinem Rücken mit dem Großvezier verhandelt, hat ihren ganzen Schmuck geopfert, der Millionen wert geweſen ſein ſoll, und hat die Türken beſtochen, daß ſie ihren geliebten Peter nur wieder frei abziehen laſſen!“ — „Aber zur Kaiſerin iſt ſie bisher nicht ausgerufen; ſie iſt nur ſeine Gemahlin!“ — „Ich glaube, das zu ſein, würde dir und mir auch genügen —!!“

Sophie Dorothea iſt weniger geſpannt als ihre Hofdamen; auch iſt ſie entſchloſſen, ihr fürſtliches Rückgrat gebührend zu verhärten. Sie hat die Deſſauer Apothekerstochter bisher nicht an ihrem Hof empfangen, und wenn ſie jetzt die obſkure Bauerntochter in ihren Gemächern begrüßen ſoll, dann nur mit der unnahbaren Würde, die ſie dem tauſendjährigen Welfenhaus und der Krone England ſchuldig iſt! Ihrem Mann zuliebe muß ſie mitmachen und repräſentieren — leider! Der Teufel mag wiſſen, weshalb der König ſolch einen Narren an dem blutrünſtigen Moskowiter gefreſſen hat! —

Königlich läßt Friedrich Wilhelm rüſten für den erlauchten Gaſt und ſein Gefolge. Er ſieht den Zaren nicht zum erſten Mal; ſchon bei ſeinem Regierungsantritt vor vier Jahren hat

er den hohen Verbündeten in Berlin begrüßen dürfen, und im letzten Herbſt hat er ſich mit ihm in Havelberg getroffen. Diesmal aber ſoll der Beherrſcher aller Reußen hochoffiziell und feierlichſt empfangen werden — allen Scheelblicken der übrigen Höfe zum Trotz! — und es wird daher an nichts geſpart. — Zwar hat ſich der Zar ſchon vorher ausbedungen, nicht im königlichen Schloß wohnen zu müſſen: ſein Gefolge ſei zu roh und zu unerzogen dafür, werde dort alles verderben! — Was tun? Seufzend willigt die Königin ſchließlich darein, daß die hohen Gäſte mit der niedrigen Suite im Schlößchen Monbijou untergebracht werden; zur Sicherheit aber läßt ſie vorher alles Porzellan, Silber und Kriſtall, auch die ſchönſten und zierlichſten Möbel aus dem geliebten Gartenhäuschen entfernen. —

Ein paar feſtlich geſchmückte Kähne kommen die Spree heraufgefahren; ſobald ſie ſich der Baluſtrade von Monbijou nähern, feuern die aufgefahrenen Batterien einen dreifachen Salut. Der König, die Königin, die Markgrafen, Prinzen und Prinzeſſinnen und der Hofſtaat ſtehen an der Uferterraſſe; der vorderſte Kahn legt an. Ein großer Matroſe ſpringt an Land, ergreift die Hand des Königs, ſchüttelt ſie überaus kräftig und ruft: „Ich freue mich, Euch zu ſehen, mein Bruder Friedrich!“ Der Matroſe küßt den Bruder auf beide Wangen; darauf will er auch die Königin umarmen und küſſen; doch ſie weicht entſetzt ein paar Schritte zurück. — Inzwiſchen hat Bruder Friedrich der Zarin an Land geholfen, einer kleinen, dunklen Perſon in komiſch anmutender Gewandung: Mode von vorgeſtern, Schnürleib mit Brillanten beſetzt, auf der Bruſt allerlei Orden und Amulette, die bei jedem Schritt aneinander klingeln. — Hoffentlich bewahrt meine Suite den nötigen Ernſt angeſichts dieſes Zirkuspferdes! denkt der König, während er Katharina der Königin zuführt. Die Ruſſin, des Deutſchen kaum mächtig, küßt Sophie Dorotheens Hand, — einmal, zweimal, zehnmal — von mir aus ſtundenlang! denkt die Königin und ſpricht auf gut Glück Katharinen an, die dazu höflich lächelt. — Inzwiſchen iſt das Gefolge des Zaren an Land geſtiegen; Peter ſtellt es ſeinem Bruder Friedrich vor. Allerlei Hofdamen ſind darunter,

denen man anmerkt, daß ſie noch nicht lange vom Waſchtrog und vom Küchenherd abgezogen ſind, und etwa zwanzig dieſer Damen haben ſorglich gewickelte Säuglinge auf dem Arm; ſie ſprechen faſt alle deutſch oder holländiſch, und auf die herablaſſende Frage der Königin, ob es ihre eigenen Kinder ſeien, erwidern ſie mit tiefer Verneigung: „Dieſes Kind verdanke ich der Gnade des Zaren!“ — Heiter, der moskowitiſche Muſenhof! denkt die Welfin; Karawane, Harem und Jahrmarkt in einem! Und dieſe Geſchöpfe, dieſen Haufen von Kebſen, ſoll ich jede einzeln begrüßen?? Fällt mir gar nicht ein! — Sie wendet ſich hochmütig ab. Katharina bemerkt es wohl, und als ihr nun die preußiſchen Prinzeſſinnen von Geblüt vorgeſtellt werden, quittiert ſie mit gleichem Stolz und flüchtigem Kopfnicken. O, ſie iſt klug, ſehr klug; ſie weiß, was ſie ſich als Gemahlin des mächtigen Zaren ſchuldig iſt!

Man geleitet die Gäſte zwiſchen den zierlich angelegten Bosketts hindurch ins Schlößchen, und abends iſt große Feſttafel im königlichen Schloß. Sophie Dorothea ſitzt neben dem Zaren; ſie ſtudiert ſein wildes, kühnes Geſicht und ſtellt feſt, daß er einige Ähnlichkeit mit dem Fürſten von Deſſau habe: offenbar der Typus des ausſchweifenden Deſpoten, der ſich bürgerliche Menſcher aus der Goſſe aufliest und ſie dann auch noch heiratet! — Immerhin, der Zar iſt ein ſchöner, ſtattlicher Mann; er imponiert, — trotz dem ſinnlichen Mund unter dem verwegenen Schnurrbart! Sein Blick iſt zwingend, jäh wechſelnd im Ausdruck: bald träumeriſch, gleich wieder brutal, eben noch ſchweifend, jetzt plötzlich ſtarr, — ein unheimlicher Blick! Und über der kräftigen Naſe eine hohe, kluge Stirn, hinter der ſich Hölle und Himmel ſtreiten mögen! — Seine Manieren ſind nicht übermäßig fein; der geweſene Schiffszimmermann kann ſich ſo wenig verleugnen wie der aſiatiſche Steppenhäuptling: er fuchtelt wild mit dem Meſſer und lacht brüllend; er ſchüttet den edlen Wein in ſich hinein und ſtößt Naturlaute aus, daß die preußiſchen Prinzeſſinnen vor Verlegenheit nicht mehr wiſſen, wohin ſie ſchauen ſollen!

Nach der Galatafel iſt großer Hofball. Alle Hofdamen zit-

tern zwiſchen Luſt und Angſt bei der Wunſchvorſtellung, der mächtige Matroſe möge ſie jetzt zu einem Tänzchen packen; doch Peter iſt plötzlich verſchwunden, und man erfährt, er habe ſich ganz allein zu Fuß nach Monbijou davon gemacht: es mochte ihm wohl gebotener ſcheinen, den Weinrauſch im Bett auszuſchlafen, als ihn unter dem feinen Berliner Pack im Tanz zu entladen! — An ſeiner Stelle gibt ſich das landesflüchtige Herzogspaar von Mecklenburg, das in des Zaren Begleitung hierher gekommen iſt, den Freuden des Hofballs hin, und die ruſſiſchen Offiziere zeigen, daß es auch ihnen an bärenhafter Kraft nicht gebricht, wenn es gilt, das Tanzbein und eine hübſche Partnerin zu ſchwingen. Die Königin ſitzt mit der Zarin in Armſeſſeln unterm Thronhimmel; die beiden hohen Damen ſchauen dem Tanze zu, und Sophie Dorothea kommt endlich ſoweit, ſich mit Katharina zu unterhalten, wobei als Dolmetſcherin eine Fürſtin Galizin dient, die ſich zur Rolle einer Hofnärrin bei der Zarin hat hergeben müſſen, — angeblich, um damit ihr Leben zu retten, das durch ihre Teilnahme an einer früheren Verſchwörung gegen Peter bereits verſpielt geweſen iſt. — Bei dieſer Unterhaltung muß die Königin nun freilich feſtſtellen, daß Katharina eine überaus kluge und ſelbſtſichere Frau iſt, die im Benehmen nichts mehr von ihrer niedrigen Herkunft verrät; im Gegenteil: ſie iſt ihrem Herrn Gemahl an guter Haltung entſchieden überlegen! Und wenn ſie nicht in dieſer lächerlichen Gewandung aufträte, würde man ihr die Zarin noch leichter glauben! Eine Schönheit iſt ſie nicht, und ſämtliche Mittel der Kosmetik vermöchten ſie wohl kaum zu einer Schönheit zu machen; aber ſchließlich: Schönheit iſt ja auch unter den Fürſtinnen des Abendlandes nur dünn geſät —! Sophie Dorothea lächelt ſelbſtzufrieden vor ſich hin. —

Am nächſten Tag führt der König dem hohen Gaſt ſeinen Stolz, ſeine blauen Kinder, ſeine Rieſengarde vor. Gern wäre er mit dem Zaren nach Potsdam zum dortigen Bataillon gefahren; aber Potsdam kann ſich zur Zeit nicht gut ſehen laſſen: überall wird gebaut und geändert; der Sumpf um die alte Siedlung wird trocken gelegt; am Schloß wird gearbeitet; kurz: Potsdam

iſt eben im Begriff, eine Stadt zu werden, und ein junges Mädchen, das beim Umkleiden gerade im Hemde ſteht, bevor es ins neue Staatsgewand ſchlüpft, iſt ſchließlich nicht ſalonfähig! Alſo führt der König den Zaren zum Bataillon nach Brandenburg: hier ſteht der größte Teil der baumlangen Rieſen, die Peter ſeinem Bruder Friedrich in den letzten Jahren geliefert hat, — mehr als zweihundert Mann! Erſt kürzlich ſind fünfzig dieſer Kerls eingetroffen, als Gegengabe für die berühmte Prunkjacht Friedrichs I., die der Sohn im letzten Herbſt dem hohen Verbündeten zum Geſchenk gemacht hat: dem einſtigen Schiffsbaumeiſter aus Amſterdam, der dieſe wahrhaft königliche Gabe, das Prachtſtück des Holländers Madderſteg, fachmänniſch zu würdigen weiß!

Rührend iſt die Freude der Ruſſen beim Wiederſehen mit ihrem Väterchen. Der Zar redet ſie auf ruſſiſch an; er ſpricht mit jedem einzelnen, und alsbald erhebt ſich ein Geſchnatter und Geſchnufel, von dem Friedrich Wilhelm kein Wort verſteht. Wie Peter ſich nach abgenommener Parade von ſeinen Landeskindern verabſchiedet, brechen viele Ruſſen in Wehklagen und Tränenſtröme aus; der Zar vermag ihren Kummer nur dadurch notdürftig zu ſtillen, daß er, auf Wunſch des Königs, die Zuſicherung macht, er werde ihnen ſchon bald einen Popen und etliche Lithurgieſänger aus der Heimat ſchicken; ſein königlicher Herr Bruder aber werde ihnen eine eigene ruſſiſche Kirche bauen, und er ſelber hoffe, heute nicht zum letzten Mal hier geweſen zu ſein!

Gedrängte Tage, angefüllt mit politiſchen Verhandlungen, mit Rundfahrten und Beſichtigungen! Feſtlichkeiten bis tief in die Nacht hinein, bei Schmaus und Trank; Langeweile kann nicht aufkommen! Eines Abends iſt Gala-Vorſtellung im Charlottenburger Schloß: Balletts, Muſik, eine Komödie und — als Glanzſtück — das Auftreten des berühmten ſtarken Mannes Johann Karl von Eckenberg. Dieſer Wunderkerl von einem Athleten, urſprünglich Sattlergeſell aus Bernburg, trägt ſeinen vornehmen Künſtlernamen noch nicht lange; doch er trägt noch ganz andere Dinge auf ſeinen herkuliſchen Schultern: die Welt

hat seinesgleichen an unbändiger Kraft bisher nicht gesehen, und seit kurzem ist er der bewunderte, umjubelte, bestaunte Liebling der Berliner — und des Königs, der an den schier unglaublichen Kraftleistungen des starken Mannes nicht weniger Gefallen findet als an seinen Taschenspielereien und Jongleurstückchen. — Vor den russischen Gästen nun führt Karl von Eckenberg seine neueste Darbietung vor: er stemmt ein gewaltig schweres Kanonenrohr mit beiden Armen in die Höhe; auf die gestemmte Last schwingt sich ein Trompeter, der auch nicht zu den Schlanksten zählt. Der starke Mann schiebt nun eine Hand unter den Schwerpunkt des Rohres; die andere läßt er sinken, um mit ihr einen Bierkrug zu ergreifen, und während er — rot anlaufend unter dem Riesendruck — den vollen Krug zum Munde führt und leert, schmettert der Hallodri oben auf der Kanone einen lärmenden Tusch!

Das Publikum jubelt vor Begeisterung. Hingerissen springt der Zar auf: er will, er muß einen Ringkampf mit dem starken Mann austragen!! Nur mit größter Mühe gelingt es dem König, ihn davon abzuhalten, „sinte es dem hohen Ansehen Kaiserlicher Majestät möchte allzu vielen Abbruch tnn!" — Schade, sehr schade, diese Skrupeln des viellieben Bruders Friedrich! Aber der starke Mann muß nach Petersburg kommen, muß dorten seine Künste vorführen; dann werden wir schon noch zu unserer Kraftprobe gelangen! —

Am 25. September, nach einer knappen Woche Aufenthalts und nach herzlichstem Abschied, reist das Zarenpaar mit seinem buntscheckigen Gefolge nach Danzig weiter, der Heimat entgegen. Friedrich Wilhelm ist hoch befriedigt von den Ergebnissen des Besuchs; die Königin aber eilt, kaum daß die Gäste abgefahren sind, böser Ahnungen voll nach Monbijou, und sie sieht sich nicht enttäuscht: die Begleitung hat hier aufs Schlimmste gehaust! Die Spiegel sind zerschossen, die Porträts an den Wänden sind als Zielscheiben benutzt, die Gesichter von Kugeln durchlöchert, die gemalten Leiber der Venus und des Mars von Degenstichen aufgeschlitzt! Zerkratzt und zerbrochen die Möbel, die Täfelungen, die eingelegten Fußböden! Und zum Ausgleich haben die

Moskowiter überall in den Gemächern ihre Erinnerungsportiönchen zurückgelaſſen: Grüße aus Aſien! Ex oriente lux! — Aus Mon bijou iſt Mon ordure geworden —!

Das ganze Schlößchen muß überholt werden, — und der König gibt keinen Gulden dafür her! Mag Madame die Koſten durch Sparſamkeit wieder hereinbringen —!

— — — — — — — — —

Im Tabakskollegium wird während dieſer Herbſtwochen eifrig politiſiert: die Zeiten ſind ernſt und die Spannungen fühlbar. — Mit der herkömmlichen Jagd iſt es heuer nichts; der Zar iſt dazwiſchen gekommen, und Wuſterhauſen wird ausgebaut; dort weiß man ſich vor Handwerkern nicht zu retten! Alſo ſitzt man im Berliner Schloß zuſammen, und zwiſchendurch einmal etliche Tage in Potsdam.

Einer freilich iſt mit dem Ausfall der Jagdwochen ſehr zufrieden: der Geheimrat Gundling. Nur mit Entſetzen denkt er an die vorjährigen Wuſterhauſener Qualen zurück, und im Stillen hofft er, Seine Majeſtät werde allmählich von dieſen wilden Halali-Vergnügungen gänzlich abkommen!

Eines Tages, anfangs November, erſcheint der Herr Geheimrat weitaus betrunkener als für gewöhnlich im abendlichen Kolleg. Er hat für Kaiſer Karl VI. eine gelehrte Schrift „Imperalia“ verfaßt, und gerade heute iſt aus Wien der Dank Seiner Apoſtoliſchen Majeſtät eingetroffen: das Bild des hohen Herrn, in Diamanten gefaßt, — Wert mindeſtens tauſend Taler! Wenn d a s kein Anlaß iſt, ſich an königlichem Weinkeller einmal wieder ein Beſonderes gütlich zu tun —!?

Die Quittung bleibt denn auch nicht aus: die Tabakskollegen treiben an dieſem Abend ein ſchlimmes Spiel mit dem gelehrten Saufaus; er wehrt ſich, wird ausfällig, wird patzig! In ſeiner Wut trinkt er ſich vollends um die Beſinnung; zum Schluß wird er regelrecht verprügelt und nach gewohntem Brauch in ſein Zimmer geſchleift.

Anderntags läßt er ſich bei Seiner Majeſtät melden; er findet den König in Grumbkows Geſellſchaft.

„Sprech er ſich nur aus, lieber Geheimrat, und laß er ſich durch den Miniſter nicht ſtören!“

Gundlings verſchwollenes Haſengeſicht ſtiert mißtrauiſch auf den hochmögenden General; doch der nickt ihm ermunternd zu, und ſein ewig verſchleierter Blick ſcheint zu ſagen: nur Mut; ich helf dir ſchon! Biberius läßt Biberiſſimum nicht im Stich!

„Eure Majeſtät ſind geſtern abend Zeuge deſſen geweſen“, ſtöhnt der Geheimrat, „welch eine indigne Behandlung Dero untertänigſter Knecht vom Kollegio, Gott ſei es geklaget, erleiden zu müſſen nicht umhin gekonnt hat, und erlaubt ſich hier präſenter Knecht daher in ſubmiſſeſter und pflichtſchuldigſter Devotion, Eure Majeſtät daran zu erinnern, daß Höchſtdieſelbe ihm vor etlicher Zeit gnädigſt zugeſagt haben, ihn b e ſ ſ e r zu behandeln!“

„Beſſer!“ echot der König, der mit ſeinen Gedanken bei ganz anderen Fragen iſt, — „beſſer zu behandeln! Jawohl: beſſer!“

„So ſagten Eure Majeſtät damals: Ich will ihn künftighin beſſer behandeln, mein lieber Gundling, — mit Verlaub!“

„Wäre freilich noch beſſer, wenn wir unſer Wort nicht beſſer hielten, ihn beſſer zu behandeln!“ Der König lächelt.

Grumbkow gefällt ſich zuweilen in Wortwitzen. „Herr von Beſſer!“ ſagt er vernehmlich und grinſt dabei.

Jetzt hat der König eine Eingebung. Jäh wirft er den Kopf zurück, betrachtet ſich funkelnden Blicks das Opfer ſeiner Stammtiſchlaunen und ruft: „Heureka, wir haben es! Wir ernennen ihn hiermit in aller Form zu unſerm Oberzeremonienmeiſter! Wie könnten wir ihn wohl beſſer behandeln als dadurch, daß wir ihn zum Nachfolger des Herrn von Beſſer machen, der unſerm hochſeligen Herrn Vater nicht nur beſſer, ſondern aufs beſte gedienet!?“ — Geſchüttelt von ſeiner grotesken Laune ſpringt er auf, läuft zur Vorzimmertür und ruft hinaus: „Eversmann!!“

Eversmann iſt des Königs anderer Kammerdiener. Da er älter und geſetzter als Brandthorſt, zudem auch verheiratet iſt, ſo bekleidet er außer der Kammerdienerwürde auch die eines Schloßkaſtellans. Jetzt kommt er in ſeiner leiſen, betulichen Art herein-

gewandelt und neigt ſich ſtumm-vertraulich zu ſeinem Herrn nieder.

„Eversmann, in der Garderobenkammer muß noch der Galarock nebſt den anderen Stücken hängen, die Herr von Beſſer bei der Krönungsfeier meines Herrn Vaters getragen hat: roter Rock, blaue Weſte und ſo weiter; er entſinnt ſich doch!? Dieſe Sachen bring er uns mal ſofort her!"

Während der Kaſtellan diskret ſchmunzelnd abgeht, weidet ſich Friedrich Wilhelm am ratloſen Ausdruck ſeines Rates. „Er iſt durchaus würdig dieſes hohen Poſtens, mein lieber Gundling!" ſagt er verbindlich; „er hat die Würde, die Grandezza, die Conduite, die Gemeſſenheit, ſo dem Träger des verantwortungsvollen Amtes eigentümlich ſein müſſen! Er iſt zudem weltkundig, beleſen, wortgewaltig, auch behaftet mit einem Quentchen Pedanterie, ohne welches ein Oberzeremonienmeiſter gänzlich undenkbar; kurz: er iſt d e r Mann, den einzigartigen Poſten auszufüllen!"

Grumbkow lächelt vernichtend. Er hat ſich in einen Seſſel geworfen, wippt mit dem übergeſchlagenen Bein und weidet ſich im ſtillen an der Verhöhnung des Rivalen. Denn Rivale iſt für ihn jeder, der ſich des Umgangs mit dem König erfreut: man muß ſtändig darauf bedacht ſein, dieſe unerquicklichen Geſtalten zu beobachten, zu überwachen und nach Möglichkeit kaltzuſtellen —!

Der Kaſtellan kommt mit einem ganzen Arm voller leuchtender Gewänder ins Kabinett. — „Schön, Eversmann!" ſagt der König; „helf er gleich hier dem Herrn Oberzeremonienmeiſter beim Umkleiden!"

Und Gundling wird auf der Stelle umgepuppt. Er muß in die rotſeidenen Strümpfe ſchlupfen und in die purpurroten Sammethoſen; auch die Schnallenſchuhe mit den hohen roten Abſätzen paſſen ihm. Dazu die reichbeſtickte blaue Weſte und das ausladende weiße Jabot; vor allem aber der prachtvolle Rock: ſcharlachroter Sammet mit rieſigen ſchwarzen Aufſchlägen an den Ärmeln und goldbordierten Knopflöchern! Obendrauf ein rieſiger Dreimaſter, über dem ein Büſchel roter Straußenfedern wogt. Paßt ja alles; um ſo beſſer! Nur die Galaperücke fehlt.

„Scheint Herrn von Beſſers Privateigentum geweſen zu ſein", ſagt der Kaſtellan; „ſie war nicht mehr zu finden!"

„Alſo Eversmann, dann hol er gleich mal die Perücke, die ich bei der Leichenfeier meines hochſeligen Herrn Vaters getragen habe; ſie hängt im zweiten Wandſchrank links, mittleres Fach, hinten!"

Wieder verſchwindet der Kaſtellan, und der nengebackene Würdenträger muß ſich unter den zupfenden und ſtreichenden Fingern des Königs drehen und wenden. — „Kleidet ihn brillant, Gundling! — Und hier iſt alſo meine allerſchönſte Allongeperücke: beſtes Ziegenhaar; hat mich damalen zwohundertfünfzig Taler gekoſtet, direkt aus Paris; ſo etwas Solides wird heute gar nicht mehr gemacht!" — Er ſtülpt dem Dulder das rieſige Gebilde über den Haſenkopf; ihr weißes Gelock fällt ihm ſeitlich bis an die Hüften herab. Jetzt noch den Dreimaſter, dieſes leuchtende Geiſtesſchiff, oben in die Kräuſelwellen geſetzt, und die hohe Hofcharge ſteht zu neuem Leben erweckt im Raum!!

Grumbkow muß ſämtliche Beherrſchungskünſte ſeines geübten Mienenſpiels aufbieten, um nicht in ſchallendes Gelächter auszubrechen. Der König klatſcht begeiſtert in die Hände; der Kaſtellan denkt ſich ſein Teil und ſchaut ſteif vorbei. Gehört es doch zu den vordringlichſten Aufgaben eines Kaſtellans, nicht zu verraten, was er ſich denkt; denn ſonſt wäre er wohl am längſten Kaſtellan geweſen!

Jakob Paul Gundling gewinnt in dem Augenblick, wo der König ihm ſeine eigene Galaperücke aufſetzt, die feſte Überzeugung, daß er nunmehr zu einer hohen, einzigartigen Ehre gelangt ſei; denn nur den Allerwürdigſten zeichnet Seine Majeſtät dadurch aus, daß ſie ſeinen Schädel in d e m Lockenhaus wohnen läßt, darin ſie Höchſtſelber einmal in feierlichſter Stunde gewohnet —!!

Von nun an betrinkt ſich der Gute als Oberzeremonienmeiſter, und er tut es jetzt regelmäßig: ſeine neue Würde verpflichtet ihn dazu! Sie verhindert gleichzeitig auch die Tabaksbrüderſchaft, allzu handgreiflich gegen ihn zu werden, wenn er ſie durch ſeine wachſende Arroganz herausfordert; denn das pompöſe Staats-

gewand des hohen Würdenträgers muß geſchont werden! — Auch ſoll es der Nachwelt im Bild überliefert bleiben, und wozu haben wir unſern Hofmaler, den Herrn Antoine Pesne? Mal er uns den Herrn Oberzeremonienmeiſter; aber mal er ihn ſinngemäß, mein Beſter!

Zunächſt iſt der geiſtvolle Akademiedirektor entrüſtet über den ſchnöden Auftrag. Sein Gebiet iſt, Könige und Fürſtinnen, Heroen und Heilige zu malen, aber keine Narren! Doch dann wird er ſich der Verpflichtungen bewußt, die ihm durch die anſtändige Penſion aus Königs Schatulle immerhin auferlegt bleiben, und er geht ans Werk. Er malt den Gecken ſinngemäß: flankiert von zwei Haſen, die mit Gänſekielen in den Pfoten ſeine gelehrten Bücher ſchreiben, ſitzt Gundling in ſeinem ausladenden Staatsrock am Schreibtiſch, in der Rechten ein Glas voll ſchäumenden Biers, in der erhobenen Linken die brennende Tonpfeife, vor ſich eine gewaltige Schnapsflaſche, neben der ein Affe ſein Hinterteil auf Gundlings friſchem Manuſcript ſcheuert und ſich den rieſigen Dreiſpitz des Gelehrten aufs grinſende Geſicht drückt, während im Hintergrunde die Ehefrau ihrem trinkfreudigen Gemahl mit dem Pantoffel droht. Eine Frau hat Gundling nämlich auch; aber ſie lebt nicht am Hofe; ſie iſt nur im Bilde vertreten.

Alſo Ehren über Ehren! Trotzdem iſt der Gefeierte nicht zufrieden; die Zweideutigkeit, ja Kläglichkeit ſeiner Lage wird ihm ſtets aufs neue in nüchternen Stunden bewußt, und ſtets aufs neue bittet er den König, ihn b e ſ ſ e r zu behandeln! Damit aber fordert er das Einzige, was ihm n i c h t gewährt werden kann; denn er ſelber hat ſich jede beſſere Behandlung längſt verſcherzt. Immerhin, er hat Mériten; er hat ſich auch im Finanzweſen bewährt, und ſo wird ihm eines Tages Sitz und Stimme im General-Finanzdirektorium verliehen. Ja, er wird ſogar, wenige Tage ſpäter, zum Ober-Appellationsrat beim Kammergericht ernannt, und da der hochberühmte Herr von Leibniz inzwiſchen zu Hannover mit dem Tode abgegangen, wodurch die von ihm begründete Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin verwaiſt geblieben, ſo macht der König ſeinen lieben Gundling auch noch zum Präſi-

denten dieſer ſchläfrigen Sozietät. Gelehrt genug iſt er wahrlich für den Poſten; närriſch genug iſt er obendrein, den Vorſitz zu führen über eine Schar von Federfuchſern, die nichts weiter zuſtande bringt als alljährlich einen Kalender herauszugeben! Hat er, der König, die Akademie nicht ausdrücklich in all ihren Privilegien beſtätigt? Hat er ihr nicht die Obhut über das Anatomiſche Theater übertragen, an dem ſeine Regiments-Chirurgen ihre Studien zu treiben haben? Hat er ihr nicht die Pflege des Apothekergartens anvertraut und ſie immer wieder ermuntert, ſich mit Erfindungen zu befaſſen? Aber das ausverſchämte Brillenpack will nur im luftleeren Raum der reinen Wiſſenſchaft agieren, und wenn man als Landesvater kein Verſtändnis zeigt für derlei Alchimie des Gehirns, dann ſchmollt das hochmütige Gezücht; anſonſten aber ſchläft es und rührt ſich nicht! Auch die Seidenraupenzucht, die ſo überaus wichtig für der Manufakturen Gedeihen, verkümmert in den Händen der Akademie! Da iſt unſer Gundling doch ein fixerer Kerl: hat uns erſt jüngſt eine gründliche Denkſchrift über dieſen Wirtſchaftszweig vorgelegt! Haben uns daraufhin reſolvieret, ihm das Departement aller Seidenwürmer in unſeren Staaten zu übertragen! Merkts, ihr Herren Akademiker, merkts, was für einen ſublimen Kopf ihr in euerm neuen Präſidenten beſitzet!

Fürwahr, die bittere Laune geht in dieſen Monaten häufig mit dem König durch, und er ſtatuiert voll grimmigen Humors die handgreiflichſten Beiſpiele für die Möglichkeiten, die ein verſoffener Blackſchiſſer auf Erden hat. Warum ſollen nur die Könige immer Narren ſein? Laß doch die Narren auch einmal königlich ſich brüſten! Laß doch die träge Welt fühlen, daß ſie an ihrem Stumpfſinn erſticken müßte, wenn man ihr nicht zuweilen einen derben Poſſen ſpielte, der ſie zwingt, ſich die verſchlafenen Augen zu reiben! —

Das Oberkommando über alle Seidenwürmer hat Gundling juſt in den Tagen erhalten, die für die Jugend des Kronprinzen Friedrich von Bedeutung werden ſollen: am 24. Januar 1718 hat der Prinz ſein ſechſtes Lebensjahr vollendet, und er wird aus weiblicher Pflege in männliche Zucht übergeben. — „Meine

liebe Mama Rocoulles", sagt der König zu der alten würdigen Erzieherin, „sie hat schon mich an die Soldaten aushändigen müssen, wie ich sechse geworden, und sie muß jetzt auch den Fritz an die Soldaten aushändigen; solches ist das Los der Mamas! Wenn aber Gott mein jüngstes Söhnchen Ludwig Karl gnädig am Leben läßt, dann wird sie absehbar wieder ein Prinzlein in die Obhut ihrer guten Hände bekommen; bis dahin erhole sie sich in der Gesellschaft meiner Frau! Und noch eines: hab' sie mir ein Auge auf die Léti! Mein Minchen ist jetzt neun Jahre alt und schon erschröcklich naseweis! Ich fürchte manchmal, das Kind lernt nicht lauter Gutes bei dem Frauenzimmer!" —

Zum General-Gouverneur des Kronprinzen ernennt der König seinen eigenen Lehrmeister, den Grafen Albrecht Konrad Finck von Finckenstein: einen größeren Beweis seines Vertrauens, als ihn diese Berufung enthält, kann Friedrich Wilhelm dem alten Freund nicht geben. „Macht mir einen honetten Offizier aus dem Bürschlein, mein lieber Finck", sagt er, „und sorget dafür, daß er bei Zeiten abgehärtet werde! Der Prinz ist schmächtig, aber nicht zart, vielmehr zähe, wie zu wissen glaube. Er soll mir bald unter die Kadetts und später eine eigene Kompagnie der kleinen Kerrels zu führen bekommen, wie ich solches in meiner Kindheit auch gehabt: bleibt immer noch die beste Schule! Mein Sohn soll ein braver Kriegsmann, ein guter Wirt und ein frommer evangelischer Christ werden!"

Als Hofmeister und Militär-Instruktor des Prinzen wird auf Empfehlung des Fürsten Leopold der Oberst von Kalckstein berufen, ein Offizier aus altpreußischem Geschlecht wie Dohna und Finck; der König beweist durch diese Berufung, daß er gleich seinem Vater gewillt ist, den künftigen Träger der Krone Preußen durch Männer preußischen Geblüts zum Soldaten erziehen zu lassen. Auch scheint es ihm wichtig, an der Familie von Kalckstein einiges gutzumachen: zwei Vorfahren des Obersten haben vor fünfzig Jahren zu Königsberg in offener und dreister Rebellion gegen den Großen Kurfürsten gestanden; der jüngere dieser beiden Rädelsführer ist im Jahr 1672 zu Memel wegen Hochverrats gefoltert, abgeurteilt und hingerichtet worden — zur

größten Empörung des gesamten preußischen Adels und aller Stände, da dem Kurfürsten in diesem Verfahren einige schlimme Gewalttätigkeiten unterlaufen waren. Sein Enkel nun zeigt, daß er die Erinnerung an jene Zeiten und Taten durch die ehrenvolle Beauftragung des Nachkommen mit frischem Grün bedecken möchte, und er wird seine Wahl nicht zu bereuen haben.

Schließlich muß das Prinzlein auch seinen Geist bilden durch die Erlernung von Sprachen und Wissenschaften. Ihm diese beizubringen, scheint dem König kein Lehrer geeigneter als der aus Frankreich eingewanderte Edelmann Duhan de Jandun, den Friedrich Wilhelm als den Reisebegleiter eines jungen Grafen während der Belagerung von Stralsund kennen gelernt und nach Berlin gezogen hat. — „Mein Sohn soll sich", so sagt er zu dem gelehrten Franzosen, „vor allem vertraut machen mit dem Fürstenspiegel, den Herr von Fénélon unserm Zeitalter in seinem „Telemach" vorgehalten. Ich habe die Grundsätze, nach denen ich heute regiere, schon als Knabe aus diesem einzigartigen Buch gewonnen, und die Gespräche, so ich mit meiner hochseligen Frau Mutter über den Telemach geführet, sind damals aufgeschrieben worden; sie sollen der Ausgabe vorgedruckt werden, daraus er den Kronprinzen mit Herrn von Fénélon bekannt zu machen hat. Im übrigen, mein lieber Jandun, vergeß er niemals, daß er meinen Sohn zwar in der französischen Sprache, nicht aber im französischen Wesen zu unterrichten hat, welchselbes für unsern Geschmack allzu viele Alfanzereien und Ludereien in sich birgt. Wir sind teutsch und wollen teutsch bleiben!"

Der Franzose verneigt sich tief und stumm. Bei sich denkt er: wenn du so teutsch bist, hoher Herr, warum holst du dir dann einen Franzmann für deinen Sohn? Ach, ihr Barbaren, ihr Barbaren, — was wärt ihr ohne uns??

* * *

Frühjahr und Sommer dieses Jahres 1718 bringen keine Entspannung der politischen Lage. Der Nordische Krieg geht in Skandinavien und Finnland zwischen Schweden, Russen und

Dänen weiter; der Papierkrieg der Kabinette von Wien, Dresden und London ſpinnt ſeine gefährlichen Fäden eng und enger um Preußen. Zar Peter zwar ſchickt ſeinem lieben Bruder Friedrich im Juli fünfundfünfzig große Grenadiere und eine ſchön gearbeitete Drechſelbank mit einer Fülle beſter Werkzeuge und einigen von Peter ſelbſt gedrechſelten Stücken, — alle Achtung! Friedrich Wilhelm iſt gerührt; ſofort ſoll ein Dankbrief abgehen, und er ſchreibt auf ein Blättchen: „An Ilgen. Sehr großes Compliment wegen die langen Lümmels und auch wegen die ſchöhne Drechsſelbank und Pokal, das der Zar ſelbſten gemacht hat. Ilgen ſoll ſehr obligeant auffezen! FrW."

Wenn nur Zeit zum Drechſeln wäre! Wenn die ewigen Verdrießlichkeiten auch nur für *einen* Tag einmal abreißen möchten! Was ſoll man nun dazu ſagen: haben ſich doch tatſächlich die Magdeburgiſchen Vaſallen beſchwerdeführend an den Kaiſer gewandt wegen der Beſchneidung ihrer Privilegien und Ablöſung der Ritterpferde! Kaiſerliche Majeſtät hat daraufhin ein Abmahnungsſchreiben nach Berlin losgelaſſen, worin die königlichen Verfügungen aufgehoben werden kraft höherem Reichsrecht. Da ſoll doch der Deubel dreinſchlagen!! — Der König läßt auf der Stelle acht von den Magdeburgiſchen Rebellen ergreifen und auf Feſtung ſetzen; im übrigen denkt er gar nicht daran, der Abmahnung aus Wien Folge zu leiſten; vielmehr heißt es jetzt einen wilden Federkrieg mit Kaiſerlicher Kanzlei führen; denn wenn die Abmahnung nicht zurückgezogen wird, dann ſieht es um die Allodifizierung der Lehen, die ſo wirkſam begonnen, vorerſt nicht gerade roſig aus! Verdammte Schererei!!

Täglich deſertieren dem König ſchöne Kerls aus allen möglichen Regimentern, und die Rieſengarde hat ſogar die meiſten Fahnenflüchtigen aufzuweiſen, obgleich dieſe koſtſpieligen Hundsfötter doch weißgott wie rohe Eier behandelt werden! Man kann gar nicht ſo viele Alarmkanonen aufſtellen, wie nötig ſind, um jede neue Deſertion ins Land hinaus zu böllern und damit die Bauern auf die Fangprämie zu ſchärfen!

Beſchwerden über Beſchwerden laufen ein: über die preußiſchen Werber, über die Mißhandlungen von Ziviliſten durch be-

trunkene Soldaten, über blutige Raufhändel zwiſchen den Studenten und den Subalternen des Anhalter Regiments in Halle, — über die Schädigungen des angeſeſſenen Gewerbes durch die Soldatenweiber mit dem Hökerſchein —! Grumbkow jammert, daß die Akziſe nicht genug einbringt; Creutz ſtöhnt, daß Militär- und Zivilverwaltung gegen einander prozeſſieren; der Deſſauer klönt einem die Ohren voll, weil ſeine Söhne in der preußiſchen Armee nicht raſcher avancieren —

Zum Kotzen, alles miteinander —!!

Doch es ſoll noch viel ſchlimmer kommen.

An einem der erſten Septembertage läßt ſich der Hofprediger Jablonski in wichtiger Angelegenheit beim König melden. Ein ausgezeichneter Mann, dieſer Daniel Ernſt Jablonski: ſtammt aus den Reihen der böhmiſchen Taboriten, hält enge Verbindung mit der mähriſchen Brüdergemeinde; iſt nicht nur Hofprediger und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, ſondern auch Biſchof der reformierten Kirche in Polen und Ungarn: ein hochgelahrter und überaus tätiger Streiter Gottes —:

Was mag er ſo Dringliches von uns wollen?

Er überreicht dem König einen dick verſiegelten, an Seine Majeſtät in Preußen gerichteten Brief und erklärt dazu, dieſes Schreiben habe ihm der Herr Johann Michael von Clement aus Dresden geſchickt mit dem ſchriftlichen Erſuchen, es unverzüglich Seiner Majeſtät auszuhändigen. Tue er das nicht, ſo ſei er verantwortlich für alles Unheil, das dann hereinbrechen werde.

Rex wiegt den ſchweren Brief ſinnend in der Hand: wer das denn ſei, dieſer Herr von Clement? Jablonski erklärt, ihn zwar perſönlich nicht zu kennen; doch ſei ihm bewußt, daß Clement ein ungariſcher Edelmann urſprünglich proteſtantiſchen Glaubens ſei, der aus politiſchem Zwang zur römiſchen Kirche übergetreten ſei, auch längere Zeit als Geheimſekretär des Prinzen Eugen in Wien gearbeitet habe und, ſoweit er wiſſe, in die politiſchen Händel der Gegenwart beſtens eingeweiht ſei. — Jetzt öffnet der König den Brief, lieſt ihn ſchweigend, ſteckt ihn nachdenklich in den Rock und befiehlt dem Hofprediger, Herrn von Clement halb-

wegs nach Dresden entgegen zu reiſen, ihn zu nächtlicher Stunde nach Berlin hineinzugeleiten und in ſeinem Haus unterzubringen.

Und ſo geſchieht es.

Der Ungar hat den dringenden Wunſch geäußert, nicht zur Audienz im Schloß erſcheinen zu müſſen; alſo trifft ſich der König mit ihm an dritter Stelle, im Hauſe ſeines Oberſten von Linger auf dem Weidendamm; die erſte Ausſprache findet am 13. September 1718 ſtatt, eine zweite am nächſten Tag. Clement weiß ſehr wohl, warum ſeine Anweſenheit in Berlin geheimgehalten werden muß, und warum vor allem das Gefolge des Königs nichts erfahren darf! Unter vier Augen eröffnet er Seiner Majeſtät, daß zwiſchen Preußens Gegnern ein geheimer Anſchlag auf die Perſon des Königs geplant ſei: Seine Majeſtät ſolle in Wuſterhauſen während der Jagd aufgehoben und gefänglich nach Wien verbracht werden; Berlin ſolle überrumpelt, der Staatsſchatz weggeführt werden; den Kronprinzen wolle man ergreifen und katholiſch erziehen; Preußen ſelber werde ſich eine weſentliche Verkleinerung zugunſten ſeiner Nachbarn gefallen laſſen müſſen! — Urheber dieſes Planes ſei der ſächſiſche Feldmarſchall Graf Flemming, der aufgrund ſeines öfteren Aufenthalts in Berlin mit den hieſigen Verhältniſſen vertraut ſei und mit der Führung der militäriſchen Operationen bedacht werden ſolle! Der Plan habe bereits die Billigung des Prinzen Eugen, der bekanntlich die Oberleitung der öſterreichiſchen Staatsgeſchäfte für den Kaiſer in der Hand habe! Die Verſchwörung ſei ſoweit gediehen, daß ſelbſt in der nächſten Umgebung Seiner Majeſtät hier in Berlin führende Männer für den verdammenswerten Anſchlag gewonnen ſeien, unter anderen der Fürſt von Deſſau, der General von Grumbkow, die Miniſter von Creutz, von Blaspil, von Plotho, der Oberkammerherr von Kameke, der Oberſtallmeiſter von Schwerin, der Oberjägermeiſter von Schlieben und eine Reihe anderer Offiziere. Er ſelber, Clement, bringe ſich durch dieſe ſeine Eröffnungen in hochnotpeinlichſte Gefahr; doch habe ihn ſein Gewiſſen nicht ruhen laſſen, bis er ſich entſchloſſen habe, der von ihm hochverehrten

Majeſtät in Preußen alles zu offenbaren und damit hoffentlich das Schlimmſte noch abzuwenden!

Aufs Tiefſte beſtürzt hat der König dieſem Bericht gelauſcht; ſein redliches Herz iſt faſſungslos vor ſo viel Gemeinheit, die ſich gegen ihn und ſein Werk plötzlich erhebt wie eine giftgeladene Rieſenſchlange! Ja, wenn er noch empört ſein könnte! Aber er iſt erſchüttert, einfach erſchüttert: in ſeinem Kopf kreiſt alles, wie wenn er betrunken wäre! Iſt es vielleicht nur ein Traum? Hat er geſchlafen?? — Ach nein! Er ſieht das ernſte, ruhige Geſicht des Ungarn eindringlich fragend auf ſich gerichtet, und hinter dem fremden Edelmann ſteht aufgebäumt die züngelnde Rieſenſchlange: bereit, ihn mit tödlichem Druck zu umwinden —!!

„Beweiſe!“ ſtöhnt er; „Beweiſe!!“

An Beweiſen fehlt es Clement nicht. Hier zwei Briefe des Prinzen Eugen, eigenhändige —! Zitternd greift der König nach den Schriftſtücken: weiß Gott, das iſt Eugens ihm wohlbekannte Hand, ſein Siegel! Sind an Flemming gerichtet, machen gar kein Hehl aus dem ſchändlichen Komplott —!! — Hier die Antwort von Flemming, mit genauen Vorſchlägen, wie der König am beſten ergriffen werden könne! Handſchrift, Siegel: alles ſtimmt! — Friedrich Wilhelm verſinkt in gährendes Brüten; nur langſam formen ſich ihm die Zuſammenhänge: Iſt nicht die Wackenitz, das Luder, vom Grafen Flemming ausgehalten worden? Hat er die Hure nicht damals zur Ballkönigin gemacht? Und ſpäter, wie ſie mit Creutz gehurt, da hat ſie ſicherlich zwiſchen ſeinem Miniſter und dem ſächſiſchen Feldmarſchall vermittelt, hat Staatsgeheimniſſe dem einen entlockt und an den andern verkauft!! — Creutz und Grumbkow haſſen ſich zwar wie die Peſt; der Deſſauer und Grumbkow ſtehen wie Hund und Katz; aber vielleicht iſt das alles nur Finte, nur Maske, um ihn, den König zu täuſchen über die Einmütigkeit der Verſchwörung —!? Und hinter allem wieder Öſterreich, Eugen, der Kaiſer —!!

Sein Lebensgefühl iſt bis ins Tiefſte getroffen.

Was er denn um Gottes willen tun ſolle? fragt er den Ungarn; was Herr von Clement ihm rate?? Er ſelber kann ja niemandem mehr trauen; in jedem ſeiner Diener muß er einen Ver-

räter, vielleicht einen schon gedungenen Mörder wittern! — Zunächst möge Seine Majestät sich ganz zurückgezogen halten, rät Clement; sie möge nicht zur Jagd fahren, vielmehr sich mit treu gebliebenen Offizieren umgeben und die genannten Verräter nicht empfangen! Der König dürfe von seinem Wissen keinen Gebrauch machen; sonst werde die Camarilla ihm zuvorkommen mit dem Schlag, der bald geführt werden müsse! Ruhig abwarten; denn noch sei es nicht so weit! Er selber, Clement, sei der Vertrauensmann Eugens und des Grafen Flemming; von ihm erwarte man das Zeichen zum Losschlagen, und er werde jetzt zunächst seine Reise nach dem Haag im Auftrag der beiden Herren unauffällig fortsetzen, im übrigen aber Seiner Majestät von unterwegs weitere Nachrichten und Beweise für die Verschwörung, auch Fingerzeige zu ihrer Unterdrückung zukommen lassen.

Dankbar stimmt Friedrich Wilhelm allem bei. Er bietet Clement eine größere Geldsumme zur Bestreitung seiner Unkosten an; doch der Edelmann lehnt das fürstliche Geschenk rundweg ab: er handle nach seinem Gewissen und um der Ehre willen!

Unsichtbar, wie er gekommen, verschwindet der Ungar aus Berlin.

Zwei Tage lang schließt sich der König in sein Zimmer ein, ißt nicht, trinkt nicht, sieht seine Familie nicht. Wie er endlich zum Vorschein kommt, kennt man ihn nicht wieder: finster nnd wortkarg, grimmig verstimmt und von tiefstem Mißtrauen gegen jedermann erfüllt, stampft er durch die Gemächer des Schlosses, bleibt taub gegen die Beschwörungen der Königin, sich ihr zu offenbaren! Läßt weder seine Minister, noch seine Generale zu sich, meidet das Tabakskollegium, hält sich zumeist in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen und legt zur Nacht stets zwei geladene Pistolen neben sein Bett. Sein einziger Umgang ist Brandthorst, und auch dieser Getreue wird hundsgemein behandelt —!

Die königliche Familie, die Suite, die Räte — alles ist ratlos, bestürzt, aufgeregt! Wer ein schlechtes Gewissen hat, sinnt auf Flucht; die Intriganten spinnen heftiger an ihren Fäden. Auf dem Exerzierplatz am Lustgarten stehen die Generale in

Flüſtergruppen bei einander: nicht einmal mehr die Parole wird von Seiner Majeſtät ausgegeben! Eine geiſtige Störung —? Gehirnſchlag?? — Herr von Grumbkow wandelt auf leiſen Sohlen durch die Gänge des Schloſſes, horcht links an einer Tür, ſchaut rechts aus einem Fenſter, fragt hier den Kammerdiener, dort den Kaſtellan, läßt heute einen Dukaten ſpringen und morgen zehn Dukaten —: was hilfts? Nichts erfährt er, gar nichts!! — Der einzige ruhende Pol in all dieſer Wirrnis iſt der Geheimrat und Oberzeremonienmeiſter, Präſident pp. J. P. Gundling, der ſich in dieſen Wochen recht nach Herzensluſt den Gratisfreuden des königlichen Weinkellers überlaſſen kann, ohne dafür die Gratisleiden im Tabakskollegium einſtecken zu müſſen! —

Der Abrede gemäß berichtet Herr von Clement dem König von unterwegs: unterm 21. September ſchreibt er aus Weſel, unterm 7. Oktober aus Amſterdam ausführliche Briefe, in denen er neue Beweisſtücke, Einzelheiten und Hinweiſe auf die Verſchwörung mitteilt, zugleich aber auch um Geldmittel bittet, da er wider Erwarten große Ausgaben in dieſer Sache habe . . Der König ſchickt ihm heimlich 5000 Dukaten; die neuen Angaben beſtärken ihn heftigſt in der Gewißheit, daß der Schlag gegen ihn jetzt nahe bevorſteht, und er rafft ſich aus der finſteren Untätigkeit zu wilder Geſchäftigkeit auf: er gibt Befehl, ihm ſämtliche in Berlin ein- und ausgehende Briefpoſt heimlich vorzulegen, nnd alsbald — verſinkt er in kleinen Bergen von Briefen, die ſich lawinengleich durch ſein Arbeitszimmer ſchieben. Ein paar Tage braucht er, bis es ihm gelingt, das Harmloſe vom Verdächtigen zu ſondern; dann aber geht die Briefzenſur flott vonſtatten, nnd ſchon macht er einen kapitalen Fang: er findet ein Schreiben des ſächſiſchen Geſandten an Frau von Blaspil, und aus den intimen Äußerungen geht klar hervor, daß Graf Manteuffel ſeit Jahr und Tag ſeine galanten Beziehungen zu der ſchönen Hofdame nicht nur pflegt, ſondern auch politiſch für Sachſen-Polen ausnutzt. Hat doch die Blaspil, dieſer Satansbeſen, es ſogar fertig gebracht, der Königin das Teſtament abzubetteln, das er, Friedrich Wilhelm, vor einem halben Jahr

aufgesetzt hat zugunsten Sophie Dorotheas, falls ihm etwas Menschliches zustoßen sollte! — Und hier — sieh da: ein Brief der Blaspil an den Grafen Flemming, strotzend von Beleidigungen gegen ihn, den König! — Na, warte, du Aas; wir sprechen uns jetzt!!

Er läßt die Blaspil durch den Schloßkommandanten, den zuverlässigen Obersten von der Marwitz, vor sich bringen und hält ihr den Brief an Flemming unter die schnippische Nase. — Jawohl, den hat sie geschrieben, gewiß doch! Des Vertrauens der Königin sicher, wird sie frech; ja, sie trumpft auf: ob sie vielleicht ihre Meinung nicht mehr äußern dürfe?? Und was sie mit dem Grafen Manteuffel habe, das gehe Seine Majestät einen Quark an —!

Friedrich Wilhelm ist nun wirklich am Ende seiner Selbstbeherrschung: er haut dem Weibsbild eine schallende Ohrfeige herunter und läßt sie auf der Stelle nach Spandau bringen — für ein Jahr. Mag sie zehnmal die Schwägerin des Grafen Finckenstein sein: jetzt wird die Spreu vom Weizen gesondert! — Auch der Gatte dieses Musterweibes wird seines Postens enthoben: selbst wenn er nicht in der dreckigen Affäre mit drinsteckte, wäre er zu alt für das wichtige Amt des Kriegsministers! Das Paar kommt ihm nicht mehr an den Hof!

Auch sonst wird aufgeräumt. Die Briefzensur wirkt Wunder: verschiedene Herrschaften sind plötzlich reif und fallen mit dumpfem Plumps von den Ästen des Staatsbaumes; einige fallen nach Spandau hinein. Mag das infamichte Loch platzen: dann bauen wir an der Zitadelle an —!!

Die Aufregung am Hof und in der ganzen Stadt wird immer größer, die Unsicherheit immer gräßlicher. Im Schloß herrscht betretenes Schweigen oder ängstliches Geflüster; die prinzlichen Kinder schleichen scheu herum, und die Königin sitzt manche Stunde lang mit verweinten Augen zwischen der Kameke und der Rocoulles. Ihr ist am schrecklichsten, daß Seine Majestät auch von der Testamentsgeschichte jetzt Wind bekommen hat: was muß der Gemahl von ihr denken? Bemänteln läßt sich nichts an der Tatsache, daß sie mitgeholfen hat, eine höchst wich-

tige Urkunde in die Hände einer fremden Macht zu ſpielen! Froh muß ſie ſein, daß der grimmige Gatte nicht auch ſie mit Backenſtreichen traktiert —! Und doch, täte er es, ſie würde es zur Erleichterung ihres ſchlechten Gewiſſens ohne Klage hinzunehmen haben —!

Beim Herrn Schloßkaſtellan und königlichen Kammerdiener Eversmann läßt ſich ein Bürger melden. „Ortgieß iſt mein Name", ſtellt er ſich vor; „Franz Hermann Ortgieß, — mit Verlaub, Euer Gnaden! Ich ſchreibe die Berliner Zeitung —!"

„Ich leg ihm nichts in den Weg", ſagt Eversmann. „Von mir aus ſchreib er das Blaue vom Himmel herunter!"

„Sagt mir allergütigſt nur eines, Euer Hochwohlgeboren: iſt es wirklich wahr, daß Seine Majeſtät durch Tollkirſchenſaft im Wein vergiftet worden, — ich meine: perniziös darniedergeworfen worden?? Man ſagt es in der Stadt!"

„Leck er mich doch —!" ruft der Kaſtellan empört. „Wer ſagt ſolchen Blödſinn??"

Der Zeitungsſchreiber macht keine Anſtalten, der Aufforderung nachzukommen; dagegen zieht er einen Taler aus der Taſche: „Franz Hermann Ortgieß ſagt es nicht; aber er möchte es wiſſen!! Ach, Euer Gnaden, es iſt eine ſchlimme Zeit für mich: meld ich etwas Falſches in meiner Zeitung, dann geht es mir an den Kragen: melde ich etwas Richtiges, dann glaubt es mir keiner, und meld ich gar nichts, dann bin ich ruiniert! Schon hat ſich ein zweiter Zeitungsſchreiber in hieſiger Haupt- und Reſidenzſtadt niedergelaſſen, ſo ſich ſchändlicher Weiſe nicht entblödet, mir alle Nouveautées vor der Naſe weg zu kolportieren —!" Und er ſchiebt dem Kammerdiener diskret den Taler in die hängende Hand.

Eversmann läßt ihn wie aus Verſehen auf den Steinfußboden fallen: er klingelt echt! Alſo darf das befliſſene Männchen die Münze aufheben und ihm nochmals in die Hand drücken, worauf er geheimnisvoll erklärt:

„Eines kann ich ihm verraten: mein Kollega, der Herr Johann Brandthorſt, hat vor etlichen Monaten ein hübſches Menſch

geſchwängert, worauf dasſelbe, um der Schande zu entgehen, vor Seiner Majeſtät ſich in den Weg geworfen! Darauf hat Seine Majeſtät noch am gleichen Tage den Brandthorſt mit dem jungen Menſch kopulieren laſſen — aus reiner Ordnungsliebe!"

Ortgieß iſt ſichtlich enttäuſcht. „Wäre vor etlichen Wochen noch eine charmante Nouveautée geweſen, dürfte dagegen heute kaum noch intereſſieren, ſinte alle Welt wiſſen möchte, was mit Königlicher Majeſtät Extraordinäres paſſieret —!"

Der Kaſtellan hat ſeinen Taler verdient. „Kann ihm für heute leider nichts Weiteres vermelden", ſagt er kühl. „Adieu, Herr Fortpiß!"

Schlimme Zeiten für die Zeitungsſchreiber!

Noch ſchlimmere aber für des Königs alte Freunde, die nun ſchon wochenlang vergeblich antichambrieren und täglich auf das Schlimmſte gefaßt ſein müſſen: auf Feſtung, auf Halsgericht, auf ſchimpfliche Verbannung —!

Endlich hält es der Deſſauer nicht mehr aus. Er hat aus vorſichtigen Andeutungen des alten Ilgen, mit dem der König in Fühlung geblieben iſt, ſich ungefähr entnehmen können, was eigentlich geſpielt wird, und er entſchließt ſich, den gordiſchen Knoten zu durchhauen: eines Tages dringt er, trotz Wachen und ſtrengſtem Verbot, ins Arbeitskabinett des Königs ein. Friedrich Wilhelm ſieht den Augenblick ſeiner Ermordung gekommen; wild greift er nach dem blanken Degen auf dem Schreibtiſch — — da reißt der Deſſauer geiſtesgegenwärtig die eigene Klinge aus der Scheide und ſchleudert ſie weit hinter ſich in die Zimmerecke. Er fällt vor dem erſtarrten König auf die Kniee und beſchwört ihn, doch wieder Vertrauen zu ihm zu haben! Er ſei nicht als Reichsfürſt, vielmehr als preußiſcher Offizier hier und erwarte ſeine Verurteilung, wenn er ſich etwas habe zuſchulden kommen laſſen! — Tränen rinnen ihm aus den ſonſt ſo harten Augen, und nun löſt ſich auch in Friedrich Wilhelms Bruſt die entſetzlich aufgeſtaute Qual: „Kann ich dir denn überhaupt noch vertrauen, Leopold??" fragt er den Freund; doch während er noch fragt, hat ſein Herz bereits entſchieden: er zieht den Deſſauer an ſeinen Tiſch und berichtet ihm alles, alles, was ihn ſeit Wochen

ſo fürchterlich bedrückt. Und mit jedem Wort wird er froher, dem verkrampften Herzen endlich Luft machen zu können.

Anfangs iſt Leopold ſtarr über das Gewebe von Niedertracht, das der König vor ihm ausbreitet; doch dann erklärt er entſchieden, dieſer Clement müſſe ein Betrüger ſein, und er verlange, ihm baldigſt gegenüber geſtellt zu werden! Weder Prinz Eugen, — des ſei er gewiß! — noch er ſelber hätten jemals auch nur im Traum derartige Gemeinheiten auszuhecken vermocht! Und der Flemming ſei zwar ein Intrigant, aber ſchließlich kein Straßenräuber! —

Alſo muß der Ungar aus dem Haag herbeigeholt werden. Friedrich Wilhelm ſchreibt ihm, es gebe Dinge zu beſprechen, die er dem Papier nicht anvertrauen könne! — Überbringen ſoll dieſen Brief der Hofprediger Jablonski: hat er den Kerl damals nach Berlin gebracht, ſo mag er es jetzt nochmals tun! — Seufzend macht ſich der geiſtliche Herr auf die unangenehme Fahrt; weiß er doch ſelber nicht, was das Ganze bezweckt! Eines Tages kommt er mit Clement wieder in Berlin an.

Diesmal empfängt der König den Edelmann heimlich in ſeinem Arbeitszimmer; der Deſſauer iſt hinter der bewußten Portiere verborgen nnd wird Zeuge der ganzen, langen Unterredung, darin vonſeiten des Ungarn die ſchwerſten Beſchuldigungen gegen ihn vorgebracht werden. Nachdem er genug gehört hat, tritt er klirrend hinter dem Vorhang hervor: wutſchnaubend, mit geſträubtem Schnurrbart und grimmigem Funkelblick in den dnnklen Augen ſtarrt er den Verleumder an.

Clement iſt bleich geworden; doch als Mann von Welt weiß er ſich raſch zu faſſen, und nachdem er dem Fürſten eine kühle Reverenz erwieſen, verſichert er dem König, er habe ſehr wohl gewußt, daß die Unterhaltung belauſcht werde; das ſei indes für ihn kein Grund, irgend eine ſeiner Behauptungen zurückzunehmen; vielmehr müſſe er auf ihnen beſtehen bleiben, auch in Anbetracht Seiner Durchlaucht —!

„Hundsfott, du lügſt! Ich ſtoß dich nieder!!“ brüllt der Deſſauer.

Der Edelmann bleibt gelaſſen. „Eure Durchlaucht werden

mir mit der Piſtole Genugtuung geben für dieſe Beſchimpfung!“ ſagt er voller Anſtand.

„Einen Scheißdreck werd ich dir —!!“ Der Fürſt zieht blank.

Jetzt legt ſich Friedrich Wilhelm ins Mittel: hier gehe es nicht ums Duellieren, ſondern um die Erforſchung der Wahrheit! — Es gelingt ihm ſchließlich, den empörten Freund zu beruhigen, und nachdem Clement an Eides Statt verſichert hat, er werde die zum völligen Beweis der Verſchwörung noch fehlenden Dokumente baldigſt beibringen, müſſe ſie jedoch perſönlich im Haag engegennehmen, erhält er nochmals die Erlaubnis, nach Holland zu reiſen; doch muß er ſich gefallen laſſen, daß ihm der preußiſche Major du Moulin als ſtändiger Begleiter beigegeben wird. Der Deſſauer macht den Major mit ſeinem Kopf haftbar für die Perſon des Edelmanns.

Dieſer hat jetzt bereits 10,000 Dukaten aus der königlichen Schatulle erhalten; doch anſtelle der neuen Beweisſtücke, die er verſprochen, kommen aus dem Haag nur Briefe mit weiteren Verdächtigungen und Andeutungen. Inzwiſchen aber hat der König, um endlich Klarheit zu gewinnen, einen ſeiner zuverläſſigſten Männer mit aller gebotenen Vorſicht und unter falſchem Namen nach Wien geſchickt: den General von Borcke, der mit Ilgen zuſammen die auswärtigen Affären wahrnimmt. Borcke meldet aus Wien, er habe in Erfahrung gebracht, daß der von Clement wohl einige Jahre lang als Geheimagent in kaiſerlichen Dienſten geſtanden, wofür man in Wien ſeine erheblichen Schulden bezahlt habe; auch ſei der Ungar einmal vom Grafen Flemming als Spion für Sachſen nach Berlin geſandt worden; im übrigen aber ſei an ſeinen Verdächtigungen kein wahres Wort! Prinz Eugen, dem er, Borcke, mit größter Behutſamkeit auf den Zahn gefühlet, habe ihm voll empörter Entſchiedenheit erklärt, er ſei Chef der kaiſerlichen Armee und kein Brigantenhäuptling!

Jetzt läßt Friedrich Wilhelm den Ungarn verhaften und nach Berlin bringen; ein Geheimverfahren wird gegen ihn eröffnet. In die Enge getrieben, geſteht er, die Briefe des Prinzen Eugen mit eigener Hand geſchrieben zu haben; andere Dokumente habe

er ſich durch Beſtechung verſchafft und gefälſcht. Die Beteiligung der Höfe von Wien und Dresden ſei von ihm erfunden worden; in Wirklichkeit habe er das ganze Komplott mit einigen Freunden ausgeheckt und in Szene geſetzt —! Auf Grund dieſer Angaben gelingt es, zwei ſeiner Spießgeſellen, Lehmann und Bube mit Namen, dingfeſt zu machen, und nun entwickelt ſich in aller Stille ein Prozeß, der ebenſo langwierig wie ſchwierig ſich hinzieht; denn in Clements verbrecheriſchem Spiel iſt Wahres und Falſches, Tatſächliches und Erlogenes ſo unlösbar mit einander verwoben, daß die jetzigen Geſtändniſſe des Betrügers kaum glaubhafter erſcheinen als ſeine früheren Verdächtigungen. Wohl fühlt ſich Friedrich Wilhelm erleichtert; doch er wird die quälende Vermutung nicht los, daß der Ungar zwar ſeine Helfershelfer, nicht aber die eigentlichen Urheber des ſataniſchen Plans preisgegeben habe, und daß ihm ſelber nach wie vor Unheil drohe.

Inmitten dieſer Sorgen und Aufregungen erreicht den König eine Nachricht, die ihn wie ein elektriſcher Schlag berührt: Karl XII. iſt am 11. Dezember 1718 bei der Belagerung der norwegiſchen Feſtung Friedrichshall im Laufgraben erſchoſſen worden.

Der Deſſauer hat Näheres erfahren. „Karl ſtand an die Bruſtwehr gelehnt", berichtet er, „und ſchaute auf die Schanzarbeiter nieder, die den Graben vortrieben; da traf ihn eine Falkonettkugel an der Stirn. Zunächſt hat es niemand bemerkt; erſt ſpäter fand man ihn tot: die Hand noch am Degen, in der Taſche ſein Gebetbuch und Guſtav Adolfs Bildnis. Es heißt, ſein eigener Adjutant Siguier habe in einer Verſchwörung gegen ihn geſtanden und ihn erſchoſſen."

„Das glaube mitnichten, Euer Liebden", ſagt Friedrich Wilhelm beſinnlich; „vielmehr bin überzeugt, daß der große Mann einer gutgezielten Feindeskugel zum Opfer gefallen! Ein Fürſt wie Karl kommt nicht in einer Verſchwörung um; er fällt im Kampf, wie er ſtets im Kampf gelebet! Iſt ein Geheimnis um den merkwürdigen Herrſcher, der die Welt in größere Aufregung verſetzt hat, als es ein Dutzend ſolider Regenten von

meiner Art vermöchten! Iſt aufgegangen nnd wieder verſchwunden wie das Nordlicht, von dem ſie ſchreiben, daß es gar ſchaurig-ſchön den nächtlichen Himmel erhelle! Ob nun die Gottorper oder die Heſſen-Kaſſeler in Stockholm ans Ruder kommen: das ſchwediſche Nordlicht wird wohl ausgeleuchtet haben!"

„Auch der Freiherr von Görtz dürfte nunmehr erledigt ſein. Hat den ſchwediſchen Adel dermaßen unterdrückt, daß die Herren ihm jetzo wohl hochnotpeinlich dafür quittieren werden —!"

„Tät mir trotz allem leid um den Mann!" Friedrich Wilhelm ſchaut dem alten Freund nachdenklich ins verwegene Geſicht; dann ſagt er ſeufzend: „Auf unſern Biberius und ſein zartes Gewiſſen dürfte es immerhin wohltätig wirken, wenn der von Görtz keine unkeuſchen Zumutungen mehr an ihn ſtellen kann —!"

„Pahh!!" Der Deſſauer ſchnaubt verachtungsvoll durch die Naſe: „Bleiben noch genug Höfe übrig, die nunmehr auch ein Bedürfnis verſpüren werden, ihre fette Handſalbe in eine ſo willfährige Floſſe zu ſchmieren!!"

— — — — — — — — —

Die Aufregungen reißen nicht ab.

Kanm hat er ſich über den Fall Clement notdürftig beruhigt und begonnen, die politiſchen Folgerungen aus dem jähen Tod des Schwedenkönigs zu ziehen, ſo muß Friedrich Wilhelm erfahren, daß ſeine geheimen Gegner ſich tatſächlich wider ihn verbündet haben: in der „Wiener Alliance", datiert vom 5. Januar 1719, hat ſich der Kaiſer mit Sachſen-Polen und Hannover-England zuſammengeſchloſſen, — angeblich zu gegenſeitiger Verteidigung, in Wirklichkeit jedoch unverkennbar zu dem Zweck, über Preußen herzufallen und dieſen beargwöhnten, ob ſeiner Stärke unerträglichen Staat bei der Regelung der nordiſchen Frage auszuſchließen. — Man iſt in Berlin über den Hergang genau unterrichtet: bei einem üppigen Feſtmahl, unter der Wirkung ſchwerer Weine, haben die hannoverſchen Abgeſandten, eifrig ſekundiert vom Grafen Flemming, es fertig gebracht, die anderen Partner vor den Wagen der welfiſchen Miß-

gunſt zu ſpannen, und bei geſchwungenen Pokalen iſt eine kriegeriſche Beraubung Preußens vereinbart worden.

Friedrich Wilhelm ſchwankt zwiſchen wildem Toben und tiefer Niedergeſchlagenheit: alſo doch! Alſo hat Clement, ohne es wohl ſelber zu wiſſen, dennoch recht gehabt mit der Verſchwörung; nur daß ſie nicht mit Dolch und Handſchellen, ſondern mit Champagner, Tinte und Truppen ausgeführt wird!! Und warum? Weil er ſelber zu anſtändig iſt! Weil er ſein Land ſtark machen und nicht vom Bündnis mit dem Zaren laſſen will! Weil ihm die Mazarins und Habakuks ein Greuel ſind, und weil er ſo gutmütig iſt, zu glauben, man könne ohne Intrigen auskommen, vielmehr ſich durch rechtſchaffenes Benehmen friedlich behaupten!

Und gerade in dieſen kritiſchen Tagen muß er auch noch an den Rollſtuhl gefeſſelt ſein! Ein tückiſches Geſchwür am linken Bein macht ihn unbeweglich; die Schmerzen werden von Tag zu Tag ſchlimmer. Der fixe Regimentsfeldſcheer Brandthorſt rät, das Geſchwür zu ſchneiden; der Leibarzt Doktor Stahl hingegen, und mit ihm mehrere zugezogene Kollegen, ſind für Erweichungsmittel. Da der König die ſchmerzhafte Operation ſcheut, ſo wird erweicht, vierzehn Tage lang nur erweicht; dabei wird das Geſchwür immer fürchterlicher, und die Geſichter der Erweichungsräte werden immer länger. Schließlich kann Brandthorſt das ſcheußliche Übel nicht mehr mit anſehen, und freimütig erklärt er dem hohen Herrn, daß entweder operiert oder aber — das ganze Bein abgenommen werden müſſe! — „Alſo gut, operier er!“ ſtöhnt Rex; „aber wenn es ſchief geht, dann bring ich ihn raſch noch um, bevor ich ſelber abkratze!!“ — Friedrich Brandthorſt bedenkt, was er dem königlichen Hauſe zu danken hat; dann greift er entſchloſſen zu ſeinen Meſſern und ſchneidet. Der Patient zuckt unter dem raſenden Schmerz wild zuſammen; doch ſchon iſt dem maſſenhaften Eiter der Abfluß verſchafft, und erleichtert ſchaut der König zu, wie die rieſige Wunde verbunden wird.

Am nächſten Tag hat er hohes Fieber und gräßliche Schmerzen. Jetzt gehts zum Ende! denkt er und läßt ſich die geladenen

Piſtolen neben den Rollſtuhl legen: wenn der Feldſcheer, dieſer Mörder, hereinkommt, dann wird er ihn niederknallen!! — Doch er wartet vergebens. Der Kammerdiener hat ſeinen Bruder gewarnt, und Friedrich Brandthorſt läßt ſich erſt ein paar Tage ſpäter blicken, nachdem die Kriſis überſtanden und die Wunde im Abheilen begriffen iſt.

Friedrich Wilhelm dankt ihm königlich: er läßt ſämtliche Berliner Ärzte antreten, darunter in geſonderter Gruppe die Herren Erweichungskünſtler, die ihm nicht haben helfen können; dann heißt er den jungen Brandthorſt vortreten und niederknieen. Nachdem er die Leiſtung des Feldſcheers gebührend gewürdigt und belobt hat, ſetzt er ihm ſeinen eigenen Dreiſpitz aufs Haupt und ſagt: „Hiermit machen wir ihn zum Doctor medicinae; denn er hat ſich als der wahre Doktor erwieſen! Gleichzeitig ernennen wir ihn zum Hofrat und zu unſerm Leibmedikus! Ihr andern aber, ihr weichen Fürze, ſchert euch heim!“ —

Ach ja, wenn man doch für die Geſchwüre der Politik auch ſo einen geſchickten Doktor hätte, der ſie mit kühnem Schnitt öffnete und die gräßliche Spannung zu löſen vermöchte! Aber hier zeigt ſich vorerſt keine Hilfe, und das Frühjahr vergeht unter ſorgenvollen Erwägungen, endloſen Schreibereien und tauſend Verdrießlichkeiten. Der Prozeß Clement tut das ſeine dazu.

Im Mai 1719 erſcheint ein Lord Withworth in Berlin; er bietet Englands Vermittlung bei den kommenden Verhandlungen mit Schweden an; ja, ſogar Englands Freundſchaft bietet er an. Friedrich Wilhelm wird hellhörig; aus den Geſprächen mit dem Briten entnimmt er ſich die unausgeſprochene Erkenntnis, daß ſein hochmütiger Schwiegervater neuerdings zu einer Schwenkung geneigt iſt: er muß ſeine hannoverſchen Intereſſen und Wiener Frühſtückslaunen jetzt zurückſchnallen gegenüber den viel größeren Intereſſen Englands, das ſich durch Rußland und n u r durch Rußland bedroht ſieht. Alſo drängt man in London zum Friedensſchluß mit Schweden; durch Vorverhandlungen in Stockholm hat man ſich bereits die Bistümer Bremen und Verden für Hannover geſichert, und jetzt kommt es darauf an, Schweden nicht völlig zertrümmern zu laſſen; vielmehr muß es

als Bollwerk gegen Rußland erhalten bleiben, — und aus dieſen Erwägungen heraus, nicht aus Liebe zu Preußen, bietet England jetzt ſeine Vermittlung in Berlin an: es werde Sorge dafür tragen, daß Stettin und die Odermündungen endgültig an Preußen kommen, wenn man ſich für einen raſchen Abſchluß entſcheide!

Der König weiß ganz genau, daß es den Engländern nur darauf ankommt, ihn von Rußland zu trennen und damit den Zaren in ſeinem Kampf gegen Schweden zu iſolieren. So ſehr es Friedrich Wilhelm erleichtert, die Wiener Allianz wieder geſprengt zu ſehen, ſo ſtark bedrückt ihn die Zumutung, Rußland in den Rücken zu fallen. Der Vertrag von Havelberg ſieht vor, daß Preußen und Rußland nur gemeinſam ihren Frieden mit Schweden machen dürfen, und wenn Berlin dieſen Vertrag bricht, riskiert es, die langjährige Freundſchaft des mächtigen Zaren einzubüßen, — und was wird es dafür gewinnen?

Alſo lehnt der König die engliſche Vermittlung ab, und Graf Alexis Galofkin, Rußlands Geſandter in Berlin, kann nach Petersburg melden, daß der König feſt zum ruſſiſchen Bündnis ſtehe.

Doch die Zeit arbeitet gegen dies Bündnis. Immer ſtärker wird der engliſche Druck auf Berlin; auch der Kaiſer ſchaltet ſich jetzt ein, und im Sommer droht eine Neubelebung der Wiener Allianz. Selbſt der beſonnene alte Ilgen wird unruhig und drängt ſeinen Herrn zur Annahme der Londoner Vorſchläge. Der König ſieht ſich in einen ſchweren Gewiſſenskonflikt geſtürzt, in den ſchwerſten ſeines ehrlichen Lebens, und er ſträubt ſich voll erbitterter Verzweiflung, dem Zaren untreu zu werden. Wie Ilgen ihm das Gewiſſen erleichtern will durch den Hinweis, daß auch Peter bereits zu Aaland in einſeitige Verhandlungen mit Schweden eingetreten ſei, ruft der König: „Und wenn mein Bundesgenoſſe zehnmal abtrünnig würde, ſo darf *ich* darum noch lange nicht abtrünnig werden; denn ich habe mein gegebenes Wort letztens vor *Gott* zu verantworten! Ich weiß ſehr wohl, daß ihr, mein lieber Ilgen, eine politiſche Hornhaut über dem Herzen tragt; damit habt ihr am jüngſten Tag einmal fertig zu werden!“

Kopfschüttelnd geht der alte Staatsvater ab; an einem allzu zarten Gewissen können ganze Länder und Völker zu Grunde gehen! denkt er. Es ist ihm daher nicht sonderlich unangenehm, daß Friedrich Wilhelm durch die Aufregungen und seelischen Nöte schließlich aufs Krankenlager geworfen wird und seinen Ministern Entscheidung wie Verantwortung in den Verhandlungen überlassen muß.

In den letzten Julitagen wird der Vertrag mit England unterzeichnet. An den Rand eines Berichts, den Creutz hierüber erstattet, schreibt der König: „Wo ich in Englands und Kaisers Joch komme durch diesen Traktat, so wird es meinen Ministern die Köpfe kosten; dieses habe prognostizieren wollen!"

Es kostet indes keine Köpfe. Wohl ist der Zar verstimmt über Preußens Schwenkung; doch das eigene, nicht ganz saubere Gewissen erlaubt ihm keine Heftigkeiten gegen den Bundesgenossen in Berlin, und die alte Freundschaft überwindet nach einiger Zeit auch diese Erschütterung. England aber treibt jetzt mächtig zum Frieden, und dieser wird zwischen Preußen und Schweden im Stockholmer Vertrag vom 1. Februar 1720 geschlossen: Preußen erhält Stettin mit Usedom und Wollin, sowie Vorpommern bis an die Peene; dafür zahlt es an Schweden zwei Millionen Taler. Diese hohe Summe reißt dem sparsamen König ein empfindliches Loch in den sorgsam angehäuften Staatsschatz, und er schämt sich der großen Ausgabe nicht schlecht; aber was hilft es? Die englische Diplomatie hat hierin wieder einmal über sein gradliniges Denken gesiegt: während Hannover selber für Bremen und Verden nur eine Million Entschädigung an Schweden zahlt, schanzt es den neuen Freunden in Stockholm auf Kosten Preußens die doppelte Summe zu und macht sich damit bei der Krone Schweden, die an Ulrike Eleonore und ihren Gemahl von Hessen-Kassel übergegangen ist, für die Zukunft beliebt.

Stralsund und Rügen werden an Schweden zurückgegeben; Dänemark wird mit dem Herzogtum Schleswig entschädigt und macht sich kein Gewissen daraus, durch Einverleibung dieses Landes den alten, von ihm feierlich beschworenen Vertrag zu brechen,

wonach die Herzogtümer Schleswig und Holſtein „up ewig to-ſamende ungedeelt“ bleiben ſollen. —

Friedrich Wilhelm aber kann wieder Atem ſchöpfen. Wir haben Stralſund erobert und Stettin dafür erhalten, denkt er; damit iſt der Großvater im Grabe gerächt, und unſern Staaten liegt jetzt der Oſtſeehandel offen! Dadurch, daß der Schwede zu Stralſund einen kleinen Fuß in Deutſchland behält, bleibt er für uns angreifbar; hätte er hier alles verloren, ſo ſtrebte er vielleicht danach, alles wiederzubekommen! — Ein beſcheidener Standpunkt, gewiß! Aber man muß zufrieden ſein; man muß ſeinem Succeſſor auch noch einiges zu tun übrig laſſen! —

Jetzt endlich fällt im Prozeß Clement das Urteil. Der Spruch der Richter lautet auf Hinrichtung durchs Rad. Lehmann wird gerädert; Bube hat bereits den Selbſtmord vorgezogen. Johann Michael von Clement wird vom König zum leichteren Tod durch den Strang begnadigt; am Tag vor ſeiner Hinrichtung beſucht ihn Friedrich Wilhelm in der Zelle. „Ich muß der Gerechtigkeit ihren Lauf laſſen“, ſagt er zu dem armen Sünder; „doch wenn ich dich hätte retten können, ſo würde ich dich zu meinem Geheimen Rat gemacht haben; du haſt das Zeug dazu.“

Am 18. April 1720 wird Clement gehängt. —

In Vorpommern und Stettin gilt es zunächſt, Ordnung zu ſchaffen und die Stände, die durch den Schweden verwöhnt worden ſind, an die preußiſche Staatsidee, das heißt: an Subordination unter die Krone, zu gewöhnen. Das geht nicht ohne Kämpfe ab; doch der härtere Wille des Königs ſiegt auch hier, und am 10. Auguſt 1721 kann Friedrich Wilhelm zu Stettin die Huldigung der Ritterſchaft, der Bürgerſchaft, der Geiſtlichkeit und der Bauernſchaft entgegennehmen. Wohl gibt es in der großen Hafenſtadt auch jetzt noch eine ſchwediſche Partei; doch ihre Tage ſind gezählt. Des zum Zeichen ſchenkt der König der Stettiner Bürgerſchaft einen großen Becher, darauf zu leſen ſteht:

„Vivant alle guten Preußen; die es nicht ſind, hol der Teufel!“

— — — — — — — — —

Zar Peter führt allein seinen Krieg gegen Schweden weiter: immer wieder fällt er ins Festland des Feindes ein, brennt Städte und Dörfer nieder und macht den alten Gegner mürbe für die harten Bedingungen, die er ihm zugedacht. Eine Weile lang hofft Schweden noch auf Englands Hilfe, auf sein Geld und seine Flotte; doch aus London läßt man den starken Worten, die man gegen den Moskowiter schleudert, keine starken Taten folgen: gerade jetzt führt der riesige Aktienschwindel der Südsee-Compagnie zu fürchterlichen Wirtschaftszusammenbrüchen im stolzen Inselreich, und für eine energische Kriegsführung ist kein Geld da. Also muß Schweden im September 1721 in den harten Frieden von Nystedt willigen, der ihm zwar Finnland wiedergibt, dagegen Livland, Estland, Ingermanland und Karelien für immer nimmt: Gustav Adolfs Reich hat weltpolitisch ausgespielt.

Rußland aber geht als der gewaltige Sieger aus dem zwanzigjährigen Nordischen Krieg hervor. Eine neue Großmacht stimmt ihr ungefüges Instrument fürs europäische Konzert.

VIII.

Die große Rechenſchaft

Mitten im kalten Januar läßt der König anſpannen: er will für vier Wochen nach Potsdam überſiedeln, mit kleinſtem Gefolge, ohne Familie. Nur das Allernötigſte geht mit, alſo auch der wohllöbliche Herr Geheimrat Gundling, der längſt zum Unentbehrlichſten gehört.

Allgemeine Verwunderung in Berlin! Seine Majeſtät pflegt doch ſonſt immer erſt im April oder Mai nach Potsdam zu gehen!? Was iſt los? Was wird geſpielt? Wer hat wieder was angerichtet?? Die Unverantwortlichen beſtürmen die Verantwortlichen; doch die Miniſter hüllen ſich in Schweigen; ſie wiſſen ſelber nicht, was Seine Majeſtät da draußen im großen, kalten Schloß auf der Havelinſel will.

Das weiß nur der König: allein ſein will er! Sammeln muß er ſich, und in Berlin kann er ſich nicht ſammeln; der ewige Betrieb dort läßt es nicht zu. — Brandthorſt packt die Koffer — auch ſeinen eigenen —, und Leibkutſcher Jooſt ſpannt an. —

Potsdam hat ſich in den letzten Jahren eindrucksvoll verändert: aus dem kümmerlichen Kiez mit ſeinen Fiſcherhäuschen iſt eine Stadt herausgewachſen, mit ſtattlichen, mehrſtöckigen Bürgerhäuſern im holländiſchen Stil, den der König liebt. Jetzt ſind Bürgerquartiere geſchaffen für die langen Kerls, und hunderte von weiteren Quartieren ſind noch im Bau; bald wird es ſoweit ſein, daß das geſamte Leib-Grenadierregiment hier untergebracht werden kann. Dann wird das Bataillon aus Brandenburg mit klingendem Spiel in Potsdam einziehen, und aus dem Fiſcherdorf wird eine Garniſon geworden ſein, wie die Welt keine zweite aufzuweiſen hat, — die Garniſon der Rieſen! — Ein geräumiger Exerzierplatz iſt ſchon da: des Großvaters Luſtgarten am Schloß hat daran glauben müſſen. Was brauchen wir

Springbrunnen? Was brauchen wir Orangen? Was ſollen uns die Boskets?? Soldaten brauchen wir, und Soldaten brauchen Platz, zumal wenn es Rieſen ſind! Der Königin und ihren Damen freilich mag es im abgezirkelten Ziergarten von Monbijou beſſer behagen, oder im Park des Charlottenburger Schloſſes: dort mögen ſie herumwandeln und fächerſchlagen, nach Lavendel duften und Médiſancen flüſtern; — uns behagt es hier in Potsdam beſſer, wenn die großen Trommeln bumbern, wenn heller Trompetenſchrei die klare Winterluft durchſchneidet, wenn die Kommandos über den weiten Platz ſchallen, wenn der Boden unterm Gleichſchritt von zweitauſend langen Kerls zittert, wenn die Gäule im nahen Marſtall wiehern! Hier ruft und trommelt und ſchallt und ſchmettert Preußen!

Auch eine Garniſonkirche läßt Rex ſeinen lieben blauen Kindern bauen; denn der ſchönſte Exerzierplatz und die beſten Quartiere helfen dem Soldaten wenig, wenn er keine Stätte hat, Gottes Wort zu hören und zu beherzigen! — Es iſt zwar nur ein ſchlichter Fachwerkbau mit einem kleinen Turmreiterchen; aber es iſt eine Kirche, und ſie iſt geräumig genug für die Garniſon; das Herumgequetſche in der längſt zu klein gewordenen Schloßkapelle hat jetzt ein Ende! — Auch die Ruſſen ſollen eine Kirche bekommen, wie er es dem Väterchen Zar verſprochen hat; aber erſt muß der Pope da ſein, und der läßt immer noch auf ſich warten. —

Im großen Stadtſchloß hat der König ſich nur drei Räume eingerichtet; ſie liegen im Weſtflügel und geben ihm zwei Ausblicke frei: auf den Exerzierplatz und auf die Abendſonne. Bürgerlich einfach ſind dieſe Räume geworden: die Prunkmöbel ſind verſchwunden; die Seidentapiſſerie der Wände iſt durch weißen Kalkanſtrich und Holztäfelung erſetzt worden. Das behagliche Sofa im Arbeitszimmer iſt mehr für Gäſte als für den Hausherrn beſtimmt; der Hausherr lobt ſich die ſelbſtgefertigten Holzſtühle! Auch die üppige Suſanna im Bade hat von der Wand weichen müſſen, ſamt den ſchmierigen Jüden, die in geiler Lüſternheit das nackte Menſch beglotzen: fehlte uns gerade noch, daß wir ſtändig zwei alte Jüden in unſerm Zimmer dulden müßten!

Da hängen wir uns lieber ein paar Bilder von unſeren Generals hin: iſt die honetteſte Geſellſchaft, darin wir uns befinden können! Und draußen vor den Fenſtern können wir die Originale herumſtiefeln ſehen! — — —

In dieſem ſeinem Wohnzimmer ſitzt Friedrich Wilhelm nun am Schreibtiſch. Im Kamin iſt kräftig eingeheizt, und die behagliche Wärme im Raum weckt beſchauliche Freude am Bild des weiß verſchneiten Platzes, der jetzt menſchenleer daliegt. Die Pfeife iſt entbrannt; beſinnlich ſchichtet ſich ihr blauer Rauch zu einem flach ſchwebenden Wölkchen im ſtillen Gemach, und beſinnlich auch blickt der König auf den Stapel weißer Bögen, der vor ihm auf dem Tiſch liegt: er wird Wochen brauchen, bis er dieſen Blättern alles anvertraut hat, was ihm jetzt aufs Herz drückt! Und er beginnt zu ſchreiben:

„Inſtruktion, wie ſich mein Succeſſor von der Krone Preußen nach meinem Tode zu verhalten und die Information vom ganzen Etat der Armee und Länder darin zu finden hat. Habe ſie in Potsdam den 22. Januar 1722 aufgeſetzet.

Weil ich annehme, daß es mit meiner Geſundheit von Zeit zu Zeit ſchlechter wird, und menſchliche Weisheit nicht lange Beſtand haben kann, ſo habe dieſe Inſtruktion aufgeſetzet, damit mein lieber Succeſſor ſich danach richten mag."

Er hält mit dem Schreiben inne. Vierunddreißig Jahre iſt er jetzt alt, und ſein Sohn tritt übermorgen ins elfte Lebensjahr ein. Iſt immer noch ſein einziger Sohn, der Fritz; denn der kleine Ludwig Karl iſt ſchon vor mehr als drei Jahren weggeſtorben; ſeitdem hat die Königin ihm nur wieder zwei Töchter geboren, und Gott allein mag wiſſen, warum ihm die Söhne nicht am Leben bleiben! Immerhin, der Kronprinz macht ſich heraus; er exerziert ſeine kleinen Kadetten recht wacker, und man kann ſeine Freude an dem Bürſchchen haben. Iſt freilich noch ein Dreikäſehoch, und alles das, was der Vater hier für ihn aufzuſchreiben gedenkt, wird der Junge früheſtens in zehn Jahren begreifen können —! Aber trotzdem muß es ſchon jetzt geſchrieben werden; denn er ſelber fühlt ſich ſeit neuerem nicht mehr ſicher und jung auf dieſer Erde: die Geſchichte mit Clement, die Gewiſſensnöte,

die verſchiedenen Krankheiten, die Überlaſt der täglichen Arbeit haben ihn raſcher altern laſſen, als er vor etlichen Jahren noch für möglich gehalten. Zu allem Überfluß iſt er vor ſechs Wochen, auf der Sauhatz, von einem groben Keiler, an dem ihm die Saufeder zerbrochen, bös angefallen worden: der ſchwarze Satan hat ihm ein mächtiges Loch in den Oberſchenkel gehauen, und ſein Bein iſt jetzt noch ſteif davon! Das kann ihm jederzeit wieder paſſieren, kann ſogar noch ſchlimmer ausgehen; denn auf die Jagd wird er niemals verzichten! Iſt ſie doch ſeine einzige Erholung vom Schreibtiſch, die einzige Möglichkeit, den Erdenkorpus vor wanſtiger Anleibung zu bewahren! Kurz und gut: das Leben iſt eine fragwürdige Unternehmung, und ſo muß denn alles Nötige bei Zeiten vorbereitet ſein! Er ſchreibt weiter:

„Mit Gott dem Allerhöchſten ſtehe wohl und habe vom zwanzigſten Jahr meines Lebens an mein ganzes Vertrauen auf Gott geſetzet, den ich ſtets um gnädige Erhörung angerufen habe. Er hat auch mein Gebet beſtändig erhöret, und bin verſichert, durch die Gnade Jeſu Chriſti und ſeine bitteren Leiden und Sterben ſelig zu werden. Alle grobe und innerliche Sünden, ſo begangen habe, ſeind mir von Herzen leid; doch habe ſtets gearbeitet, mich zu beſſern, ſo viel als menſchenmöglich geweſen, und werde mit Gottes Hilfe beharren bis an mein ſeliges Ende. Dazu verhelfe mir der Heilige Geiſt, durch Jeſum Chriſtum, Amen.

Mein lieber Succeſſor, ſei wohl verſichert, daß alle glücklichen Regenten, die Gott vor Augen haben und keine Maitreſſen, es beſſer zu nennen: Huren, und ein gottgefälliges Leben führen, dieſe Regenten wird Gott mit allem weltlichen uud geiſtlichen Segen beſchütten. Alſo bitte ich meinen lieben Succeſſor, ein gottſeliges reines Leben zu führen und ſeinem Land und ſeiner Armee mit gutem Exempel vorzugehen, nicht mit Saufen und Freſſen, davon ein unzüchtiges Leben herkommet. Wir wahrhaftigen Chriſten ſollen Satans Reich zerſtören; das iſt Euer Werk: Maitreſſen, Operas, Komödien, Redouten, Balletts und Masqueraden zu unterdrücken und nicht ſelber ein ſo gottloſes Leben anzufangen, als in unſerm Hauſe niemalen geduldet worden!“

Der Schreibende lächelt vor ſich hin: es iſt nicht ganz die Wahrheit, was er hier geſchrieben; denn ſeine eigenen Eltern haben vieles von dem geduldet, was er hier verdammt; aber das geht *ſeinen* Sohn nichts an! — Unwillkürlich ſieht Friedrich Wilhelm ſich ſelber wieder als elfjährigen Knaben: Alexander Dohna, der gefürchtete Machthaber, legt ihm ein Schriftſtück mit zehn Artikeln vor, die er unterſchreiben muß! Schwerwiegende Verpflichtungen ſind es geweſen, die der Knirps damals auf ſich genommen hat: nicht nur der Heftigkeit und dem Zank, auch dem Pfeifen und Trommeln, allen Poſſenſtreichen hat er in dem Schriftſtück feierlichſt und für immer entſagt! Im ſiebenten Artikel hat er gelobt, er wolle ſich bemühen, den Schmeichler vom Aufrichtigen zu unterſcheiden, jenen zu fliehen, dieſen wert zu halten! — Noch heute kennt er die Artikel auswendig; aber wie viele von ihnen hat er *gehalten*?! Und wie ſteht es mit den Schmeichlern an ſeinem Hof? Iſt nicht mancher da, dem er nicht hinter die Maske zu ſchauen vermag?? Ewiges Leiden der Könige!! — Er greift zur Feder:

„Hütet euch vor den Flatteurs und Schmeichlern, die eure Feinde ſind und euch alles nach dem Munde reden! Ihr müßt ſie nicht anhören, ſondern platt abweiſen; denn ſie verführen euch zum Böſen und ſchaden eurer Armee und euren Ländern!"

So, da ſteht es; er hat das Seinige getan. Gott bewahre den kleinen Lümmel vor den Schnecken, ſo ihn ſchleimig ankriechen möchten! Hat er Gefühl, ſo wird er's zeitig ſpüren! — Weiter:

„Wenn ich meinen Geiſt zu Gott gebe und ſterbe, ſoll mein Succeſſor alles verſiegeln und alle meine Schlüſſel zu ſich nehmen und ſoll an die Kollegia Befehl geben, daß ſie ſich nicht eher verſammeln, als bis ſie euch gehuldigt haben. Auch müßt ihr in den erſten ſechs Wochen den ganzen Etat in neuer Verfaſſung regulieren, da ich es nach meines Vaters Tode auch in ſechs Wochen getan habe, wie ihr von meinen Staatsdienern erfahren könnt. Ihr müßt ſelber die Etats ganz genau durchgehen; bei allen Ausgaben müßt ihr kürzen! Und zwar müßt ihr bei den Herren Miniſtern anfangen: zum Beiſpiel wer 200 Taler im Monat hat, den ſetzet auf 150 bis 120 Taler in den neuen Etats; da-

durch werdet ihr an Ausgaben viel einsparen. Ihr müßt es allein tun, damit die ganze Welt weiß, daß es von euch kommet, und von niemand anderm. Wenn dann ein Jahr vergangen iſt, könnt ihr denjenigen Beamten eine Zulage geben, die ſich in eurem Dienſt ausgezeichnet haben. Und arbeiten müſſet ihr, ſo wie ich beſtändig getan; denn ein Regent, der mit Honneurs in dieſer Welt regieren will, muß ſeine Angelegenheiten alle ſelber verrichten. Die Regenten ſeind zur Arbeit erkoren und nicht zum flasken faulen Weiberleben! Und wenn ihr, mein lieber Succeſſor, erſt werdet alles in Ordnung haben, alsdann wird es ſo leicht gehen wie ein Muſikſtück. Leider ſind die meiſten großen Herren gottlos und laſſen ihren Miniſtern den Willen und beladen ſich mit Maitreſſen und ſardanapaliſchen Fleiſcheslüſten; aber ich habe das feſte Vertrauen zu meinem lieben Succeſſor, daß er darin meinem Beiſpiel folgen wird. Auch bitte ich ihn inſtändigſt, daß er denen Offiziers und Unteroffiziers ſowie den Soldaten meiner Regimenter von ihren Gehältern und Zulagen nichts abziehet und die ganze Verpflegung ſo läſſet, wie er ſie nach meinem Tode findet. Sofern Er das tuet, gebe ihm meinen Segen; ſofern Er aber dagegen handelt, ziehe meinen väterlichen Segen von ihm ab und gebe ihm den Fluch, den Gott an König Pharao gegeben, auf daß es euch gehe wie Abſalom!"

Einhämmern!! denkt er; zehn-, zwanzigmal einhämmern muß man ſeine Erkenntniſſe dem, der ſie beherzigen ſoll! Einmal geſagt iſt nichts; dreimal geſagt bewirkt kaum erſt ein Ohrenſpitzen: die Köpfe dieſes Globus ſind träge! Und hat man ſeine Befehle den anderen ſchließlich eingehämmert, ſo fängt erſt die Kontrolle an, ob auch alles befolgt wird, und dieſe Kontrolle frißt gar die meiſte Lebenszeit! — Wie herrlich ließe ſich ſchaffen und immer weiter ſchaffen und Gutes geſtalten, wenn die andern nur Schritt mit einem halten wollten! Aber ſie müſſen tauſendmal geſchubſt und geſchoben werden, und darüber bleibt gar ſo viel Gutes ſtecken! O Welt, Welt, du biſt ſelber ſchuld daran, daß es dir ſo dreckig geht; denn nichts iſt dir verhaßter als das Selbſtverſtändliche zu befolgen, wie es dein Gewiſſen dich doch täglich

lehren könnte, wenn du nicht Dreck in den Ohren hätteſt!! — Und wieder raſt die Schwanenfeder übers Papier:

„Eure Herren Miniſter werden allerhand Intrigen ſpielen; ſie werden euch weiß machen wollen, daß eure Vorhaben nit möglich ſeind, und werden es euch in allem ſchwer zu machen ſuchen! Aber habet Gott vor Augen und vertrauet auf ihn; alsdann verſichere euch, daß eure Unternehmungen glücken werden! Die Herren Miniſters werden ſagen, daß es euer Etat nicht verträget, eine ſo formidable Armee zu halten. Überſchlaget euch die jährlichen Koſten, und ihr werdet ſehen, daß der Etat ausreicht, und daß ein König in Preußen, der ſelber alles regieret, eine ſehr ausſichtsreiche Sache iſt, weil er ſich nicht von den Miniſters an der Naſe herumführen läßt! Wer dagegen räſonnieret, iſt euer Feind! Ihr werdet ſehen, daß ſie ſich doch alle zu euch bekehren werden; denn die Dispoſition, ſo euch gemacht hab, iſt gut und iſt ohne Belaſtung der Bürgerſchaft und ohne Rückgang der Akziſe möglich. Im Gegenteil: eure Einnahmen müſſen dabei ſteigen!“

Weiter und weiter kratzt die Feder durch die Stille des Zimmers. Der König iſt jetzt bei ſeiner Armee angelangt: bei dem, was ſeinem Herzen am nächſten ſteht. Er begründet ſeinem Nachfolger, warum er wohl bei den zivilen Etats, nicht aber beim Militär-Etat kürzen dürfe: jene ſtammen noch aus der Zeit des Vaters; die Armee aber hat er ſelber aufgebaut, und er hat ihre Gebührniſſe von vornherein ſparſam genug bemeſſen; hier läßt ſich nichts mehr kürzen! N u r von der Ehre kann auch der Offiziersſtand nicht leben, noch gar ſolange er nicht völlig begriffen hat, worin ſeine Ehre beſteht! Aber er fängt ſchon an, es zu begreifen, und eines Tages wird der preußiſche Offizier ein Vorbild geworden ſein für alle Welt!

„Mein lieber Succeſſor, was wird die Welt ſagen von der wachſenden Importanz eurer Armee und zu eurem ſich feſtigenden Thron, der ein Schrecken für viele Feinde iſt, die unſer Haus hat. Eure Freunde werden euch für einen klugen und verſtändigen Regenten halten. Dazu verhelfe der allerhöchſte Gott! Das wünſche von Herzen, Amen!“

Draußen verdämmert Weiß in Nebelgrau, und ſchreibmüde raſtet die kräftige Hand auf dem Papier: für heute langt es! — Der König ſchellt nach Brandthorſt; er läßt ſich Mantel, Hut und Stock bringen, und dann ſtürmt er lufthungrig hinaus in den ſinkenden Abend. Ganz allein durchwandert er ſeine wachſende Stadt Potsdam, bis hinaus an den Stadtrand, wo die Viertel mit den Neubauten ſich gegen den Bornſtedter Forſt vorſchieben; dann dreht er befriedigt um und ſchreitet gemächlicheren Schritts zurück zu ſeinem Schloß. Hinter den Scheiben der Bürgerhäuſer iſt Licht; in manches Zimmer kann er hineinſchauen: Unterm Öllämpchen oder bei der Unſchlittkerze ſitzen ſeine Potsdamer um den Abendbrotstiſch, und an jedem dieſer Tiſche ſitzen zwei oder drei ſeiner langen Kerls! Gewaltig ragen ſie über die Familie empor; den Waffenrock haben ſie ſorglich abgelegt; in Weſte und Hemdsärmeln ſitzen ſie da, und über die Stuhllehnen baumeln die langen Zöpfe nieder! Hier hauen ſie gewaltig in die Kohlſuppe ein; dort ſind ſie ſchon beim abendlichen Krug Bier und bei der Tonpfeife angelangt, erzählen einen Witz, lachen dröhnend, daß die Fenſterſcheiben klirren, und ſchaukeln ein paar Bamſen auf den ellenlangen Schenkeln!

Schmunzelnd ſchreitet der Landesvater weiter; ihm wird warm ums Herz bei ſolchen Bildern. —

Anderntags fährt er fort, an ſeiner großen Rechenſchaft zu ſchreiben:

„Mein lieber Succeſſor, ich muß euch Kenntnis geben von allen meinen Provinzen und Ländern und Leuten."

Wo beginnen? Im Oſten. Aus dem Oſten iſt die Krone erwachſen; aus dem Oſten iſt ihm ſelber der Gedanke zugetragen worden, daß ein karges Arbeitsleben anſtändiger ſei jedem einzelnen als ein üppiges Faulenzen oder ſorgloſes Tagverlumpen. Aus dem Oſten ſoll auch einmal die ländliche Volkskraft erblühen, auf die kein Staat verzichten kann. Alſo beginnen wir im Oſten!

„Preußen iſt ein ſchönes, großes Land und ſehr fruchtbar. Die Leute ſind gut am Schaffen; denn ſie haben viel Verſtand; aber mein Nachfolger muß auf ſie aufpaſſen; denn die Nation iſt

falſch und liſtig! Doch durch ein gutes Wort könnt ihr mit ihnen machen, was ihr wollt. Von der Haushaltung verſtehen ſie nichts; aber zur Armee und zur Juſtiz ſeind ſie fürtrefflich zu gebrauchen. — Meine Domäneu-Einrichtung hat nichts getaugt; aber in dieſem Jahr habe das Werk mit Macht angegriffen, zu bauen und zu verbeſſern angefangen: in fünf Jahren werden die Domänen ſich verbeſſert haben. Gott gebe ſeinen Segen und erhalte den Miniſter Goerne; denn dieſer verſteht ſich von Grund auf die Domänen. — Es fehlt an kleinen Städten, von denen in Litauen neue müſſen angelegt werden; denn Manufakturen in ſelben ſind der nervus rerum eines Landes! Überall wo keine Manufakturen ſind, müſſen ſolche angelegt werden, ganz beſonders wollene Manufakturen! Mein Succeſſor muß die Einfuhr von fremden Wollenwaren verbieten bei Konfiskation von allem Hab und Gut. Und ſollten die Leute zum zweitenmal das Geſetz übertreten, ſo müſſen ſie auf ewig in die Karre geſchloſſen werden. Auch darf keine Wolle unverarbeitet aus den Provinzen ausgeführt werden — bei Leibes- und Lebensſtrafe! —

„Was den Adel in Preußen angehet, ſo hat dieſer in früheren Zeiten gar große Privilegia gehabt, ſo der Große Kurfürſt durch die Souveränität unterbrochen hat, und ich durch den General-Hufenſchoß gänzlich unter den Gehorſam gebracht habe —“

Seufzend hält er inne. Der Mann, dem er vor allen anderen die Einführung des Hufenſchoſſes verdankt, er weilt nicht mehr unter den Lebenden: vor bald drei Monaten iſt ſein lieber, trefflicher Trux geſtorben, nachdem er ihn ein Jahr zuvor noch zum Präſidenten der Kriegs- und Domänenkammer, ſchließlich auch zum Oberpräſidenten in Preußen ernannt hat, erfüllt von Dankbarkeit und hohen Hoffnungen auf dieſes Mannes ungewöhnliches Wirken! Aber ſo geht es: hat man einmal eine außerordentliche Kraft gefunden, dann ſtirbt ſie vor der Zeit weg! Die Kriegsverwundung, die rieſige Arbeitslaſt, die erbitterten Kämpfe mit den Herren Standesgenoſſen, die in ihm den Todfeind ihrer Eigenſucht nur allzu gut erkannt und bis aufs Blut gereizt haben — das alles hat den Grafen zu Waldburg in ein frühes

Grab geworfen, und ſein letzter Blick hat auch noch den Verfall ſeiner Erbgüter erſchauen müſſen. Armer, lieber Trux! Wenn irgend etwas, ſo hat der plötzliche Tod dieſes Freundes dazu beigetragen, dem König die Vergänglichkeit menſchlicher Schaffenskraft mahnend vor den ſorgenvollen Blick zu rücken, ihm die Feder der Rechenſchaft in die Hand zu drücken!

Eine geraume Weile lang ſtarrt Friedrich Wilhelm trübſinnig auf den weißen Platz hinaus. Doch was hilfts? Seufzend rafft er ſich wieder auf und ſchreibt:

„In Preußen iſt auch ein großer Adel, wovon der Grafenſtand der konſiderabelſte iſt. Auf die Finckiſche und Dohnaiſche Familie muß mein Succeſſor ein wachſam Auge haben; ſonſt regieren ſie *mit ihm*; die beiden Familien haben noch die alten polniſchen Privilegia im Herzen! Ihr müßt aus allen Provinzen und insbeſondere aus Preußen die vom Adel und die Grafen in die Armee verpflichten und die Kinder unter die Kadetten ſetzen: wenn ihr ſo den ganzen Adel in eurer Armee und im Zivildienſt habt, und er von Jugend auf darin erzogen iſt, ſo wird er keinen Herrn kennen, als Gott und den König in Preußen. Wenn aber mein Succeſſor einen Haufen Ausländer in ſeine Dienſte nimmt, ſo wird er nicht ſo gut bedient werden, und ſeine Untertanen werden außer Landes dienen. Nur wenn ihr lauter Offiziers aus euren Landeskindern haben werdet, ſo wird das eine beſtändige Armee ſein, wie ſolche kein Potentat beſſer hat! —

„Pommern iſt ein gutes Land. Die Domänen ſeind in beſſerer Verwaltung als in Preußen; die pommerſchen Vaſallen ſeind treu wie Gold! Sie raiſonnieren wohl bisweilen; doch wenn ihr befehlt und gut zuredet, ſo wird ſich keiner dagegen wehren.

„In der Neumark iſt es wie in Pommern; doch an den Domänen iſt noch viel zu beſſern. Klagen tun die Vaſallen immer, beſonders im Kroſſenſchen Kreis; aber ihr müßt nicht darauf achten; denn dieſe Klagen Landesgewohnheiten ſind. — In der Mittel- nnd Uckermark ſeind die Vaſallen die treueſten von allen; euren Befehlen wird man dort willig gehorchen. Doch müßt ihr dort eine Kommiſſion für das Forſtweſen einſetzen: es ſteckt ein Haufen Betrügerei in der Forſtverwaltung, und die

hamburger und holländer Kaufleute müſſen beſſere Preiſe für das Holz zahlen!

„Die altmärkiſchen Vaſallen ſind ſchlimme und ungehorſame Leute, ſo nichts im Guten tun; ihr müßt Daumen und Auge auf ſie halten und nicht gut mit ihnen umgehn: das wird ihnen beweiſen, daß ihr der Herr ſeid, und ſie die Vaſallen ſein müſſen. Die Familien Schulenburg, Alwensleben und Bismarck ſind die ſchlimmſten und vornehmſten! Ihr dürft keinen Altmärker zum Amtshauptmann in der Altmark machen, wohl aber in Pommern und Preußen, dagegen auch in Magdeburg n i c h t; denn dorten iſt viel Konnexion mit den Altmärkern. Die Kneſebecks ſind gleichfalls eine ſchlimme Familie! Die Prignitzſchen Vaſallen ſeind ein viel beſſerer Schlag, ſo wie die Neumärker.

„Magdeburg iſt ein ſchönes und ſtetiges Land; die Vaſallen ſind aber faſt noch ſchlimmer als die in der Altmark. Die Halberſtädter und Hohenſteinſchen Vaſallen ſind nicht beſſer als die Magdeburger; ihr müßt auch dorten die Amtshauptmannſchaften mit Leuten aus anderen Provinzen beſetzen!

„In Minden, Ravensberg, Tecklenburg, Lingen ſind die Vaſallen dumm und eigenſinnig; in Cleve und der Grafſchaft Marck ſind ſie dumme Ochſen, aber malitieus wie der Teuffell! Auf ihre Privilegia ſeind ſie verſeſſen; aber ſie tun, was mein Succeſſor von ihnen verlangen wird. Die Nation iſt ſehr intrigant und falſch dabei: ſie ſaufen wie die Bieſter und wiſſen nichts —!"

Er läßt die Feder ſinken und lehnt ſich ſchmunzelnd im Stuhl zurück: er kennt ſeine Musjös überall in den Provinzen, und jetzt hat er ſeine Kenntniſſe hier niedergelegt! Man ſoll dereinſt nicht von ihm ſagen dürfen, er habe ſich von den Adelsgenoſſen Sand in die Augen ſtreuen laſſen, wenn ſie nach vorne katzbuckeln und nach hinten ſcharren wie ein Teufelsgaul —!

Johann Brandthorſt ſchiebt ſich ins Gemach, verneigt ſich ſtumm, ſtellt das Tablett mit dem Krug heißen Braunbiers aufs Tiſchchen neben des Königs Stuhl und verſchwindet lautlos. — Stammt ja auch aus Cleve, der Johann! Und ſein Bruder Fritz

hat uns damalen ſogar das verflixte Bein gerettet! Die Gerechtigkeit erfordert ſomit einen Nachtrag; der König ſchreibt:

„Wenn ein Clever ſehr jung von Hauſe kommt und in Berlin erzogen wird, alsdann wird ein braver, geſchickter Kerl aus ihm werden, den mein Succeſſor gar wohl gebrauchen kann! Aber auf ihren Beſitzungen ſind ſie ſchlechte Wirte: ſie verzehren mehr, als ihr Einkommen beträgt!

„In Mörs und Geldern ſind ſie gut holländiſch, wie auch die Clever beſſer holländiſch und kaiſerlich ſind als preußiſch. Auf den Marquis von Honsbrug muß mein Succeſſor den Daumen und das Auge halten: iſt ein gar gottloſer Kerl! Er würde ſich ſogleich unter Kaiſerliche Botſchaft begeben, wenn ſich eine Gelegenheit fände!

„Alſo bin ich alle Provinzen und das Hauptwerk durchgegangen und habe dieſes beſchrieben, um meinem Succeſſor eine General-Idee von ſeinem Reich zu machen. — Er muß ſeine Länder und Provinzen jährlich bereiſen, wie ich getan; dann wird er ſeine Regimenter, Länder und Leute kennen lernen und wird ſelber ſehen, daß in allen Provinzen ſchöne Verbeſſerungen nötig ſeind, und daß ſich aus den Domänen jährlich 6 bis 800,000 Taler mehr herauswirtſchaften laſſen, ohne daß dadurch die Untertanen gedrückt werden. Durch gute Induſtrie und Verwaltung wird die Verbeſſerung der Domänen gewiß geſchehen können, ſofern mein Succeſſor den *Glauben* daran hat, fleißig zu Gott betet und ſelber fleißig arbeitet. Dazu verhelfe ihm der allmächtige Gott, Amen!“ —

Genug für hente. Man muß ſich Zeit laſſen bei dieſer Arbeit! Man darf nichts überſtürzen; ſonſt vergißt man leicht das Wichtigſte, und was man zu ſagen hat, fließt nur noch matt aufs Papier. Erfriſchen wir uns alſo; morgen iſt auch noch ein Tag!

Und Friedrich Wilhelm ſchließt die beſchriebenen Blätter in ſeinen Schreibtiſch weg; dann wandelt er durch den ſchmalen Korridor hinüber zum Zimmer ſeines liebwerten Geheimrats und Präſidenten Gundling. Als höflicher Mann klopft er an; „Entrez!“ ſchnarrt es unwirſch von drinnen.

Der Eintretende taucht in warmes, blaues Rauchgewoge,

darin er zunächſt nur einen Tiſch mit vier Weinflaſchen und einem mächtigen Römer daneben erkennt. Dann tritt ein blanker Glatzſchädel aus dem Tabaksqualm hervor; der Schädel hat ein knorpliges Haſengeſicht und ſitzt auf einem Mannesleib in bauſchigen Hemdsärmeln und langer Schoßweſte. Die umnebelte Geſtalt am Tiſch iſt eifrig mit Schreibarbeit beſchäftigt; aufgeſchlagene Bücher, Pläne, Kataſter und Liſten liegen um ſie herum.

Beim Eintritt des Beſuchers hat ſich der Schreibende aufgerichtet: wie ein Molch, der ſich erwartungsvoll auf den Vorderpfoten aufreckt, ſtarrt er durchs Gedünſt. Sobald er ſeinen Gebieter erkennt, ſpringt er merkbar verlegen auf, reißt die Rieſenperücke, die neben dem roten Zeremonienrock in der Ecke hängt, vom Haken ſich aufs Haupt, und erſt nachdem er ſo dem Format ſeiner Würde notdürftig nachgeholfen, verneigt er ſich tief und feierlich vor dem hohen Herrn.

„Wir freuen uns, ihn ſo fleißig an der Arbeit zu ſehen, mein lieber Gundling!“ ſagt der König munter; der Perückenkopf auf der hemdsärmligen Figur macht ihn ſchmunzeln. „Er hat hier noch mehr Qualm als wir in unſerm Gemach, — was etwas heißen will; anſonſten aber ſchreiben er und ich offenbar um die Wette, — nur mit dem Unterſchied, daß wir bei Braunbier ſchreiben, während er bei Wein ſchreibt, welchſelbigen wir uns leider nicht alle Tage leiſten können!“

„Geſtatten Eure Königliche Majeſtät ihrem erbärmlichſten Knecht allerhuldvollſt, zu Höchſt Dero Guſto ein Glas Weines offerieren zu dürfen!?“ — Gundling holt einen zweiten Römer aus dem Wandſchrank, füllt ihn und bietet ihn mit tiefer Reverenz dem König an, der ſchon beim erſten Schluck die Wahl und den Geſchmack des gelehrten Genießers wieder einmal bewundern muß:

„Ein ungemein guter Tropfen, mein Lieber: woher bezieht er den, wenn wir fragen dürfen?“

„Kann leider nicht verraten werden, Eure Majeſtät; müßte ſonſten befürchten, in allerhöchſter Gurgel eine unliebſame Wett-

bewerberin bei der Konsumption derer blumigen Bacchusgaben zu erhalten!"

„Er hält sich das leckere Weinchen womöglich in dem großen Faß da hinten!?" Friedrich Wilhelm geht in die Zimmerecke, wo ein gewaltiges Weinfaß auf soliden Blöcken ruht, und schlägt mit der Stockkrücke gegen die Faßwand. Sie klingt hohl, aber nicht leer.

Schon seit bald einem Jahr hat Gundling das Faß in seinem Zimmer stehen; der König selber hat es ihm gestiftet, und zwar als seinen zukünftigen Sarg; denn nachdem der gelehrte Herr vor längeren Monaten wieder einmal über alles Gewohnte sternhagelvoll aus dem Kollegio geschleppt worden, ist man in der heiteren Runde übereingekommen, der würdige Silen dürfe nur in einem Weinfaß begraben werden! Auf daß er sich also bei Zeiten an sein letztes Erdenhaus gewöhne, hat der König das klotzige Gebinde seinem Rat ins Zimmer stellen lassen: ein **Memento bibere et mori!** — Damit auch die Kirche zu ihrem Recht komme, ist ein großes weißes Kreuz oben auf die umbänderte Rundung gemalt. — Das ganze Ding ist dem gelehrten Klausner ein Greuel, und nur in stark bezechtem Zustand brüstet er sich der seltsamen Bleibe.

Auch jetzt lockt er den König beflissen an seinen Schreibtisch zurück: „Wollen Eure Majestät sich gütigst davon überzeugen, daß die mir jüngst übertragenen Recherchen für den Etat der neuen Provinz Vorpommern bereits einen, wie submissest zu erhoffen wage, in Höchst Dero Augen merkbaren Progreß aufweisen!?"

Friedrich Wilhelm überfliegt zufriedenen Blicks die langen Kolonnen und Zahlenreihen, mit denen sein Geheimrat viele Bögen bedeckt hat. Immer wieder empfindet er aufrichtige Hochachtung vor dem vielseitigen Können und Wissen dieses merkwürdigen Mannes, dessen Gelehrsamkeit nur durch seine Trunksucht überboten wird; die freilich hat ihn bereits zum Hofnarren gemacht. Und das Erstaunlichste: obwohl dieser Saufaus dauernd unter Alkohol steht, arbeitet und schafft er d o c h ! Schafft mit ameisenhaftem Fleiß den ganzen Tag, erscheint schon mittags

leicht angeſäuſelt an der Hoftafel, allwo er zur Erheiterung der übrigen Tiſchgenoſſen längſt unentbehrlich geworden; taucht dann wieder in ſein Studio unter, ſchreibt weiter, ſäuft weiter, kommt abends ins Kollegium geſchwankt, reißt Witze, die unübertrefflich, da unfreiwillig, und wird ſchließlich, ſelber der allerbeſte Witz, in voller Duhnität weggerollt! Welcher Fürſt in aller Welt könnte ſich eines zweiten Hofnarren von ſolchen Graden rühmen? Das hat nicht einmal der ſtarke Auguſt, — und der hat doch ſonſt alles —!

„Wir machen ihm unſer Kompliment zu ſeiner Produktion, lieber Gundling!“

„Gebührte freilich zu großen Teilen dem Herrn Obriſten Peter von Blankenſee, Eure Majeſtät, ſinte dieſer verdiente Kriegsmann Dero hier präſentem Knecht die erforderlichen Dokumenta gar ſäuberlich im Pommerſchen kolportieret und unterbreitet!“

Der König muß lächeln. Der von Blankenſee nämlich iſt bei Stargard begütert, und deshalb iſt er damals beauftragt worden, in der neuen Provinz um Stettin herum die Einkünfte der friſch gebackenen preußiſchen Untertanen zu ermitteln, zwecks Anlegung eines allgemeinen Steuerkataſters. Blitzpeter — ſo heißt der Oberſt im Kollegio wegen ſeines Schnacks ‚Ei der Blitz!‘ — hat dem König damals im ſchönſten pommerſchen Platt berichtet, was für Schwierigkeiten er bei der Aushorchung der neuen Untertanen gehabt; denn keiner gibt gern freiwillig an, wie viel er verdient und einnimmt! Das Meiſte hat Blitzpeters Sekretär herausgeholt, ein gewiſſer Lorenz, den der Kammerpräſident von Stargard dem bedepperten Edelmann für das undankbare Ermittlungsgeſchäft beigegeben.

„Lieber Geheimrat, unſer Obriſt von Blankenſee iſt das Muſter von einem braven Offizier, wenn wir von ſeinen ſchlechten Verſen und Poetereien abſehen wollen; aber was er da bearbeitet, Gundling, das hat vor allem der Lorenz herausgekriegt, und i h m gebührt alſo ein Teil unſeres Komplimentes!“

„Pah, iſt ein ganz ſubalterner Schreiberling, dieſer Lorenz,— halten zu Gnaden, Eure Majeſtät; aber habe doch mit eigenen

Augen im Kollegio damals konſtatieren gemußt, wie ſelbiger Lorenz keine Scheu empfunden, ſich vor Höchſt Dero Augen vollzuſaufen wie — nun, wie eine pommerſche Sau, mit Verlaub!"

„Gundling, Gundling, er iſt am Ende gar verwandt mit dem Lorenz!?"

„Majeſtät —!!" Der Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften reckt ſich, ſo hoch er kann, und ſchaut ſeinen hohen Gönner vorwurfsvoll aus dem bekümmerten Haſengeſicht an: „Majeſtät, i ch verwandt mit einem ſolchen Schreiberknecht, mit einem ordinären Skribifaxulo —!?"

Na warte! denkt der König, das tränk ich dir ein! Deine geblähte Eitelkeit iſt wieder einmal reif für einen kleinen Denkzettel! Ich hab viel für die Wiſſenſchaft übrig, aber gar nichts für den Dünkel der Wiſſenſchaftler! Wie kommt der Tintennarr dazu, ſich für beſſer zu halten als den Lorenz, dieſen hochbefähigten Mann, den ich zum Geheimrat ernennen will!? Platter Neid frißt in dem Haſenkopf hier, nichts weiter! Mores lehren —!!

„Wir müſſen weiter, lieber Gundling", ſagt er milde; „vorher aber möchten wir ihn gern noch einmal in ſeinem Ruhebett liegen ſehen; das wirket auf unſer Gemüt ſtets gar lieblich und beſänftigend!" — Damit geht er auf das Faß zu, und da dieſes bereits vorſorglich mitten in der Längsachſe durchgeſägt, auch mittels Gelenkbändern zum Aufklappen eingerichtet iſt, ſo klappt er mit ſeiner Bärenkraft das Oberteil genießeriſch in die Höhe, klemmt den Krückſtock in die klaffende Öffnung und läßt ſeinen Oberzeremonienmeiſter, nachdem er ihm noch in den rieſigen Galarock geholfen, einſteigen und ſich im gepolſterten Unterteil ausſtrecken.

Seufzend gehorcht das arme Opfer.

Kaum liegt es drinnen, ſo reißt der König den Krückſtock an ſich, und mit Donnerkrachen ſchmettert der ſchwere Deckel nieder. Hätte Gundling die Finger am Faßrand gehabt, — die Würſtchen lägen jetzt abgequetſcht auf dem Fußboden! Aber er hat ſich wohlweislich klein gemacht; er kennt ſie ſchon, die Tücken dieſer Welt, die Launen ihrer großen Herren!

Zufrieden blickt Friedrich Wilhelm auf das wohlgeſchloſſene Gebinde; dann ſetzt er ſich ans Fenſter und ſtudiert den pommerſchen Etat. Erſt nach einer geraumen Weile klopft er mit dem Krückſtock ans Faß: „Wie befindet er ſich, Herr Oberappellationsrat??“

„Gut, Eure Majeſtät!“ — Es klingt dumpf und gar nicht gut.

„Und woran denkt er itzo, Herr Akademie-Präſident??“

„An die Dunkelheit, darin die Wiſſenſchaft noch allzeit tappet, Eure Majeſtät!“

„Iſt er ſchon im Begriff, ſich zu verpuppen, Herr Departements-Chef ſämtlicher Seidenwürmer??“

Der Departements-Chef ſchweigt. Nach einem Weilchen rollt ein Rülpſer durchs Innere des Faſſes.

„Lauter, mein Seidenwurm, lauter! Wir verſtehen ihn nicht —!“

„Ein Seidenwurm hüllt ſich in den Cocon ſeines Schweigens“, knurrt es drinnen; „ein Seidenwurm *denkt* nur noch!“

„Und *was* denkt mein philoſophiſcher Seidenwurm??“

Schweigen.

Immer noch Schweigen.

Er wird doch nicht erſticken? Röchelt er am Ende ſchon??

Da orgelt es plötzlich bruſtgewaltig aus dem Gewölbe: „Es denkt der Wurm, bevor er ſich verpuppt: der ganze Globus leck' mich doch am Arſch —!!“

„Bravo, du Spiegel aller Oberzeremonienmeiſter!!“ ruft der König entzückt und ſtemmt den Faßdeckel hoch: „Komm er nur wieder raus; mit dem Verpuppen hats noch gute Weile! Und heute abend, im Kollegio, mag er ſeinen berechtigten Wunſch wiederholen! Ich habe die Leutnants von Loeben und von Groeben dazu gebeten; die tun ihm vielleicht den Gefallen!“ —

Erbarmen! denkt der Auferſtandene; wenn *die* zwei Rauhbeine erſcheinen, dann gehts mir wieder ſchlimm! —

Und es *geht* ihm ſchlimm an dieſem Abend. Die beiden Leutnants von der Rieſengarde haben einen dreſſierten Affen

mitgebracht, der à la Gundling bekleidet ins Kolleg ſpaziert kommt und ein Empfehlungsſchreiben überreicht, worin er ſich als leiblicher Sohn des Herrn Oberzeremonienmeiſters einführt. Was hilft es, daß der tobende Vater den Bankert greifen und verprügeln möchte? Bei der wilden Hatz ſchlägt er in ſeinem Staatsrock der Länge nach hin; der Affe zerrt ihm die Perücke vom Schädel; von allen Seiten gezwickt und gezwackt wird er ſchließlich ſamt zwei Affen in ſein Gemach verrollt. Der König aber will ſich ausſchütten vor Lachen. —

Am nächſten Morgen ſitzt Friedrich Wilhelm wieder, nüchtern und ſachlich, hinter ſeiner Inſtruktion. Geſtern hat er die Landesteile durchgenommen; heute nimmt er ſich Verwaltung und Kirche vor.

„Was die Finanzen anlangt", ſchreibt er, „ſo muß mein Succeſſor nach meinem Tode nicht die alten Sachen auffuchen, ob dieſer oder jener mich beſtohlen hat; denn dadurch beſchäftigt ihr euch mit dem Alten, und währenddeſſen wird euch das Neue in viel größere Konfuſion geraten. Iſt ein Jahr herum, ſo müßt ihr einen neuen Etat machen, und wenn der Etat geſchloſſen iſt, dürft ihr nichts mehr ausgeben, als was im Etat ſteht: das hält eine richtige Rechnung! Die Armee und eure Beamten müſſet ihr richtig und pünktlich bezahlen; auch was ihr aus dem Ausland kaufet, muß richtig bezahlt werden: das verſchafft euch in der Welt Kredit und Achtung! Gott ſei Dank, ich bin keinem Menſchen etwas ſchuldig; daher machet auch ihr keine Schulden und gebt nicht mehr aus, als ihr einnehmet! — Der Creutz iſt General-Kontrolleur; ihn müßt ihr zu Rate ziehen, müßt ihm aber auf die Finger ſehen!

„Grumbkow iſt Präſident des General-Kommiſſariats; er iſt ſehr geſchickt und verſteht die Steuerſachen gut; aber er iſt ſehr intereſſiert und erpicht auf ſeine eigenen Abſichten. Gehet höflich mit ihm um, zeiget ihm zuweilen auch euer Vertrauen, weihet ihn aber nicht in eure Geheimniſſe ein; dann werdet ihr ſehr gut von ihm bedienet werden. — Krautt hat die Manufakturen unter ſich; er iſt tüchtig und gut, aber liſtig wie der Teufel: ihr müßt das Auge aufhaben, daß er euch nicht betrügt!

„Was die Juſtiz in meinem Land anlangt, ſo habe ich alles angewendet, daß ſie gerecht nnd kurz gefaßt werden ſolle; aber leider habe noch kein Glück damit gehabt und hab es noch nicht dahin können bringen. Plotho tauget nichts; macht den Cocceji zum Präſidenten an Plothos Platz, nnd gebet ihm die Direktion aller eurer Juſtizen; denn er iſt ein redlicher und tüchtiger Menſch. Was das Kriminalgericht angeht, ſo müßt ihr ſie ſcharf einbinden; denn wenn einer Blut vergießet, muß es wieder vergoſſen werden, damit kein Blut auf dem Lande bleibe, nnd die göttlichen Strafen vom Lande fernbleiben. —

„Was die Religion anlangt, ſo bin ich und werde mit Gottes Hilfe reformiert ſelig ſterben; trotzdem bin ſicher, daß ein Lutheriſcher, der gottesfürchtig wandelt, ebenſo gut ſelig wird als die Reformierten. Der Unterſchied ſtammet nur her von den Zänkereien der Prediger. Haltet deswegen Reformierte und Lutheriſche in gleicher Würde; tuet beiden Religionen gleich Gutes und machet keine Unterſchiede: dafür wird euch Gott ſegnen! Wo es nötig iſt, bauet Kirchen und Schulen; tut den Armen Gutes und laſſet in eurem Lande keinen Not leiden; helfet, ſo viel ihr könnt! Gott wird es euch tauſendfältig wiedergeben. — An alle Konſiſtorien in eurem Lande müßt ihr einen Befehl ergehen laſſen, daß die Reformierten und Lutheraner auf den Kanzeln keine Kontroverſen traktieren, ganz beſonders nicht von der Gnadenwahl! Auch ſonſt ſollen ſie auf den Kanzeln nur das reine Wort Gottes predigen; ſie dürfen ſich nicht in weltliche Angelegenheiten einmiſchen, was ſie gerne tun! Die Herren Geiſtlichen müſſen kurz gehalten werden; denn ſie wollen gern als Päpſte in unſerm Glauben agieren; beim Papſttum haben die Pfaffen alles zu ſagen! — Ganz beſonders muß mein Succeſſor darauf achten, daß die Militärprediger nicht von den Kanzeln gegen die landesherrliche Autorität ſprechen oder weltliche Intereſſen verkünden. Solche Prediger ſollen abgeſetzt werden! *Dieſer Punkt iſt einer von den wichtigſten!!*“

Befriedigt läßt er die Feder ſinken. Auf der Seele hat ihm gebrannt, ſeine Meinung hierüber mit ſchärfſter Deutlichkeit

für den Sohn niederzulegen. Hat er doch oftmals voller Sorge feststellen müssen, daß die evangelische Geistlichkeit, nach Rom hinüberschielend, sich bestrebt gezeigt, zu vergessen, wer in Preußen oberster Landesbischof ist: der König! Immer wieder versuchen Prediger, nach katholischem Muster einen Staat über dem Staat zu errichten, als ob niemals ein Martin Luther diesen papistischen Dünkel gebrochen und ausgemerzt habe mit seinem Wort: jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat! — Aber die Pfaffen möchten sich davon nur allzu gern ausnehmen: sie sagen „Bekenntnis" und meinen die Pfründe; sie sprechen von der „reinen Lehre" und sinnen auf Seelenfang bei der Schwesterkirche! Wenn er, der König und oberste Landesbischof, ihnen befiehlt, die papistischen Gebräuche und Geräte vom Altar zu entfernen, dann eifern sie: er wolle Gottes Mantel beschneiden!, und wenn er verlangt, daß sie nicht länger predigen als eine Stunde — so doch wahrlich mehr als genug ist für den, der willigen Herzens lauschet — dann erheben sie ein geschwollenes Gekoller, als habe er sich erdreistet, unserm Herrn Jesu Christo selbsten auf den Mund zu schlagen! — Sind erschrecklich viel Heuchler unter denen, die da meinen, das Evangelium gepachtet zu haben!

Doch weiter! Auf der papistischen Seite gibt es noch schlimmere Pfaffen:

„Die Jesuiten müsset ihr in euren Ländern nicht dulden; sind Teuffels, die da kapabel zu vielem Bösen und schädlich gegen euch, gegen Land und Leute sind! Möchte sagen: sie seind Vögel, so dem Satan Raum geben und sein Reich vermehren wollen!

„Was die Juden anlanget, so gebe meinem Successor den wohlgemeinten Rat, diese Leute zu drücken und ihnen nicht zu trauen; denn selbst der redlichste Jude immer noch ein Schelm und Erzbetrüger ist! Ihr müsset alle Juden, so keine Schutzbriefe haben und leider sehr zahlreich sind, aus dem Lande jagen; denn die Jüden sind die Heuschrecken im Land und ruinieren die Christen! Auch rate meinem Successor, keine neuen Schutzbriefe mehr auszustellen, vielmehr denen Juden neue Auflagen zu

machen neben dem, was ſie für die Schutzbriefe zahlen müſſen: dergeſtalt ſie die Luſt verlieren werden, ſich in euren Ländern einzuniſten!"

Auch hiermit iſt ihm ein Stein vom Herzen; denn die Juden ſind ihm von Jugend auf fatal geweſen. Er hat nicht vergeſſen, wie es die Hofjüden unter der Regierung ſeines immer geldbedürftigen Vaters getrieben haben: der Joel Liebmann und ſeine ausverſchämte Kalle, um von den übrigen Glaubensgenoſſen zu ſchweigen. Und hat nicht ſein eigener Münzjude ihn erſt vor etlichen Monaten gar ſchändlich betrogen? Iſt in die Grube gefahren, dieſer Veit, ohne ſeine Schuld an königliche Kaſſa beglichen zu haben, und ſeine Meſchpoke hat gejammert, ſie könne nicht zahlen, — alſo daß er ſelber nur durch ſtarke Repreſſalia gegen die geſamte Jüdenſchaft hat zu ſeinem Recht und Geld kommen können! Sind üble Krähen, dieſe Krollhaarigen: glauben, der liebe Gott habe den Schacherhandel für ſie noch früher erfunden als den Gewerbefleiß für andere Leute, und ſie alleine hätten das Recht, vom Arbeitsſchweiß der Chriſtenheit zu leben! Aber in ihm, dem König, ſollen ſie ſich getäuſcht haben: er wird niemals dulden, daß ſie mit lebenswichtigen Waren ihren betrügeriſchen Handel treiben: den Handel mit Wolle hat er ihnen bereits ſtrengſtens verboten, und weitere Verbote werden folgen!

An dieſem Punkt ſeines Gedankenweges fallen dem König ſeine Sorgenkinder, die Manufakturen, wieder mahnend aufs Gewiſſen: er hat ſie in ſeiner Inſtruktion bisher nur einmal geſtreift, und jetzt hämmert er ſie dem Sohn nochmals ein:

„Gedenket an die Manufakturen! Durch ſie kommt aus andern Länden Geld in unſer Land; darum, mein lieber Succeſſor, erhaltet ſie, begünſtigt ſie und pflanzet ſie fort und fort! Ihr müßt die Manufakturen ausbreiten, beſonders in Preußen, und haltet auf die Edikte, ſo ich gegeben, daß keine fremde Wollenwaren in unſer Land dürfen eingeführet werden! Vornehme und einfache Leute ſollen ſich nicht in ausländiſche Wollen kleiden, ſondern ſollen verpflichtet ſein, Wolle zu tragen, ſo im Lande fabrizieret worden! Gehet ſelber auch mit gutem Beiſpiel voran; dann

werdet ihr sehen, wie eure Länder florieren, und die Steuern merklich zunehmen!" —

Er holt tief Atem: so, das wäre geschafft! Jetzt kann er sich endlich der Außenpolitik zuwenden, — diesem leidigen Feld, auf dem er es nicht mit Untertanen zu tun hat, denen er seinen starken Willen aufzwingen kann, sondern mit ebenbürtigen Kämpfern, die ihm i h r e n Willen aufnötigen möchten! Er weiß sehr wohl, daß er auf d i e s e m Feld in der Verteidigung steht und auch in ihr bleiben wird, solange er noch zu leben hat; aber ebenso gut weiß er auch, daß sein Land Preußen, so wie er es jetzt formt, eines Tags zum Angriff übergehen m u ß, wenn es nicht unter fremden Angriffen verkümmern soll! Hier gilt es, den Sohn zu ermutigen u n d zu warnen.

Zunächst schildert er ihm die Männer, in deren Händen die Auswärtigen Affären ruhen; denn ein Fürst, der das Wesen seiner Mitarbeiter, auf die er angewiesen ist, nicht ganz genau kennt, ist kein Herrscher, ist vielmehr ein Gefangener. Also charakterisiert der König ausführlich den alten Rüdiger von Ilgen sowie dessen Schwiegersohn, den Freiherrn von Knyphausen, und endlich Ilgens Neffen, den Geheimrat von Thulemeyer, den er selber sich als seinen Geheimschreiber für den diplomatischen Außendienst erzogen hat. — Dann fährt er fort:

„Es ist nicht nötig, die Interessen eures Hauses weitläufig zu beschreiben, sinte ihr euch gründlich im Archiv unterrichten könnet, wie ich meine Staatsgeschäfte geführet hab und mich darbei wohl befunden.

„Unser Haus hat eine legitime Anwartschaft auf die Nachfolge in Jülich, Berg, Ostfriesland und Mecklenburg. Die Anwartschaft ist klar im Geheimen Archiv. Wenn während eurer Regierung einer dieser Anheimfälle eintreten sollte, so müßt ihr eure Anwartschaft verteidigen mit eurer ganzen Macht und nicht nachlassen; denn sie ist gerecht, und Gott stehet denen gerechten Sachen bei. Kurfürst Friedrich Wilhelm hat eine rechte Blüte in unser Haus gebracht; mein Vater hat die königliche Dignität geschaffen; ich habe Land und Armee in Ordnung gebracht. An euch, mein lieber Successor, ist es, was eure Vor-

fahren angefangen, nun zu erhalten und die Länder, darauf ihr Anſpruch habet, herbei zu ſchaffen, da ſie unſerm Hauſe von Gott und Rechtes wegen zuſtehen!

„Betet zu Gott und fanget nie einen ungerechten Krieg an; aber wozu ihr ein Recht habet, davon laſſet nicht ab! Deswegen bitte ich euch um Gottes willen, die Armee wohl zu erhalten, ſie mehr und mehr zu verſtärken und ſchlagfertiger zu machen, ſie aber keinesfalls für Geld oder Subſidia an den Kaiſer, an England oder Holland zu geben. Ihr müſſet den Bogen hoch ſpannen; denn es geſchieht zu eures Landes Wohlfahrt und Ruhm! Haben die andern euch nötig, ſo werden ſie euch geben, was ihr verlanget; haben ſie euch aber nicht nötig, ſo ſitzet mit eurer Armee ſtille und wartet eine gute Gelegenheit ab!

„Die Wohlfahrt eines Regenten iſt es, wenn ſein Land gut bevölkert iſt: ſolches bleibt der rechte Reichtum eines Landes. Wenn aber eure Armee außer Landes für fremde Fürſten marſchieret, ſo wird die Akziſe nicht den dritten Teil einbringen, als wenn die Armee im Lande bleibt. Darum, mein lieber Succeſſor, bitte euch nochmalen, keinen ungerechten Krieg anzufangen; denn Gott hat ungerechte Kriege verboten, und ihr müſſet einmal Rechenſchaft ablegen für jeden Menſchen, der in einem ungerechten Kriege gefallen iſt! Denket an die Kurfürſten von Bayern und Köln, wie es denen ergangen! Als der König Auguſt einen ungerechten Krieg angefangen, da waren die Soldaten der ſächſiſchen Armee ſo furchtſam, daß ſie in vielen Schlachten von den Schweden ſind geſchlagen worden: ſie haben nicht ſtehen bleiben und fechten wollen; denn da ihr König in einem ungerechten Kriege geſtanden, ſo war ihr Herz fort. Darum haltet euer Gewiſſen rein vor Gott; ſo werdet ihr eine glückliche Regierung führen!“ —

Vom Exerzierplatz draußen tönt ein Hornſignal in die Stille des Gemachs: das Zeichen zur Mittagspauſe. Jetzt ſtelzen ſeine lieben blauen Kinder in ihre Quartiere, den wohlverdienten Hunger zu contentieren! — Der König läßt die Feder ſinken; es verlangt ihn nach einem Spaziergang: nach Luft, nach Bewegung, nach dem Klang menſchlicher Stimmen! Sorgſam hängt er ſich den vergoldeten Ringkragen um, drückt den Dreimaſter in die

Stirne, ſchnallt den Degen um, ergreift den Krückſtock und ſtrebt in den weißen Wintertag hinaus.

Kaum iſt er draußen, ſo läuft ihm der Leutnant von Kospoth über den Weg, — einer von den oſtpreußiſchen Junkerſöhnen, die er vor acht Jahren ziemlich unſanft ins Kadettenkorps geſteckt hat; von dort führt der Weg zum Offizier über die Chargen des Freikorporals und des Fähnrichs. Die letzte Konduitenliſte des Leibregiments, die er zum Jahresbeginn vorgelegt bekommen, hat dem König dieſen Leutnant im beſten Licht gezeigt, und alſo winkt er ſich den jungen Offizier heran:

„Wir haben mit Genugtuung erſehen, daß er im verwichenen Jahr das Exerzitium bene abſolvieret, auch haushälteriſch gewirtſchaftet, keine Schnlden gemacht und ſich keinen Débauchen hingegeben. Wir ſind mit ihm zufrieden und hoffen, daß er, Leutnant Kospoth, unſer Portépée auch künftighin in Ehren und mit freudigem Stolz tragen werde! Hat er noch jüngere Brüder daheim!?“

„Zu Befehl, Eure Königliche Majeſtät: es ſind noch drei zuhauſe, — lauter ſtramme Bamſen!“

„Gut! Dann hoffen wir, auch dieſe Junioren bald in unſerm Kadettenkorps begrüßen zu können! Schreib er das ſeinem Herrn Papa und grüß er ihn von uns!“

„Zu Befehl, Eure Königliche Majeſtät! Ich habe dieſes bereits von mir aus nach Hauſe geſchrieben; der alte Herr will zwei von den Jüngelchen zu Pfingſten hierher ſchicken!“ Der Leutnant ſtrahlt.

„Brav, ſehr brav, mein lieber Kospoth! Komm er heute Abend einmal zu uns ins Tabakskolleg!“ —

Zufrieden wandelt er weiter, die Hände mit dem Krückſtock auf dem breiten Rücken verſchränkt. Es muß und wird ihm gelingen, die Junker in den Staatsdienſt und in die Armee zu holen, und gerade die Herrchen aus Preußen geben die beſten Offiziers ab: liegt wohl an dortiger ſcharfer Grenzluft! Wacker, der Kospoth!

Da drüben läuft ein langer Mohrenkerl über den verſchneiten Platz: der Querpfeifer Takkanta. Schaut merkwürdig drein, die

ſchwarze Viſage zwiſchen dem weißen Hemd und der hohen Blechmütze, dazu der ganze Kerl mitten im Schnee! — Sind lauter Mohren, die Querpfeifer des Leibregiments, und Friedrich Wilhelm iſt ſtolz auf ſein exotiſches Pfeifer-Corps. Mit dem Nachſchub freilich wird es in Zukunft hapern; denn vor zwei Jahren iſt es dem König endlich gelungen, die Beſitzungen in Afrika an die Holländer zu verkaufen: nach langem Handeln, und erſt nachdem England mit einem Mehrgebot gedroht, haben ſich die Generalſtaaten bereit gefunden, die Kolonie um 7200 Dukaten für ihre weſtindiſche Kompagnie zu erwerben. Aber der Negerfürſt Jan Kuny, der verrückte Kerl, ſitzt heute noch in Groß-Friedrichsburg, hält die Feſtung für Preußen und weigert ſich, ſie den verhaßten Mynheers zu übergeben. Begreif das einer —!

Weiter wandelt der König, gegen die Kurfürſtliche Freiheit zu, wo das Türmchen der Garniſonkirche mit ſeinem Glockenſpiel über die Giebel der neuen Häuſerreihen aufragt. Aus einem der Häuſer tritt, nachdem er ſeine hohe Mütze nur mittels Kniebeuge unter dem wirklich hohen Türrahmen hat hindurchbringen können, eiligen Schritts ein langer Kerl hervor und baut ſich vorſchriftsmäßig ſtramm vor dem königlichen Oberſten auf. Rex, der alle ſeine blauen Kinder bei Namen kennt, ſpricht ihn an:

„Na, Wagenführer, hat er ein Anliegen an uns?“

„Zu Befehl, Eure Majeſtät, ja! Ich bitte, eine Supplikation überreichen zu dürfen!“

„In eigener Sache, mein Junge?“

„Zu Befehl, Eure Majeſtät, nein! Iſt mir zugetragen worden mit der Bitte um Weitergabe!“ Der Rieſe zieht die Bittſchrift aus dem Rock.

„Geb er her! — Wie viel hat ſich der Supplikant den Liebesdienſt koſten laſſen?“

„Einen Taler, Eure Majeſtät!“

„Na na? Wenn er *einen* Taler ſagt, ſind es ſicher *zwei* geweſen!“ Der König ſpäht augenzwinkernd ins Geſicht des langen Kerls hinauf, der unter dem forſchenden Blick ſchuldbewußt errötet.

„Immer die Wahrheit sagen, mein Junge! Sein Oberst merkt es ja d o c h !"

Damit geht der König weiter, nachdem er die Bittschrift in den Rock versenkt hat. Doch nicht lange, so bedrückt ihn schon das Unerledigte; er bleibt stehen und macht das Schreiben auf: die Ehefrau eines auf der Flucht ergriffenen Deserteurs bittet um Gnade für ihren Mann, da dieser von seinem Obersten die Gebührnisse nicht erhalten habe, vielmehr noch um Geld erpreßt worden, auch mit Schlägen derart traktiert sei, daß er dieses Hundeleben nicht mehr ausgehalten. — Wütend zerknüllt der König das Schreiben, glättet es dann aber wieder und steckt es ein. Der Kerl muß hangen; da hilft kein Supplizieren! Aber vorher muß der Fall genau untersucht werden: stimmt das mit dem Obersten wirklich, dann wird selbiger kassiert und kommt auf Festung! Daß dieses verdammte Landsknechtswesen sich immer noch nicht ausrotten läßt! Noch gar ein Obrister —!!

Verdrießlich wandelt der Landesvater seines Weges. Immer hat er zu strafen, und möchte doch viel lieber belohnen, n u r belohnen!

Und gerade in diesem Augenblick muß ihm ein Schacherjude über den Weg laufen. Kaum sieht der den König, so rafft er seinen Roquelor und verduftet ins nächste Haus. Ihm mag die Affäre des zu seinen Vätern versammelten Veit noch in den Knochen stecken. — Sofort stiefelt der König ins Haus hinein und läßt den Ausreißer vor sich bringen.

„Warum läufst du vor mir davon, Jüd??"

„Weil ich mer ferchte!" — Er ferchtet sich nicht nur; er zittert sogar bis in seinen Ziegenbart hinein.

„Ihr sollt mich nicht fürchten; ihr sollt mich l i e b e n ! !" ruft Rex, und des zur Bekräftigung haut er dem Juden den Buckel voll. —

In den nächsten Tagen kommt er nicht dazu, an der Instruktion weiterzuschreiben; denn es gibt Eiligeres für ihn zu erledigen: der Geheimrat Gundling legt den Entwurf für den neupommerschen Kataster vor, den es genauestens durchzugehen gilt, — und kaum ist das geschehen, so schickt der Berliner Stadtbaudirektor,

Oberſt von Derſchau, die umfangreichen Rechnungen über den Wiederaufbau des Stadtviertels bei der Kirche zum Heiligen Geiſt; dort iſt, unweit vom Spandauer Tor, am 12. Auguſt 1720 der dicke alte Pulverturm in die Luft geflogen, hat zweiundſiebenzig Menſchen erſchlagen, darunter ſechsunddreißig Soldatenkinder, die in der Garniſonſchule beim Unterricht ſaßen, und ſechs alte Frauen im Hoſpital, — hat auch das Haus des Oberſten von Glaſenapp zur Hälfte und das Gebäude der Garniſonſchule faſt gänzlich zertrümmert —: ein gräßlicher Unglücksfall, verſchuldet durch unvorſichtiges Hantieren der Soldaten im Turm. Man hat von den zwölf Bombardieren auch nicht ein Fetzchen mehr gefunden —!

Aus Berlin erſcheinen Grumbkow und Krautt zum Rapport. Der Geheimrat von Krautt jammert, wie immer, über die Preisentwicklung auf dem Wollmarkt: er werde noch den Reſt ſeines Vermögens an die Manufaktur einbüßen. — Seit der König dieſen ſchwerreichen Bankier vor ſieben Jahren genötigt hat, ſein Geld in den Betrieb des Lagerhauſes an der Kloſterſtraße zu ſtecken, iſt durch den ſtarken Tuchbedarf des Heeres eine Preisſteigerung für Wolle auf die andere gefolgt; Krautt hat Jahr um Jahr für Rohwolle mehr anlegen müſſen, als er für die Tuche erlöſt hat, und trotz dem Einſpringen der kurmärkiſchen Landſchaft, die 100,000 Taler in die Manufaktur hat ſtecken müſſen, iſt der Geheimrat bald am Ende. Der König weiß ſehr wohl, daß Krautt ſein Rieſenvermögen unter der Regierung des erſten Königs ziemlich mühelos, um nicht zu ſagen: ſkrupellos erworben hat, und es bedrückt ihn daher nicht weiter, wenn dies Vermögen jetzt wieder ins Volk zurückfließt; aber es heißt doch darauf bedacht ſein, die Manufaktur ſelber lebensfähig zu erhalten: man wird ſie eines Tages in ſtaatliche Regie nehmen müſſen!

Grumbkow berichtet über den Stand der Kornmagazine, mit deren Errichtung Friedrich Wilhelm ſogleich nach ſeinem Regierungsantritt begonnen hat, um Hungersnöte für die Zukunft fern zu halten. Dieſe ſtaatlichen Magazine kaufen in guten Erntejahren große Mengen Korns preiswert ein und helfen da-

mit den Preis halten; in schlechten Jahren dagegen verkaufen sie erhebliche Teile ihrer Vorräte und verhindern damit ein gefährliches Hochschnellen der Preise, dem auch dadurch noch gesteuert wird, daß jegliche Ausfuhr von Getreide aus dem Königreich aufs strengste verboten ist! — Erst vor einem Jahr hat der König die Berliner Magazine öffnen lassen, anfangs nur für die Unvermögenden und Armen, später aber für die ganze Hauptstadt; auch hat er damals befohlen, es dürfe in Berlin nur Schrotbrot gebacken und gegessen werden, und an den Rand der Verfügung hat er geschrieben: „Ich will den Anfang machen auf meinem Tisch!" — Es versteht sich, daß die Berliner alsbald gemurrt haben, und selbst das General-Kriegskommissariat hat gebeten, Seine Majestät möge das Backen von Mischbrot wieder gestatten, da die Berliner Bäcker kein gutes Schrotbrot zu backen verstünden! Aber da ist man bei Friedrich Wilhelm an den Falschen geraten! Bescheid: man solle solches Brot backen, wie die Musketiere äßen, und wie er selber auch esse!! Und siehe da: Berlin hat sich ans Kommisbrot gewöhnt, und später ist männiglich froh gewesen, so glimpflich über die Teuerung hinweggekommen zu sein. Heute kann der König verfügen, daß die Magazine wieder aufgefüllt werden, auf daß man neuen Nöten gewachsen sei!

Auch die Jahresberichte der Ansiedlungskommissionen über die Urbarmachungen im Königreich laufen ein und wollen genauestens studiert sein. Hier greift der Landesvater zuerst nach dem Rapport über die Trockenlegung des großen Havelländischen Luch's, die ihm besonders nahe am Herzen liegt. Schon vor vier Jahren hat er das umfangreiche Werk anpacken lassen: tausend Arbeiter sind dort angesetzt worden, und wie die langweiligen Kerls mit den Entwässerungsgräben nicht rasch genug vorangekommen sind, hat Rex ihnen noch zwohundert Soldaten beigegeben: da gings auf einmal! Stück um Stück wird nun das weite Sumpfgebiet südlich von Fehrbellin, der denkwürdigen Stätte, aus moorigem Unland verwandelt in beste, fette Viehweide; auch im vergangenen Jahr ist man wieder ein gutes Stück weiter gekommen, nnd die 50,000 Taler, die er bisher ins Luch gesteckt, reuen den König

nicht. Schon ſind ſtattliche Bauernſiedlungen entſtanden, beſetzt mit niederrheiniſchen Bauernſöhnen; ſchon hat die große Molkerei Königshorſt ihren Muſterbetrieb aufgenommen: holländiſche Molker ſind dort als Lehrer tätig, und havelländiſche Mägde lernen in ihr, wie man Butter und Käſe aufs beſte bereitet. Uns ſoll künftig noch einer kommen und ſagen, wir verſtünden keine gute Butter zu machen! Zwei Jahre ſollen die Mädchen lernen; dann werden ſie ſcharf geprüft, und wenn ſie gut beſtehen, dann geben wir jeder einen Brautſchatz von tauſend Talern, damit das Menſch einen guten Mann heiraten und anderswo eine Molkerei errichten kann, wo ſie nottut! Bisher haben wir nur Wildenten im havelländiſchen Luch geſchoſſen; künftig ſoll ganz Berlin ſein Fleiſch und Schmalz, ſeine Milch und Butter aus dem fetten Winkel beziehen! —

Und hier iſt nun der Entwurf zur Urbarmachung des großen Oderbruchs: was an der Havel ſo gut einſchlägt, muß auch an der Oder gelingen! Gründlichſt ſtudiert der König den langen Koſtenanſchlag der Domänenkammer; doch ſchließlich legt er ihn ſeufzend beiſeite: die gewaltige Unternehmung kommt ihm zu teuer! Er darf es nicht wagen, ſeinen Staatsſchatz ſchon wieder ſo heftig zu ſchmächtigen; die zwei Millionen Taler, die ihn Stettin und Neupommern gekoſtet haben, ſind noch längſt nicht wieder eingebracht, und was würde geſchehen, wenn ein plötzlicher Krieg ihn mittellos träfe?? Alſo ſetzt er mit großen, feſten Buchſtaben an den Rand des Entwurfs: „Für meinen Sohn Friedrich!“ —

Aus dem Januar iſt Februar geworden, ehe der König dazu kommt, an ſeiner langen Inſtruktion weiter zu ſchreiben. Doch eines Tages ſitzt er wieder über dem Stapel weißer Bögen, und durch die Stille des Arbeitszimmers kratzt die Schwanenfeder:

„Mit euren Bündniſſen müßt ihr ſparſam ſein, mein lieber Succeſſor, und ihr dürft den großen Herren nichts verſprechen, was ihr nicht halten könnt! Mit dem ruſſiſchen Kaiſer müßt ihr gute Freundſchaft halten und ein dauerhaftes Bündnis machen; auch iſt es gut, mit der Republik Polen in Freundſchaft zu leben und ihr ein gutes Vertrauen zu bezeugen. Ihr müßt aber mit

aller Macht dahin arbeiten, daß Polen eine Republik bleibt, und kein souveränes Königtum dort erblich wird.

„Der Kaiser in Wien ist sehr neidisch auf unser Haus, weil es so mächtig ist, auch eine so schöne und formidable Armee hat. Also müßt ihr gegen das Haus Österreich oder den Kaiser stets auf der Hut sein und ihm niemals Hilfstruppen oder Geld geben! — Mit den Sachsen müßt ihr Frieden halten, solange sie wollen; Bündnisse dürft ihr nicht mit ihnen schließen; denn sie gut kaiserlich sind, und falsch wie der Teuffell: so ihr euch nicht vorsehet, betrügen sie euch! — Die Hannoveraner seind chikanös wegen der Grenzen und allerhand Lappalia; aber sie sind nicht falsch und werden euch nicht betrügen. Mit ihnen könnt ihr ein solides Bündnis machen; denn ihr seid mit dem Haus Hannover so nahe verwandt; zudem ist das Haus der Evangelischen Religion sehr zugetan. — Also sind die russischen und die hannoverschen Bündnisse die solidesten!"

Und weiter wandern des Königs Gedanken über die Landkarte von Europa. Länder, Fürsten und Minister steigen vor seinem innern Blick empor, und kaum einer ist unter ihnen, von dem der Hohenzoller sich nicht irgendwie, irgendwo, irgendwann einmal beschwindelt oder belogen, übervorteilt oder betrogen und in seine Ehrlichkeit hineingelegt weiß. Doch alle seine Erfahrungen, und die bittersten an erster Stelle, sollen dem Sohn zugute kommen, sollen ihn warnen, sollen dem Fritz getreulich zur Seite stehen, wenn er selber, der Vater, einmal im Sarge liegt.

Also gibt er Richtlinien für die Politik den Schweden gegenüber; er warnt vor den Dänen; er charakterisiert die deutschen Kurfürsten, die Landgrafen und die kleinen Reichsfürsten. Er rät zu guter Nachbarschaft mit den Holländern, denen man zwar höflich, aber nicht zutraulich begegnen müsse; er empfiehlt ein Bündnis mit England, jedoch nur dann, wenn es nicht mit dem König allein geschlossen wird — er kennt seinen Schwiegervater, und er kennt erst recht seinen Schwager-Vetter, den Komödianten! —, sondern mit dem Parlament, also mit der englischen Nation; „denn was die ganze Nation verspricht, darauf könnt ihr euch verlassen; die Leute halten ihr Wort!"

Die Gedanken des Schreibenden überſpringen den Ärmelkanal und landen in Frankreich. Sie beſchwören die franzöſiſche Politik der letzten fünfzig Jahre noch einmal herauf: die brutalen Unternehmungen Ludwigs XIV., ſeine Réunionen, ſeine Raubkriege, den Überfall auf Straßburg, die fürchterliche Verwüſtung der Pfalz — „Brûlez le Palatinat!!“ — und die Schändung der Kaiſergräber im Dom zu Speyer! Die Friedensſchlüſſe von Nymwegen nnd St. Germain, durch die der Große Kurfürſt aufs Schmählichſte um die Früchte ſeiner Waffenſiege betrogen worden! — Und der Enkel des Betrogenen ſchreibt:

„Mit Frankreich darf mein Succeſſor kein Bündnis gegen das Römiſche Reich eingehen, und wenn ſie euch die ganze Welt verſprechen! Ihr habt ja die Kurfürſten von Bayern und Köln znm Beiſpiel! Leſet die Geſchichte; da ſteht es drin, ob es denen gut gegangen iſt oder nicht!! Aber mit Frankreich iſt es gut, ein freundſchaftliches Handelsbündnis zu ſchließen; denn die Franzoſen können euch gute Dienſte leiſten!

„Mein lieber Succeſſor wird denken und ſagen: warum hat das mein ſeliger Vater nicht alles ſo getan, wie hier geſchrieben ſtehet? Die Urſach iſt die: da mein ſeliger Vater 1713 geſtorben, fand ich das ganze Land Preußen von der Menſchen- und Viehpeſt faſt ausgeſtorben, alle Domänen im ganzen Lande verpfändet oder in Erbpacht vergeben, die ich alle wieder ausgelöſt habe, und die Finanzen in ſolchem ſchlechten Zuſtand, daß ein Bankerott nahe war; die Armee in ſolch ſchlechtem Zuſtand und klein an Zahl, daß ich alle geweſene Unrichtigkeit nicht genug kann beſchreiben. Iſt gewiß ein recht Meiſterſtück, daß ich in neun Jahren die Affären alle wieder in ſo gute Ordre und Verfaſſung gebracht, und ihr auf eure Domänen nichts mehr ſchuldig ſeid; ferner daß eure Armee und Artillerie in ſolchem Stand iſt wie nicht eine ſonſt in Europa. Und verſichere euch, daß ich von meinen Staatsdienern wenig Aſſiſtenz gehabt habe; wohl aber bin von ihnen direkte und indirekte contercarrieret worden. So habe in denen neun Jahren nicht mehr tun können. Sollte Gott mir noch etliche Jahre des Lebens geben, ſo werd ich noch ſelber viel zuſtande bringen von dem, was hier drinn ſtehet; auch werd ich

dann zu dieſer Inſtruktion einen Anhang machen. Indeſſen ſtelle Gott alles anheim und bitte euch, es öfters mit nachzudenken und mit Aufmerkſamkeit durchzuleſen. Ich bin überzeugt, daß ihr es gut finden und mir folgen werdet."

Er legt die Feder nieder. Eine heiße Woge von Sehnſucht nach Liebe und nach Leben bäumt ſich in ſeiner Bruſt empor, erſchüttert ihn aufs heftigſte und ſtößt ihm Tränen aus den Augen. Doch diesmal wollen ſelbſt die Tränen ihn nicht befreien von dem Schmerz, der ihm die Bruſt umſpannt hält! Neun Jahre lang hat er gearbeitet, ja geſchuftet Tag für Tag wie ein Bauernknecht; alles, was er getan und geplant, iſt zum Beſten ſeines Volkes und n u r ſeines Volkes geweſen, und keinen Dank hat er gefordert; nur eines hat er ſich erſehnt: etwas L i e b e, ein klein wenig Liebe für das ruheloſe Herz, — und dieſe w a h r e, ſchlichte, einfältige Liebe iſt ihm n i c h t zuteil geworden! Seine Frau duldet ihn; ſeine Kinder ſcheuen ihn; ſeine Staatsdiener meiden ihn, wenn möglich; ſeine Soldaten deſertieren ihm; ſeine Bürger laufen vor ihm davon — — warum, ach warum nur?? Weil ſie ihm nicht ins Innere zu ſchauen vermögen; weil ſie nicht begreifen können, daß die ſtärkſte, heißeſte Liebe ſich im Zorn offenbaren muß, wenn ſie mit Güte nichts erreicht und immer nur auf Gleichgültigkeit ſtößt! Soll er ſich Liebe erſchmeicheln? Erkaufen? Erbetteln? Erfaulenzen?? Das alles wäre unwürdig des königlichen Amtes! Erarbeiten und erkämpfen muß er ſich die Liebe der Seinen, die Liebe des Volkes! Ob ſie ihm noch in dieſem Leben zuteil wird oder erſt ſpäter, wenn man erkennen wird, was er gewollt und was er vollbracht, — das darf ihn nicht kümmern! Und doch — und doch —!! Klopfenden Herzens ſchreibt er den Schluß:

„Mein lieber Succeſſor, wenn ihr mich in meinem Leben l i e b g e h a b t, ſo könnt ihr eure Liebe zu mir nach meinem Tode darin beweiſen, daß ihr mein Regiment des Königs zu euerm Regiment des Königs macht und es bei ſeinem jetzigen Traktament laſſet, auch es um meinethalben auszeichnet. Zum andern bitte ich euch, die Stadt Potsdam zu erhalten, ſie größer zu bauen und ihr den Namen Wilhelmſtadt zu geben, wofür Gott ſeinen

Segen ſpenden wird. Indeſſen befehle ich Gott meine Seele und gebe euch hiermit noch einmal meinen väterlichen Segen und wünſche euch, daß ihr möget Gott vor Augen haben, daß ihr mit Gerechtigkeit und Gottesfürchtigkeit eure Länder möget regieren, daß ihr ſtets getreue und gehorſame Diener und Untertanen haben möget, ſowie einen ſtarken Arm und eine ſieghafte Armee gegen alle Feinde, und daß es euch, mein lieber Succeſſor, und euren Nachkommen an der Krone und Kur wohlergehen möge bis ans Ende der Welt, und daß eure Provinzen florieren mögen von Stunde zu Stunde. Dazu verhelfe euch der allmächtige Gott durch Jeſum Chriſtum, Amen!

Euer getreuer Vater bis am Tode

Fr. Wilhelm."

IX.

Zwiſchen Leu und Doppeladler

Hatte der König die Inſtruktion für ſeinen Nachfolger niederzuſchreiben begonnen unter dem Eindruck, daß ſeine eigenen Tage bereits gezählt ſeien, ſo ſollten die nächſten Wochen ihm beweiſen, daß neue, höchſt wichtige Entſcheidungen von ihm verlangt wurden, — und er ſelber bewies dabei eine leidenſchaftlich geballte Tatkraft, die nicht mehr ans Sterben dachte. Es war, als habe er durch die Niederlegung ſeines letzten Willens ſich frei geſchrieben für ein neues Leben, zu geſteigerter Tätigkeit.

Schon ſeit bald einem Jahr ging es in der inneren Verwaltung des Königreichs wild durcheinander. Die beiden oberſten Finanzbehörden, das zivile General-Finanzdirektorium und das militäriſche General-Kriegskommiſſariat hatten ſich, wie ſolches im Weſen oberſter Behörden liegt, mit der Zeit zu immer größerer Selbſtändigkeit ausgewachſen, und da der König von beiden verlangte, ſie ſollten möglichſt viele Steuern, Gewinne und Erträgniſſe aus ihren Bereichen herauswirtſchaften, ſo ſtrebten beide eine totale Machtſtellung an, nahmen Gelder her, wo immer ſie Gelder kriegen konnten, gerieten ſich gegenſeitig ins Gehege, führten langwierige Prozeſſe miteinander, bezahlten koſtſpielige Advokaten aus der Staatskaſſe, die dadurch doppelt geſchröpft wurde, ohne daß ſie, wie immer die Prozeſſe ausgehen mochten, irgend etwas dabei hätte gewinnen können. Obendrein wurden die Landſtände in den weſtlichen Provinzen aufſäſſig, da ſie nicht Riemen aus ihrer Haut ſchneiden laſſen wollten; in den Ländern Minden und Ravensberg brachen ſogar blutige Bauernaufſtände aus, die vom Militär unterdrückt werden mußten, und zu allem Überfluß ſtellten ſich die dortigen Domänenkammern auch noch auf die Seite der Empörer, verfochten die Intereſſen der Stände gegen die Anſprüche der Krone und machten ſomit

aus dem Streit der Verwaltungsbehörden einen Kampf der Untertanen gegen den König.

Dabei hatte dieſer ſeine beiden Finanzverwaltungen ſchon vor Monaten ſtrengſtens angewieſen, ihre Streitigkeiten in mündlichen Beſprechungen zu ſchlichten und Grundſätze für ein friedliches Zuſammenarbeiten aufzuſtellen. Die Vereinigung ließ indes auf ſich warten, und erſt im März 1722 war es ſoweit, daß in Berlin eine Schlußkonferenz ſtattfinden konnte, darin der Miniſter von Creutz den Vorſitz führte und auch eine Einigung in den meiſten Fragen erzwang; nur die wichtigſte Frage — die der Akziſe — blieb ungelöſt. Die königliche Domänenverwaltung hatte bisher in den mittelbaren Kleinſtädten die Finanzoberhoheit ausgeübt, während in den unmittelbaren größeren Städten das Kriegskommiſſariat die Akziſe, die zur Deckung der Militärlaſten verwandt wurde, durch ſeine Steuerräte verwalten ließ. Nun erhoben die Kriegskommiſſariate neuerdings den Anſpruch, auch in den Kleinſtädten die Steuern zu erheben; die Domänenkammern hielten ſich für dieſe Beraubung ſchadlos an widerrechtlicher Anlegung von Brauereien und Brennereien auf dem Lande, und über all dieſen Streitigkeiten kam die Staatskaſſe zu kurz: die Akziſe wurde zwiſchen den Kompetenzen zerrieben, und auch die Schlußkonferenz unter Creutz vermochte nicht, ihr zu neuem, gedeihlichem Leben zu verhelfen. Der König ſelber wußte ſich keinen Rat; er ſah Recht und ſah Unrecht auf beiden Seiten; einen Ausweg ſah er nicht. —

Acht Tage nach der Konferenz, am 31. März, ſtarb achtzigjährig in ſeinem Berliner Heim der einſtige Oberpräſident Eberhard von Danckelmann. Er hatte ſich ſeit dem denkwürdigen Kirchgang vor neun Jahren dem öffentlichen Leben völlig ferngehalten, und erſt ſein Leichenbegängnis erinnerte die ſchnellebigen Berliner noch einmal daran, daß dieſe einſame Säule aus den Tagen des Großen Kurfürſten bisher ſchweigend unter ihnen noch aufgeragt hatte. — Ob der alte Starrkopf mir in meinen jetzigen Nöten wohl hätte helfen können? fragte ſich Friedrich Wilhelm. — Müßige Frage! Danckelmann hatte es damals abgelehnt, ſeinen jungen König auf den ſchwierigen Herrſcherweg hin-

aus zu geleiten, und also lehnte es der König jetzt ab, den toten Freiherrn auf seinem letzten Wege heim zu geleiten; doch entsandte er seinen General-Adjutanten zur Beisetzung: die Krone Preußen trug es dem großen Toten nicht nach, daß er sich einstmals heftig g e g e n die Erwerbung der Krone gestemmt! —

Es war der Fürst von Dessau, der schließlich, im Lauf des Frühjahrs, seinem königlichen Freund aus den Akzise-Nöten half. Leopold war ein klug erfahrener Land- und Hauswirt; es wollte ihm nicht einleuchten, daß Behörden sich um die Eintreibung von Steuern sollten raufen dürfen; man mußte eben die Unterbehörden in den Provinzen zusammenwerfen und aus den beiden Raufern e i n e Finanzbehörde machen! — Friedrich Wilhelm dankte dem bewährten Freund von Herzen für den guten Rat; er nahm ihn begeistert auf und erweiterte ihn seinerseits zu dem Entschluß, auch die beiden obersten Finanzbehörden in Berlin zu einem geschlossenen Verwaltungskörper zu verschmelzen! Am liebsten hätte er sich sofort an die Ausarbeitung des Planes gemacht; doch die Frühjahrs-Revuen der märkischen Regimenter, dann die ausgedehnte sommerliche Inspektionsreise und schließlich die unentbehrlichen Jagdwochen in Wusterhausen ließen ihn zur nötigen Sammlung nicht kommen. Erst die Winterruhe zeigte sich dem großen Plan hold.

Im Dezember 1722 zog sich der König mit Brandthorst in sein Jagdschlößchen Schönebeck zurück, und hier, im verschneiten Bereich der schweigenden Schorfheide, entsprang dem scharfen Denken und klaren Schauen seines eigenwilligen Kopfes das Gefüge einer Landesverfassung, das hoch über den ursprünglichen Plan hinauswuchs: es faßte nicht nur die beiden streitenden Finanzministerien, sondern sämtliche Behörden der inneren Verwaltung zusammen und fügte sie zu einem wohlgegliederten Bau ineinander, auf dessen Spitze er sich selber den tätigen Vorsitz wahrte. Eigenhändig schrieb er die „Instruktion für das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Direktorium" nieder; viele Dutzende von Seiten, mehr als dreißig ausführliche Artikel füllte er in derb gedrängter Sprache mit seinen schlechten Erfahrungen und guten Neuerungen, mit spöttisch-überlegener Beweis-

führung und ſorgſamſter Begründung: aus einer unerhörten Fülle von Kraft und Erkenntnis geſtaltete er hier eine Verfaſſungsurkunde, die für eine Reihe von Menſchenaltern maßgebend bleiben ſollte. — Am 20. Dezember ſchrieb er mit fliegender Feder den Schlußſatz des denkwürdgen Dokuments: „Thulemeyer ſoll auch am Schluß vermerken, ich verſicherte meinen Staatsdienern vor Gott, daß dieſe neue Verfaſſung allein von mir komme; daß ich ſie ſelber aufgeſetzt habe, und daß keine Intrige darunter ſei, ich vielmehr nur mein Beſtes getan für Länder und Leute, für die Befeſtigung der Armee und der Krone; denn ich überzeugt ſei, daß durch die Kombination die Ordnung feſtgeſetzet werde, wofern ſie nur wollten treu und unverdroſſen am gemeinſamen Strang ziehen!“ —

Befriedigt, erleichtert und von Hochgefühlen getragen fuhr der große Arbeiter nach Hauſe, und das Weihnachtsfeſt ſah ihn froher, glücklicher und umgänglicher im Kreiſe der Seinen als je ein Weihnachtsfeſt vorher; dies Jahr 1722 würde ein Wendepunkt und Markſtein in der Geſchichte ſeiner Regierung bleiben! Begonnen hatte es mit Sorgen, mit Beklemmungen, mit traurigen Ahnungen; daraus war das politiſche Teſtament für ſeinen Nachfolger erwachſen, — und geendet hatte das Jahr mit der Neugeſtaltung der geſamten Landesverwaltung. Jetzt mochte kommen, was da wollte!

Vorerſt freilich ſtand der umſtürzende Plan nur auf einem Haufen Papiers, und noch wußte kein Miniſter davon; nur der Deſſauer war in großen Zügen unterrichtet und wartete mit Spannung auf die Bekanntgabe: auf den Donnerſchlag, der in die Kanzleien hineinkrachen ſollte.

Gleich nach Neujahr fuhr der König mit Thulemeyer nach Potsdam und diktierte hier dem Geheimrat aus dem gedrängten Entwurf den erweiterten Wortlaut der Verfaſſung in die Feder. Bis Mitte Januar blieb er in ſeiner geliebten Garniſon; dann hatte er den umfangreichen Erlaß in Händen und ſandte ihn mit einer eigenhändigen Ordre voll draſtiſcher Erläuterungen an ſeinen alten Ilgen, dem er die Verkündigung und Einrichtung der neuen Verfaſſung übertrug. Er ſelber jagte unverzüglich auf

klingelndem Schlitten durchs Schneegeſtöber nach Berlin zurück; Jooſt in dickem Pelz auf dem Bock.

Als der Staatsminiſter von Ilgen am 19. Januar 1723 die Beamten der beiden Verwaltungskörper in der Geheimratsſtube des Berliner Schloſſes verſammelt hatte und die Angetretenen mit ſpöttiſchen Blicken aus dem greiſen Fuchsgeſicht, darin alle Fältchen zuckten, ſtumm und verdächtig muſterte, — da ahnte keiner, was bevorſtand. Doch kaum hatte der alte Herr mit der Vorleſung des königlichen Erlaſſes begonnen, als gar manchem der Boden unter den Sohlen zu glühen anfing: voll grimmiger Empörung entrollte Seine Majeſtät ein Bild der Mißſtände in der Verwaltung; mit wildem Spott wurde das Gegeneinander-Wirtſchaften der Behörden bloßgeſtellt und das Verſagen der Provinzkammern unterſtrichen, „ſo die Heiligen mehr angebetet haben als daß ſie ihrem König die ſchuldige Treue erwieſen!“ — Das Sündenregiſter der Behörden war lang, ſehr lang; doch in der ſchlagenden Formulierung des gekrönten Berichterſtatters ließ es keine Eintönigkeit aufkommen, und als die unheimliche Bombe ſchließlich explodierte — in dem Erlaß, wonach die beiden Oberbehörden mit ſofortiger Wirkung aufgehoben und kaſſiert ſeien, „weil es unmöglich iſt, daß dieſes Konfuſionswerk beſtehen möchte, ohne Uns und Unſeren Ländern den äußerſten Schaden und Ruin über den Hals zu ziehen“, — da ſtarrte ſich das ganze Kollegium tödlich erſchrocken an. Es fing ſich allerdings wieder bei der Bekanntgabe der Errichtung eines neuen, einheitlichen General-Direktoriums; doch mancher, der ſich für unentbehrlich gehalten, fand ſeinen Namen in der Liſte der Neuernennungen nicht mehr. Gott bewahre dir, Mannchen —!

Fünf Departements wurden neu geſchaffen; ſie ſollten den Miniſtern von Grumbkow, von Creutz, von Krautt, von Goerne und von Katſch unterſtellt werden, und zwar derart, daß die erſten vier Departements jedes einige Provinzen und einige Verwaltungszweige zugeteilt bekamen, während das Juſtizweſen unter Katſch auf dieſe vier Departements und ihre Provinzen verteilt wurde. Die Departements ſollten ihre Angelegenheiten getrennt bearbeiten; doch alle geſchäftlichen Beſchlüſſe, die dem König zur

Entſcheidung vorzulegen waren, ſollten vom Geſamtkollegium getroffen werden, das zu dieſem Zweck an vier beſtimmten Wochentagen zuſammentreten und Woche für Woche die laufenden Reſſortgeſchäfte erledigt haben mußte. Jeder der fünf Miniſter war künftighin nicht nur für ſein Departement, ſondern für ſämtliche vom General-Direktorium gefaßten Beſchlüſſe verantwortlich, die Geheimräte dagegen nur für ihre Reſſorts. Seine Majeſtät machte in ihrem Dekret kein Hehl daraus, daß ſie zunächſt noch von allerſchärfſtem Mißtrauen gegen den Verwaltungsapparat, namentlich der Provinzen, erfüllt ſei, und ſie machte es Miniſtern wie Räten zur Pflicht, ſich draußen im Lande wirkſame Kontrollen zu verſchaffen, am beſten „durch ſekrete Correſpondence und Spions, ſo denen Pächtern, Bürgern, Amtleuten, Bauern, Schulzen und was dergleichen mehr ſeind, auf die Schliche kommen ſollen!“ — Daß Seine Majeſtät dieſe nützliche Spionage im Berliner Bereich des neuen General-Direktoriums Höchſtſelber auszuüben gedachte, darüber beſtand bei den verdatterten Beamten kein Zweifel; enthielt doch bereits dieſe verteufelte Inſtruktion alle Dienſtvorſchriften bis ins kleinſte ausgeführt! Kanzleidienſt und Sitzungen ſollten ſommers um 7 Uhr, winters um 8 Uhr beginnen und nötigenfalls bis abends 6 Uhr dauern, da alles ſtets aufgearbeitet ſein müſſe! Wer zu den Sitzungen nur eine Stunde zu ſpät käme, würde in eine Ordnungsſtrafe von 100 Dukaten genommen werden; wer ohne genügende Entſchuldigung ganz ausbliebe, dem würde das Gehalt für ſechs Monate einbehalten; im Wiederholungsfalle würde er kaſſiert werden!

O du verfluchte Galeere!! Mein Gott, mein Gott — der jüngſte Tag ſtand vor der Türe —!!

Ilgen weidete ſich an den entſetzten Geſichtern der Beamten: ſelbſt der hochmögende Herr von Grumbkow konnte ein nervöſes Zucken hinter dem Mienenſchleier nicht verbergen: die Geheimräte und die kleinen Kanzliſten ſtarrten entgeiſtert! Doch der alte Fuchs hatte auch einen Troſt bereit; denn Seine Majeſtät verfügte des weiteren, daß ſämtlichen Räten, die durch die Sitzungen bis in den Nachmittag feſtgehalten würden, aus der königlichen

Küche „jederzeit vier gute Gänge, als eine gute Suppe, ein gut Stück Rindfleisch und Vorkoſt, eine gute Schüſſel Fiſche und ein guter Rinder-, Hammel- oder Kälberbraten und vor jede Perſon eine Quart-Bouteille guten Rheinweins zu geben iſt. Es ſoll aber das Eſſen nicht immer einerlei ſein, ſondern damit abgewechſelt und dahin geſehen werden, daß jederzeit vier gute und wohl zubereitete Gänge, eben als wenn vor Seine Königliche Majeſtät ſelbſten angerichtet würde, gereichet werden."

Als ſie ſolches vernahmen, löſten ſich die Geſichter der Kanzleiräte aus der Erſtarrung zu rundem Schmunzeln. Dem von Grumbkow freilich war nicht geholfen; er ſpeiſte daheim beſſer als an der königlichen Tafel.

Endlich kam Ilgen an den Schluß des Dekrets. Mit erhobener Stimme las er: „Die Herren werden ſagen, es wäre nicht möglich; aber ſie ſollen die Köpfe dran ſtecken, und befehlen Wir ihnen hiermit ernſtlich, es ſonder Raiſonnieren möglich zu machen!"

Bums!! Majestas locuta, causa finita —!!

„Ich bitte die in Frage kommenden Herren", ſagte Ilgen, „mir nunmehr ins Kabinett zu Seiner Majeſtät zu folgen, wo ein jeder von Ihnen einzeln vereidigt werden wird!" —

Und mit dem Treueid auf die neue Verfaſſung, den der König ſelber in unlöslich bindenden Wortlaut gefaßt, begann an dieſem Januartag die preußiſche Verwaltung ſich in eine Bahn zu bewegen, die ſchon bald über alle Bahnen anderer Länder gar hoch hinaus führen ſollte.

* * *

Georg I., König von Großbritannien und Kurfürſt von Braunſchweig-Lüneburg, war ein Mann von Haltung, aber auch nicht viel mehr. Er hatte, ſeitdem er den engliſchen Thron beſtiegen, ſeinem Selbſtbewußtſein manche bittere Pille zu ſchlucken geben müſſen, und dieſe Pillen waren nicht einmal überzuckert; ſie waren gedreht aus der nüchternen Erkenntnis, daß er zu Windſor nur das Allerwenigſte von dem tun durfte, was er zu Hannover oder Herrenhauſen allzeit gedurft hatte und noch durfte: ſich als unumſchränkten Herrſcher fühlen! Als deutſcher Kurfürſt war er

ein gar großer Herr und hatte alles zu ſagen; als König von England war er freilich ein noch viel größerer Herr; aber er hatte kaum etwas zu ſagen. Was zu ſagen war, das ſagte ſein Premier, der böswitzige Lord Walpole, und die Partei der Whigs, die inzwiſchen wieder ans Ruder gekommen war. Wollte der König zu den Maßnahmen des Parlaments irgend etwas bemerken oder Walpoles Meinung einholen, ſo war ſelbſt dieſer Gedankenaustauſch ungemein erſchwert; denn Georg ſprach kein Engliſch, und der Lord ſprach weder Deutſch, noch Franzöſiſch; alſo verſtändigten die Beiden ſich in einer Art Küchenlateins, ſoviel ihnen aus der Schülerzeit davon noch haften geblieben, und der gekrönte Welfe bekam ſomit die erwähnten Pillen mit wahrhaft antiken Redewendungen ſerviert; er ſchluckte ſie in entſprechend antiker Haltung. Georg I. fühlte ſich auch zu Windſor ſtets als Deutſcher, als Hannoveraner; die verantwortungsloſe Glanzrolle eines engliſchen Schaukönigs erſchien ſeinem Welfenſtolz geringer als das Anſehen und die Wirkungsmöglichkeiten, die er als deutſcher Reichsfürſt hatte. Daß er das engliſche Weſen nicht begriff und ſeine Inſel-Untertanen nicht beſonders liebte, verſteht ſich; daß die Engländer ihn noch weniger liebten, verſteht ſich erſt recht. Als Weltbeherrſcher erſchien er nur ſolchen Leuten, die ſeinen Glanz aus der Ferne leuchten ſahen, — wie etwa ſeine Tochter Sophie Dorothea in Berlin.

Schon bald nach dem berüchtigten Wiener Frühſtücksbündnis von 1719, darin ſich Öſterreich, Sachſen und Hannover gegen Preußen verſchworen, hatte Georg erkennen müſſen, daß die engliſche Politik ihm ſolche Appetitslaunen nicht verſtattete. Englands Feind hieß Rußland, und gegen Rußland brauchte es die Freundſchaft Preußens, oder wenigſtens die ſtrikte Neutralität dieſes merkwürdigen Staats mit der großen, unheimlichen Armee. Georg liebte nun zwar ſeinen königlichen Neffen und Schwiegerſohn in Berlin gar nicht; ihm war der grobe Kerl mit dem bäuriſchen Hitzkopf einfach fatal. Aber ſchließlich war es der Mann ſeiner Tochter und zudem der Kommandeur von 60,000 Mann ſchlagfertiger Truppen: das bedeutete viel nicht nur in ſeinen, ſondern erſt recht in Englands Augen; denn was ein waſchechter

Engländer war — und die meiſten waren waſchecht! —, der kroch nur höchſt ungern in die Montur des Soldaten; ſein liberales Herz neigte mehr dazu, ſich brave Soldaten auf dem Feſtland zu kaufen, und für gutes Gold konnte man auch gutes Blut verlangen! Alſo pflegte man in England die Beziehungen zu Preußen.

Dieſe Beziehungen gedachte man auch durch die Neuknüpfung verwandtſchaftlicher Bande zwiſchen den verſchwägerten Fürſtenhäuſern zu feſtigen, und vor allem waren es die beiden Mütter der zu verheiratenden Kinder, die an dieſem Bändchen ſpannen: Sophie Dorothea in Berlin und Carolina, Princeß of Wales in Windſor. Die dazugehörigen Väter zwar ſtanden ſich beharrlich wie Hund und Katz: für den König in Preußen war der engliſche Thronfolger nach wie vor „mon frère, le comédiant“, und für den Schwager Georg war Friedrich Wilhelm eben „mon frère, le sergeant“. Das würde wohl auch ſo bleiben; aber die Heiratspläne brauchten ja an derlei Unverträglichkeiten der Väter nicht zu ſcheitern! Und gar, wenn ſpäter eine Doppelheirat zuſtande käme! — Der preußiſche Kronprinz Fritz ſollte die engliſche Prinzeſſin Amalia bekommen, und der engliſche Thronerbe Friedrich Ludwig, genannt Fred — derzeit ein zwölfjähriges Bürſchlein mit dem Titel eines Herzogs von Gloceſter — ſollte die preußiſche Prinzeſſin Wilhelmine ehelichen: ein beſtrickender Plan in den Augen der fürſtlichen Mütter, denen es auch nichts ausmachte, daß die beiden Prinzen jünger waren als die ihnen zugedachten Bräute. Streng geheim wurden die Verhandlungen hierüber zwiſchen den zwei Höfen geführt, und obwohl die Heiraten ſelber noch in ziemlicher Ferne lagen, drängte man ſchon jetzt auf eine endgültige Verlobung; zu dieſem Zweck ſollte König Georg als gemeinſamer Großvater der zu Vermählenden nach Berlin kommen und alles beſprechen. Sophie Dorothea war überglücklich: ihre glitzernden Hoffnungen und welfiſchen Ehrgeizträume ſollten ſich verwirklichen!

Vorher galt es freilich, einiges zu klären. Mademoiſelle Léti, die intrigante Erzieherin der Prinzeſſin Wilhelmine, hatte ihren Zögling häufig mißhandelt und war vor einiger Zeit in Ungnaden vom König entlaſſen worden; ihre Nachfolgerin bei dem nun vier-

zehnjährigen Minchen war ein Fräulein von Sonsfeld geworden. Die ergrimmte Lêti hatte alte Beziehungen zum hannoverschen Hof ausgenutzt, war nach England gegangen und hatte sich nicht gescheut, in Windsor Castle zu erzählen, die arme kleine Prinzessin Wilhelmine sei leider verunstaltet: sie habe einen Buckel—! Sich über diese Behauptungen Klarheit zu verschaffen, sandte König Georg zunächst einmal die Baronesse von Pöllnitz, die Hofdame seiner verstorbenen Schwester Sophie Charlotte, nach Berlin: sie solle sich das Wurm doch einmal gründlich begucken!

Als Friedrich Wilhelm die würdigst gereifte Schönheit begrüßte, in der er immer noch das lockere Liebchen seiner Jünglingstage sah, da hatte er einige Verlegenheit niederzukämpfen; denn er verzieh sich jene früheren Ausschweifungen niemals. — „Wir sind in den letzten zwanzig Jahren alle beide nicht jünger geworden, Baronesse!" sagte er und kam sich dabei sehr galant, ja weltmännisch vor.

„Aber dafür um so weiser, Eure Majestät!" Sie funkelte ihn ironisch an und dachte: Du bist der Schlankste auch nicht mehr!

„Und was macht Ihr genialer Neffe, Baronesse?"

„Schulden, Eure Majestät! Er lebt auf eine interessante Weise dahin: bald oben auf der Woge, bald unten im Tal! Man kennt ihn an allen Höfen; man schätzt und bewundert ihn; ja, man schreibt mir, er sei Europens geistreichster Kopf — nach Meister Arouet-Voltaire —"

Friedrich Wilhelm knurrte gereizt. Wer war Voltaire!? Er hatte den Namen nie gehört.

„— auch hat er sich neuerdings mit einigen satirischen Schriften einen Namen gemacht, — mein Neffe nämlich!"

„So so, das freut uns! Satire kann sehr nützlich sein, wenn sie das richtige Geschwulst trifft! Wenn sie dagegen in gesundes Fleisch stichet, womöglich mit vergifteten Nadeln, dann erachten wir sie vor eine Pestilenz, so zur Quarantäne hinter Festungsmauern gehöret!"

„Oh, oh, was sind Eure Majestät doch so grausam!!" Die Pöllnitz lächelte spöttisch-süß; sie war vom englischen Hof her nicht

gewohnt, soziale Grundsätze aus fürstlichen Mündern zu vernehmen: in Windsor Castle kam nur der eine Grundsatz zur Sprache, daß es unvornehm und altbacken sei, Grundsätze zu haben.

Das Gespräch drohte eine gereizte Wendung zu nehmen, als zum Glück die Königin mit Wilhelmine erschien, um dem Besuch ihre Älteste zu präsentieren. Die Pöllnitz gab sich sofort mütterlich: sie öffnete ihre Arme und drückte die Prinzessin liebevoll ans Herz, wobei ihre Hände nachdrücklich den Rücken des Opfers abtasteten. Das Opfer selber schnitt unterdes über die Schulter der Tasterin hinweg der Mutter eine Reihe von Grimmassen zu und rief mit der altklugen Frechheit eines verwöhnten Lieblings: „Tätscheln Sie nur fleißig, Baronesse; Sie werden keinen Buckel an mir finden!!"

Die Mutter schaute mißbilligend zu dieser Anmaßung der Vierzehnjährigen; der Vater aber brach in schallendes Gelächter aus, und die Pöllnitz verzichtete sogleich auf weitere Mütterlichkeit: sie packte das Mädchen an den Armen, hielt es von sich ab und sagte bedauernd: „Mein Gott, das arme Kind! Der Kopf steckt ihm in den Schultern drin, und schrecklich dick ist es obendrein!"

Jetzt schaute die Mutter mißbilligend zur Anmaßung der Hofdame; der Vater aber betrachtete seine recht wohlgewachsene Tochter und dachte bei sich: Neid, nichts als Neid, Pöllnitzen! Wenn d u mir dieses Kind geboren hättest, so wie es ist, d a n n hätte es die Gestalt eines Engels! O ihr Weiber — welch ein Glück, daß ihr in meinen Ländern keine Politik treiben dürft: an euren Launen, euren Vorurteilen und Ressentiments würde das ganze Reich zum Teufel gehen! —

Kein erfreulicher Gast, diese Prüfungskommissarin mit viel Vergangenheit! — Man war am Berliner Hofe recht froh, als die Baronesse wieder abreiste.

Dafür hieß es nun für den Empfang des hohen Gastes rüsten. Georg I. plante, sich im Herbst für längere Zeit in seinem deutschen Stammland aufzuhalten und im Oktober nach Berlin zu kommen.

Vor allem ſchärfte Sophie Dorothea den Hofdamen ein, daß ihrem königlichen Vater gegenüber in gar keiner Weiſe von ſeiner einſtigen Gemahlin geſprochen werden, ja daß der Name der ‚Prinzeſſin von Ahlden‘ überhaupt nicht fallen dürfe. Denn für Georg war dieſe unglückliche Frau *tot*: er hatte ſie der Erlangung von Englands Krone geopfert; er hatte die Schuldloſe vor bald dreißig Jahren in jammervolle Verbannung geſchickt, und der Gedanke daran, daß die Mutter ſeiner Kinder immer noch lebte und im feſten Schloß zu Ahlden an der Leine wie eine Gefangene gehalten wurde, — dieſer Gedanke hätte ihm vielleicht ſekundenlang den engliſchen Roſtbraten auf der Zunge bitter machen können, und alſo ſchob er ihn von ſich. Sein Sohn Georg, das wußte er, trug ſich mit dem Gedanken, die Mutter zu rehabilitieren, ſobald er an die Regierung kommen würde, — was in den Augen des Vaters eine doppelte Pietätloſigkeit war; denn erſtens hatte ein Sohn keine Nachfolgepläne zu hegen, und zweitens hatte er die Maßnahmen ſeines Erzeugers zu reſpektieren. Vorläufig war *er* ja wohl noch König! — Wie ſeine Tochter Sophie Dorothea in Berlin mit dem Schickſal ihrer Mutter fertig wurde, kümmerte ihn gar nicht; Seelenregungen nachzuhängen war die Angelegenheit kleiner Leute. — Da das Schloß Ahlden von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeſperrt blieb, ſo war die Tochter ſeit einem Menſchenalter ohne jede Fühlung mit der Mutter. Wohl hätte ſie Mittel gehabt, dieſe Fühlung aufzunehmen; aber damit hätte ſie den Vater jedenfalls geärgert, und ſomit ließ ſie die Dinge auf ſich beruhen: ihre Tochterliebe war längſt zu einem kalten Begriff erſtarrt — und zu dem angenehmen Bewußtſein, daß ſie beim Tode der Mutter einmal drei Millionen Taler erben würde —!

Weſentlich wichtiger war die Tatſache, daß Georg I. in Begleitung ſeiner Hofdamen, der Herzogin von Kendale und der Lady Arlington, nach Berlin kommen werde. Daß dieſe beiden würdigen Damen die Maitreſſen des hohen Herrn waren, und daß ſie ihn bis zu einem unwahrſcheinlichen Grade beherrſchten, das wußte alle Welt. Auch ſeine Tochter in Berlin wußte es; aber ſie betonte es nicht; ſie ſprach es nicht einmal aus. Vielmehr

gab ſie ihren Hofdamen genaue Anweiſungen, wie ſie ſich gegen dieſe Geſellſchafterinnen zu verhalten hätten, auf daß kein Mißklang entſtünde; denn Mißklänge durfte Sophie Dorothea ſich nicht leiſten, wenn ſie Schwiegermutter von Großbritannien werden wollte.

Alſo ſah man am Berliner Hof dem Beſuch des Königs von England mit nicht geringerer Spannung entgegen, als man vor ſechs Jahren dem Beſuch des ruſſiſchen Zaren entgegen geſehen hatte, und auch der Klatſch hatte kein ſchmaleres Tummelfeld als damals. Diesmal freilich klatſchten die Hofdamen nur, wenn die Königin *nicht* dabei war, — dafür aber auch um ſo hemmungsloſer. Die beiden hochmögenden engliſchen Ladies waren nämlich gute, vielmehr ungute Deutſche aus dem Hannoverſchen, denen ihr willfähriger Gebieter mit engliſchen Titeln aufgeholfen hatte: die Herzogin von Kendale war als Fräulein Meluſine von der Schulenburg zur Welt gekommen, und Lady Arlington war früher eine Baronin von Kielmannsegge geweſen; ſie war eine Tochter der berüchtigten Gräfin Platen, der Maitreſſe von Georgs Vater Ernſt Auguſt, der unter ihrem tückiſchen Einfluß einſtmals ſehr bewußt mitgeholfen hatte, die unbequeme Schwiegertochter nach Ahlden zu verbannen. Man nahm als ziemlich ſicher an, daß die Kielmannsegge eine natürliche Tochter von Ernſt Auguſt ſei, und ſomit konnten ſich Georg I. und ſie, die jetzige Lady Arlington, als Halbgeſchwiſter betrachten, was beide indes nicht gehindert hatte, ſich noch etwas näher zu betrachten. Immerhin, die Herzogin von Kendale genoß den Vorzug, als „erklärte" Favoritin des Königs zu gelten; die Hofdamen in Berlin dagegen genoſſen den noch pikanteren Vorzug, den verwickelten Eros-Knäuel dieſer welfiſchen Querverbindungen zu preislichem Tratſch auseinander zu wickeln. Schade, daß die Wackenitz und die Blaspil nicht mehr dabei waren: was hätten *die* beiden aus dem klaſſiſchen Stoff zu machen gewußt! Aber auch die übrigen Damen zeigten ſich der Lage gewachſen.

Sogar die ſtrenge Oberhofmeiſterin von Kameke beteiligte ſich mit ſtillem Vergnügen am heitern Spiel. „Meine Schweſter aus Hannover", ſagte ſie, „hat mir neulich erzählt, was Lord

Robert Walpole über unſere verehrte Lady Arlington in vertrautem Kreiſe geäußert habe: ihre grimmigen ſchwarzen Augen rollten drohend über den karmingetünchten Äckern ihrer Wangen, und ihr — —" die gute Kameke ſchlug mit der Hand einen großen Bogen von ihrem Hals abwärts — „ſei ein überfließender Ozean, der bis an die Kniee hinabwoge!"

Alle Damen kicherten; alle Schnürleiber ſtrafften ſich: gottſeidank, von uns kann man das nicht behaupten!

„Dafür ſoll die Herzogin von Kendale ein überaus langes und dürres Geſtell ſein!" ergänzte Fräulein von Sonsfeld, die vom Schöpfer mit angenehm rundlichen Formen bedacht worden war.

„Das liegt in der Schulenburg'ſchen Art, meine Liebe!" Frau von Kameke kannte ſich aus in den Figuren des deutſchen Adels: „Sehen Sie unſern trefflichen General Achaz an —! Übrigens ein wohlkonſervierter Junggeſelle, meine Damen!"

„Aber ſo ſchrecklich geizig!!" Fräulein von Sonsfeld ſchüttelte ſich.

„Nur ſparſam, meine Liebe, ſparſam bis auf den Gulden! Wie übrigens der gute Achaz von der Schulenburg neulich Seine Majeſtät mit der Bezahlung des Mittageſſens im ‚König von Portugal' reingelegt hat, — alle Achtung!"

Die Damen lachten nachkoſtend: ganz Berlin hatte ſich an der vergnüglichen Geſchichte ergötzt.

„Aber wiſſen Sie auch, meine Teuren", ſagte die liebe alte Madame de Rocoulles verſchmitzt, „wie das Volk in London die beiden Ehrendamen Georgs I. zu nennen ſich geſtattet?"

Die Damen wußten es nicht und bettelten: „Bitte, bitte, chère maman, erzählen Sie!"

„Es nennt ſie — die Zunge ſträubt ſich mir! — den Elefanten und die Kletterſtange! — Nun, ich bin geſpannt!" —

Ganz Berlin war geſpannt.

Am 8. Oktober dieſes Jahres 1723 drängte ſich in den Abendſtunden viel Volks zu beiden Seiten der Landſtraße, die von Charlottenburg nach Berlin hinein führt. Es war ein milder, blauer Herbſttag, und ſeit geraumer Zeit ſchon erwartete man

den hohen Gaſt. Endlich, gegen ſieben Uhr tauchten die Vorreiter auf, und hinter ihnen rollte eine Reihe vierſpänniger Kutſchen heran. In der erſten ſaßen die beiden Könige von England und Preußen; lauter Jubel und helles Tücherſchwenken begleitete ihre Fahrt. Im zweiten Wagen ſaßen zwei angejahrte Damen, die ſich dergeſtalt in den Fond teilten, daß die eine drei Viertel und die andere ein Viertel von ihm einnahm. Hätten die Berliner gewußt, wie die Londoner die beiden Damen zu nennen beliebten, ſie wären ſicher in Gelächter ausgebrochen; ſo dagegen verſtummten ſie reſpektvoll und etwas beklommen. Ein Schuſterlehrling, der oben in einem Baum geſeſſen hatte, äußerte nachher: wenn man die beiden Ladies zuſammen einſchmelzen und danach zu gleichen Teilen neu backen könnte, dann würden zwei ganz paſſable Frauenzimmer dabei herausſpringen! — In den nachfolgenden Kutſchen ſah man Galaröcke und Uniformen; den Beſchluß bildete eine Schwadron der Gens d'armes.

Sophie Dorothea erwartete ihren Vater auf der Terraſſe des Berliner Schloſſes. Sie war wieder einmal in hoch geſegneten Umſtänden, ohne freilich ſich deſſen bewußt zu ſein; denn die Ärzte hatten ihren Zuſtand für eine Krankheit erklärt, dieſe aber nicht zu nennen vermocht. Jetzt ſtand ſie da mit ihren ſieben Kindern, die ſäuberlich dem Alter nach aufgebaut waren; das jüngſte, der vierzehn Monate alte Auguſt Wilhelm, ſaß in einem Stühlchen. Die Mutter war ſtolz auf ihren geſunden, ſpringlebendigen Nachwuchs; ſie hatte bis heute nicht vergeſſen können, daß ihr Schwiegervater ſeinerzeit noch die Mecklenburgerin geheiratet hatte, weil er der Schwiegertochter keinen Kinderſegen zutraute! Hier war nun der Gegenbeweis angetreten!

Als die beiden Könige aus dem Wagen geſtiegen waren, fiel Sophie Dorothea ihrem Vater zärtlich um den Hals; er duldete es mit der Würde eines Pagoden. Dann wurden ihm ſeine Enkelkinder vorgeſtellt; die beiden älteſten, Fritz und Wilhelmine, durften ihm einen Kuß geben, und er ließ ſich herab, ſie zu fragen, wie es ihnen gehe. Die fünf Kleineren ſchaute er kaum an; ſie zählten für ihn nicht mit. Wären es Elfenbeinfigürchen geweſen, ſo hätte er ſie vielleicht flüchtig zwiſchen den Fingern gedreht, ob

ſie auch ſauber gedrechſelt ſeien; ſo aber warf er nur einen kalten Blick auf das Kleinzeug und ſagte: „Ich möchte in meine Gemächer gehen; darf ich Sie um Ihren Arm bitten, liebe Meluſina?“ — Er hängte ſich bei der langen dürren Herzogin ein — etwas matt und ſchwer, wie es Friedrich Wilhelm ſchien, der daraufhin als höflicher Hauswirt der ſchwammigen Lady Arlington, wenn auch voller Unbehagen, ſeinen Arm bot. Die Königin, merklich enttäuſcht durch die Gleichgültigkeit des Vaters, raffte ihr Kinderrudel zuſammen und folgte den Gäſten ins Schloß. Mit Fritz und Wilhelmine beſuchte ſie den Vater in ſeinem Wohnzimmer, und jetzt entſann ſich Georg der Heiratspläne: er ergriff einen Kerzenleuchter, hielt ihn der Enkelin vors Geſicht, vor die Figur, vor die Füße und muſterte ſie lange in tiefſtem Schweigen. Wilhelmine ſah das langflächige Pferdegeſicht des Großvaters mit dem ſpöttiſchen Mund und den kalten Augen unverwandt auf ſich gerichtet, und ihr abſprechendes Weſen empörte ſich gegen den gefrorenen Dünkel ſolch einer kritiſchen Beleuchtung. Sie war durchaus gewohnt und hielt es für ihr allereigenſtes Recht, der Mittelpunkt des Hofes zu ſein, — aber nicht auf *dieſe* Weiſe! Wurde ſie ſchon beglotzt, dann wollte ſie dafür auch belobt werden! Hier nun ſtieß ſie zum erſten Mal in ihrem gehätſchelten Leben auf einen Hochmut, der ſtärker und kälter war als ihr eigener, und das ballte allen Trotz in ihr wild zuſammen: ſprichſt du nicht mit mir, dann ſprech ich auch nicht mit dir, Herr Großpapa! Deinen Enkel Fred werd ich ja *doch* heiraten; bis es ſoweit iſt, wirſt du hoffentlich tot ſein! —

Bei der Abendtafel bekam König Georg einen Schwächeanfall, der ihn auch während der nächſten Tage ans Zimmer feſſelte. Das machte ſeinem Schwiegerſohn zunächſt einen Strich durch die Rechnung; denn der hatte mit ſeinen Regimentern prunken wollen. Schließlich ließ ſich der hohe Gaſt aber bereit finden, die Parade vom Schloßfenſter aus anzuſchauen, und hierbei hatte er ſeine Freude an dem elfjährigen Kronprinzen, der ſeine dreihundert Kadetten mit viel Eleganz und Bravour im Luſtgarten exerzierte. Der Großvater ließ ſich danach den Enkel bringen und unterhielt ſich längere Zeit mit ihm — auf ſeine

Weiſe: er ſtrich ihm dreimal über Kopf und Zopf und fragte ihn nach Dingen, die der Knabe noch nicht begriff, aber aus ſeinen kindlichen Anſchauungen heraus auf eine böswitzige Art beantwortete, wobei ſein ſtarr verſchloſſenes Geſicht unbeweglich blieb. Friedrich Wilhelm ſaß ſtumm dabei und machte ſich, wie in den letzten Monaten öfters, ſeine Gedanken über den komiſchen Bengel.

„Wird mal ein guter Soldat werden", ſagte der Großvater, als der Prinz weggeſchickt worden war.

„Möchts wünſchen!" Der Vater ſchaute etwas bekümmert drein. „Frag mich manchmal, was in dem kleinen Kopf wohl vorgeht!? Der Fritz hat ganz andere Neigung als ich; er verbirgt ſie bloß! Iſt ein verteufelt guter Schauſpieler, der kleine Lümmel!"

„Immer ſo in dem Alter: Flegeljahre! Waren ja ſelber auch mal ſolche widerſpänſtigen Knirpſe, nich??"

„Wohl, wohl; aber doch anders! Mein immer, der Fritz wird mir verdorben: der Duhan ſtopft ihn voll franzöſiſchen Krams! Sind wälſche Alfanzereien, ſo in dem kleinen Schädel zu wuchern beginnen!"

„Gehört mal dazu, Herr Neveu! Wir alle ſind doch à la mode geſchliffen worden."

„Wohl, wohl; aber den Fritz ſchleifen ſie g e g e n m i c h! Machen mich zum böſen Wauwau in ſeinen Augen! Was ich durch ſtrenge Erziehung gut machen will, das macht Fiekchen durch Streicheln und Verwöhnen bei dem Kerlchen wieder zuſchanden! Iſt ſchon ein Kreuz!"

„Müde! Etwas ruhen vor Tiſch!" Georg erhob ſich; er hatte keine Luſt, ſich in Erziehungsfragen zum Schiedsrichter machen zu laſſen, womöglich gegen ſeine eigene Tochter. Erziehung — dafür hatte man doch ſeine Leute! Aber dieſer ſtiernackige Schwiegerſohn will alles ſelber machen — verrückter Kerl —!

Und er legte ſich aufs Ohr; Meluſina mußte die ſeidene Steppdecke rings um ihn feſtſtopfen. —

Zum Glück ließen ſich die politiſchen Fragen flotter beſprechen als die familiären; denn König Georg hatte zu dieſem Zweck zwei

ſeiner engliſchen Staatsſekretäre, die Lords Carteret und Townsend, nach Berlin mitgebracht, und man war beiderſeits entſchloſſen, die fünf Tage, die verfügbar waren, auf die Klärung aller ſchwebenden Fragen zu verwenden. — Bei den Beſprechungen machte Friedrich Wilhelm kein Hehl daraus, daß er über die geringſchätzige Behandlung, die der Kaiſer ihm ſeit dem Stockholmer Frieden bezeigte, aufs äußerſte empört war. Zwar hatte die gefährliche Spannung zwiſchen Wien und Berlin, die im Herbſt 1721 ſogar zur Abberufung der beiderſeitigen Geſandten geführt hatte, ſich inzwiſchen wieder gelegt; trotzdem aber ſpann man in Wien weiterhin an den altbeliebten Intrigen gegen Preußen, und vor allem war es die römiſche Kirche, die unermüdlich darauf bedacht war, den verhaßten Ketzerſtaat im deutſchen Norden zu demütigen und zu ſchmälern.

Kaiſer Karl freilich hätte allen Grund gehabt, ſich mit Preußen gut zu ſtellen; denn ſobald er die Stimme des mächtigſten deutſchen Kurfürſten für ſeine pragmatiſche Sanktion erhalten hätte, beſtand Ausſicht auf deren Anerkennung auch durch die übrigen deutſchen Kur- und Reichsfürſten, von denen bisher noch keiner dafür geſtimmt hatte. Auch die übrigen europäiſchen Mächte hielten damit zurück; ſie hofften beim Tod des letzten Habsburgers ſich aus dem Zerfall ſeiner Staaten bereichern zu können; nur Spanien hatte bis jetzt der kleinen Maria Thereſia die Nachfolge in ihren Erblanden garantiert. Gerade das ſpaniſch-öſterreichiſche Bündnis aber, das ſich jetzt anbahnte, barg ſtärkſte Bedrohungen für England und ſeine auswärtigen Beſitzungen! Dieſe Bedrohungen durch Gegendruck auf Wien zu mildern, war für die Briten kaum ein Bundesgenoſſe geeigneter als die preußiſche Militärmacht.

Solange Preußen freilich mit Rußland verbündet blieb, konnte es nicht mit England gehen, es hätte ſich denn zerreißen müſſen. Und von der Freundſchaft mit dem Zaren ließ ſich Friedrich Wilhelm, trotz zeitweiligem Erkalten der herzlichen Gefühle, nicht abbringen; denn zu oft hatte er den Rückhalt an Rußland als wohltätigen Schutz, ja als Rettung empfunden. — Immerhin, die Beſprechungen mit Georg und ſeinen engliſchen

Staatsmännern ließen alle Möglichkeiten offen; auch die Pläne der Doppelheirat hatten festere Gestalt angenommen, und als der hohe Gast am 13. Oktober abreiste, schied man im besten Einvernehmen; ein Gegenbesuch des preußischen Königspaares war für die nächsten Wochen vorgesehen.

Dieser Gegenbesuch sollte freilich auf merkwürdige Weise vereitelt werden: in der Nacht vor der Abreise, am 9. November, wurde Sophie Dorothea von heftigen Schmerzen befallen, die sich plötzlich als Kindswehen herausstellten, und ehe man sichs versah, hatte sie einem Mädchen das Leben geschenkt, wobei der König sich als Hebamme betätigte, da niemand anderes zur Hand war. Auch fehlte es an Windeln, an einer Wiege, an allem! Die rätselhafte Krankheit, von der Ihre Majestät in dieser aufregungsreichen Nacht entbunden wurde, empfing in der Taufe die Namen Anna Amalie; sie sollte zwanzig Jahre später ihrem königlichen Bruder noch mancherlei Verdruß bereiten!

Wenige Tage nach der Geburt dieser Prinzessin faßte der König einen Entschluß, den er später nicht zu den glücklichen seines entschlußstarken Lebens zählen konnte, da er dem Ansehen Preußens einen spürbaren Abbruch tat. — Die Universität Halle hatte sich unter der geistlichen Führung des Professors August Hermann Francke zu einer Hochburg des Pietismus ausgewachsen, und diese Glaubensbewegung, die lange Jahre unterdrückt, später durch Friedrich Wilhelm anerkannt worden und schließlich zu großer kirchlicher Macht gelangt war, gefiel sich neuerdings in lebhafter Unduldsamkeit gegen andere theologische und philosophische Strömungen: herrschsüchtig seufzeten die Pietisten zu Gott über jeden Schriftgelehrten, der nicht mit ihnen zu Gott seufzte, sondern auf eigenem Wege zu ihm vorzudringen suchte. Ein peinlicher Dorn im Auge war diesen frommen Herren der Professor Christian Wolff, der in Halle seit fünfzehn Jahren einen Lehrstuhl für Philosophie innehatte und sich nicht entblödete, hier in der Herzkammer des Pietismus eine Weltanschauung zu lehren, die nicht aus gläubigem Gebet, sondern aus kritischer Erkenntnis ihre Kräfte zog. Logik und Vernunft,

naturwiſſenſchaftliches Denken und klarſte Ausprägung der Begriffe bauten das Weltbild dieſes Philoſophen auf, der als Schüler von Leibniz und auf deſſen Empfehlung einſt nach Halle gekommen war. Hätte er keinen Anhang gehabt, ſo würden die Pietiſten ſich wohl damit begnügt haben, mitleidig über ihn zu ſeufzen; da er jedoch ſtarken Zulauf von der akademiſchen Jugend hatte und die Ausbreitung ſeiner Lehre über ganz Deutſchland erleben durfte, ſo galt es, dieſen gefährlichen Mann mundtot zu machen. In dieſem Sinn eiferten die Profeſſoren Francke, Breithaupt und Lange in Halle ſeit Jahren durch Streitſchriften und von der Kanzel herab gegen den verhaßten Aufklärer, und als das alles nicht half, vielmehr dem Profeſſor Wolff nur weiteren Zulauf brachte, da verklagte ihn Auguſt Hermann Francke in aller Form beim König: Wolff ſei ein Atheiſt und Irrlehrer, der den Glauben der Jugend zunichte mache!

Friedrich Wilhelm hatte damals weder Zeit, noch Neigung, philoſophiſche Schriften zu leſen; dagegen hielt er große Stücke auf den Profeſſor Francke, deſſen bedeutſame Hallenſer Stiftungen er bewunderte und förderte: für ihn war Francke eine unanfechtbare Autorität in Glaubensfragen. Trotzdem ließ er die Anklageſchrift gegen Wolff einige Wochen lang unerledigt liegen, um mit ſich ins Reine über dieſen Fall zu kommen. Da aber gerade jetzt die blutigen Raufhändel zwiſchen den Hallenſer Studenten und den Offizieren von des Deſſauers Regiment Alt-Anhalt an der Tagesordnung waren und ſich ins Unerträgliche ſteigerten, ſo war der König geneigt, auch hierfür die Schuld dem reſpektloſen Profeſſor Wolff zuzuſchieben. — Schließlich brachte ein Abend im Tabakskollegium den Ausſchlag. Gundling, der ausnahmsweiſe einmal ziemlich nüchtern war, wurde vom König aufgefordert, ſich zu dem Profeſſorenſtreit in Halle zu äußern, wo ja ſein eigener Bruder ein Lehramt habe. In der Debatte, die ſich hieraus entwickelte, trat der alte General von Natzmer nachdrücklichſt für Francke ein und gegen Wolff auf; er brachte wieder einmal vor, daß Wolffs Determinationslehre die Strafbarkeit des Deſerteurs in Abrede ſtelle, und Friedrich Wilhelm ließ ſich jetzt zu der Erklärung hinreißen, er werde es

dem Fatalisten gründlich besorgen; Gottesleugner und Willensertöter könne er in seinem Lande nicht dulden. Der fromme General äußerte einige wohlberechnete Zweifel an der Endgültigkeit von Seiner Majestät Entschließung und entlockte dem König den Ausruf: „Natzmer, auf Offiziersparole: dem Wolff mach ich Flügel!!"

Am nächsten Morgen — man schrieb den 15. November 1723 — setzte Friedrich Wilhelm die Kabinettsordre auf, wonach der Christian Wolff seines Lehramts enthoben sei nnd bei Strafe des Stranges binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt Halle, binnen achtundvierzig Stunden die preußischen Staaten zu verlassen habe. — Der Minister von Katsch, dem der König die Ordre zur Ausfertigung übergab, wagte Einwendungen gegen den brutalen Schlag: der Schüler des großen Leibniz könne unmöglich ein Gottesleugner sein; einem solchen würde die Jugend gar nicht zulaufen! Sei doch gerade der junge Mensch begeistert für die Idee des Göttlichen —!

Vergebens! Der König wischte den Einwand mit der flachen Hand weg; er dachte an seine ewig desertierenden Grenadiere und pfiff auf die Idee. Raus mit der Ordre nach Halle, — cito, cito!! —

Christian Wolff war Philosoph genug, den Schlag mit einem Achselzucken zu parieren. Er packte seine sieben Sachen zusammen, verließ befehlsgemäß das ungastliche Land und fand schon bald herzliche Aufnahme an der Universität Marburg, wo ihm die Jugend nur um so begeisterter zuströmte; denn sein Fall hatte Aufsehen gemacht nnd die Geister im Reich zur Stellungnahme aufgerüttelt — jetzt erst trat seine Lehre ihren eigentlichen Siegeszug durch Deutschland an. — Die Pietisten in Halle aber, denen der gefährliche Wolff nicht mehr in die bußfreudige Hürde einbrechen konnte, seufzeten weiter zu Gott. —

Das Jahr 1724 brachte nun freilich Glaubensstürme übers Reich, vor deren Brausen der Fall Wolff wie ein Lüftchen verwehte: es war die römische Kirche, die von Süden herauf ihren heißen, versengenden Föhnsturm in die deutschen Glaubensgärten einfallen ließ. Die Gegenreformation war immer noch am Werk,

und wenn ſie inzwiſchen auch hatte einſehen müſſen, daß es ihr nicht mehr gelingen werde, die abgefallenen Länder des Nordens zurückzugewinnen, ſo arbeitete ſie doch im ſtillen beharrlich weiter. Ihr treueſter Bundesgenoß in dieſem Kampf war das Erzhaus Öſterreich, ihr verhaßteſter Feind das Kurhaus Brandenburg. Schon zu Beginn des dreißigjährigen Krieges, als die brandenburgiſchen Kurfürſten ihre wohlbegründeten Anſprüche auf die Nachfolge in den Ländern Jülich und Berg geltend machten, hatte ſich Öſterreich dieſen Anſprüchen entgegengeſtemmt; eine geheime Denkſchrift des kaiſerlichen Kanzlers von Stralendorff hatte damals nachgewieſen, wie gefährlich für die römiſche Sache es werden müſſe, wenn der Brandenburger ſich am Rhein feſtſetzen dürfte. In der Denkſchrift hieß es: „Dnrch das Anwachſen Brandenburgs werden die Ketzer aufgereizt, ſich dieſem anzuſchließen; gefährlicher aber iſt es mit Jülich, Cleve, Berg; denn es hänget alles ketzeriſche Geſchmeiß gar kräftiglich an dieſem Hauſe Brandenburg! Nun iſt ſein Recht auf Jülich-Cleve unbeſtreitbar; dennoch könnte man öſterreichiſcherſeits etwa S a ch ſ e n vorſchieben: dadurch geraten Sachſen und Brandenburg in Streit; der katholiſchen Kirche und Öſterreich aber entſteht ein trefflicher Nutzen! Man müſſe die Ketzer in einander hetzen und inzwiſchen ſich der Lande Jülich-Cleve-Berg friedlich verſichern; es müſſe gelingen, die Ketzer zu ewigen Zeiten dergeſtalt zu Paaren zu treiben, daß man fernerhin vor ihnen geſichert bliebe. Dazu möge der Kirche und Öſterreich Glück gewünſcht werden, auf daß alle Katholiken bei der Wahrheit in dem Schifflein Petri vor den Wellen der tobenden Ketzer unangefochten ſein und bleiben möchten!“ —

Nun, inzwiſchen hatte man ſich Sachſens auf andere Weiſe verſichert: dadurch, daß Vater und Sohn Auguſt, der Krone Polen wegen, zum römiſchen Glauben übergetreten waren, hatten Kaiſer und Papſt einen Fuß im proteſtantiſchen Sachſenlande ſtehen, und hier würde ſich hoffentlich noch manches entwickeln! Anders in Brandenburg-Preußen: dort war nichts zu gewinnen! Alſo ſuchte die Wiener Politik nach wie vor zu verhindern, daß die rheiniſchen Erblande an den Ketzerſtaat fielen;

im übrigen aber wußte man zu Wien, daß die Geſellſchaft Jeſu hier und dort im Reich eifrig beſtrebt war, den verlorenen Boden zu unterwühlen —!

In einigen Ländern hatten die Jeſuiten bereits große Erfolge erzielt, vor allem in der Pfalz, die ihnen durch die haltloſen Neuburger Kurfürſten ſtillſchweigends ausgeliefert worden war. Noch im Jahr 1705 war der reformierte Charakter der Univerſität Heidelberg durch den Landesherrn feierlich verbürgt worden; doch ſeitdem hatten die Jeſuiten dieſe Glaubensburg des Proteſtantismus Stück um Stück erobert: im Jahr 1719 hatten ſie ein Verbot des Heidelberger Katechismus durchgeſetzt und gleichzeitig die Heiliggeiſtkirche, das Hauptgotteshaus der Reformierten, völlig in ihre Gewalt gebracht. Jetzt hätte der Kurfürſt von Sachſen als Vorſitzender des Corpus Evangelicorum eingreifen müſſen; doch der katholiſch gewordene Auguſt ließ die Dinge treiben, und der Kaiſer war es zufrieden. Dagegen griffen Preußen, Hannover und Heſſen-Kaſſel, nachdem ſie ſich in vergeblichen Vorſtellungen erſchöpft hatten, zu ſcharfen Repreſſalien gegen die Katholiken in ihren Ländern, und erſt dadurch wurde der Pfälzer Kurfürſt Karl Philipp zum Nachgeben gezwungen: er mußte ſeine Jeſuiten zurückpfeifen, und die Heidelberger Reformierten erhielten das Kirchenſchiff ihres Gotteshauſes zurück; den Katholiken verblieb der Chor, und die kürzlich abgeriſſene Scheidemauer von 1705 wurde von neuem mitten durch den Bau der Kirche gezogen.

Die Jeſuiten, wohl merkend, daß ſie im Reichsgebiet immer wieder auf den Gegendruck der evangeliſchen Mächte ſtoßen würden, beſchloſſen jetzt, ihre Tätigkeit außerhalb der Reichsgrenzen da zu verſtärken, wo Ketzer unter willfährigen Fürſten ſaßen, — und alſo wandten ſie ſich nach Polen; denn dort hatte die Geſellſchaft Jeſu ſchon ſeit langem die Oberhand über das ſchwankende Königtum, und dort ließ ſich zu einem weithin ſichtbaren Schlag ausholen! Zum Schauplatz dieſes Schlages wurde die alte deutſche Ordensſtadt Thorn erkoren. Ihre Bevölkerung war auch unter polniſcher Herrſchaft überwiegend evangeliſch geblieben, obgleich die Jeſuiten ihr nach und nach, in einem Fall

ſogar mittels hanebüchener Urkundenfälſchung, alle Kirchen geraubt hatten — bis auf die Marienkirche, die als einzige der evangeliſchen Mehrheit für ihren Gottesdienſt verblieben war, während die katholiſche Minderheit ſich in den erſchlichenen Gotteshäuſern verkrümelte. Und nun ſollte den verhaßten Ketzern auch ihre letzte Kirche noch genommen werden; der Anlaß dazu ließ ſich herbeiführen:

Am 16. Juli 1724 veranſtalteten die Katholiken eine herausfordernde Fronleichnams-Prozeſſion; beim Umzug durch die feindſelig ſchweigenden Straßen gelang es den lauernden Prieſtern, ein paar Bürger zu erſpähen, die nicht niederknieten, ja nicht einmal den Hut lüfteten. Sofort wurden dieſe Männer beſchimpft; ein böſes Wort gab das andere, hitzige Studenten miſchten ſich ein: es kam zu einer Schlägerei, und die empörten Proteſtanten, denen die freche Anmaßung der Jeſuiten längſt ein Dorn im Auge war, taten dem römiſchen Klerus den Gefallen, ins Jeſuitenkollegium einzubrechen und die verhaßte Stätte zu demolieren. Zwar ſtellte der Magiſtrat alsbald die Ordnung wieder her, verſprach auch volle Wiedergutmachung des Schadens, — umſonſt! Rom hatte die längſt geſuchte Gelegenheit und ließ den endlich gepackten Zipfel nicht wieder los: die Jeſuiten riefen eine königliche Unterſuchungskommiſſion in die Stadt; dieſe kerkerte ſofort hundert Menſchen ein und gab einen ganz einſeitig gefärbten Bericht nach Warſchau. Daraufhin verurteilte das Aſſeſſorialgericht die beiden Bürgermeiſter und zwölf Bürger der Stadt zum Tode und zur Vermögenseinziehung, zahlreiche andere zu Kerker und hohen Geldſtrafen. Der Verfaſſung wurde höhniſch ins Geſicht geſchlagen: man übergab die Marienkirche den Jeſuiten, verwies die evangeliſchen Schulen aus der Stadt, ſtellte alle Druckereien unter katholiſche Zenſur und machte damit den Triumph der ſchwarzen Gewalthaber vollſtändig. Goldſtrotzende Heiligenaltäre ſchoben ſich in alle Thorner Kirchen; den Evangeliſchen wurde ein kleiner Saal im Gildehaus für ihre Gottesdienſte zugewieſen, und die chriſtliche Nächſtenliebe ſchaute aus ihrem Kellerwinkel voller Entſetzen auf dieſe Orgie religiöſen Haſſes, die ſich hier unter des Kreuzes Zeichen voll-

zog und mit hämiſcher Genugtuung gegen die Unterworfenen nicht ſparte.

Die ganze evangeliſche Welt geriet in Aufregung und Empörung; zahlreiche europäiſche Kanzleien mußten ſich mit dem polniſchen Verfaſſungsbruch und Blutſpruch befaſſen; doch im Innerſten getroffen — ſo, als ob er ſelber verurteilt worden ſei — fühlte ſich unter den evangeliſchen Fürſten nur Friedrich Wilhelm von Preußen, und er war auch der einzige, der den König von Polen nachdrücklichſt zur Rede ſtellte und die Kaſſierung des Schandurteils von ihm forderte. Auguſt machte billige Ausflüchte und hüllte ſich in fadenſcheinige Argumente verfaſſungsrechtlicher Art; doch da der hartnäckige Preußenkönig ſich inzwiſchen auch noch eigenhändig an den Kaiſer um Aufſchub der Vollſtreckung gewandt hatte, ſo mußte man in Thorn immerhin befürchten, daß König Auguſt weich genug werden könnte, die Begnadigung der Ketzer auszuſprechen, und um dieſer Verkürzung des wirkſamen Schauſpiels vorzubeugen, vollzog man in frommer Eile die Hinrichtungen bereits am 7. Dezember 1724, acht Tage vor dem angeſetzten Termin. Einer der Verurteilten hatte zu flüchten vermocht; einer trat zur römiſchen Lehre über und rettete damit ſein ſchäbiges Leben; die übrigen wollten lieber ſterben als ihrem Glauben untreu werden, und alſo hackte man ihnen erſt die Hände und dann die Köpfe ab. Jeſus Chriſtus im Himmel mag voll inniger Freude auf dies Wirken ſeiner irdiſchen Geſellſchafter herabgeblickt haben; zu ihm empor blickte alsbald ein Standbild ſeiner Mutter Maria — von einer Säule, die der Klerus zum ewigen Angedenken auf der Mordſtatt errichtete.

Das Thorner Blutbad — wie es in aller Welt genannt wurde — beſtärkte Friedrich Wilhelms gerechten Zorn und ſeinen leidenſchaftlichen Willen zum Eingreifen: als Mitbürge des Friedens von Oliva war Preußen mehr als berechtigt, die Glaubensfreiheit der Proteſtanten in Polen zu ſchützen. Da die übrigen norddeutſchen Fürſten keine Miene machten, ihm beizuſpringen, bewog Friedrich Wilhelm den Zaren zu gemeinſamem Einſchreiten gegen Polen, und ſchon rüſtete man in Rußland zu

dieſem Zug, — da ſtarb Peter, erſt dreiundfünfzig Jahre alt, am 8. Februar 1725 an einer Lungenentzündung. Mit ihm ging die gewaltigſte Kraft des jungen Jahrhunderts dahin, — ein glühendes Rätſel, eine dämoniſche Schöpferſeele, die aus fahlem Nichts ein mächtiges Reich zu erwecken vermocht hatte, wie ſolches ſonſt nur die Sage von ihren größten Helden berichtet. — Keiner begriff beſſer als Friedrich Wilhelm, welchen Verluſt das ruſſiſche Reich und mit ihm auch ſein eigenes Land erlitten hatte; er gab ſeinem Geſandten in Petersburg den Befehl, um den toten Zaren, Peter den Großen, ſo tief zu trauern, als wäre er ſelber, ſein König, geſtorben. —

Nicht nur ſeine Unternehmung gegen Polen war durch das Hinſcheiden des großen Verbündeten zunichte gemacht; Preußens geſamte Politik mußte ſich jetzt auf neue Notwendigkeiten einrichten und auf neue Möglichkeiten beſinnen; denn die vor einem Jahr zur Kaiſerin und Peters Nachfolgerin gekrönte Katharina konnte für Friedrich Wilhelm keine zuverläſſige Bundesgenoſſin ſein; ſie blieb als Frau von ihren Ratgebern nicht weniger als von ihren Launen abhängig. Der aufrechte, feſte Bund zwiſchen Mann und Mann war zerbrochen.

Und gerade in dieſer Zeit, die ihm die ſtärkſte Stütze ſeiner Außenpolitik jäh entzog, mußte der König erleben, daß die beiden Männer, die neben dem alten Ilgen ſeine wenigſt entbehrlichen Helfer waren, ſich in erbitterter Feindſchaft befehdeten. Der Deſſauer und Grumbkow ſtanden ſich haßerfüllt gegenüber; ja, es ſchien, als ob ſie nicht länger neben einander der Krone dienen könnten, vielmehr einer von beiden weichen müſſe, — und das bedeutete, daß entweder das Heer oder das Finanzweſen der treibenden Kraft beraubt werden ſollte. Friedrich Wilhelm wußte genau, daß die beiden ehrgeizigen Männer ſchon ſeit jeher einen hartnäckigen, verbiſſenen Kampf um den erſten Platz in ſeiner Gunſt führten, und er hatte bisher mit viel Geſchick beide bevorzugt und keinen benachteiligt. Jetzt aber ſpannte ſich das Verhältnis zwiſchen den Rivalen auf Biegen oder Brechen.

Schon im letzten Frühjahr war es zu einer überaus heftigen Auseinanderſetzung gekommen, als Grumbkow dem Fürſten vor-

warf, in seinem Ländchen seien durch den Ankauf aller Rittergüter, den Leopold für sein Haus durchgeführt hatte, die Juden und die Bettler obenauf gekommen; der empörte Landesvater hatte daraufhin den General sofort auf Pistolen gefordert. Im Sommer, gerade als der Tumult in Thorn ausgebrochen, hatte der schwer gereizte Fürst vor Zeugen behauptet, Grumbkow sei wieder einmal von einer auswärtigen Macht bestochen worden, — und auch diese Beleidigung hatte zu einer Forderung geführt. Doch war es dem König in beiden Fällen gelungen, die Gegner zu versöhnen, ohne daß die Waffen zu sprechen brauchten.

Nun aber hatte Grumbkow sich in den Glauben gewiegt, der königliche Gebieter werde auch weiterhin jedes Duell zu vereiteln wissen, und da er sich in seiner Ehre durchaus nicht gereinigt fühlte, so suchte er auch des Dessauers Ehre durch Dreckspritzer zu entwerten: er warf dem Fürsten brieflich vor, Seine Durchlaucht wolle sich offenbar um die Verpflichtung herumdrücken, seiner — Grumbkows — Tochter, die vor der Hochzeit stand, die 5000 Taler zu geben, die er als Patenonkel einstmals dem kleinen Mädchen für seine Aussteuer versprochen hatte. Der Dessauer antwortete in grobem Ton; Grumbkow, in Geldsachen ganz besonders kitzlig, schrieb um so giftiger zurück und erhielt eine Forderung auf krumme Säbel. Der erschrockene Finanzminister ging den König um seine Vermittlung an; doch Friedrich Wilhelm hatte es jetzt satt, immer wieder den komischen Schlichtungspapa zu spielen: er ließ den Dingen diesmal ihren Lauf. Was half es dem tapferen General, daß er dem Herausforderer schrieb, er verabscheue den Zweikampf, da er nach der Heiligen Schrift verboten sei!? Der Dessauer erklärte: wenn der Kontrahent sich weiterhin weigere, gegen ihn anzutreten, so werde er sich durch eine Tracht Prügel die längst fällige Genugtuung verschaffen.

Nun mußte Friedrich Wilhelm von Grumbkow auf der Mensur erscheinen, die nach allen Regeln vorbereitet war. Doch auf das Kommando: „Bindet die Klingen! Los!!“ trat er, bleich wie eine gekalkte Wand, vor seinen Gegner, reichte ihm den Säbel und bat um Verzeihung. In Leopold kochte die Wut über

ſo viel Feigheit auf; „leck er mich doch am Arſch!!“ ſchrie er und ritt davon, um ſogleich eine neue Forderung an den verhaßten Drückeberger zu ſchicken mit der Einladung, das Duell im Deſſauiſchen auszutragen, da dort das preußiſche Duellgeſetz keine Geltung habe. Diesmal m ü ſ ſ e einer von ihnen auf dem Platz bleiben!!

Grumbkow ſah ſich bereits tot, und das war das weitaus Unangenehmſte, was ſein verſchleierter Blick auf dieſer Welt zu ſehen vermochte. Alſo kroch er wiederum zum König, und jetzt erklärte Friedrich Wilhelm, der Ehrenpflicht ſei durch Grumbkows Abbitte Genüge geſchehen; Fürſt Leopold ſolle ſich damit zufrieden geben, ſolle ſeinen Jähzorn niederſtoßen und eine Erklärung dahin abgeben, daß er den General von Grumbkow für einen braven und ehrenwerten Offizier anſehe.

Der unverkümmerte Deſſauer ſträubte ſich aufs äußerſte; er verweigerte den Revers. Jetzt rief der König zweiundzwanzig Generale zu einem Ehrengericht nach Berlin zuſammen, und dieſes Gericht entſchied dahin, daß dem von Grumbkow ein weiterer Zweikampf im Deſſauiſchen nicht zugemutet werden könne, nachdem er bereits Abbitte geleiſtet. Leopold ſtand vor der Wahl, nachzugeben oder den preußiſchen Dienſt zu quittieren; er fand jedoch einen Mittelweg und forderte offizielle Abbitte des Gegners vor Zeugen, — oder neuen Kugelwechſel. Der tapfere General wußte ſich gedeckt; er verweigerte die Abbitte und ließ es auf das Duell ankommen, vor deſſen Austrag jedoch die beiden Sekundanten, die Oberſten von Sydow und von Derſchau, im Auftrag des Königs zwiſchen die Kontrahenten traten und Frieden ſtifteten.

Der Deſſauer gab jetzt endlich nach; doch Grumbkow war, trotz Handſchlag und Verſöhnung, der moraliſch Erſchoſſene. Friedrich Wilhelm machte ſchließlich kein Hehl daraus, wem von beiden ſeine ſtärkeren Sympathieen gehörten — und ſeine größere Dankbarkeit. Schon vor vier Jahren hatte er den Deſſauer bewogen, ſich im Preußiſch-Litauiſchen durch Erwerbung großer Güter einen neuen Wirkungskreis zu ſchaffen; bewunderte er doch in dem alten Freund nicht nur den „Kriegsmechanikus“,

ſondern auch den überaus tüchtigen Landwirt. Und wirklich brachte der Fürſt, durch ſeinen zweiten Sohn, den Oberſten Max Leopold beſtens unterſtützt, die neuen Beſitzungen im Oſten ſchon bald zu ſolchem Flor, daß ſein Hauptgut Bubainen vorbildlich für das geſamte Retabliſſement in Preußen wurde. Leopold ſelber entwarf die Pläne für die Errichtung eines königlichen Geſtüts in Trakehnen; er wußte hundert gute Ratſchläge zu geben und erwies ſich gerade in dieſer Zeit als ein würdiger Nachfolger des zu frühe verſtorbenen Trux. Kein Wunder, daß Grumbkow ſich durch das Ingeninm des fürſtlichen Rivalen immer wieder in den Schatten königlicher Gunſt gedrückt fühlte! Zwiſchen dieſen beiden Beratern der Krone ſtand in alle Zukunft hinein nichts mehr zu beſſern!

Schon während die letzte Affäre zwiſchen ihnen ſich anſpann, war der General Friedrich Heinrich von Seckendorff in beſonderer Miſſion nach Berlin gekommen. Der gewandte Mann und liſtige Schauſpieler hatte ſich bereits vor mehreren Jahren, die größere Chance klüglich witternd, vom Dresdner zum Wiener Hof gewandt; dort hatte er ſich Méríten erworben, und der Kaiſer hatte ihn zum Feldmarſchalleutnant, zum Reichsgrafen und ſchließlich zum k. k. Feldzeugmeiſter gemacht. Jetzt kam er, einer der wenigen Proteſtanten in kaiſerlichen Dienſten, als unumſchränkt Bevollmächtigter an den preußiſchen Hof mit dem doppelten Auftrag, einmal die Bildung eines preußiſch-hannoverſchen Bündniſſes und die engliſchen Heiratspläne zu hintertreiben, zum andern aber das unabläſſige Anwachſen der preußiſchen Heeresmacht durch Einflußnahme auf die Maßgebenden zu unterbinden, es koſte, was es wolle; für derlei Zwecke hatte man in Wien immer Geld verfügbar! — Mit ſolchen Beſtrebungen ſtieß er ſofort auf die Gegnerſchaft des Deſſauers, der ſich, im Wetteifer mit dem König, als Schöpfer der preußiſchen Armee fühlte, und alſo mußte Seckendorff dieſen ſtörriſchen Kleinfürſten aus Friedrich Wilhelms Gunſt verdrängen! Wer aber hätte ihm hierbei ein beſſerer Helfer ſein können als Grumbkow, der unverſtandene, gekränkte Schöngeiſt mit dem ſtarken Geldbedürfnis und dem kaum ſchwächeren Geltungsbedürfnis??

Man war ja ohnehin ſeit Flandern eng befreundet; man hatte ſich in langjährigem Briefwechſel auf einander eingeſpielt: man würde jetzt eine kaiſerliche Partei am Berliner Hof bilden und durch Grumbkows Beziehungen alles Wiſſenswerte auf ſchnellſtem Weg erfahren, womöglich noch früher als die preußiſchen Miniſter ſelber! Für vorzeitige Meldungen pflegte Prinz Eugen ſich ebenſo empfänglich wie erkenntlich zu zeigen, und man konnte dann bei Freund Grumbkow noch delikater ſpeiſen, noch deliziöſer trinken als bisher! Im übrigen: nichts gegen die Majeſtät in Preußen! Ein trefflicher Mann, ein ganzer Kerl, ein rührender Idealiſt, den man wahrhaft gern haben mußte! — Seckendorff wäre für ihn durchs Feuer gegangen, — aber warum? Wenn man ihn übers Waſſer der Donau zu bringen vermochte, ſo war das entſchieden viel weniger ſchmerzhaft!

Friedrich Wilhelm freilich dachte damals nicht daran, ſich der Wiener Politik zu nähern, und hätte er es gewollt, ſo wäre er — allen Bemühungen eines Seckendorff zum Trotz — zurückgeſtoßen worden; denn Kaiſer Karl VI. benutzte jede Gelegenheit, gerade den König in Preußen fühlen zu laſſen, daß er in ihm einen willfährigen Diener öſterreichiſcher Hausmacht-Beſtrebungen zu ſehen wünſche, ihn dagegen als ſelbſtändig tätigen Reichsfürſten nicht anerkennen könne. Eben jetzt hatten jene acht magdeburgiſchen Vaſallen, die als letzte Dickſchädel in einer hundertköpfigen Ritterſchaft ſich noch immer der Ablöſung des Kriegspferdes glaubten widerſetzen zu dürfen, den Kaiſer dahin gebracht, gegen ſeinen brandenburgiſchen Kurfürſten die Reichsexekution zu befehlen und mit ihrer Durchführung ausgeſuchterweiſe zwei recht undeutſche Reichsſtände: die Könige von Schweden und von Polen zu beauftragen, denen ſämtliche Reichskreiſe ſich mit ihren Aufgeboten zu unterſtellen hatten: des ganzen Teutſchen Reiches Heeresmacht ſollte gegen Preußen aufgeboten werden, weil ein paar Ritter unter der Führung eines von Alvensleben um vierzig Taler jährlich auf einem mittelalterlichen Pergament herumritten und ſich voll hochmütigen Dünkels zu den ewig Geſtrigen bekannten. Unterm 7. April 1725 ſchrieb Friedrich Wilhelm an den Grafen Seckendorff: „. . . es werden aber dieſe Dinge

von meinen Feinden in Wien nur deshalb geſchändet, damit ich zu einem verzweifelten Schritt verfalle, wobei man mir das ganze Reich auf den Hals hetzen und mich und mein Haus ins alleräußerſte Unglück ſtürzen könnte!" — Und er blieb dennoch hart.

Der Kaiſer aber ging jetzt weiter: wenige Wochen ſpäter, im Mai, ſchloß er mit Spanien ein Bündnis, das voll ſchönen Freimuts als „Defenſiv- und Offenſiv-Allianz gegen die Türken und die proteſtantiſchen Mächte" bezeichnet wurde; in ihm verrieten ſich die neuen Vorſtoßgelüſte der Jeſuiten, die ſeit ihrem Thorner Triumph ſich bereits als Europas künftige Herren betrachteten und bei Seiner Apoſtoliſchen Majeſtät alles aufboten, den rechtmäßigen Anheimfall von Jülich und Berg an Preußen, der beim abſehbaren Tode des Neuburger Pfalzgrafen bevorſtand, zu verhindern und ihn dem Sulzbacher Pfalzgrafen zuzuſchanzen. Karl VI. ging denn auch willig auf das ſchnöde Spiel ein.

Im Sommer ſchien der Kriegsausbruch unmittelbar bevorzuſtehen. Die Wiener Politik hatte es verſtanden, die ruſſiſche Kaiſerin Katharina von Preußen abzuziehen, und der König von Polen rüſtete gegen den liebwerten Herrn Bruder in Berlin: ſchon lagen ſächſiſche Regimenter an der preußiſchen Grenze marſchbereit. Friedrich Wilhelm ſah ſich genötigt, für dieſen Sommer auf die alljährliche Inſpektionsreiſe zu verzichten; er mobiliſierte 40 Schwadronen und 26 Bataillone. Am 12. Juli fand ein wichtiger Kabinettsrat im Berliner Schloß ſtatt, und am nächſten Tag war — ganz gegen die Geſetze des Hofkalenders — große Jagd im Wuſterhauſener Revier, zu der vom König alle auswärtigen Geſandten eingeladen waren, und der gar mancher elegante Chevalier ſeufzend Folge leiſten mußte. Friedrich Wilhelm ſtrahlte von Lebensluſt und beſter Laune. Hatte er den Diplomaten eigentlich *zeigen* wollen, daß er ſich über die Kriegsgefahr keine Gedanken mache, ſo riß ihn die Jagdfreude jetzt *wirklich* hin: ſorgloſe Gewißheit reckte ſich in ihm empor, und er *gewann* in ſeiner befreiten Bruſt den drohenden Krieg an dieſem Tage vorweg! Im grünen Rock jagte er hinter ſeinen Pikören her, ſtundenlang; wer von den Mazarins nicht mithalten

konnte oder wollte, der mochte hinten bleiben! — Nach der Jagd bereitete er — wie alljährlich einmal — seinen Gästen mit eigenen Händen einen leckeren Fischsalat: die Ärmel aufgekrempelt, eine blendend weiße Küchenschürze um den stämmigen Leib gebunden, in der Hand das scharfe Messer, so stand er vor den erstaunten Vertretern Europas. Er schuppte die Fische, nahm sie aus, zerschnitt sie, kochte sie, bereitete eine würzige Tunke, und nach jedem dieser Arbeitsgänge wusch er sich aufs gründlichste die Hände wie ein Priester, der das Opfer darbringt. Verwundert, verlegen oder belustigt starrten die Diplomaten auf den gekrönten Koch in der weißen Schürze; einige stießen sich verstohlen in die Rippen, andere lächelten voll weltmännischen Spotts — und kaum einer begriff, daß hier ganz bewußt eine symbolische Handlung vorgenommen, ein Sinnbild des ungeschriebenen Gesetzes aufgezeigt wurde, wonach nur d e r Mann herrschen kann und darf, der auch zu dienen weiß! Dieser oder jener Herrscher pflegte vormals seinen Untertanen die Füße zu waschen; der König in Preußen zog es vor, seinen Gästen einen Fischsalat zu bereiten: Gott würde auch diese Darbringung, so stand zu hoffen, in Gnaden annehmen!

Die Gesandten wurden nicht klug aus dem königlichen Gastgeber. An der Mittagstafel war er von bezwingender Liebenswürdigkeit; er stieß mit den Grafen Seckendorff und Manteuffel an und pries dabei die Jagd als die große Lehrmeisterin für den Krieg: „Wer weiß, wie bald wir uns als Feinde gegenüber stehen werden, meine Herren!" — Manteuffel ließ in seinem Trinkspruch durchblicken, daß die Nachgiebigkeit Seiner Majestät einen Krieg sehr wohl verhindern könne —!? — „Punktum: von Nachgiebigkeit ist keine Rede!" rief der König und wandte sich an Gundling: „Hallo, Baron, wir erwarten seinen Bericht über die ergötzlichen Zwischenfälle, so sich auf der heutigen Jagd zugetragen haben!" — Der gelehrte Vergnügungsmeister war vor etlichen Monaten in den Freiherrnstand erhoben worden; jetzt erhob er sich selber zu komisch weitschweifiger Berichterstattung, in deren witzigen Fluten jeder Versuch der ohnehin mattgejagten Diplomaten, das Tischgespräch nochmals ins Politische zu wen-

den, zum Tode des Ertrinkens verurteilt blieb. Na, überhaupt, dieſe Wuſterhauſer Urwaldhatzen: barbariſch!! —

Wenige Tage ſpäter reiſte der König nach Hannover ab, wo Georg I. ſich wieder einmal aufhielt. England und Holland hatten ſich unverzüglich gegen das öſterreichiſch-ſpaniſche Bündnis und ſeine Proteſtantenfeindlichkeit zuſammengetan; auch Frankreich fühlte plötzlich ſeinen Kolonialbeſitz bedroht und ſchloß ſich den beiden Seemächten an. Jetzt galt es, auch Preußen für das Bündnis zu gewinnen, und Georg I. hatte keine große Mühe, ſeinen Schwiegerſohn von den Vorteilen einer engliſch-franzöſiſch-preußiſchen Allianz zu überzeugen. Am 3. September 1725 kam der Vertrag von Herrenhauſen zuſtande; in ihm verpflichteten ſich die Mächte zur gegenſeitigen Verteidigung ihres Beſitzſtandes und zur Aufrechterhaltung der Rechte und religiöſen Freiheiten, wie ſie im Weſtfäliſchen Frieden garantiert worden waren. England und Frankreich verſprachen, ſich für die Verwirklichung der preußiſchen Erbfolge in Jülich und Berg einzuſetzen; dafür mußte Preußen ſich zum Schutz der engliſchen Beſitzungen und des engliſchen Handels verpflichten. Der doppelte Heiratsplan zwiſchen den verwandten Häuſern wurde neu bekräftigt, wenn auch, zu Sophie Dorotheens Leidweſen, nicht in vertraglicher Form.

Als der alte Ilgen von dem Vertragsabſchluß erfuhr, den der König wohlweislich hinter des Miniſters Rücken vollzogen hatte, ſprach er ſich aufs Schärfſte gegen ihn aus: durch die Bindung an die Weſtmächte habe Preußen ſich ſeiner Schiedsrichterrolle begeben und obendrein ſehr gefährliche Verpflichtungen übernommen; das bedeute einen unnötigen Rückfall in Zuſtände, unter denen Friedrichs I. Regierung zu leiden gehabt habe. Die andern Vertragspartner würden ſich, wie immer, an *ihre* Verpflichtungen kaum lange gebunden fühlen!

Ilgen ſollte wieder einmal Recht behalten. Zunächſt freilich hatte Friedrich Wilhelm einen taktiſchen Erfolg zu verzeichnen: Öſterreich und Polen ſchreckten jetzt vor dem Überfall auf Preußen zurück, und die Kriegsgefahr war damit glücklich gebannt. Aber die ſtrategiſchen Auswirkungen von Herrenhauſen ließen

auf ſich warten: England und Frankreich dachten gar nicht daran, ihre Zuſage wegen Jülich-Berg wahr zu machen; ja, ſie wagten nicht einmal dieſen bedeutſamen Vertragspunkt den eiferſüchtigen Generalſtaaten zur Kenntnis zu bringen. Dagegen wagten ſie alsbald, dem preußiſchen Verbündeten zuzumuten, er ſolle mit ſeinem ſtarken Heer die öſterreichiſchen Niederlande — für ſie, nicht für ſich! — erobern und alſo fremde Kaſtanien aus dem Feuer holen. Schon bald mußte Friedrich Wilhelm fühlen, daß er auch diesmal betrogen war und weiterhin nach beliebtem Verfahren kujoniert werden ſollte. Bereits im Dezember ſchrieb er: „Mit Chimären laſſe mir nicht amuſieren; ich muß den pot aux roses wiſſen und will Realitäten haben!“

Aber gerade Realitäten wollte ihm weder Freund, noch Feind bewilligen. Als im Herbſt 1726 ſeine Schwiegermutter endlich durch den Tod aus zweiunddreißigjähriger Haft erlöſt wurde, da ordnete der König in Preußen ſofort Hoftrauer und Kirchengebet für die verſtorbene Dulderin an, während man in Hannover und England überhaupt keine Notiz vom Tode der ‚Prinzeſſin von Ahlden‘ nahm. Man nahm dort auch nur ſehr oberflächlich Notiz von der Tatſache, daß der preußiſche Schwiegerſohn als guter Hausvater den Geheimrat Ludwig mit einem Wagen voll leerer Kiſten nach Hannover ſchickte, damit er die jetzt fällige Erbſchaft von drei Millionen Taler in Empfang nehme; ja, Georg I. hatte die Stirn, das Teſtament der Verbannten zu vernichten und zu erklären, er habe ſeiner geſchiedenen Gemahlin niemals das Recht eingeräumt, über ihr Vermögen zu verfügen! Indes habe er in ſeinem eigenen Teſtament dafür geſorgt, daß ſeine Tochter dereinſt in den Beſitz ihres mütterlichen Erbes komme!

Einem derartig ſtinkenden Geiz gegenüber vermochte ſelbſt Sophie Dorothea nicht mehr die Partei des Vaters zu halten, und tief bekümmert ſah ſie die Heiratsausſichten für ihre beiden älteſten Kinder hinter dem Gedünſt des Familienzwiſtes verdämmern, während der Fürſt von Deſſau, dieſer unerträgliche Menſch, nach wie vor — das wußte die Königin — bei ihrem Gemahl als Brautwerber für ſeinen Schwedter Neffen um Wilhelminens Hand bemüht blieb.

Auf dem Sterbebett hatte die unglückliche Sophie Dorothea von Ahlden ihren böswilligen Gemahl „auf Jahr und Tag vor Gottes Richterſtuhl“ gefordert, und wirklich: noch ehe das Jahr herumgegangen war, ſtarb Georg I. auf einer Reiſe in Osnabrück. Wenn aber Friedrich Wilhelm geglaubt hatte, nunmehr die Erbſchaft ſeiner Frau in Empfang nehmen zu können, ſo ſollte er ſich bitter getäuſcht ſehen; denn Englands neuer König, Georg II., war nicht gewillt, an Geiz und Habſucht hinter ſeinem Erzeuger zurückzuſtehen: er blieb der väterlichen Methode treu und verbrannte auch ſeinerſeits das uneröffnete Teſtament des toten Königs, worin dieſer zahlreiche Legate ausgeſetzt und ſeiner Tochter in Berlin außer dem mütterlichen Vermögen auch von ſich aus eine beträchtliche Summe vermacht hatte.

So wurde Sophie Dorothea und mit ihr das Land Preußen um die beiden großen Erbſchaften aus dem welfiſchen Beſitz geprellt und betrogen. Friedrich Wilhelm geriet hierüber in ſolche Empörung, daß er ſeinem königlichen Schwager und liebwerten Vetter ſchrieb, „er und ſeine ganze Sippe verdiene, auf die Galeere und an den Galgen zu kommen!!“ Auf dieſe kräftige Sprache antwortete der Komödiant dem Sergeanten in noch gröberem Ton, und das Ende vom Lied war, daß Friedrich Wilhelm an Georg II. eine Herausforderung zum Zweikampf ſchickte: das Duell ſolle auf dem neutralen Boden des Biſchofs von Hildesheim ausgetragen werden! — Schon waren die Sekundanten beſtimmt; ſchon reiſten die beiden haßerfüllten Schwäger einander entgegen, — da gelang es dem General von Borcke, der als preußiſcher Geſandter in London tätig war, den Zweikampf zu verhindern und der Welt ein Schauſpiel zu verwehren, dem ſie bereits mit diebiſchem Schmunzeln entgegen geſehen hatte. Dagegen konnte er nicht verhindern, daß die Beziehungen zwiſchen den beiden verwandten Häuſern in der Folgezeit immer ſchlechter wurden.

Das alles war Waſſer auf Seckendorffs kaiſerliche Mühle. Karl VI. hatte ohnehin erkennen müſſen, daß er in Preußens Mißhandlung ſelbſt für habsburgiſche Begriffe zu weit gegangen war, und ſo hatte er ſchon bald nach der Herrenhauſener Zu-

ſammenkunft eingelenkt. Erleichtert wurde ihm die Schwenkung dadurch, daß die ſpaniſch-öſterreichiſche Freundſchaft inzwiſchen bereits wieder erkaltet war, und daß er ſelber, als der letzte Habsburger, ſich jetzt ernſtlich um die Anerkennung ſeiner Pragmatiſchen Sanktion durch Preußen und die andern Reichsſtände bemühen mußte, wenn er nicht in gefährliche Vereinzelung geraten wollte. Seckendorff verſtand ſich denn auch meiſterlich auf die Bewältigung ſeiner ſchwierigen Aufgabe: er ſchürte gegen England; er beſtach die preußiſchen Generale und den König ſelber durch Beſchaffung zahlreicher langer Kerls aus allen Völkerwinkeln der habsburgiſchen Erblande; er beſtach Grumbkow mit großen, keuſch verhüllten Zuwendungen, und er beſtach kleinere Männer mit kleineren Summen — bis hinunter zu Kanzleidienern und Lakaien; oben mit Dukaten, unten mit Talern: für ihn galt jeder Mann um einen beſtimmten Preis als käuflich! Dabei machte er nichts weiter als liebenswürdige Geſchenke — Biedermann vom Scheitel bis zur Zehe!

Friedrich Wilhelm war im Grunde ſeines Herzens ſtets kaiſertreu geweſen und geblieben; für ihn war das Teutſche Kaiſertum eine Idee von geſchichtlicher Größe, und um dieſer Idee willen war er immer wieder geneigt, ſelbſt in jetzigen Zeitläuften, die das Imperium längſt zur Hausmacht gewandelt hatten, dem Träger der Kaiſerkrone alle perſönlichen Schwächen, Kabalen und Feindſeligkeiten, ja ſogar die römiſche Bindung nachzuſehen, ſofern nur er ſelber und der proteſtantiſche Block von 1648 nicht gefährlich kujoniert wurde. Somit begrüßte er die Annäherung des Kaiſers, und im Oktober 1726 verwandte er ſogar manchen Tag ſeiner koſtbaren Wuſterhauſer Jagdwochen darauf, ein Abkommen mit Wien zuſtande zu bringen, wobei Seckendorff als geſchmeidig glatter Vermittler geſchäftig hin und her reiſte. Doch erſt im Dezember 1728 kamen die langwierigen Verhandlungen zum Abſchluß: im Vertrag von Berlin, der kühnerweiſe „auf ewige Zeiten“ geſchloſſen wurde, — während man drei Jahre früher in Herrenhauſen ſich mit einer fünfzehnjährigen Vertragsdauer begnügt hatte, die ſchon jetzt unter ihrem Aktenſtaub wieder ins Nichts zurückgeſchrumpft war.

Im Berliner Vertrag erkannte Friedrich Wilhelm die Pragmatiſche Sanktion an und verpflichtete ſich, dem künftigen Gemahl der kaiſerlichen Erbtochter, „aber nur, ſoferne es ein Teutſcher iſt!“, ſeine Kurſtimme bei der Kaiſerwahl zu geben. Auch verzichtete Preußen auf das Erbland Jülich, erhielt dagegen vom Kaiſer in aller Form den Heimfall der Lande Berg und Ravenſtein zugeſichert. Auch garantierten ſich beide Staaten gegenſeitig ihren Beſitzſtand.

Die Formung dieſes Vertrages war das letzte Werk des greiſen Rüdiger von Ilgen, der während der letzten zwei Jahre einen hartnäckigen Kampf gegen die Wiener Windbeuteleien geführt und ſchließlich in ihm obgeſiegt hatte. Nachdem er ſomit dem preußiſchen Staat einen feſten Platz im Reich auf Jahre hinaus geſichert hatte, ermattete ſeine Seelenkraft, die drei Herrſchern unermüdlich dienſtbar geweſen; der gute brandenburgiſche Vater legte ſich nieder und ſtarb hochbetagt, von ſeinem König und deſſen Dankbarkeit aufrichtig betrauert. Vier Wochen vor ſeinem Tode hatte er noch eine neue, wirkſame Geſchäftsordnung des Auswärtigen Amts entworfen. —

Wenige Tage ſpäter ſaß der kaiſerliche Bevollmächtigte Graf Seckendorff bei ſeinem Freund Grumbkow, der leider immer noch kein Graf geworden war. Seckendorff war zufrieden. „Wieder einmal eine Allianz unter Dach und Fach gebracht“, ſagte er und trank ſich ſelber zu; „aber ob ſie länger halten wird als die ungezählten europäiſchen Allianzen der letzten fünfzehn Jahre, die ſelbſt unſereiner ſchon nicht mehr alle im Kopf hat!?“

„Wer weiß!?“ Grumbkow ließ den undeutlichen Blick über das breit gefaltete Schauſpielergeſicht des Freundes hingleiten: „Im übrigen hab ich die Kreuz- und Querbündniſſe dieſer Jahre ſtets als amüſante Stegreifwitze empfunden: ſie brachten Abwechſlung ins obligate Komödienſpiel des politiſchen Lebens —“

Und Geld in deinen Beutel, bald von dieſer, bald von jener Seite! dachte der Graf. Laut aber ſagte er: „War ſchon zu des Großen Kurfürſten Zeiten ſo: ich erinnere Sie nur an die Rolle des Miniſters Meinders, in deſſen Palais hier zu ſitzen wir beide die Ehre und Sie, mein Lieber, das wohl erworbene Recht haben!

Fürſten ſind nun einmal eine beſondere Sorte von Menſchen: ſie wühlen in ihren politiſchen Beziehungen herum wie unſereiner in ſeinem Kleiderſchrank, wenn er nicht weiß, welchen Rock er morgen anziehen ſoll!"

„Wie geſagt: amüſant!" gähnte Biberius und ſchenkte die Burgunderkelche von neuem voll. „Aber für einen ſo frommen Herrn wie meinen Herrn, der ja, wenn ich Ihnen glauben darf, gewiſſermaßen auch beinahe Ihr Herr iſt, lieber Graf, — für einen gekrönten Diener Gottes iſt es ſchließlich keine Kleinigkeit, mit gutem Gewiſſen immer wieder in der politiſchen Garderobe herumzuwühlen!"

„Dürfte ihm trotzdem kaum ſchwerer fallen, als es uns fällt, eine Frömmigkeit zur Schau zu tragen, die der königlichen Frömmigkeit leidlich gewachſen iſt! Alle paar Tage les ich in der Bibel, nur um ſpruchfeſt zu bleiben."

„Gehört an dieſem Hof nun einmal zum guten Ton, lieber Graf, — wenngleich unſer teurer Kronprinz Fritz in der Religion nach wie vor durch mangelnde Kenntniſſe zu glänzen beliebt! Neuerdings muß ihm der gute Noltenius ſogar Nachhilfeſtunden geben: ein ſaures Stück Arbeit für den Herrn Hofprediger! Aber einmal muß Seine Königliche Hoheit ja ſchließlich konfirmieret werden! — Apropos, Religion: wenn Sie etwas Hochergötzliches leſen wollen, mein Beſter, — da iſt kürzlich in England ein Buch erſchienen, von einem Dubliner Dechanten namens Jonathan Swift, betitelt ‚Gullivers Reiſen', — das wäre ſo ein Frühſtückshäppchen für die fromme Majeſtät in Preußen! Beſagtes Libellum leſen und vom Schlagfluß getroffen werden, dürfte für den hohen Herrn ſo ziemlich eines ſein!"

„Na ſchön, dann weiß ich ja, daß es mir ſehr gut bekommen wird! Ich werde es ſogleich beſtellen!"

Die beiden Freigeiſter grinſten ſich wiſſend an.

„Na ſchön, machen wir ein Spielchen!" ſagte Seckendorff. „Wen haben wir als dritten Mann?"

„Unſern neuernannten Kammerherrn, den Freiherrn von

Gundling mit der Anciennität von sechzehn Ahnen! Er muß gleich da sein."

„Oh weh! Ließ sich das nicht vermeiden?"

„Diesmal nicht, lieber Graf: ich bin ihm eine Einladung schuldig gewesen, dem Herrn Standesgenossen —!"

„Na schön: kitzeln wir ihm ein paar Bonmots heraus für meinen nächsten Bericht an die Hofburg! Und jetzt ran ans Spielchen: wer gewinnt, bezahlt den Champagner —"

„Aufs Wohl Kaiserlicher Majestät zu Wien!"

„Versteht sich!"

Und die beiden Auguren wandelten ins Spielzimmer hinüber.

X.

Vater und Sohn

Auf ſcharfem Hatzritt durch den winterlichen Forſt ſtürzt Friedrich Wilhem mit dem Gaul; wie er ſich aufrappeln will, muß er wie ein Stier aufbrüllen unter wütend zuckendem Schmerz! Was iſt mit ihm geſchehen? Jede Bewegung jagt ihm zehrendes Feuer durch den ſchweren Körper, und mit unſichtbaren Klammergriffen krallen ſich wilde Teufel in ſeine Muskeln ein!!

Kaum fähig, ſich zu rühren, geſchüttelt von Krämpfen wird er nach Berlin zurückgebracht. Jetzt weiß er, was ihm geſchehen: die Gicht hat ſich ſeiner bemächtigt! Das väterliche Erbteil im Blut hat ſich jetzt gemeldet, — und mit ihm die Gewißheit der Erkenntnis, daß er nicht alt werden wird! Vierzig Jahre zählt er; davon hat er zwanzig durchgeſchuftet: was bleibt ihm noch zum Weiterſchuften??

Da ſitzt er nun in ſeinem Rollſtuhl, und um ihn ſtehen die Leibärzte; ſie haben ihre kalten Geſichter in die erforderlichen Kummerfalten gequetſcht und quaſſeln lateiniſch untereinander. „Quatſchet teutſch!!“ brüllt der Kranke. Jetzt tauſchen ſie vielſagende Blicke, die verſchworenen Perückenhengſte. „Majeſtät haben mit den Jahren eine beträchtliche Leibesfülle erworben; ſelbe kann bei Dero choleriſcher Komplexion ſich perniziös auswirken!“ ſagt der eine. — „Majeſtät pflegen ſeit jeher ſehr reichlich zu ſpeiſen, insbeſondere die vielen fetten Fleiſchgänge —!“ ſagt der zweite. — „— und nicht minder reichlich zu pokulieren!“ ſagt der dritte. — „Auch das gewiſſermaßen, sit venia verbo: unmäßige Tabaktrinken — halten zu Gnaden, Eure Majeſtät —!“ — „Es iſt vor allem der Mangel an Motionen: die ſitzende Lebensweiſe —!“

„Weiß ich doch alles ſelber; kann's doch nicht ändern!“ ruft der König erbittert. „Auf dreißig Tage Galeere am Schreibtiſch kommt nur ein Tag Freiheit und fröhlicher Jagd; dafür bin ich König, daß ich mehr ſchufte als ihr alle zuſammen, — und den Wanſt krieg dabei gratis! Will nur eines wiſſen: wie ich die verdammte Gicht losbringe —!!“ — Da zucken ſie mit den Schultern und wackeln mit den Perücken und fangen wieder an, lateiniſch miteinander zu flüſtern.

Sie wiſſen kein Mittel. Ignoramus! ſagt einer.

Soviel Lateins kann er auch noch. Und er jagt ſie aus dem Gemach; er brüllt ſie hinaus, die elenden Kliſtier-Schuſter —!

Der rechte Arm iſt wie gelähmt. Hebt er ihn, verſucht er nur, ihn zu heben oder die Finger zu biegen, ſo raſt ihm das hölliſche Feuer durch alle Glieder! Und auch wenn er ganz ruhig, unbeweglich ſitzt, wirft es ſich plötzlich über ihn und ſchlägt ihm die Zähne ins Fleiſch! Dann verbeißt er den tobenden Schmerz, bis ihn ein Kieferkrampf zurückwirft. Und er hat doch zu tun, unermeßlich viel zu tun —!

Der linke Arm gehorchte ihm. Tagelang übt er ſich im Schreiben mit der linken Hand; Eversmann hat ihm ein Geſtell bauen laſſen müſſen, das Arm und Hand beim Kritzeln ſtützt, und nun kann er doch wenigſtens ſeine Randbemerkungen auf die Akten ſetzen, damit die Blackſchiſſer an ihren Kanzleipulten nicht einſchlafen! Iſt zwar ein heilloſes Geſchmier: er kann es ſelber nicht mehr entziffern; aber wozu? Er ſchreibt es ja doch für andere, und ſein Miniſter von Marſchall kann es entziffern. Marſchall iſt Spezialiſt in königlicher Handſchrift; zu ihm kommen ſie aus allen Departements gelaufen, wenn ſie in Rexens Pfote ſtecken geblieben! Auch der Fürſt Leopold, der ja ſelber eine wüſte Klaue ſchreibt, hat daheim ſolch einen Entzifferer —!

Und mit der Linken ſchreibt Friedrich Wilhelm an den alten Freund in Deſſau: „Bevor ich das Podagra wieder bekommen ſollte, ſo mache der liebe Gott ein Ende mit mir; denn Sterben iſt ſanft, aber dieſes Leiden iſt viehiſch! Ich glaube, wenig Leute haben es ſo cruellement wie ich; denn ich ſehr vollblütig bin, alſo

mein Fieber hitzig dabei! Ich wünſche itzo nichts mehr in der Welt, als in auswärtige Lande, weit von meinem eigenen, einen hübſchen einſamen Ort auszuſuchen, wo in Stille leben kann. Denn in dieſer Welt nichts nutze bin und mich über alles ärgere!"

Krank ſein, an den Rollſtuhl gefeſſelt ſein — das iſt ihm Höllenqual, weil er nichts *tun* kann! Lieber tot ſein: dann braucht er nicht mehr mit anzuſehen, was alles die andern falſch machen und verhunzen! Ein neues Geſchlecht rückt herauf; die alten Freunde ſterben weg! Printzen iſt ihm weggeſtorben, ſein braver Hofmarſchall, — und der alte Ilgen: den wird keiner erſetzen können! Und der lange Jonas iſt tot, der berühmteſte Flügelmann ſeiner Potsdamer Garde: ein Kerl von an die neun Fuß Länge! Ihn hat er kürzlich in Stein aushauen laſſen, mit Montur und Gewehr, völlig lebenswahr; aber kann er die Statue an den rechten Flügel ſtellen? Ach über die Vergänglichkeit des Lebens, der ſelbſt dieſer Übermenſch zum Opfer gefallen!! Auch Graf Alexander Dohna, der Lehrmeiſter ſeiner Jugend, hat ſich jetzt zu den Vätern verſammelt; die Generals von Winterfeld und von Kleiſt ſind neuerdings dahingegangen, und ihre lebensgroßen Ölbilder, ſo in den Korridoren des Potsdamer Stadtſchloſſes hängen, müſſen jetzt in die Totenkammer wandern! Wie lange noch, und die Totenkammer wird zu klein ſein für all die Offiziers, die ſich an ihren Wänden verſammeln! — Zu Halle hat der hochgelahrte und fromme Profeſſor Auguſt Hermann Francke das Zeitliche geſegnet: wahrlich, der Tod hat reiche Ernte gehalten in letzter Zeit! — Des ſeligen Francke Nachfolger und Schwiegerſohn, den Profeſſor Freylinghauſen, hat der König darauf nach Wuſterhauſen kommen laſſen, ſich mit ihm über den Fortbeſtand der Franckeſchen Stiftungen zu unterhalten; iſt aber ein gar gebrechlich Männlein, dieſer Profeſſor, und ein ziemlicher Mucker im Pietismo! Hat von ihm, dem König, verlangt, er ſolle auch im Alten Teſtament fleißig leſen, nicht nur im Neuen; — als ob ein chriſtlicher Fürſt aus dem ſchnöden Schacherhandel, ſo die alten Juden mit ihrem Jahwe getrieben, ſeine Seele könne bereichern! — Auch den

jüngeren Francke hat ſich Friedrich Wilhelm aus Halle kommen laſſen, und dieſer hat ihm gar zugemutet, er ſolle auch den rechten Backen hinhalten, wann ihm einer auf den linken gehauen! Das hatte er ſich denn aber doch verbeten!! So was fehlte ihm gerade noch! — Sind ſchon ſeltſame Heilige, die Pietiſten!

Unabläſſig kreiſen des Königs Gedanken um den Tod. Er weiß, daß er gefaßt und zufrieden ſterben wird, wenn — ja, w e n n er ſein Werk getan hat und den Staat in guten Nachfolgerhänden ſieht. Aber da fehlt es noch weit: der Kronprinz in Preußen iſt alles andere, nur keine Gewähr für den Beſtand des Staates —!!

Schöne Zeiten damals, als der Vater noch ſtolz geweſen iſt auf den kleinen Kadetten, der ſeine Knirpſe ſo wacker zu exerzieren gewußt! Heute hat Friedrich Wilhelm keine Freude mehr an ſeinem älteſten Sohn. Ins ſiebzehnte Lebensjahr iſt der Fritz jetzt eingetreten; er iſt Offizier und trägt den Stern vom Schwarzen Adler auf der blauen Uniformbruſt; doch unterm preußiſchen Just'au corps ſteckt ein franzöſiſcher Marquis, ein querpfeiferiſcher Muſiknarr und Weichling, ein Heimlichtner und Lügner, der in wälſchen Tragödien und Romanen herumſchmökert, der einherſchleicht mit verſtocktem Ausdruck im langen Pferdegeſicht und ſofort Grimaſſen ſchneidet, wenn man ihn ſcharf anſchaut, — kurz: ein läppiſcher Kerl mit tauſend verkrampften Hintergedanken, aus denen der Teufel ſchlau werden mag!

Der Vater vermag es nicht.

Mit welcher Liebe, mit wie viel zärtlichen Hoffnungen und ſtolzen Erwartungen hat er dieſen Sohn umfangen und gehegt — damals vor zehn Jahren, als er den Sechsjährigen in die Zucht der Männer übergab! Sein Vertrauen wollte er ſich erwerben; ſeine innige Zuneigung wollte er auf ſich ziehen, um von Anfang an verbündet zu ſein mit dem künftigen Träger ſeiner Krone! Nicht als Vater wollte er dem Sohn erſcheinen; als älterer Bruder wollte er die Liebe des Jüngeren ſich verdienen! Wann hat ein Menſch ſehnſüchtiger nach Liebe verlangt als er?

Und wann iſt einem Menſchen weniger Liebe und Zuneigung zuteil geworden als ihm? Man fürchtet ihn und geht ſeinem Krückſtock aus dem Wege! Dafür ſollte ihn die Liebe ſeiner Kinder entſchädigen: in ſeiner Familie wenigſtens hat er zu finden gehofft, was die Untertanen ihm verſagen; aber hier flieht und meidet ihn ſein eigen Fleiſch und Blut! Alle halten ſie zur Mutter, Fritz und Wilhelmine voran, — und warum? Weil Fiekchen ihnen alles nachſieht, weil ſie mit ihrer urteilsloſen Affenliebe alle Fehler und Schwächen der eigenen Brut entſchuldigt, weil ſie die Kinder nur verziehen, nicht erziehen kann! Er ſelber hat ſich niemals eingebildet, ein ſonderlich begnadeter, geſchmeidiger Erzieher zu ſein; wohl aber hat er ſtets danach getrachtet, offen und herzlich — ſelbſt wenn er züchtigen mußte — mit ſeinen Kindern zu ſtehen und in freier Ausſprache das Feld ſofort wieder zu bereinigen, damit keine Knechtsgefühle in den Söhnen entſtehen können! Warum iſt es anders gekommen? Fiekchen iſt ſchuld daran, wenn die Kinder in ihm nur den Rauh-Nikolaus, den bösbiſſigen Wauwau erblicken und fürchten! Scheint Frauenart zu ſein, ſich als Mutter dafür zu rächen, daß ihr vom Mann keine Rolle als politiſche Herrin vergönnt wird!

Seit Jahr und Tag führt Sophie Dorothea dieſen Kleinkrieg gegen ihn; förmlich ſtolz iſt ſie darauf, dem Vater die Seelen ſeiner Kinder entfremdet und entwendet zu haben: es ſchmeichelt ihrem bißchen Gehirn, daß es ihr gelingt, dergeſtalt die göttliche Ordnung des Familienlebens zu zerſtören! Was immer er als Vater anordnet: ſie begünſtigt heimlich das Gegenteil davon! Er will, daß Fritz ein honetter Offizier werde; ſie bringt ihm die Anſicht bei, daß die preußiſchen Grenadiers lauter Canaillen ſeien; dafür läßt ſie den Quanz von Dresden kommen, dieſen Quinquelierer, der ſeinen Sohn lehrt, auf dem letzten Loch zu pfeifen! Er verlangt, daß Fritz im Neuen Teſtament und im Geſangbuch leſe; ſie gibt ihm heimlich Geld, damit er ſich franzöſiſche Schmöker zuſammenkaufen kann, aus denen er Laſzivitäten und öde Witzeleien lernt! Er will einen ſchlichten teutſchen Herrſcher und Reichsfürſten, einen ſorglichen

Landesvater aus Fritz machen; sie bestärkt ihn immer wieder in dem Wahn, er sei für einen glanzvollen, üppigen Thron nach englischem Muster geboren! Dabei läßt sich Preußen mit England gar nicht vergleichen; mütterliche Affenliebe aber hüpft über alle politischen Bedingtheiten spielerisch hinweg —!!

Natürlich hat auch dieser Duhan de Jandun das Seine getan: hat den hochnasigen Lümmel in die parfümierte französische Freidenkerei hineingezogen und sich womöglich noch etwas darauf eingebildet! Aber daß der Fritz sich gar so willig eintauchen läßt in diese fremde Welt, das liegt nicht nur an der Erziehung; das hat noch andere Gründe! Ist er selber in seiner Jugend ja auch französisch erzogen worden, und dennoch ist es seinem Hofmeister Rebeur, diesem Stockhugenotten, weißgott nicht gelungen, einen Franzosling aus ihm zu machen! — Friedrich Wilhelm lächelt bitter bei dem Vergleich zwischen sich und dem Sohn; er weiß nur allzu gut, woher der Fritz seine wälschen Neigungen hat: im Blut sitzen sie ihm! Sophie Dorothea hat das wälsche Blut in seine Familie gebracht: ihre Großmutter, die Eleonore d'Olbreuse, spukt jetzt in Fritzens Wesen, und da hilft kein Hie Welf! Hie Zollern!; der Lümmel hat eben französisches Blut! Dies Erbe aber gilt es zu bekämpfen bis aufs Äußerste; denn wir sind teutsch und wollen teutsch bleiben!

Er hat so viel Zeit zum Sinnen und Grübeln, der gelähmte Mann im Rollstuhl, und seine Gedanken wandeln noch einmal durch das ereignisreiche Jahr 1728 hin: Die neue Freundschaft zum Kaiser hat es mit sich gebracht, daß er auch dem königlichen Herrn Bruder in Dresden einmal seinen Besuch abstatten mußte, und im Januar ist er mit größerem Gefolge auf die Reise gegangen; ans Thorner Blutbad hat er dabei freilich nicht denken dürfen; sonst wäre ihm die Galle übergetreten! Da er von dem lüderlichen Weiberleben an Augusts Hofe genau gewußt, so hat er den Fritz zu Hause gelassen; doch der Lümmel hat sich durch die Mutter hinter den von Suhm, den sächsischen Gesandten gesteckt, dieser sich hinter seinen Herrn, und August hat nicht locker gelassen, bis der Kronprinz auch an den Dresdner Hof hat kommen dürfen. Da sind denn Vater und Sohn frei-

lich die Augen übergegangen vor all der Pracht, Üppigkeit und Ausſchweifung: Maitreſſen und lockere Weiber, wohin man geſchaut hat! Ja ſogar ein ſplitternacktes Menſch hat der fürſtliche Lüderjahn ihnen in einem Prunkgemach präſentiert, und wenn er, der Vater, dem Fritz nicht ſeinen Hut vors Geſicht gehalten und ſich hinfüro derlei Spektakel nachdrücklichſt verbeten hätte, ſo wären ſie noch ſelber in das Luderleben hineingezogen worden! Hat ohnehin nicht viel genützt, da der Fritz bereits Feuer gefangen und ſich mit einer von Auguſts hübſchen Huren heimlich eingelaſſen, — und wie der König von Polen ein paar Monate ſpäter ſeinen Gegenbeſuch in Berlin gemacht — wobei die Krone Preußen ſich ſehr gediegen und höchſt würdig revanchieret! —, da hat der Fritz die angebandelten Fäden weiter geſponnen, und gar erſt recht, als er ſelber ſich danach, im Juli, auf die Inſpektionsreiſe nach Preußen begeben: da haben daheim die Mäuſe auf dem Tiſch getanzt, und der Fritz iſt heimlich zu ſeinem Ludermenſch nach Dresden gefahren! Wir wiſſen Beſcheid, mein Junge; wir haben Augen, die dich beobachten, auch wenn wir nicht zu Hauſe ſind! Schulden haſt du gemacht, in die zehntauſende Taler; geludert haſt du und gelogen und gelottert, und wie ich dich dann hergenommen, dir die Leviten zu leſen, da haſt du dich hinter die Prädeſtinationslehre verkrochen: es ſei dir alles vorherbeſtimmt; ergo müßteſt du ludern, lügen und verlottern, ſinte dein Schickſal alſo vorgezeichnet worden!! Da hab ich dir ins Geſicht geſchlagen, auf daß du *meinen* Willen merkteſt und *deinen* Willen daran ſtärkteſt, und wie du mir darauf einen winſelweichen Brief geſchrieben, hab ich dir geantwortet, daß ich einen weibiſchen Kerl nicht leiden könne, der keine männlichen Neigungen hat und ſich nicht ſchämt, weder reiten, noch ſchießen zu können, dazu auch noch malpropre an ſeinem Leibe iſt, ſich wie ein Narr friſieret, hoffärtig ſich ſpreizet und mit keinem Menſchen ſpricht außer mit wälſchen Gecken! Habe dich auch daran erinnert, wie ich alles dieſes ſchon hundertmal gerüget; doch iſt alles umſonſt geweſen, und du zeigſt keine Beſſerung!

Und dann in Wuſterhauſen, Fritz, bei der Hubertusfeier im

Oktober: weißt du noch, wie du dich damals aufgeführt? Zunächst haſt du dich betrunken geſtellt, haſt mit deinem impertinenten Geſicht meine Tafelfreuden grimaſſiert und haſt dem von Suhm an deiner Seite vorgeklönt, wie dreckig es dir auf Erden ergehe; ſpäter warſt du dann wirklich betrunken und haſt gar läſterlich aus der Schule geplaudert, wie ſchändlich du von mir mißhandelt würdeſt; das ging ſo weit, daß die ganze Tiſchrunde ihre lüſternen Ohren auf unſern Familienſtunk geſpitzet, und deine eigene Mutter vor lauter Verlegenheit und ſchlechtem Gewiſſen gar plötzlich von der Tafel aufgeſtanden! Wie du aber gemerkt, daß ich dich ſcharf beobachtete, da haſt du zwiſchendurch immer wieder geſchrieen, du habeſt deinen Vater dennoch von Herzen lieb, und zum Schluß haſt du mich in deiner Duhnität umarmt und geküſſet, biſt vor mir niedergekniet und haſt mich deiner unverbrüchlichen Sohnesliebe verſichert unter heißen Tränen, und ich alter Eſel war gutgläubig genug, mich deiner Wandlung und Zärtlichkeit aufs innigſte zu freuen, als ſei ſolch trunkene Rührung jemalen von Beſtand geweſen —! Hab mich aber ſchon bald überzeugen müſſen, daß alles nur holder Schein geweſt —!

Der Einſame im Rollſtuhl ergrimmt in ſeinem Herzen; zornig will er die Rechte zur Fauſt ballen, — und er läßt ſie mit einem unterdrückten Schmerzenslaut wieder ſinken.

Ein frühe gealterter Mann. Ein früh enttäuſchter Vater.

Und doch: ein wildes, ungebrochenes Herz, glühend und fiebernd nach der Erfüllung ſeines Werks.

Wie lange noch?

— — — — — — — — —

Er reißt ſich empor; er tritt die ſchleichende Gicht unter ſich: ſchon nach wenigen Tagen erſcheint er wieder zum Dienſt, abends wieder im Tabakskollegium. Dorthin bringt er jetzt öfters den Kronprinzen mit; er hofft, ſeinen Älteſten für die rauhen Freuden biderber Männlichkeit zu gewinnen, um ihn damit dem Dunſtkreis ſeiner weichlichen Spielereien zu entfremden: ſeine wohlmeinende und, ach, ſo verſtändnisloſe Liebe befördert den

ſchmächtigen Jüngling mitten unter die robuſten Mannskerle und glaubt ihn ſelber damit zum gereiften Mann befördert zu haben: „Proſit, mein Junge; dein Vater kommt dir einen Humpen vor!“

Da ſitzt nun der „Major Fritz“ in der Tabagie, zu oberſt an der langen Tafel, rechter Hand neben dem Vater: ein Hering neben einem Karpfen! Und er ſoll trinken, ſoll rauchen, ſoll reden, ſoll lachen, ſoll grobwitzig ſein, ſoll ein Mann ſein! Spröde und verſchloſſen ſitzt der Prinz in dem ihm verhaßten Raum, unter den ihm fatalen Kerlen; er hält ſich voll zierlichen Anſtands gerade und weiß doch nicht, warum eigentlich!? Er würgt an ſeinem Bier und hüſtelt ſich den ſcheußlichen Tabaksqualm aus dem Hals. Wenn er ſich doch nur verſtellen könnte wie ſo mancher in dieſer Runde: wie der breitmäulige Graf Seckendorff da drüben, Europens größter Komödiant auf der politiſchen Bühne, — oder wie Grumbkow, der widerwärtig ſcheinheilige Epikuräer, — oder wie der Deſſauer mit ſeiner Tatarenviſage, in die er die kalte Pfeife hineinheuchelt, und hinter deren Biedermannsmiene ſich der freſſende Ehrgeiz eines Kleinfürſten verbirgt! — Aber er ſelber kann ſich nicht verſtellen; ja, er meint, jedermann müſſe ihm genau anſehen, daß er jetzt an Cembalo und Flötenſpiel denkt, daß er ſich nach einem lauſchigen Schäferſtündchen ſehnt oder nach ſeiner ſtillen Bücherecke, wo er ſich, anſtatt in die Schnürbruſt des Just'au corps gepreßt zu ſein, im bequemen ſeidenen Schlafrock zuſammenkuſcheln und Racines erhabene Geſtalten auf ihrem tragiſchen Wege begleiten oder Voltaires geiſtreiche Arabesken entwirren kann!

Friedrich weiß genau, daß er beobachtet wird, und er zieht ſich verdroſſen in ſich ſelber zurück. Trotzdem zeigt ſein ſtarres Geſicht ganz deutlich alles an, was er denkt und empfindet: ſtumme Empörung, wenn politiſche Fragen und Staatsgeheimniſſe durch dieſes Bierparlament in ſchönſter Offenheit vor den geſpitzten Ohren der auswärtigen Geſandten breit getreten werden; hochmütiges Unverſtändnis, wenn der alte General von Flanß im knolligſten Platt ſeiner pommerſchen Heimat — eine andere Sprache beherrſcht er nicht — über ſämtliche ihm erreichbaren

Gemeinplätze dahinstolpert! — Was kann er, der Major Fritz, denn anderes tun als mokant ins blaue Qualmgewoge zu starren, wenn der Baron von Gundling durch aufgeblasene Witze, die selbst dann unfreiwillig wirken, wenn sie absichtlich gemacht sind, die angeheiterte Korona zu brüllendem Gelächter hinreißt? Dieser Gundling, der kürzlich auch noch in der albernsten Form zum Kanzler der Halberstädtischen Regierung ernannt worden ist und nun glücklich so viele Würden und Ämter erhalten hat, daß er selber sie in seinem Kartoffelkopf nicht mehr auseinander halten kann!? Auf daß dieser Narr nicht an seiner Eitelkeit ersticke, hat der quälfreudige König ihm einen Kollegen beigesellt, den Poetaster Faßmann, Verfasser der verkrampften ‚Totengespräche', mit denen er die Lebenden langweilt, anstatt seinen Toten in die Hölle nachzufahren! Und was macht die erlauchte Runde hier? Sie hetzt Faßmann auf Gundling, Gundling auf Faßmann; die beiden traurigen Helden bombardieren sich mit Schmähschriften und glühenden Torfpfannen; zum Gaudium des ganzen Saufgerichts versohlen sie sich die nackten Hintern, müssen sich duellieren und ballern sich Pulverladungen an die Köpfe, daß die muffigen Perücken in Flammen aufgehen —! Schmach nnd Schande über solch eine plumpe, grobe Geselligkeit, in der sein eigener Vater sich wohlfühlt und losläßt! Noch schlimmer: in der ein König aus betrunkener Laune heraus die Schwachköpfe durcheinander hetzt bis aufs Blut —!!

Der König aber ist keineswegs betrunken. Er betrinkt sich höchst selten, und niemals an solchen Abenden, wo er seinen Sohn studiert. Was für ein hochnäsiger, hoffärtiger Schnösel ist doch der Fritz! Glaubt seinen Vater mit stummer Verachtung strafen zu dürfen für die wohltätige Ausspannung, die er sich an sauer verdienten Feierabenden gönnt! Und für diesen gespreizten Lümmel hat er vor sieben Jahren die lange, sorgfältige Instruktion geschrieben, voller Liebe, voller Bekümmernis, voll eindringlichster Ermahnungen zum Besten des Landes und seiner selbst!? Wird nicht alles abprallen an diesem verstockten Pferdegesicht? Hat er sich seinen lieben Successor s o gedacht, so gewünscht —?? Mein Gott, was willst du mir noch antun? Und doch muß ich

dir dankbar ſein, daß du mich noch nicht haſt ſterben laſſen! Noch iſt es nicht zu ſpät; noch kann ich, wenn gar nichts anderes helfen will, dem franzöſiſchen Marquis die Erbfolge in meinen Staaten entziehen! Wir haben ja noch zwei andere Söhne! Der kleine Heinrich iſt freilich erſt drei Jahre alt; aber unſer Auguſt Wilhelm geht ins ſiebente Jahr und verſpricht ein honetter teutſcher Kerl zu werden, kein ſolcher Lappſack und boshafter Schleicher wie der Fritz —!

Mißmutig hebt der König die Sitzung auf; ſtumm ſchreitet er in ſeine Gemächer hinüber. Hinter ihm wandelt ſein Sohn, den ſtarren Blick auf die maſſige Geſtalt des Vaters gerichtet. Er hat Schenkel wie ein Elefant, denkt der Junge; aber nicht die Weisheit eines Elefanten! Und dieſer Mann, dem ich mich ſo fremd fühle wie einem Wiſentbullen, — dieſer Mann will mich gezeugt haben??

— — — — — — — — —

Nicht nur dem Fritz, auch ſeiner Tochter Wilhelmine gegenüber haben ſich des Königs väterliche Gefühle im Lauf der letzten Jahre merklich gewandelt und abgekühlt; längſt vorüber ſind die Zeiten, da „Minchen" ſein Stolz und ſein Verzug geweſen, und heute, wo neun geſunde Kinder ihn umgeben — vier ſind ihm geſtorben —, hat er Abſtand genug gewonnen, ſich über die unerfreulichen Züge im Weſen ſeiner Älteſten klar zu ſein. Wohl wünſcht er ihr das Beſte; wohl fördert er nach Kräften ſchon aus eigener Überzeugung ihren Wunſch, die Gemahlin des engliſchen Thronfolgers zu werden, — obgleich er genau weiß, daß Wilhelmine in ihrem hochfahrenden Stolz mehr die engliſche Krone, als ihren künftigen Träger, den ſie ja gar nicht kennt, erheiraten möchte! Aber mag ſie! Wenn ſie nur nicht ſo anmaßend und neunmalklug, ſo intrigant und läſtermäulig wäre! Wenn ſie doch erkennen wollte, — den Verſtand dazu hat ſie! — wie bitter es ihn als Vater berühren muß, daß ſie immer nur mit der Mutter und mit dem Fritz zuſammenſteckt, zuſammenhält gegen ihn! Und ſagt er einmal ein ſcharfes Wort gegen dies liebloſe Treiben, dann wendet ſie ſich ſchnippiſch ab, errötet nicht einmal, und ſobald er den Rücken gedreht, ſchneidet

ſie geringſchätzige Grimaſſen hinter ihm drein und mokiert ſich — in Gegenwart der Kameke und der Sonsfeld — gegen die Königin über ihn, den Vater: er hat es erſt neulich wieder im Spiegel beobachtet, als das Frauenzimmer ihn ſchon gegangen wähnte! Wie ſoll er da noch Freude haben an ſeiner Älteſten?

Sein Liebling iſt die zweite Tochter, ſeine Friederike Luiſe. Sie iſt fünf Jahre jünger als Wilhelmine, iſt frühzeitig erblüht zu einem bildſchönen Mädchen. Wohl hat auch ſie ihre Launen; aber ſie iſt nicht boshaft und verlogen wie die Älteſte; im Gegenteil: ſanft und anſchmiegend iſt ſie, und er darf täglich fühlen, wie innig ſie ihn liebt! Immer kommt ſie zu ihm mit ihren kleinen Sorgen, mit ihrem Krimskrams, mit ihrer ſtummen Anhänglichkeit; ſie drückt ihr unſchuldiges Geſicht gegen ſeinen Arm, reibt das Näschen an der Uniform und flüſtert: „Mon cher papa!!“ Damit wärmt ſie ihm das vereinſamte Herz und ſchenkt ihm von der Zärtlichkeit, die er ſonſt vergebens in ſeiner Familie ſucht. Das wird dem Kind natürlich bitter vergolten: Fiekchen macht ſich gar nichts aus ihm, und Wilhelmine erklärt ganz dreiſt, Friederike ſei dumm und heftig —! Nun, wir wiſſen unſer Riekchen beſſer zu ſchätzen; wir werden dem lieben Täubchen jetzt ein eigenes Neſt verſchaffen; das gute Kind ſoll recht glücklich werden! Der junge Markgraf von Ansbach iſt zwar ein etwas großſpuriger Herr: baut ſich da in ſeinem fränkiſchen Reſidenzlein ein Rieſenſchloß, als wolle er damit den toten Ludwig von Verſailles noch aus dem Grabe herauskitzeln —; aber wir werden dem liebwerten Herrn Vetter ſchon das hausväterliche Gewiſſen ſchärfen! —

Die Verlobung kommt ohne Schwierigkeit zuſtande, und nicht lange darauf, im Mai 1729, erſcheint der Markgraf von Ansbach in Berlin, wird vom König ſehr herzlich, von der Königin ziemlich kühl, von der ſechzehnjährigen Braut mit einiger Befangenheit begrüßt; die Hochzeit iſt auf den 30. Mai angeſetzt. Bis dahin gibt es Empfänge und Galavorſtellungen: der ſtarke Mann Karl von Eckenberg, der ſich inzwiſchen unterm Sonnenſtrahl königlicher Gunſt zu einem Theaterdirektor ausgewachſen hat, zeigt ſeine Künſte und ſeine Komödien; auf dem Tempel-

hofer Feld führt der König dem Schwiegerſohn eine prächtige Parade von zehn Regimentern vor; kurz und gut: Friedrich Wilhelm weiß, was er dem Anſehen ſeines Hauſes ſchuldig iſt, nun er die erſte Tochter verheiratet! Die Hochzeit ſelber vollzieht ſich in glänzendem Rahmen: all das gediegene Gold- und Silbergeſchirr und Geräte, das vor einem Jahr ſelbſt Auguſt von Sachſen in bewunderndes Staunen verſetzt hat, wird jetzt wieder hervorgeholt, und die frohe Feſtlichkeit verläuft in ſchönſter Harmonie nach überliefertem Brauch.

Vier Tage ſpäter reiſt das junge Paar ins ſtillere Ansbach ab. Wilhelmine blickt der ungeliebten Schweſter mit geringſchätzigem Achſelzucken nach: es wurmt ſie, daß die Jüngere nun noch vor ihr geheiratet hat. Aber dafür wird ſie ſelber eines beſſeren Tages, der ſie zur Princess of Wales machen wird, die dumme Friederike in den gebührenden Schatten ſtellen, in ganz, ganz tiefen Schatten! — Da fahren ſie hin: viel Vergnügen! Mag das beſchränkte Gänschen glücklich werden mit ſeinem lächerlichen, kleinen Markgrafen, da hinten, wo Fuchs und Has ſich Gute Nacht ſagen, — nicht wahr, Fritz? Wir beiden ſind nicht ſo beſcheiden!

Vorerſt freilich ſieht es nicht gerade roſig aus um die engliſchen Heiratspläne. Wohl gehen die Verhandlungen weiter, und Sophie Dorothea iſt unermüdlich an ihrer Neubelebung tätig; doch während zwiſchen Schloß Monbijou und Windſor Caſtle die zarten Fäden fortgeſponnen werden, ſchleift man in Potsdam und Hannover die Schwerter zu einem Waffengang. Arroganter Herr, der er iſt, hat Georg II. eigenmächtig einen Streifen preußiſchen Gebiets an der gemeinſamen Grenze beſetzen laſſen; auch ſind preußiſche Werber in Hannover verhaftet und eingekerkert worden. Auf Friedrich Wilhelms gereizte Beſchwerden antwortet der Schwager mit dem gewohnten Hochmut: man habe in Berlin hannöverſche Fahnenflüchtige eingeſtellt, anſtatt ſie auszuliefern; ob der König in Preußen etwa meine, er könne machen, was er wolle!??

Der König in Preußen fühlt ſich gemaßregelt. Alles, was ſich an Groll und Wut, an Enttäuſchung und Haß ſeit dreißig

Jahren gegen den perfiden Vetter in seiner Brust angesammelt hat, drängt jetzt gewalttätig zur Entladung: Friedrich Wilhelm mobilisiert ein Heer von 44,000 Mann und schiebt es gegen die Grenze vor. Auch Hannover macht mobil. Schon scheint der Krieg unvermeidlich, — da gelingt es im letzten Augenblick der Besonnenheit des Dessauers, den königlichen Freund friedlicher zu stimmen und ihm, dem die erste Kampfeswut schon verraucht ist, den Austrag des Streits durch ein Schiedsgericht schmackhaft zu machen. Die schäumende Affäre versickert im Sande; die letzten Blasen zerplatzen lautlos.

Ganz Europa lacht — über den König in Preußen, diesen Kampfhahn, der morgens gar kühnlich auf dem Mist gekräht, mittags seine Sporen gewetzt und abends seinen Rückzug über die Hühnerleiter genommen hat! Ein Mann mit starkem Heer, mit großem Kriegsschatz, mit dicken Pausbacken und dünner Entschlußkraft: ein unsicherer Verbündeter, vielleicht gar ein Blnffer?? Der preußische Resident in Wien meldet, daß Prinz Eugen sich ziemlich abfällig geäußert habe; Friedrich Wilhelm ist wütend und verdrossen über sich selber: nicht weil er zurückgewichen, aber weil er unüberlegterweise vorgeprellt ist. Lebte Ilgen noch, dann hätte die Krone Preußens keine Perle ans ihrem Reif verloren!

Zum Glück kann der König schon bald feststellen, daß man seiner in Wien dennoch dringend bedarf: gerade jetzt verläßt Spanien das österreichische Bündnis; der Kaiser sieht sich peinlich isoliert, und seine Gegner, England und Frankreich an der Spitze, rüsten zum Einfall in seine Erblande. Noch besteht kein Kriegszustand; doch er bereitet sich drohend vor, und Prinz Eugen legt plötzlich wieder großen Wert auf Preußens Heeresmacht und auf seines Königs Vermittlertätigkeit: er läßt den Verbündeten bitten, sich bei den Reichsfürsten für die Sache des Kaisers und für die Erbfolge seiner Tochter einzusetzen! Friedrich Wilhelm ist gern bereit, die Gelegenheit zur Auswetzung der hannöverschen Scharte wahrzunehmen: im Frühjahr 1730 bereitet er einen neuen Besuch bei August dem Starken und eine Rundreise durchs Reich vor.

In London iſt man über Friedrich Wilhelms Pläne gut unterrichtet. Preußens dortiger Reſident, ein Herr von Reichenbach, ſteckt mit der kaiſerlichen Partei am Berliner Hof unter einer Decke: er wird durch Seckendorff über Grumbkow angehalten, der geplanten Doppelheirat entgegen zu arbeiten. Im engliſchen Kabinett aber wittert man Unrat und fängt dem Reſidenten einen Teil ſeiner geheimen Korreſpondenz vor der Naſe ab: Briefe, aus denen hervorgeht, wie ſtark Grumbkow gegen die engliſchen Pläne intrigiert, und wie eifrig er dabei kaiſerliche Gelder rollen läßt. Will England den preußiſchen König nicht völlig ins Wiener Fahrwaſſer abgleiten ſehen, ſo muß es ihm etwas Weſentliches bieten, und es bietet ihm jetzt die Verwirklichung der umkämpften Doppelheirat, — wohl wiſſend, daß dieſe Bindung ihn hindern werde, ſich dem Kaiſer gänzlich zu verſchreiben. Alſo ſchickt das Whig-Miniſterium einen jungen Parteigänger, den Oberſten Sir Charles Hotham, mit offiziellen Vorſchlägen nach Berlin, und Seine Majeſtät beſtellt den Sondergeſandten für den 4. April zur Audienz nach Charlottenburg.

Vor dem Engländer iſt ein junger preußiſcher Offizier beim König: der jüngſt kaſſierte Dragonerleutnant Hans Joachim von Zieten, der auch wegen Inſubordination ſchon auf Feſtung geſeſſen hat. — Friedrich Wilhelm errichtet in dieſen Wochen ein neues Huſaren-Corps; für die Leibkompagnie in Berlin, als deren Chef der Rittmeiſter von Beneckendorff bereits beſtimmt iſt, werden noch einige beſonders tüchtige Reiter-Offiziere geſucht, und die beiden Generale von Flanß und von Buddenbrock haben übereinſtimmend den, wie ſie behaupten, zu Unrecht kaſſierten Zieten hierfür vorgeſchlagen. Rex hat ſich geſträubt, den kleinen raufboldigen Hitzkopf wieder einzuſtellen; doch die Generale haben nicht locker gelaſſen, und jetzt iſt Zieten bei Seiner Majeſtät im Kabinett: er wird heftig angeraßt, wird gerüffelt, wird ernſtlich vermahnt und ſchließlich mit dem Patent als Oberleutnant in Gnaden zu den Huſaren entlaſſen. Das lebhafte Molchgeſicht von Freude überſtrahlt, kommt er aus der Audienz: das faule Herumgehocke auf ſeinem Gut Wuſtrau hat jetzt —

bassama terrémtete!! — ein Ende gefunden. Es lebe Seine allergnädigste Majestät!

Sir Hotham trifft den König in allerbester Laune an. Er rückt zunächst noch nicht mit dem doppelten Heiratsplan heraus, sondern begnügt sich, für die Verbindung der Prinzessin Wilhelmine mit dem englischen Thronfolger zu sprechen, — zum sichtbaren Vergnügen des Vaters, der sich sogleich bereit erklärt, seiner Tochter 40,000 Taler mitzugeben: eben die Summe, die seine Gemahlin ihm einst in die Ehe gebracht habe. — Zuversichtlich berichtet der Engländer nach London.

Genau vier Wochen später hat er wieder eine Audienz beim König, und jetzt bringt er den zweiten Teil des Plans aufs Tapet: die Verbindung des preußischen Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Amalia. Georg II. lege größten Wert auch auf diese Heirat; er sei zudem gewillt, seiner Tochter die Regentschaft über Hannover zu erteilen, was für den Kronprinzen eine selbständige Statthalterschaft bedeuten würde, bei der er sich zwar zeitweilig zur Verfügung seines Schwiegervaters halten müsse, im übrigen aber zu Hannover residieren könne, bis er den preußischen Thron antrete. — Zu diesem Punkt runzelt Friedrich Wilhelm die Stirn: erstens ist ihm Fritz mit seinen achtzehn Jahren überhaupt noch zu jung und grün fürs Heiraten, und zweitens paßt es dem Vater nicht, den weichmütigen Sohn schon jetzt aus seiner Zucht und Obhut zu entlassen an die Seite einer verwöhnten und volksfremden Prinzessin, die ihn — daran kein Zweifel! — seiner preußischen Aufgabe entfremden muß. — Doch als höflicher Mann nimmt der König den Vorschlag dankend zur Kenntnis und verspricht, ihn mit seinen Ministern zu prüfen. — Daß sein Sohn Fritz inzwischen bereits heimlich mit Sir Hotham verhandelt und diesen beschworen hat, zunächst die Heirat seiner Schwester Wilhelmine zustande zu bringen; er selber gelobe, seine Cousine Amalia oder keine andere zu heiraten, — davon ahnt Friedrich Wilhelm nichts.

Dafür wissen es Seckendorff und Grumbkow. Sie haben mit ihren tausend Argusangen und mittels dauernder Auftragung von fetten Handsalben die Schleichwege des Prinzen durch ihre

Kreaturen ausſpionieren laſſen; zudem hat Seckendorff es ſchon früher verſtanden, den bodenloſen Leichtſinn des Thronfolgers für ſeine Zwecke auszunutzen: er hat ihm aus kaiſerlicher Schatulle Gelder über Gelder vorgeſtreckt zur Bezahlung ſeiner hohen Schulden ſowie zur Beſtreitung von Glücksſpiel nnd lüderlichen Liebſchaften; damit hat er den verſpielten Leichtfuß völlig in der Hand, und er ſäumt jetzt nicht, dem König von Fritzens heimlichen Beſprechungen mit Hotham Kenntnis zu geben. Der Vater iſt aufs Tiefſte erbittert über die frivolen Machenſchaften des Sohnes, die dreiſt in ſeine väterlichen Rechte eingreifen und ſaubere Verhandlungen unmöglich machen. Wahrſcheinlich hat auch hierbei wieder Fiekchen ihre Hand im Spiel! Aber die Königin bedarf gerade in dieſen Tagen der Schonung: ſie hat am 23. Mai einem Prinzen das Leben geſchenkt, und dieſer vierzehnte Sproß des hohen Paares ſoll auf den Namen Auguſt Ferdinand getauft werden.

Alſo läßt der König die Verhandlungen mit Hotham zunächſt ruhen.

Inzwiſchen hat Auguſt von Sachſen ſeit Monaten für ein Feſt gerüſtet, mit dem er wieder einmal Europens Augen zu blenden gedenkt. Der ſtarke Mann in Dresden iſt nicht nur Meiſter-Dilettant in politiſchen Extratouren; ſein Geltungsbedürfnis verlangt auch danach, die eigene Charakterloſigkeit durch koloſſale Schauſpiele und grandioſe Revuen aufs prächtigſte zu verhüllen, und diesmal iſt der gekrönte Regiſſeur auf den Gedanken gekommen, zu Mühlberg an der Elbe ein militäriſches Luſtlager aufzuziehen, davor allen Potentaten des Kontinents, ſo bereits reſtlos dazu eingeladen ſind, die fürſtlichen Münder vor Staunen ſollen offen ſtehen bleiben: nur zum Schmauſen und Pokulieren dürfen ſie ſie zwiſchendurch zumachen, — und zum Bravorufen, naturellement! Nicht nur in Preußen verſteht man ſich auf Paraden; wir liefern ſogar Luſtparaden!!!

Bevor Friedrich Wilhelm zu dieſem Rieſenſpektakel abreiſt, hat er eine längere Beſprechung mit ſeinem Baumeiſter Philipp Gerlach. Die Garniſonkirche in Potsdam ſteht erſt acht Jahre; doch da es ihr an tragfähigem Grundbau im ſumpfigen Boden

gebricht, so hat ihr Bau gefährliche Risse und Sprünge bekommen, die ihren Abbruch nötig machen. Der König wünscht an der gleichen Stelle eine größere, stattliche Kirche errichtet zu sehen: keinen Fachwerkbau mehr, kein Glockentürmchen, nein! Eine große, schöne Kirche will er haben, wie sie des heutigen Potsdams würdig ist, mit einem prächtigen Turm, von dessen Höhe die Klänge des Glockenspiels weit hinaus über Land und Wasser hallen sollen, Gott zur Ehre, dem König zur Freude, den Potsdamern zur Erbauung! „Mach er uns einen schönen, großzügigen Plan, mein lieber Gerlach, etwa so, wie wir es hier auf diesem Blatt skizziert haben; wir wollen keine Kosten scheuen!"

Den Kronprinzen zur Seite, bricht der König mit größerem Gefolge auf: zweihundert Offiziere und Staatsbeamte begleiten ihn. Kisten und Kasten werden mitgeführt; denn Preußen darf sich nicht lumpen lassen: es wird prächtige Geschenke an Augusts Hofleute geben, und dem sächsischen Heer sollen 100,000 Gulden ausgeworfen werden. Auch die Berliner auswärtigen Residenten schließen sich dem königlichen Gefolge an; der Dessauer mit seinen fünf Söhnen stößt zu ihm, und wie man im Mühlberger Lager eintrifft, findet man ganz Europa versammelt.

August spielt Krieg im Frieden. Für den soldatischen Herrn Bruder aus Berlin hat er einen Pavillon errichten lassen, der à la forteresse von Wall und Graben umgeben ist; daneben haust in zahlreichen Zelten das preußische Gefolge. Der königliche Gastgeber selber zeigt sich auch äußerlich als der Sultan, der er innerlich ist: von Janitscharen, Spahis und Kosaken umgeben, gefällt er sich in asiatischen Prunkrollen. Paraden und Schauspiele, riesige Feuerwerke und üppige Gastereien lösen sich wochenlang ab. Rings ums Heerlager, in dem 30,000 Mann — fast die gesamte sächsische Armee — auf eine höchst muntere Art kampieren, — zieht sich ein Jahrmarkt von gewaltiger Ausdehnung, eine Völkerschau mit tausend Buden.

Und in diesen Jahrmarkt entweicht eines Abends der preußische Kronprinz heimlicherweise; irgend ein galantes Abenteuer hat ihn hinein gelockt. Der König kommt ihm auf die Schliche und

macht ihm bei der Rückkehr die heftigſten Vorwürfe. Gepeinigt und gedemütigt, noch den Nachgeſchmack von ſüßen Küſſen auf den Lippen, ſteht Friedrich vor dem Polternden, und ſchließlich begehrt er zornig auf: der Vater habe kein Recht, ihn zu beſchimpfen; er habe es in ſeiner Jugend nicht anders getrieben, ja er ſei noch viel jünger geweſen, als er mit der Pöllnitz ſich eingelaſſen —!

„Was, das wagſt du, mir vorzuhalten?!“ brüllt der König. „Wo du doch weißt, wie bitterlich ich jene Débauchen bereut habe und noch bereue!! Aber du bereuſt niemalen etwas; du luderſt immer weiter! Verſaufen tuſt du in deinen Schulden, in deinen Huren, in deiner grenzenloſen Verſtocktheit; Hochverrat treibſt du und ſchändeſt unſer Haus! Ein Atheiſt biſt du, ein Lump, ein Spieler, — du Schandkerl!!“ Und klatſch! — klatſch! — klatſch! iſt jeder neue Vorwurf des raſenden Vaters von einem Schlag ins Geſicht des Sohnes begleitet: fürchterlich entlädt ſich die aufgeſtaute Wut und Verachtung des Königs auf den Mißratenen.

Totenbleich und keuchend, zuſammengeſunken, mit flackerndem Irrſinn in den großen Augen lehnt der Kronprinz an der Wand. Könnte er ſie doch in Stücke reißen, dieſe Beſtie von einem Vater!! Aber ihm fehlt die Kraft; der Bulle da vor ihm würde ihn zertrampeln, wenn er ſich wehren wollte! Und ohnmächtig läßt er die Schläge über ſich ergehen; nur eines wächſt rieſengroß unter ihnen empor, bei jedem Schlag höher: umnebelnder, ſchwarzer Haß!!

Endlich läßt der König die Arme ſinken. Doch ſeine zornige Wut raſt weiter; ſie überſchlägt ſich und landet in eiskaltem Hohn: „Wenn m i c h mein Vater ſo mißhandelt hätte, wie ich d i c h, — ich würde mich erſchoſſen haben! Aber du haſt ja keine Ehre im Leibe: du läßt dir alles bieten, du Lump!!“

Stampfen, Krachen, eine zugeſchmetterte Tür: Friedrich findet ſich allein im Gemach. Das iſt das Ende, denkt er; hiernach gibt es nichts mehr!! — Aber ſich ſelber töten, — nein! Dieſen Gefallen tut er der Beſtie nicht; er hat ja noch gar nicht gelebt!

Nur fliehen, fliehen, irgendwohin, fort aus der Marterkammer, fort von dem Foltermeiſter!!

Er eilt zum ſächſiſchen Geſandten von Suhm: er will ſofort nach Leipzig reiten und ſich dort verborgen halten, bis ihm von England Beſcheid und Hilfe kommt. Nie wieder nach Preußen zurück!! — Suhm, entſetzt, beſchwört ihn, nichts Unüberlegtes zu tun; er ſelber wäre ſonſt genötigt, Mitteilung davon an Seine Majeſtät in Preußen zu machen! — Alſo nicht; auch gut. Es gibt noch mehr Gelegenheiten!

Wieder allein, wühlt er ſich voll blinder, freſſender Schmerzensluſt in einen verwegenen Plan hinein: demnächſt, auf der Reiſe durch Süddeutſchland ſoll er den Vater — den Vater? die Beſtie!! — begleiten; was kann ihm willkommener ſein? Während dieſer Reiſe wird er über den Rhein nach Frankreich entweichen und dann weiter nach England!

Er trifft ſich heimlich mit Hotham, der gerade im Begriff iſt, den engliſchen Staatsſekretär Guy Dickens mit diplomatiſchen Aufträgen nach London zu ſchicken, und er gibt dieſem Kurier einen Brief an den König von England mit, worin er dem Onkel ſeinen Fluchtplan darlegt und ihn um Aufnahme und Schutz bittet.

Dickens reiſt ab; Friedrich blickt ihm brennenden Blicks nach: dort reiſt ſein Schickſal! — Er weiß noch nicht, daß er ſein Schickſal in der Bruſt trägt; er glaubt es noch in Kuriertaſchen verborgen. —

Der Vater hat ſich ſchon am nächſten Tag wieder beruhigt und tut, als ſei nichts vorgefallen. Zum Deſſauer freilich äußert er ſich dahin, daß er den Sohn aufs rüdeſte und härteſte habe traktieren müſſen; er hoffe, Fritz werde nun in ſich gehen und ſeine Konduite ändern!

Die Lagerfeſtlichkeiten nehmen ihren Fortgang; der Kronprinz zeigt ſich ſtumm gehorſam, und nach einigen Wochen kehrt man nach Berlin zurück. Der König iſt ſehr befriedigt von dieſer Fahrt: er hat für Preußen erhebliche Ehrungen einſtreichen können.

Doch nicht weniger befriedigt ſind Seckendorff und Grumb-

kow. Bei der Ausſprache im Mai hat Sir Hotham dem König gegenüber betont, ſein Herr lege größten Wert darauf, daß die Majeſtät in Preußen ſich entſchließe, den General vom Grumbkow aus ihren Dienſten zu entlaſſen, da er am Berliner Hof das Haupthindernis für die engliſchen Heiratspläne bedeute; er ſei als gefährlicher Ränkeſchmied bekannt und werde als Sachwalter des Kaiſers offenbar von Wien beſtochen! Was Hotham damals zur Begründung des engliſchen Wunſches vorgebracht, hat den König denn auch recht ſtutzig gemacht und ihn in ſeinem alten Mißtrauen gegen Biberius beſtärkt; ein paar Wochen lang hat es den Anſchein gehabt, als ſei Grumbkow bereits ein toter Mann! Auch Seckendorff hat nichts mehr zu ſagen gehabt: ein faſt ſchon abgeſchminkter Schauſpieler! — Doch im Mühlberger Lager hat der geriſſene Graf ſich neue Rollen anzuſchminken verſtanden, — waren doch dort alle politiſchen Schminktöpfchen zuſammengetragen! — und die kaiſerliche Partei hat hier Verſtärkung erhalten: Dresden und Wien haben dem Soldatenkönig täglich geſchmeichelt, nnd Seckendorff hat ſchließlich Gelegenheit gefunden, dem ſchwankenden Herrn klar zu machen, daß England ihn ja doch nur in eine große Rattenfalle locken wolle! — Die Szene mit Fritz hat den Vater vollends beſtimmt, den Jungen auf keinen Fall ſchon jetzt aus der Hand zu laſſen; Wilhelmine mag den Fred heiraten, — ſchon damit Fiekchen endlich Ruhe gibt!

Kaum iſt man wieder in Berlin, ſo heißt es für die Rundreiſe ins Reich rüſten. Der Aufbruch wird auf den 15. Juli angeſetzt, und ſomit muß Sir Hotham eilen, ſeine Miſſion zum Ende zu bringen; der König bewilligt ihm die Abſchiedsaudienz für den 10. Juli.

Drei Tage vorher iſt Dickens aus London zurückgekommen; mit ihm trifft ſich ſpät nachts heimlich der Kronprinz unterm großen Portal des Berliner Schloſſes, wobei ſein Freund, der Leutnant Katte von den Gens d'armes, draußen die Wache hält. König Georg rät dem Neffen vom Fluchtplan ab: er ſolle ihn verſchieben und erſt einmal das Ergebnis der Heiratsverhandlungen abwarten! Zu fliehen werde immer noch Zeit ſein.

Verdammte Vorsicht, ewige Diplomaterei! Der Prinz ist fest entschlossen, jetzt oder nie die Gelegenheit zu ergreifen; er weiht seine Mutter und Wilhelmine in die Einzelheiten ein; er läßt sich Gelder, aber keine Ratschläge geben und bespricht mit seinen Freunden alles Nötige. Seinen Bestvertrauten, den Leutnant von Keith, hat der Vater ihm freilich genommen und zur Strafe — wofür? — vor Jahresfrist in die Garnison Wesel versetzt; aber auf Hans Hermann von Katte, diesen leidenschaftlichen Burschen, ist auch Verlaß! Wenn Katte und der Page von Keith, des Freundes jüngerer Bruder, auf die Reise mitkommen, dann *muß* die Flucht unterwegs gelingen, — spätestens in Wesel, wo der ältere Keith inzwischen alles vorbereiten wird! —

In der Abschiedsaudienz versichert Friedrich Wilhelm dem englischen Gesandten nochmals auf sein königliches Wort, er sei entschlossen, seinen Sohn lieber mit einer englischen Prinzessin als mit irgend einer andern zu verheiraten, und da der Kronprinz jetzt noch zu jung sei, so solle binnen zehn Jahren die geplante Vermählung eintreten. Dagegen stehe der baldigen Verheiratung seiner Tochter Wilhelmine nichts im Wege.

Der englische Oberst ist ein stolzer und hochfahrender Herr, — Seckendorff pflegt von ihm zu sagen, er *heiße* nicht nur Hotham; er *sei* auch ein hitziger Schinken! — und die Antwort des Königs befriedigt ihn keineswegs. Man will in London die gleichzeitige Doppelhochzeit oder keine; was kann er mit diesem mageren Ergebnis ausrichten? Also reißt ihn seine Anmaßung hin, durch einen letzten Versuch den königlichen Widerstand zu brechen: er zieht einen Brief aus dem Busen, einen abgefangenen Brief, darin Grumbkow sich gegen Reichenbach in höchst absprechendem Ton über gewisse Londoner Machenschaften äußert, und er fordert nochmals Grumbkows Entfernung. Friedrich Wilhelm ist empört über die taktlose Frechheit des jungen Herrn. Er hat doch schon vor Wochen, um des lieben Friedens willen, seinen Residenten Reichenbach aus London abberufen, und daß man ihm nun noch den alten, aufgewärmten Kohl vorsetzt und sich in seine inneren Staatsaffären mengen will, das ist denn doch zu viel!

Ohne es geleſen zu haben, wirft er das Schriftſtück dem Engländer vor die Füße und ſtürmt mit dem Ausruf: „Ich hab genug von dem Scheißkram!!“ aus dem Zimmer, — wobei er eine militäriſche Kehrtwendung macht, von der Hotham ſpäter behauptet, es ſei ein Fußtritt gegen ihn geweſen.

Der hitzige Sir fühlt nicht nur ſich, er fühlt auch ſeinen königlichen Herrn, ja das ganze Inſelreich durch dieſe Szene beleidigt und beſchimpft: er macht, ſchlechter Seelenkenner, der er iſt, aus einer Aufwallung eine Staatsaktion und verbirgt ſein diplomatiſches Ungeſchick hinter der hochmütigen Faſſade tief gekränkter Würde. Vergebens beſchwören ihn die Königin und der Kronprinz, noch zu bleiben und alles wieder einzurenken; Sir Charles Hotham findet aus der Rolle des Gekränkten nicht mehr heraus! Ohne Abſchied reiſt er aus Berlin, und damit ſind auch Wilhelminens nahe Hoffnungen wieder ins Ungewiſſe zerflattert. —

In ſeinem Schloßkaſtellan und Kammerdiener Eversmann beſitzt der König einen Vertrauten, der ihn über alle Vorgänge im Schloß unterrichtet, und namentlich ſeit der Kaſtellan ihm hinterbracht hat, daß die Königin bemüht ſei, ihn mit Geld auf ihre Seite zu ziehen und als Spion gegen Seine Majeſtät zu benutzen, — ſeitdem hat der treue Diener Ohr und Herz ſeines Herrn ebenſo für ſich gewonnen wie Wilhelminens und der Mutter ohnmächtigen Haß. Auf Eversmanns Rat wird jetzt der Leutnant von Katte aus der Liſte des Reiſegefolges geſtrichen und durch einen andern Offizier erſetzt: eine bittere Enttäuſchung für den Kronprinzen, dem jetzt nur noch der blutjunge Page Keith als Vertrauter für die Reiſe bleibt. Fritz weiß auch nicht, daß der König drei bewährte Offiziere, die Generale von Buddenbrock und von Waldau, beſonders aber den Oberſten von Rochow, angewieſen hat, ihn während der Reiſe ſchärfſtens zu beobachten und zu bewachen.

Über Wittenberg und Leipzig geht die Fahrt nach Süden: auf Schloß Meuſelwitz im Sächſiſchen empfängt Seckendorff als Hausherr den königlichen Gaſt, bewirtet ihn und ſein Gefolge fürſtlich und ſchließt ſich — beſſer iſt beſſer! — der poli-

tiſchen Rundreiſe an. Über Altenburg und Saalfeld gehts nach Coburg, wo man die Herzoge Joſias und Chriſtian Ernſt beſucht, und weiter über Bamberg, wo der Landesherr, Kardinal-Biſchof von Sinzendorff, leider nicht anzutreffen iſt, da er als kaiſerlicher Miniſter in Wien amtiert. Der König bedauert, den geiſtlichen Herrn nicht ſprechen zu können; er hätte ihm gern einige kräftige Worte über die Machenſchaften ſeines liebwerten Herrn Bruders in Chriſto geſagt, des Erzbiſchofs Firmian von Salzburg, der neuerdings die Proteſtanten in ſeinem Lande durch die Jeſuiten heimſuchen und quälen läßt. Nun, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben! — Über Erlangen und Nürnberg, die frühere Heimat der Hohenzollern, gelangt man nach Ansbach, und hier, bei ſeiner geliebten Tochter, verbringt der König zwei glückliche Tage, erfreut ſich als angehender Großvater an Friederikens geſegnetem Zuſtand und ermahnt, angeſichts des rieſigen noch unvollendeten Schloßbaues, ſeinen markgräflichen Schwiegerſohn zur Sparſamkeit und guten Hauswirtſchaft. — Hier in Ansbach empfängt der Kronprinz einen Brief von ſeinem Freund Katte, durch des Leutnants Burſchen aus Potsdam überbracht: wichtige Ratſchläge für die Flucht!

Auf der Weiterfahrt ſitzt Fritz geiſtesabweſend und grübelnd neben dem maſſigen Vater in der Kutſche; er beneidet die Dragoner, die neben der Wagenreihe einherſprengen. Säße *er* zu Pferde wie die Kerls da draußen: ein Sprung mit dem Gaul ins Waldesdickicht, und er wäre verſchwunden —!

In Feuchtwangen nimmt man kurzen Aufenthalt bei des Ansbachers durchlauchtigter Frau Mutter, einer alten, kränkelnden Dame, und wie der Kronprinz ſich hier bei Tiſch ungeſchickt benimmt, worüber die Durchlaucht einen Anfall bekommt, da wird er vom Vater hinterher fürchterlich gerüffelt. Kaum allein in ſeinem Zimmer, ſchreibt er an Katte, er könne mit der Flucht nicht mehr bis Weſel warten; er halte die Schinderei nicht länger aus und werde ſchon über den Rhein nach Frankreich flüchten; Katte ſolle ſich dort, auf einem beſtimmten Schloß, mit ihm treffen! — In der Aufregung und Eile adreſſiert der Prinz das Schreiben „über Erlangen“, vergißt

aber, den Beſtimmungsort Berlin dazuzuſetzen, und der Kurier liefert es in Erlangen an einen Hauptmann von Katte ab, der dort als preußiſcher Werbeoffizier ſich aufhält und von den Machenſchaften ſeines Vetters in Berlin keine Ahnung hat, ſie aber nun bekommt.

Über Augsburg geht es nach Stuttgart und Mannheim. Überall an den Höfen hat der König wichtige Beſprechungen, die für Kaiſer und Reich gegen das franzöſiſch-engliſche Bündnis werben und daneben auch die leidige Frage der Erbfolge in Jülich-Berg klären ſollen. Der Kronprinz indes hat in Ludwigsburg Gelegenheit gefunden, ſich heimlich Zivilkleidung ſchneidern zu laſſen; Rochow hat es beobachtet, ſchweigt aber vorerſt noch.

Das letzte Nachtquartier vor Mannheim will der König in Sinzheim nehmen. Doch da bei der glühenden Hitze — man ſchreibt den 3. Auguſt — die Wagen auf den ſandigen Fahrwegen nur langſam voran kommen, beſtimmt er, daß man ſchon vorher, im Dorf Steinfurt, übernachte, und er läßt in einigen luftigen Scheunen die Nachtlager herrichten. Ein neuer Schlag für den Kronprinzen: er hat in Sinzheim ſich durch Keith die Pferde beſorgen laſſen und mit ihm über den nahen Rhein nach Frankreich entweichen wollen —! Nun, der Junge wird auch in Steinfurt ein paar Gäule auftreiben! Er beſpricht alles aufs Genaueſte mit dem Pagen: wann er ihn wecken, wo er die Pferde bereit halten ſolle. Sein Degen werde aufrecht vor ſeinem Lager im Stroh ſtecken: daß Keith ja keinen Falſchen wecke —!!

Keith weckt verſehentlich den Falſchen: Fritzens Kammerdiener Gummersbach. Der tut, als ſchlafe er weiter; er ſieht, wie der Kronprinz aufſteht und ſich in Zivilkleidung entfernt, und jetzt weckt er Rochow, der neben des Prinzen Lager ſchnarcht, und dieſer weckt die andern Offiziere. Rochow, Waldau und Derſchau finden den Prinzen in einem roten Roqnelor draußen an einem Packwagen, wie er ſich auf das Pferd ſchwingen will, das Keith ſoeben heranführt. Sie beſchwören den Thronfolger, von ſeinem unmöglichen Vorhaben abzuſtehen, und wie er ſich harmlos ſtellt, ſagen ſie ihm ſeinen Fluchtplan auf den Kopf zu, geben

aber zugleich ihr Ehrenwort, gegen den König von allem zu schweigen, wenn Seine Königliche Hoheit sofort wieder die Uniform anziehe und sich zur Weiterreise bereit halte. Gummersbach wird zu Stillschweigen verpflichtet.

Friedrich sieht seinen Plan für diesmal vernichtet, sieht sich in den Händen der Offiziere, läßt aber den Mut nicht sinken: in Mannheim muß es gelingen, notfalls mit Gewalt: sicherlich werden beim Kurfürsten allerlei französische Offiziere aus der nahen Festung Landau zu Gaste sein!

Der junge Page aber ist durch die Vorhaltungen der Generale aufs schwerste in seinem Gewissen erschüttert, und nachdem ihn Friedrich während des Mannheimer Aufenthalts abermals bedrängt hat, Pferde zu beschaffen, bricht Keiths Spannkraft zusammen: er wirft sich vor dem König nieder und gesteht alles, was er von des Prinzen Plänen weiß. Friedrich Wilhelm ist starr; das ungeheuerliche Vorhaben des Sohnes drückt so wuchtig auf ihn, daß er sich nicht einmal in wohltätigem Jähzorn befreien kann. Auch ist er hier im Ausland, hat kein Machtmittel. Es gibt nur eines: raschestens auf preußisches Gebiet mit dem Schurken von einem Deserteur!! — Eiskalt in seiner geronnenen Wut läßt er den Obersten von Rochow kommen und gibt ihm, bei Haftung mit seinem Kopf, den Befehl, den Kronprinzen nach Wesel zu bringen, — lebend oder tot!!

Lebend oder tot —!

Der Page Keith erhält Verzeihung.

In Frankfurt erreicht den König ein Kurier des Rittmeisters von Katte aus Erlangen; er bringt ihm Friedrichs Brief, der nicht an den Frennd, sondern an dessen Vetter gelangt ist, und jetzt überblickt der Vater den weit ausgesponnenen Fluchtplan des Sohnes. Erfüllt von furchtbarster Bitterkeit reist er, nunmehr zu Schiff, mit dem Entarteten rheinabwärts: gleich einem bleigrauen Riesengewitter, das nicht zur Entladung kommen kann, lastet er auf seinem Gefolge, auf dem qualvoll geduckten, noch in der Verzweiflung trotzigen Wesen des Jünglings, dem aus jedem Blick seiner Umgebung der Vorwurf ‚Hochverräter!'

entgegen ſtarrt. Wenn doch der König ſpräche! Wenn er doch tobte, brüllte, ſchlüge, wilder denn je: es wäre eine Wohltat, eine Erlöſung!

Aber der König ſchweigt.

Entſetzlich, unerträglich, faſt tödlich iſt dieſe tagelange Fahrt rheinabwärts, durch Deutſchlands ſchönſte Gaue.

Am 11. Auguſt iſt Weſel erreicht: endlich preußiſcher Boden! Des Königs erſte Frage: „Wo iſt der Leutnant von Keith??“ — Keith iſt geflohen; rechtzeitig gewarnt, iſt er nach Holland entkommen und wird wohl ſchon gen England ſchwimmen. Friedrich atmet auf — zum erſten Mal ſeit vielen Tagen. Was tut es ihm, daß er ſofort in Arreſt geſetzt wird? Keith und Katte haben ſich inzwiſchen retten können; das iſt die Hauptſache. Er ſelber iſt Königsſohn, iſt Kronprinz; der eigene Vater hat ihn ja zum Äußerſten getrieben — wer alſo will ihm etwas anhaben? Mehr als er unter dem Bullen bisher gelitten hat, wird er auch künftig nicht leiden können, nun das unbegreifliche Fatum ihm die Flucht in Freiheit und Freude verwehrt hat. Und bei ſeinem erſten Verhör durch den König und die Offiziere bekennt er, daß er ſich der entwürdigenden Behandlung ſeitens Seiner Majeſtät durch die Flucht habe entziehen wollen; auf Befragen gibt er die Leutnants von Keith und von Katte — ſonſt niemanden — als ſeine Mitwiſſer und Helfer an. Er weiß ja nicht, daß der Befehl zu Kattes Verhaftung längſt erteilt iſt, und daß der Freund, obwohl der gutmütige General von Pannewitz ihm einige Stunden Zeit zur Flucht gelaſſen, nicht rechtzeitig mehr aus Berlin hat entweichen können, weil ein beſonderer Sattel, in dem er des Prinzen Gelder fortſchaffen wollte, zu ſpät bei ihm abgeliefert worden iſt. —

Schneidend, ſchier erwürgend zerrt die Spannung zwiſchen Vater und Sohn während der Verhöre in Weſel: Friedrich hält ſich an ſeinem geheimen Stolz aufrecht, und wie der König ihn anbrüllt, er ſei ein feiger Deſerteur ohne Ehre, da gibt er zurück: „Ich habe genau ſo viel Ehre wie Sie!!“ — Hätte der Feſtungskommandant, General von Moſel, ſich nicht vor den Arreſtanten geſtellt, der König würde den Trotzlümmel mit

ſeinem Degen durchbohrt haben. Um ſich ſelber künftig vor derlei Anfechtungen zu bewahren und vom Anblick des elenden Lumpen frei zu werden, befiehlt er dem General von Buddenbrock, den Prinzen gefänglich nach Küſtrin zu bringen; auf der Fahrt dorthin dürfe er hannoverſches und heſſiſches Gebiet nicht berühren, da ſonſt Befreiungsverſuche dieſer Mächte, mit denen der Arreſtant konſpiriere, zu gewärtigen ſeien! Auch dürfe nur auf freiem Feld umgeſpannt und zu den Mahlzeiten angehalten werden, damit der Transport jederzeit vor Überraſchungen geſichert ſei. Im Küſtriner Schloß ſei der Gefangene eingeſperrt zu halten und ſtärkſtens zu bewachen; Beſuche dürfe er nicht empfangen; als Lektüre ſolle ihm nur die Bibel erlaubt ſein.

Seufzend macht ſich Buddenbrock auf die traurige Fahrt.

Die Königin läßt Friedrich Wilhelm zunächſt durch einen Brief, den er an Frau von Kameke richtet, ſchonend auf alles vorbereiten; doch wenige Tage ſpäter reißt ihn die Empörung wieder fort, und er ſchreibt an Sophie Dorothea: „Ich habe den Schurken, den Fritz, feſtnehmen laſſen und werde ihn behandeln, wie es ſein Verbrechen verdient: er hat mich und mein ganzes Haus entehrt; ein ſolcher Elender verdient nicht mehr zu leben!“

Nicht lange danach macht er ſich auf die Heimreiſe.

Mutter und Schweſter des Unglücklichen ſind aufs fürchterlichſte beſtürzt: nicht nur um Fritz erfüllt ſie qualvollſte Angſt; ſie müſſen um ihr eigenes Leben bangen, wenn ihre Mitwiſſerſchaft, ja gar ihre Mittäterſchaft zu Tage kommt. Wo mögen nur die Briefe ſein, die ſie in den letzten Monaten an Fritz geſchrieben haben? Ob er ſie noch vor der Abreiſe verbrannt hat? Ob er ſie an Katte zur Aufbewahrung gegeben hat?? Kattes geſamtes Hab und Gut iſt bereits verſiegelt; doch es gelingt, aus ihm die Schatulle frei zu bekommen, in der die Hunderte von belaſtenden Briefen verwahrt ſind. Die Königin und Wilhelmine erbrechen den verſiegelten Kaſten, und während der Tage, die noch bis zu des Königs Ankunft vergehen, verbrennen ſie alle Briefe von ihrer Hand und erſetzen ſie durch neu geſchriebene,

harmlose Schreiben: tagelang kritzelt Wilhelmine auf altem Papier die belanglosesten Klatschereien zusammen, angsterfüllt auf die Ankunft des Vaters lauschend. Endlich ist es geschafft; die Briefe werden eingeordnet, die Schatulle wird mit einem Petschaft, das Katte einmal im Schloß verloren hat, neu versiegelt und bereitgestellt: jetzt mag der Wüterich heimkommen und über die Dokumente herfallen; — was kann so ein grober Mann gegen Weiberlist ausrichten?!

Finster glühend kommt Friedrich Wilhelm am 28. August in seine Hauptstadt zurück, und kaum ist er da, so jagen sich die schrecklichsten Auftritte, die peinlichsten Verhöre, die grimmigsten Maßnahmen: es zeigt sich schon bald, daß ein größerer Kreis von Höflingen und Beamten um den Fluchtplan gewußt, ihn gefördert oder doch verschwiegen hat. Rücksichtslos, mit äußerster Strenge packt der König zu: Maitre Duhan de Jandun wird eingesperrt; der Kammerherr von Montolieu, der dem Kronprinzen Geld geborgt und sich inzwischen aus dem Staub gemacht hat, — desertiert ist! sagt der König — wird im Bilde gehenkt; der Leutnant von Spaen kommt auf Festung. Die erste Hofdame der Königin, ein Fräulein von Bülow, wird vom Hofe verwiesen, weil sie mit dem englischen Gesandten konspiriert hat, und sie zieht auch ihren Liebhaber, den Minister von Knyphausen in ihren Sturz hinab: er muß gehen; an seinen Platz im Auswärtigen Amt tritt Herr von Podewils, ein Schwiegersohn von Grumbkow. — Die hübsche Doris Ritter, des Potsdamer Kantors sechzehnjährige Tochter, wird öffentlich ausgepeitscht und an den Pranger gestellt, weil sie mit dem Kronprinzen ein Verhältnis gehabt, — von dem Eingeweihte sagen, es sei völlig unschuldig gewesen.

Späne, viele kleine Späne, die unterm großen, zornigen Hobel fallen —!

Doch wie steht's mit des Muttersöhnchens liebevoller Mutter? Mit des Flötenbläsers harfenseliger Intima-Schwester?? Fieberhaft sucht der König nach den verräterischen Briefen, die doch da sein müssen; aber er findet nur Harmloses. Indes, der Königin und Wilhelminens schuldbewußte Gesichter reden eine

klare Sprache; ihr ſchlechtes Gewiſſen zeigt, daß ſie mit im Komplott geſteckt! — Alſo wird Sophie Dorothea gezwungen, ihr Schlößchen Monbijou zu verlaſſen und im Schloß zu wohnen; Wilhelmine aber, das verſtockte Lügenmenſch, bekommt Stubenarreſt, darf Mutter und Geſchwiſter wochenlang nicht ſehen. Da ſitzt ſie nun in ihrem Zimmer, an ihrem ſchwungvoll-zerbrechlichen Tändelſchreibtiſch, über ihrem Tagebuch, und füllt Seiten um Seiten mit böſen, ſarkaſtiſchen, höhniſchen Auslaſſungen über ihr verpfuſchtes Leben. Einträänken wird ſie's dem Vater, dem Wüterich, dem Tyrannen: der Nachwelt wird ſie ihn ſchildern in Farben, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm annähme, wenn er dann — ſpäter einmal, ſpäter, nachdem ihre Memoiren erſchienen ſind! — noch auf dieſer Erde weilte! — Jammern und Seufzen, Weinen und Schluchzen ſtöhnt durchs große Schloß; ſchreckensbleiche Geſichter geiſtern herum; keiner traut keinem mehr: alles ſchleicht, bedrückter noch und ſcheuer als zu des unſeligen Clements Zeiten, durch die ſchweigenden Flure, dem finſtern Herrſcher angſtvoll aus dem Wege.

Doch er, der Gefürchtete, Gemiedene, Verwünſchte, — er iſt der Traurigſte und Zerriſſenſte von allen, die er ſtrafen muß; denn er iſt von ſeinem Gott am fürchterlichſten geſtraft: geſchlagen mit einem entarteten, verbrecheriſchen, hochverräteriſchen Sohn! Nicht hinweg kommt er über die grenzenloſe Schande, die ſein eigen Blut über ihn gebracht, und in düſterem, hoffnungsloſem Kreislauf wirbeln ſeine Gedanken um den erſchütterten Bau ſeines Lebens: zwanzig Jahre unermeßlicher Arbeit und Plage ſind umſonſt geweſen, wenn dieſer Bau jetzt einſtürzt! Gott im Himmel, was hab ich nur geſündigt, daß mein leiblicher Sohn zum Deſerteur hat werden können?! Viele hundert Male hab ich die Todesſtrafe verhängt über meine Deſerteurs; dürft ich da vor dem elenden Leben meines Sohnes zurückſchrecken, damit der gemeine Mann kann ſagen: da ſehet an: ſeine eigene Brut ſchonet er!! Und wenn es nur einfache Deſertion wäre, — das gäb ein einfach Verfahren! Aber es iſt ja viel, viel ſchlimmer: Hoch- und Landesverrat iſt es, Konſpiration mit auswär-

tigen Mächten, zum Verderben des eigenen Vaterlandes! Mit England hat der Schurke verhandelt; in Frankreich hat er wälſche Helfershelfer gehabt, die ihm nach England hätten weiterhelfen ſollen, zu dem verhaßteſten Kerl, den ich auf dieſer Welt kenne: zu meinem Todfeind Georg! Der preußiſche Kronprinz ſchlägt ſein politiſches Lager in London auf, hetzt gegen den eigenen Vater, und ganz Europa reckt die Krallen aus den Scheiden! Bei ſämtlichen Teufeln in der Hölle: unerträglich iſt es, dies alles bis ans Ende zu denken!! Nur *eines* wäre noch ſchlimmer als das, was der Lump getan: wenn er ſelber, der König, aus ſeinem Lande deſertiert wäre! Niemals darf der Fritz in Preußen König werden; das verfluchte franzöſiſche Blut in ſeinen Adern würde der Vorfahren Werk verſchandeln! Aus der Thronfolge wird er ihn ausſtoßen, wie er ihn aus dem Heer ausgeſtoßen hat, und er wird ſich den kleinen Auguſt Wilhelm heranziehen zu ſeinem Nachfolger! Aber auch *der* hat ja das wälſche Blut; alle ſeine Kinder haben es: — was ſoll er nur tun, um Gottes willen?!

Mitten in tiefer Nacht fährt der gepeinigte Vater aus quälendem Halbſchlaf empor, ſpringt auf, ſchellt nach Brandthorſt, läßt ſein Pferd ſatteln und jagt durchs ſchweigende Dunkel allein von Berlin nach Wuſterhauſen, — den wohlvertrauten Weg, den er ſo ungezählte Male geritten. In dieſer Stunde aber reiten grinſende Teufel neben ihm durch die ſchwarze Finſternis, und wenn die Teufel einmal von ihm ablaſſen, dann hört er die mahnende Stimme des Deſſauers und des alten Natzmer, die ihm heute geſagt, vor dem Leben ſeines Sohnes ſtoße auch königliche Macht auf eine Schranke! Buddenbrock iſt wieder da und ruft: „Nehmen Eure Majeſtät *mein* Blut hin; das des Kronprinzen bekommen Sie nicht, ſolange ich noch atme!“ — Und die Hofmeiſterin von Kameke in ihrer perlgrauen Robe ſitzt hinter ihm auf dem Gaul, hält ſich zornig an ihm feſt, ſo wie ſie ſich geſtern an ihn geklammert, als ſie ihm vom Buch der Geſchichte, vom Brandmal auf ſeiner Stirne, von Philipp und Don Carlos geſprochen. — Würdige alte Dame, was weißt du von den Qualen eines Vaters, was von männlicher Verant-

wortung nnd Ehre?? Was du mir da ſagſt, das alles hab ich in dieſen Wochen ſchon hundertmal erwogen, geprüft und wieder verworfen! Du meinſt, ich ſei jähzornig, ſei ein unbeherrſchter Tyrann?! Ach, meine Gute: den Jähzorn hab ich ſchon zu Weſel hinter mich geworfen, und wenn ich unbeherrſcht wäre, dann hätt ich den Lumpen längſt erſchlagen! Gerade *weil* ich meine Sentiments bändige und nach einem gerechten Spruch ſuche, werd ich ja ſo grauenhaft gefoltert!

Er kommt nach Wuſterhauſen, ſprengt klappernd auf den nächtlichen Schloßhof; nicht hört er den Herbſtwind in den Lindenwipfeln rauſchen, nicht lauſcht er dem vertrauten Plätſchern der kleinen Fontäne! Er trommelt den erſchrockenen Kaſtellan, den frommen Mucker, aus dem Bett; er wirft ſich wortlos auf ſein Lager! Doch ſchon vor Morgengrauen jagt es ihn wieder nach Berlin zurück, und während zur gleichen Stunde ſein Sohn Fritz in tiefem, geſundem Schlaf auf ſeiner Küſtriner Pritſche liegt, zerrt am König die Qual, die entſetzliche Qual der letzten, unabänderlichen Entſcheidung.

Er ſucht Erlöſung auf der befreienden Hetzjagd, und wirklich: für etliche Stunden laſſen die Dämonen von ihm ab. Doch am zweiten Tag gerät er in einen Sumpf, ſtürzt und verletzt ſich am Knie —: da ſchießt ihm der Gichtfluß wieder durch die Glieder, daß er brüllend zuſammenſinkt und heimgetragen werden muß. Im Rollſtuhl verbringt er die nächſten Wochen, — die ſchlimmſten, ſchickſalsſchwerſten Wochen ſeines Lebens. Grumbkow, nach Küſtrin geſchickt, kommt zurück mit der Meldung, des Prinzen Trotz ſei ungebrochen; er habe erklärt: wenn er durch Bitten aus dem Arreſt freikommen könne, dann werde er wohl ſehr lange im Arreſt bleiben müſſen! — Wie er dies vernommen, weint der Vater lange Zeit in ſeinem Stuhl. Könnt er doch nur aufſtehen, ſich die fürchterliche Erregung weglaufen! Aber die grauſame Krankheit hält ihn ſchmerzhaft gefeſſelt; erſt am 25. Oktober kann er ſich wieder frei bewegen.

Und an eben dieſem Tage tritt im Cöpenicker Schloß das Kriegsgericht zuſammen. Nach preußiſchem Brauch iſt es beſetzt mit drei Generalmajoren, drei Oberſten, drei Oberſtleutnants,

drei Majoren und drei Hauptleuten; den Vorsitz führt der Generalleutnant Achaz von der Schulenburg. An den beiden ersten Sitzungstagen werden die Akten vorgelesen; am 27. Oktober soll das Urteil über den Oberstleutnant Fritz gefunden werden; doch die Richter erklären sich einstimmig für „unvermögend, in einer Sache einen Spruch zu fällen, so hauptsächlich eines großen Königs Zucht und Potestat über seinen Sohn betreffe; in den Kriegsartikeln sei nichts enthalten, was auf diesen Fall passe." — Am nächsten Tag wird das Urteil über die beiden Mitschuldigen gefällt: der Leutnant von Keith wird, da er tatsächlich desertiert ist, einstimmig zum Tode verurteilt; über den Leutnant von Katte sind die Stimmen geteilt: die Hälfte der Richter ist für den Tod, empfiehlt jedoch den Verurteilten der königlichen Gnade; die andere Hälfte stimmt für lebenslängliche Festungshaft. Der Vorsitzende gibt durch seine Stimme den Ausschlag für das mildere Urteil, und dieses wird Seiner Majestät zur Prüfung vorgelegt.

Der König vermag sich dem Urteil über Katte nicht anzuschließen. Wenn er diesen Hochverräter, der sich mit fremden Mächten eingelassen, obgleich er als Gardeoffizier ihm doppelt verpflichtet gewesen, — wenn er diesen Anbeter der neuen Sonne jetzt schont, dann kann er sich in Zukunft auf keinen Diener mehr verlassen, der ihm den Treueid geschworen. Also verweist er den Spruch ans Kriegsgericht zurück; dieses tritt am 31. Oktober nochmals zusammen, kommt aber zu der gleichen Erkenntnis. Jetzt entscheidet der König dahin, daß ihm als dem Kriegsherrn das Recht zustehe, Urteile zu schärfen oder zu mildern, was schon daraus hervorgehe, daß jeder Spruch seiner Bestätigung bedürfe. Und nachdem er drei Tage lang mit sich zu Rate gegangen, schärft er die Erkenntnis gegen Katte auf Todesstrafe, zu vollziehen durchs Schwert.

Gewaltige Erregung verbreitet sich durchs Königreich. Wenn der König schon bei dem verführten Mitschuldigen so unerbittlich das Urteil schärft, wie wird er sich erst gegen den hauptschuldigen Sohn stellen, dessen Schicksal in seinen Händen liegt?? — Der Kaiser und mehrere Reichsfürsten legen Fürbitte für den

Kronprinzen ein; ihnen freilich geht es weniger um den leichtsinnigen jungen Herrn als um das fürchterliche Exempel, das womöglich Schule in Europa machen könnte —!

Dem königlichen Vater geht es nur um Gerechtigkeit. Wie der uralte Graf Wartensleben, des Leutnants von Katte Großvater, sich Zutritt bei Seiner Majestät verschafft und um Gnade für den Unglücklichen bittet, da findet Friedrich Wilhelm das endgültige Wort: „Ich habe euerm Enkel, lieber Graf, sagen lassen, das Urteil tue dem König l e i d; aber es sei besser, der von Katte sterbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt komme!“ — Lange und eindringlich blickt er dem alten Generalfeldmarschall ins zerfurchte Gesicht. Denkt er wohl an den Kampf, den er vor zwanzig Jahren, als munterer Kronprinz, gegen die drei Grafen geführt hat, von denen dieser hier übrig geblieben, um nun, an der Schwelle des Todes, noch einmal den Weg zu ihm zu finden? Denkt er daran, daß der Verurteilte dieses uralten, gebeugten Mannes Hoffnung und Stolz gewesen? Daß zur Stunde im fernen Königsberg die Eltern und Geschwister um das schon verfallene Haupt des Schuldigen bangen und zittern?? — Mit leiser, tief ernster Stimme sagt er: „Wehe den Vätern, die da mißratene Söhne haben; dreifaches Wehe aber d e m Vater, der da König ist eines ganzen Landes: nicht darf er nach seinem Herzen tun, wenn das Reich soll bestehen bleiben!“

Stumm geht der Feldmarschall aus der Majestät Gemach, hinaus in den nebelnden Herbsttag.

Jetzt wird Katte von Berlin nach Küstrin überführt; sein Gnadengesuch ist vom Obersten Kriegsherrn abgelehnt worden. Am 6. November soll er hingerichtet werden, und der König befiehlt, daß der Kronprinz von seinem Zellenfenster aus der Hinrichtung zuzuschauen habe: es ist das Allerhärteste, was er dem Sohn antun kann; Sterben wäre milde dagegen! Doch der harte Trotz des Empörers kann nur durch das allerhärteste Mittel gebrochen werden: hier hält der König — nicht mehr der Vater — die letzte Möglichkeit in Händen, aus dem lüsternen Schwärmer einen M a n n, aus dem selbstsüchtigen Privat-

jüngelchen einen Fürſten zu prägen. Mißlingt auch dieſer eiſerne Verſuch, dann — —!

Der König denkt den Gedanken nicht zum Ende. Noch nicht —!

Jetzt erſt trifft er die Entſcheidung über den eigenen Sohn — dahin, daß er bis auf weiteres in ſtrenger Feſtungshaft zu bleiben habe, daß ihm aber das Leben nicht ſolle genommen werden, da Seine Majeſtät Gnade vor Recht ergehen laſſen und ihm Gelegenheit geben wolle, ſein gottloſes Herz in aufrichtiger Zerknirſchung zu ändern. —

In Wuſterhauſen erwartet Friedrich Wilhelm die Nachricht von der Vollſtreckung des Urteils, und er ſchaut zufrieden drein, wie ihm gemeldet wird, der von Katte ſei heldenmütig und chriſtlich geſtorben unter den Augen des Kronprinzen.

Der Feldprediger Müller, der Kattes letzte Stunden geteilt und nach des Leutnants Hinrichtung lange mit dem Kronprinzen geſprochen hat, kann dem königlichen Vater melden, daß ſein Sohn ſich in aufrichtiger Reue zu beſſern gelobt habe; auch ſei keine Verſtellung mehr bei ihm wahrzunehmen. — Glücklich, überglücklich fühlt Friedrich Wilhelm den fürchterlichen Panzer, den er ſo lange hat tragen müſſen, von ſeiner befreiten Bruſt abſinken, nnd er läßt dem Sohn, dem Erben ſeiner Krone, ſagen: „Er könne zwar noch nicht gänzlich den Kronprinzen pardonnieren, wolle ihn aber aus dem ſcharfen Arreſt entlaſſen, wenn er vorher einen körperlichen Eid darauf ablege, dem königlichen Willen ſtrikt und gehorſamlich nachzuleben und in allen Stücken zu tun, was einem getreuen Diener, Untertan und Sohn gebühre."

— — — — — — — — —

Am 19. November 1730 leiſtet der Kronprinz in Gegenwart der Generale von Grumbkow und von Glaſenapp den Eid, und jetzt erhält er die Erlaubnis, ſich innerhalb der Feſtung frei zu bewegen. Der König hat befohlen, daß er als jüngſter Auskultator auf der Küſtriner Kriegs- und Domänenkammer ſich mit der geſamten Verwaltung vertraut zu machen habe:

„Fritz soll nicht bloß unterschreiben; er soll selber arbeiten!"

Arbeiten wie sein Vater —!

Arbeiten wie jeder Tagelöhner, — mehr als der letzte Tagelöhner:

Sonst wird er niemals ein König werden!

XI.

Noch nicht ſterben!

Das Leben geht weiter.

Der Dienſt geht weiter.

Notwendigkeiten erheben heiſchend die Geſichter und wollen gewendet ſein; Entſcheidungen wollen raſch getroffen, Mißſtände wollen gründlichſt beſeitigt, Erforderniſſe wollen in Befehle umgeprägt ſein: was kümmern ſie die Seelennöte eines Vaters? Er iſt König, er hat zu entſcheiden, zu erledigen; eigene Schmerzen darf er ſich nicht leiſten!

Alſo reingeſchlupft in die Überziehärmel, vorgebunden das Schnurzfell, her mit den Akten, cito, cito!! — Nur wenige Wochen lang hat das große Rad der Staatsmühle ſtillgeſtanden, da ihm der ſonſt ſo ruheloſe Mühlbach eingefroren geweſen, und totes Schweigen hat lähmend durchs unbewegte Triebwerk gegeiſtert. Jetzt iſt das Eis geſchmolzen, der Bann gebrochen: knarrend und ächzend beginnt das alte ſchwere Rad ſich wieder zu drehen, ſchneller, immer ſchneller, — und nicht lange, ſo klappert das Getriebe wieder munter im gewohnten Takt. —

In den erſten Apriltagen ſiedelt der König, wie alljährlich, nach Potsdam über und richtet ſich mit ſeinem Gefolge in den vertrauten Räumen ein, aus denen man die muffige Winterkälte hat entweichen laſſen. Wenn Rex jetzt aus ſeinem Arbeitszimmer, über den Exerzierplatz hinweg, aufs abendliche Schattenbild ſeiner Stadt blickt, dann fehlt ihm etwas vor dem weſtlichen Himmelsrand: der dunkle Umriß der Garniſonkirche. Im vergangenen Herbſt hat man ihren Bau niedergelegt. — Wie ſagen doch die langen Kerls, wenn ihnen eine Laus über die Leber geloffen? Das verfluchte Potsdorf! ſagen ſie. Nun, wenn erſt die neue, ſchönere Garniſonkirche da drüben in den Himmel aufragen wird, — der König ſchließt die Augen und ſtellt ſich

die Anmut des hohen, ſchlanken Turms vor den einbildungsſtarken Blick — dann wird aus dem Potsdorf wieder Potsdam geworden ſein, und ein viel ſchöneres als bisher! —

Kalt und wetterwendiſch kommt heuer der April übers Land; heimtückiſch blaſen ſcharfe, näſſelnde Winde übers Waſſer, und wer nicht abgehärtet iſt gegen ihr feindſeliges Spiel, den blaſen ſie aufs Krankenlager. So auch den Baron von Gundling, den vielgeplagten Stubenhocker und Humpenſchwinger. Was tauſendfältiger Ärger und Verdruß, was jahrelange Überarbeitung am Schreibpult und eine ſchier märchenhafte Trunkſucht nicht fertig gebracht haben, das ſchaffen jetzt die Aprilwinde: ſie bringen ihn zur Strecke.

Friedrich Wilhelm ſitzt am Bett ſeines Vielliebchen und Getreuen; hinter ihm ſteht der Leibarzt Dr. Brandthorſt und zuckt hoffnungslos mit den Schultern: Lungenentzündung. Nichts mehr zu machen.

Rex ſchickt den Doktor aus dem Zimmer und bleibt mit dem Kranken allein. Bekümmert ſchaut er auf das knollige Haſengeſicht, das nun ſo verfallen und blaß im Kiſſen liegt; bekümmert lauſcht er dem Röchelatem des Todgeweihten.

„Gundling", ſagt er zärtlich, „er wird mir doch nicht wegſterben wollen? Das tut er uns doch nicht an?! Wo wir uns ſchon ſo darauf gefreut haben, ſeinen ſechzigſten Geburtstag in aller Glorie zu begehen?!"

Der Kranke dreht den Kopf auf die Seite und ſchaut ſeinen königlichen Herrn aus perglaſten Augen an. Mühſam bringt er hervor: „Eurer Majeſtät untertänigſter Knecht — ſo Gott will, — bald in einer höheren Glorie, allwo — keine Geburtstage mehr — und auch, leidergottes, keine Bouteilles à discretion — aus Dero allerhöchſtem, allertiefſtem Keller — wofür ich übrigens — Eurer Majeſtät in unauslöſchlicher Dankbarkeit — obligieret bleibe bis zum — Jüngſten Tage —!"

„Gundling, wer wird denn unſere Seidenwürmer betreuen, und unſere Zeremonien, und unſere Halberſtädter Regierung, und unſere Akademie der Wiſſenſchaften, — wenn er ſich aus

dem Staube macht!? Wir verbieten ihm das, hört er?! Haben wir ihn etwa zu unſerm Kammerherrn ernannt, damit er uns deſertiere?? Er trägt unſern Schlüſſel, Baron!!"

„Einen hölzernen Schlüſſel — von Armeslänge, mit einem Draht um dieſen — vielgeknufften Wanſt geſchnallet, welchſelber nun — in liegender Contenance — ſich einer ungewohnten Ruhe hinzugeben — das nicht alltägliche Plaiſir genießet!" Der Kranke verſucht, ſein verſchmitztes Lächeln aufzuſetzen; doch ihm gelingt nur eine jammervolle Grimaſſe: „Majeſtät haben Ihren — ſchäbigen Knecht Gundling — mit beſagtem Schlüſſel oftmalen weidlich vexieret, — und mit vielem Andern auch; hoffe daher, mit jenem — mir in Bälde das Himmelstor — aufſchließen zu können, — ſubmiſſeſt zu — bemerken —!"

„Wir waren oft gar lieblos gegen ihn, mein alter Freund; wir haben auch vor nunmehr einem Jahr, als wir mit der Kleckmalerei uns zu befaſſen angefangen, ihn nach beſtem Können porträtieret, wobei uns freilich, als wir an ſeine Ohren gekommen, der Pinſel ausgerutſchet, und wir unſern lieben Rat mit zwo Haſenohren behaftet der Nachwelt im Bilde haben überliefert! Aber ich ſchwör ihm, mein beſter Gundling: ſo er wieder auf die Beine kommt, mal ich ihn noch einmal, — dann aber mit zwei Menſchenohren; was ſag ich: mit zwei Engelsohren! Alſo mach er mir und dem Kollegio die Freude, ja!?"

„Werd auch mit denen Haſenohren die Engel ſingen hören, — wohl gar noch vorzüglicher als mit den angeborenen", ſagt der Kranke und fällt erſchöpft auf den Rücken; pfeifend bläſt ſein Atem, und der Puls fliegt im Fieber: es geht zum Ende mit dem alten Zecher —!

„Was kann ich noch für ihn tun, liebſter Gundling? Hat er irgend einen Wunſch??" Der König beugt ſich über ihn, lieſt aufmerkſam bedacht in dem zerſtörten Geſicht vor ihm, an deſſen Zerſtörung er ſelber ſeit Jahren ſo wacker mitgeholfen. Dafür wird er ihm jetzt auch jeden Wunſch erfüllen, ſelbſt den, daß man ihn nicht in ſeinem Faß begraben möge, — ja, ſelbſt d e n —!!

Der Sterbende hat die Gedanken ſeines Herrn erraten. Müh-

ſam wendet er ſein graues Geſicht gegen das Faß hin, das nun ſeit zehn Jahren breit und mächtig hier im Zimmer ſteht — und ſeiner harrt. Jetzt kann er ſogar lächeln! „... Ferne von mir, Eurer Majeſtät das ſardoniſche Plaiſir zu rauben, in Anſehung meines Begräbnuſſes, — zumal doch ein excellent ſolider Behälter vor dieſen ohnwürdigen Madenſack —!" Erſchöpft hält er inne; doch nach einer bangen Weile rafft er ſich noch einmal auf: „Wenn noch — ein Wunſch — zu Gnaden: ein letztes Glas Weins mit Eurer Majeſtät —!"

Friedrich Wilhelm ſpringt auf, eilt hinaus, ruft Brandthorſt: „Eine Bouteille vom beſten Tokayer, und zwei Gläſer! Cito, cito, Johann!!"

Der Tokayer kommt; Rex ſchenkt die Gläſer voll. Brandthorſt ſtützt den Rücken des Sterbenden; der ergreift ſein Glas: „In letzter Devotion: auf — Eurer Majeſtät — königliches Wohl — in tempora omnia —!" und ſtürzt den feurig ſüßen Trank hinunter durch die kampferprobte Kehle. Und ſinkt zurück: ſeine fahlen Wangen ſcheinen noch einmal roſig aufzublühen wie in ſeinen beſten Zeiten. Und jetzt ſind ja auch die Drei wieder beiſammen wie vor vielen Jahren, bei des damaligen Profeſſors erſter Audienz —!

„Halt er mir drüben ein Plätzchen offen, Gundling", ſagt Friedrich Wilhelm erſchüttert. „Und wenn wir uns dann wiederſehen —"

„— dann ſteht, ſo Gott ihm gnädig, — Eurer Majeſtät niederträchtigſter Knecht —" Er verſtummt röchelnd; doch ſein müdes Gehirn jagt fiebernd dem letzten Gedanken dieſes Jammerlebens nach, und jetzt hat es ihn; jetzt formen ihn die vertrockneten Lippen: „— ſteht er ſodann am Himmelstor — mit einem wackern Humpen in der Hand, — Eure Majeſtät mit — gebührendem Zutrunk — zu empfangen —!"

Er läßt das leere Glas fallen, und während es am Boden zerklirrt, ſinkt er ins Reich des Unbewußten dahin: wenige Stunden ſpäter iſt er tot. Man ſchreibt den 11. April 1731.

Der König rüſtet und entwirft in allen Einzelheiten ſeinem

Rat ein Begräbnis, wie die Welt noch keines geſehen. Der Verblichene wird in die prunkvolle Gewandung ſeines Oberzeremonienmeiſter-Amts gekleidet, wird in ſein Faß gelegt und in dieſem einen Tag lang zu jedermanns Schau aufgebahrt. Ein Witzbold hat an die Faßwand gedichtet:

Hier liegt in ſeiner Hant
Halb Menſch, halb Schwein, ein Wunderding:
In ſeiner Jugend klug, im Alter toll,
Des Morgens voller Witz, des Abends immer voll!
Darum ſchrie Bacchus überlaut:
Dies theure Kind iſt Gundeling!

Die ganze Stadt Potsdam hat der König zum Leichenbegängnis befohlen; wer nicht käme, ſollte fünf Taler Strafe zahlen! Und ſo kommen ſie denn alle, alle; ſie wären auch ohne die Androhung gekommen. Den Zug eröffnet mit ihren Lehrern die geſamte Schuljugend; ihr folgt des Verblichenen Lakai, in tiefer Trauer einherſchreitend vor dem jetzt geſchloſſenen Faß, darin der gelehrte Seidenwurm ſich nunmehr verpuppt hat; zwanzig Schneider tragen den runden Sarg auf einer Bahre. Hinter dem Sarg gehen der Schloßkaſtellan und der Rektor der Akademie; ihnen ſchließen ſich ſämtliche Generale und Offiziere der Garniſon an, auch alle Geheimräte, Kriegsräte, Doktoren und Regimentsfeldſcheers. Es folgt der ganze Magiſtrat, die Bürgerſchaft und das Handwerk mit ſeinen Innungen. So bewegt ſich der endloſe Zug aus dem Schloßhof gegen die Kurfürſtliche Freiheit hin, am aufſtrebenden Neubau der Garniſonkirche vorüber, zum Brandenburgiſchen Tor: hier macht er am ſtädtiſchen Schlagbaum Halt. Während das Trauergefolge zurückbleibt, wird das Faß auf einen Bierwagen gelegt und in ſchlankem Trabe nach Bornſtedt gefahren, allwo es im Innern der Kirche beigeſetzt wird.

Die ganze Stadt hat dem Verewigten das Geleit gegeben; nur die Geiſtlichkeit hat ſich geweigert, zu erſcheinen und ihres Amtes zu walten: da die anſtößige und unchriſtliche Form des

Sarges ihre Würde verletze! Also muß Gundlings närrischer Kollege Faßmann die Leichenrede am Faß halten, und er, der den Lebenden so oft und so bitterlich beschimpft hat, findet für den Toten gar würdige Worte.

Der König aber ist entrüstet über den muckerischen Dünkel seiner Prediger: sind doch traurige, humorlose Gesellen! Anstößig, das Faß?? Selber anstößig, die Pfaffen!! Sollten froh sein, bei einem so extraordinären Begräbnis assistieren zu dürfen! Besser per Weinfaß in den Himmel, als in einem Teerfaß in die Hölle, — was solch einem dünkelhaften Pfaffen gar leichtlich kann passieren! — Und er sperrt ihnen für drei Monate das Gehalt. —

Seinem lieben Gundling aber läßt er in der Bornstedter Kirche einen großen, zierlich ausgehauenen Leichenstein setzen, darauf sämtliche Würden und Ämter des Dahingeschiedenen eingeschrieben sind. In des Steines Mitte prangt das freiherrliche Wappen, wie es dem Trefflichen vor Jahren durch die Gnade Seiner Majestät verliehen worden: Drei Pfauenfedern auf blankem Schilde. Jetzt tut Friedrich Wilhelm noch ein Übriges; er läßt dem Wappen zwei Schildhalter beigeben: links die Minerva und rechts einen aufrecht stehenden Hasen. Also bleibet auf dem Grabstein in der Kirche zu Bornstedt der Nachwelt in symbolischer Form überliefert, daß, der hier schlummert, ein hochgelahrter, ein eitler und ein mit Tapferkeit nicht gerade gesegneter Herr gewesen. —

Im Tabakskollegium fehlt Gundling, der Unersetzliche; er fehlt jedem und allen. Was hilft es, daß der König den gelehrten Narren David Faßmann ihm zum Nachfolger ernennt? Dieser Skribent ist nur ein kümmerlicher Ersatz, und außerdem geht er schon nach etlichen Wochen außer Landes: er entweicht heimlich nach Sachsen, da er sich nicht zutraut, auszuhalten, was sein Feind Gundling ausgehalten.

Witzlos droht das Kollegium zu versauern. Seine Majestät sitzt meistens in sich gekehrt; die Stimmung ist ohnehin gedämpft, und hätte nicht Seckendorff, der Nothelfer für alles, einen andern Hofnarren beigebracht, das Salz der Tabagie wäre völlig

dumm geworden. Aber was ist der neue Spaßmacher Großes? Graben zum Stein heißt er; ist einem Tiroler Kloster entlossen und später zur evangelischen Lehre übergetreten; schreibt Traktätchen, schwört auf die Astrologie und bemüht die Gestirne zur Deutung irdischer Angelegenheiten, von denen er ebenso wenig versteht wie von den himmlischen. — Friedrich Wilhelm bändigt sich den Wanderprediger zum Vorleser an und pflegt ihn „Herr Astralicus" zu nennen. Daß Seckendorff, der Vielverreiste, diesen seinen Schützling als Spion ins Tabakskollegium geschickt hat und von ihm öfters Geheimberichte über die politischen Abenddebatten empfängt, — davon ahnt der König nichts.

O Gundling, edler Seidenwurm —!

Sic transit gloria mundi!

— — — — — — — — — —

Seit der Affäre mit Fritz hat das königliche Familienleben einen unheilbaren Riß: die Glocke klingt und schwingt nicht mehr, wenn man an sie klopft! Sophie Dorothea, zur umfänglichen Matrone gereift, sitzt seufzend zwischen den verschüchterten Hofdamen; ihr stattliches Gesicht überzieht sich mit eisigem Hochmut, sobald sie des Gemahls ansichtig wird. Wilhelmine gar läuft nur noch mit verweinten Augen herum, und der Vater ist entschlossen, sich das nicht länger mehr mit anzusehen: das Mädel soll jetzt endlich unter die Haube! Alt genug ist sie längst dafür, und wenn sie erst aus dem Haus ist, hat Fiekchen nicht mehr so viel täglichen Anstoß, die Intrigenkunkel mit dem Schmolldaumen zu drehen; denn für ihre andern Töchter eilt es mit dem Heiraten noch nicht: Lottchen ist eben erst fünfzehn Jahre alt geworden, das kleine Fiekchen gar erst zwölf Jahre, von den beiden kleinsten Marjellen ganz zu schweigen! Mag also das große Fiekchen sich inzwischen mit Konfekt, Musik, Tokadille und dem Stickrahmen befassen; das Mundwerk wird ihr trotzdem nicht einrosten!

Mit der englischen Heirat ist es freilich nichts mehr. Der Komödiant überm Kanal drüben ist merkbar abgekühlt, und er selber denkt gar nicht mehr daran, seine Tochter in das Land zu

geben, mit dem ſein Sohn am Hochverrat geſponnen. — Damit nun der Jammer ein Ende nehme, läßt er ſeiner Älteſten kurzerhand drei Freier vorſchlagen: den Markgrafen von Schwedt, den Herzog von Weißenfels und den Erbprinzen von Bayreuth-Kulmbach; ſie ſolle ſich alsbald für einen dieſer Fürſten entſcheiden!

Die hochmütige Wilhelmine will ausweichen, will entſchlüpfen; ſie hofft immer noch auf ein Wunder von Windſor Caſtle her. Doch der Vater iſt nach dieſer Richtung hin nicht wundergläubig und will endlich Klarheit haben. Alſo entſcheidet ſie ſich ſeufzend für den Bayreuther Erbprinzen. Den Weißenfelſer, der ihr ſchon vor Jahren präſentiert worden, hat ſie nie ausſtehen können, und wenn ſie den wildwütigen Schwedter Vetter ablehnt, ſo trifft ſie damit auch den alten Deſſauer, und das tut wohl! Der Bayreuther wird wenigſtens ein Souverän werden, wenn er auch nicht mehr vorſtellt als der Ansbacher, an dem die dumme Friederike hängen geblieben —! Ach ihr meine hochfliegenden Träume, was iſt aus euch geworden?!

Sophie Dorothea kocht vor Empörung über dieſen Verrat an England. Sie hat ſich bisher in der merkwürdigen Überzeugung geſchaukelt, München werde ihr zuliebe eher in ein Kloſter gehen als von Vetter Fred ablaſſen —! Jetzt antwortet ſie der Verräterin: „Du durchbohrſt mir das Herz durch die Niederträchtigkeit, die du begangen, indem du dem Willen des Königs nachgabſt. Ich erkenne dich nicht mehr für meine Tochter!“

Na ſchön. Dafür iſt der Vater um ſo mehr zufrieden mit München: er verſpricht ihr eine reiche Ausſteuer, auch Fritzens Freilaſſung zwei Tage nach ihrer Hochzeit. Die Schweſter iſt glücklich beim Gedanken an den geliebten Bruder; ſie beſſert jetzt ihr Benehmen gegen den Vater, und ſchon wenige Wochen ſpäter, Ende Mai, erſcheint der erbprinzliche Freier in Berlin; am 3. Juni wird die Verlobung vollzogen. — Iſt zwar ein etwas flatterhafter junger Herr, der Bayreuther; aber welcher Prinz wäre das heutzutage nicht?? Haben alle den großen Louis im Lockenköpfchen und in der Naſe; wollen alle hoch hinaus: je kleiner ihr Ländchen, um ſo höher hinaus! Nun, dazu iſt man ja

ſchließlich Schwiegervater, dieſe Herrchen Mores zu lehren! — Die Hochzeit des jungen Paares wird für den November vereinbart. —

Im Juli fährt Friedrich Wilhelm zur Inſpektion in ſeine Oſtprovinzen; Finckenſtein begleitet ihn. Er hat den alten Freund vor kurzem zum Generalfeldmarſchall ernannt, dankbar für die lebenslängliche Treue des hageren Haudegens, der in allen Nöten und auch jüngſt in der Sache mit Fritz unerſchütterlich zu ihm geſtanden. — Jetzt reiſen die Beiden wieder einmal durch Preußen und Litauen, und wie einſt im Jahr 1714, ſo kehren ſie auch heuer im Jagdſchloß Neuhauſen ein, leeren die ſilberne Muskete ſamt dem Pulverhorn und blättern, ihren Erinnerungen hingegeben, die trinkfeſten Sprüche des Gaſtbuchs durch: wer von allen denen, die hier den bockbeinigen Pegaſus geritten, reitet heute noch über dieſe ſeltſame Erde? — König und Gefolge jagen zwei Tage lang in den großen Wäldern und fahren dann zur Beſichtigung in die Provinz und ihre Garniſonen.

Wie immer, ſo auch heuer muß Friedrich Wilhelm ſich ärgern über die große polniſche Enklave des Bistums Ermland, die mit der wichtigen Stadt Elbing wie ein Pfahl in Preußens Fleiſche ſteckt. Was hat er ſchon gerüttelt in all den Jahren, dieſen Pfahl herauszuziehen: während der Stockholmer Verhandlungen und auch ſpäter noch! Aber es iſt ihm nicht gelungen, und die Hoffnung, daß es ſeinem lieben Succeſſor einmal gelingen werde, iſt im Augenblick nicht groß: er denkt nur ungern an ſeinen lieben Succeſſor —!

Um ſo mehr aber kann er ſich am Aufblühen ſeines Preußenlandes erfreuen. Das langjährige, mühſelige Retabliſſement der Provinz, das ihn Millionen Taler gekoſtet, beginnt jetzt ſeine Früchte zu tragen! Städte und Dörfer ſind erſtanden, ſtehen neu und blank im Grünen; Kirchtürme ragen über den Schilfdächern der Bauernhöfe zum Himmel auf, und ihr weit hingetragener Glockenklang ſpricht vom Beſten, was dieſe Welt zu vergeben hat: von der gläubigen Gemeinſchaft arbeitsfroher Menſchen! Schulen ſind gebaut worden; gute Straßen ſind angelegt, und wenn der Landesvater auf ihnen dahinfährt und die Bauern-

wagen anhält, ſich mit den Landleuten zu unterhalten, dann ſprechen ihn Dialekte aus allen Teilen des Reichs an; denn unabläſſig zieht er Koloniſten nach Preußen, und die Kammern haben ſtrengen Befehl, darauf zu achten, daß nur deutſche Bauern, keine Polen angeſetzt werden.

Die preußiſchen Vaſallen haben ſich mit der Ritterpferdauflage und mit dem Hufenſchoß abgefunden. Rex kehrt bei ihnen ein, erfragt ihre Wünſche und Nöte, verſpricht nicht nur, ſondern gewährt auch Abhilfe, und mancher kräftige Umtrunk kreiſt in den Hallen der Adelsſitze, unter den Elchſchaufeln und Büffelköpfen, die von den Wänden niederſchauen. Iſt die Majeſtät weitergereiſt, dann ſitzen Leberecht, Bogumil und Berndt noch lange beim Becher beiſammen und nicken ſich hartköpfig zu; aber jetzt ſprechen ſie nicht mehr über ihre Gravamina und Privilegia, auch nicht von den aufſäſſigen Vaſallen im Magdeburgiſchen: das alles ſind Dinge von geſtern, von vorgeſtern geworden, und die Magdeburger ſind inzwiſchen hübſch klein geworden! Ach ja, wo ſind die ſchönen Zeiten von Anno dunnemal?! Paſſé, paſſé, Mannchen! Aber man muß zufrieden ſein; es könnt einem viel dreckiger gehen! Für Korn und Vieh erzielt man jetzt gute Preiſe; die ſchweren Stücke im Weinkeller ſind immer noch gut geladen, ſcharf geladen!, — und die Jungſe ſchreiben, weiß Gott, ganz enthuſiasmierte Briefe aus Potsdam: ſie ſtellen dort was vor bei der Garde! — Alſo proſt, Bogumil! —

Das Einzige, was den König immer noch mit Kummer erfüllt, und was er mit aller Willenskraft nicht ſo beheben kann, wie er möchte, das iſt der Mangel an Menſchen in Preußen. Noch immer dehnen ſich weite Flächen unbebaut, liegen Quadratmeilen Landes bereit für viele tauſende von Anſiedlern, von Kölmern, die nicht da ſind. Doch hier endet Menſchenmacht, und nur Gott kann helfen: möchte er das Land mit der Mütter Fruchtbarkeit ſegnen! —

Anfangs Auguſt tritt Friedrich Wilhelm die Rückreiſe an; Finck bleibt zunächſt noch in ſeiner preußiſchen Heimat. Am 14. Auguſt — es iſt juſt ſein vierundvierzigſter Gebnrtstag — trifft der König in Küſtrin ein, und wie er den weißen Schloß-

bau überm breiten Oberarm aufragen ſieht, da wird ihm ſeltſam ums Herz beim Gedanken an den, der da drüben hinter den Mauern lebt, und den er ſelber ſeit genau einem Jahr, ſeit dem fürchterlichen Verhör in Weſel, nicht mehr geſehen hat. — Sogleich begibt er ſich in die Kommandantur; dort trifft er Grumbkow, der ihm entgegen gereiſt iſt, und er befiehlt dem Kommandanten, General von Lepel, den Auskultator Fritz ſamt den beiden Kammerjunkern ſofort vor ihn kommen zu laſſen. In Gegenwart von Grumbkow, Lepel und Derſchau erwartet er den Sohn; vor den Offizieren und Junkern will er mit Fritz abrechnen, m u ß er mit ihm abrechnen, wenn das Küſtriner Jahr einen Sinn und einen Abſchluß bekommen ſoll. Ganz ruhig, ganz gelaſſen ſieht der Vater dem Kommenden entgegen.

Friedrich tritt ins Zimmer; hinter ihm erſcheinen ſeine Kammerjunker, die von Natzmer und von Rohwedel: zwei jüngere Offiziere. — Gottſeidank, Fritz iſt männlicher geworden, und ernſter im Ausdruck; er hält ſich auch beſſer! Die bleiche Stubenfarbe bringen wir ſpäter ſchon weg, wenn wir ihm erſt mehr Freiheit laſſen dürfen!

Der Prinz wirft ſich dem König zu Füßen.

Der Vater heißt ihn aufſtehen, und dann ſagt er ihm alles, alles, was er ſich ſorglich vorgenommen hat zu ſagen; nichts erſpart er ihm! Was je ſein Vaterherz in den letzten Jahren gekränkt und mit Bitterkeit erfüllt, mit Enttäuſchungen beklemmt hat, — heute kommt es noch einmal zur Sprache, aber alles ganz ruhig, mit ſtillem Nachdruck: er braucht die Stimme nicht zu ſteigern; denn w a s er ſagt, das ſteigert ſich von ſelber hinauf in den überperſönlichen Bereich der königlichen Sendung. Die furchtbaren Folgen hält er ihm vor, die ſeine Flucht nach England, wäre ſie geglückt, nach ſich hätte ziehen müſſen, — und wie der Prinz, von echter Reue erfüllt, des Vaters Kniee abermals umſchlingt und bittet, auf die ſchwerſten Proben der Bewährung geſtellt zu werden, da fragt der König: „Haſt du Katten verführt, oder hat Katte dich verführt?“ — „Ich hab ihn verführt!“ antwortet der Prinz; er wird noch blaſſer beim Gedanken

an den Freund, der für ihn hat fallen müſſen. — „Es iſt mir lieb, daß du einmal die Wahrheit ſprichſt", ſagt der König, und dann zeigt er dem Sohn, wohin ihn ſeine verfluchte Franzöſelei geführt habe: weit, weit weg von den Aufgaben eines *deutſchen* Fürſten, der er doch einmal werde ſein müſſen! — Dann kommt er zu des Sohnes religiöſer Haltung, die ihn, den Vater, immer wieder beſchäftigt und quält! Er weiſt dem Fritz nach, daß ſein Schickſalsglaube, ſeine Unterwerfung unter die Lehre von der Vorherbeſtimmung ihn auf die ſchandbaren Abwege gebracht habe; er ſolle ſich aber der allgemeinen Gnade Gottes verſichert halten, wie Martin Luther ſie gelehrt, und er ſolle an die Kraft ſeines eigenen guten Willens glauben und *ihr* vertrauen: dann werde er alles das, was ſein Verſtand für erforderlich erkenne, mit der Kraft ſeines Willens, dank göttlicher Gnade, auch wirklich durchführen können; anders vermöge der wahre Fürſt ſeine große Aufgabe nicht zu meiſtern!

Hoch und heilig verſichert der Prinz dem Vater, er habe ſich in den letzten Monaten, im Verlauf ſeiner Geſpräche mit dem Feldprediger Müller und mit dem Kammerdirektor Hille, aufrichtig zu Seiner Majeſtät chriſtlicher und rechtgläubiger Meinung bekehrt. Grumbkow lächelt bei dieſer Beichte kalt in ſich hinein; er glaubt nicht an ihre Aufrichtigkeit. Der fromme Vater aber glaubt an ſie; er fühlt Rührung in ſich aufſteigen und verzeiht dem Sohn nunmehr das Vergangene, in Hoffnung auf künftig gebeſſertes Verhalten. Er ſchämt ſich ſeiner Tränen und geht ins Nebenzimmer; Friedrich ſtürzt ihm nach, wünſcht ihm von Herzen Glück zu ſeinem heutigen Geburtstag! Der Vater ſchließt den Sohn in die Arme, küßt ihn, verſichert ihn ſeiner väterlichen Fürſorge und ſcheidet ausgeſöhnt von ihm.

Acht Tage ſpäter erläßt er aus Potsdam eine Inſtruktion an den Geheimrat von Wolden, des Prinzen Hofmarſchall in Küſtrin, und gewährt darin dem Sohn eine Reihe von Freiheiten und Erleichterungen, auch Geſelligkeiten, Tiſchgäſte und Jagdfreuden. Allerdings darf er auch künftig nur in Begleitung von Vorgeſetzten ausgehen und mit niemandem außer den Eltern

Briefe wechſeln. Frauenzimmer, franzöſiſche Bücher und Muſik bleiben ihm ſo ſcharf verboten wie bisher. — Ein etwas leichteres Ruder auf der Galeere! denkt Friedrich, nachdem ihm die Inſtruktion vorgeleſen worden iſt. Und heimlich berät er mit Freund Natzmer, wie man wohl gelegentlich zu ein paar Frauensmenſchern durchbrennen könne. Kattes Geiſt wird ihm das nicht verübeln: iſt Katte doch in ſchöneren Zeiten mit ihm zuſammen manch liebes Mal zu den delektierlichen Menſchern ausgerückt —! Man braucht das nun einmal; da kann kein König und kein Vater was dran machen — !! —

Graf Seckendorff ſtudiert den jungen Herrn, zumeiſt durch Grumbkows Brille, aufs gründlichſte. Dieſer Prinz, durch Mißgeſchick ſchon als Jüngling zu einer europäiſchen Berühmtheit geworden, wird eines Tages nun doch noch König in Preußen ſein; alſo ſchaue man ſich das Herrchen ſcharf an; denn am Wiener Hof will man bei Zeiten wiſſen, was man von ſeinen künftigen Kontrahenten zu erwarten habe. Befriedigt ſtellt Seckendorff feſt, daß dieſer Friedrich dem Haus Öſterreich niemals gefährlich werden könne; er ſchreibt über ihn an den Prinzen Eugen: „An Verſtand fehlt es ihm zwar nicht; aber es iſt wenig Solides dabei. Übrigens ſagte er mir, er ſei ein großer Poet geworden; er könne in zwei Stunden hundert Verſe machen. Er ſei Muſiker, Moralphiloſoph, Phyſiker und Mechaniker! — Ein Feldherr und Staatsmann wird dieſer Prinz niemals werden; er will weder General ſein, noch Kriege führen, will ſich auch um Einzelheiten in der Verwaltung nicht kümmern, ſondern ausſchließlich ſein Volk glücklich machen, gute Miniſter auswählen und ſie ſchalten laſſen!“

Das klingt nach weltpolitiſchem Selbſtmord, und alſo klingt es den Wiener Ohren lieblich. Jetzt muß man dem moralphiloſophiſchen Poeten noch eine paſſende Frau zuſchanzen, ans einem kleinen Fürſtenhauſe, verſteht ſich, das Kaiſerlicher Majeſtät treu ergeben iſt; mit ihr mag der preußiſche Mechaniker dann dem ſüßen Flötenſpiel huldigen —! Bien, bien: la chose marche —!

Zunächſt freilich heiratet die Prinzeſſin Wilhelmine ihren

Bayreuther Erbprinzen; am 21. November findet in Berlin die Vermählung ſtatt. Friedrich Wilhelm hat ſein Verſprechen gehalten: er hat der Tochter eine reiche Ausſtattung gegeben und eine glanzvolle Hochzeit gerichtet. Vierunddreißig fürſtliche Häupter ſind anweſend; ſämtliche Berliner Geſandten, außer dem engliſchen, haben der Einladung Folge geleiſtet, und ſiebenhundert Tanzpaare bewegen ſich durch die Säle des Schloſſes. Nur eine allgemeine Erwartung: daß der Kronprinz zur Hochzeit erſcheinen werde, hat ſich nicht erfüllt. Doch der königliche Vater hält ſich auch hier ſtreng an ſein wohlüberlegt gegebenes Wort: zwei Tage nach der Vermählung läßt er den Sohn heimlich aus Küſtrin kommen; niemand außer ihm weiß davon.

In ſeinem unſcheinbaren Zivilanzug ſteigt Friedrich allein und unerkannt die Treppen empor; heftig ſchlägt ſein Herz, wie er die rauſchende Tanzmuſik oben vom großen Saal her vernimmt. Wie hat er früher über ſeine Uniform geſpottet; wie hat er doch den engen blauen „Sterbekittel“ verwünſcht, — und in dieſer Stunde wäre er froh, wenn er ihn am Leibe ſpüren dürfte! Unheimlich klar erkennt er plötzlich, daß ein preußiſcher Prinz, und gar der Thronerbe, mit einem Zivilrock angetan in dieſes Schloß, in dieſes Königs Suite nicht hineinpaßt. Warum eigentlich nicht? Es gibt doch ſo köſtliche franzöſiſche Seidenröcke: warum kann man ſie in den Räumen hier nur voller Verlegenheit tragen?? Es iſt einfach ſo. Friedrich wünſcht ſich für einige Augenblicke weit, weit weg; doch das hilft jetzt nichts: er muß eintreten durch dieſe Tür, zu den hnnderten von tanzenden Menſchen dahinter, — zu den Seinigen, die er anderthalb Jahre nicht mehr geſehen hat —!

Zögernd tritt er ein, bleibt unerkannt zwiſchen den Lakaien ſtehen und ſchaut ſtarren Blicks ins glanzvolle Gewoge des Saales: er kennt ſie alle und kennt ſie doch nicht mehr, die Paare, die ſich da im Menuett drehen und ihre Pas übers Parkett ſchleifen. Da — er vernimmt einen unterdrückten Schrei: eine würdige Matrone bricht ſich Bahn durch die Tanzenden, eilt auf ihn zu: ſeine Mutter! Sie drückt ihn ans Herz; ſie weint vor Freude —!!

Die Muſik bricht ab; der Tanz ſtockt; alles blickt jetzt auf ihn! Und da kommt auch Wilhelmine: ſie ſtolpert faſt über ihre lange Schleppe, wie ſie auf ihn zuſtürzt, ihn umarmt! — Große, allgemeine Rührung! Hunderte von Paaren ſtehen in weitem Kreis um den Ziviliſten, den Küſtriner Kammer-Auskultator herum; alle Damen weinen und wiſchen ſich die Augen vor Ergriffenheit —!

Und jetzt kommt auch der König angewandelt; er lächelt zufrieden, drückt dem Sohn die Hand und tätſchelt ihm die Wange. Wilhelmine iſt ſo glücklich über dies Wiederſehen, daß ſie dem Vater um den Hals fällt und ſich vor Dankesbeteuerungen an den lieben Papa kaum zu laſſen weiß: das will, beim Bart des Propheten, allerlei heißen! — Und der neue Schwager von Bayreuth, — und die Generale und die Miniſter und die Reſidenten: alle kommen ſie; alle verneigen ſich reſpektvoll; allen reicht er die Hand —!

„Ein Gedeck für Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen!!“ ruft der König.

Eitel Freude im ganzen Schloſſe!

Und am nächſten Tag wird dem Heimgefundenen das zuteil, was er ſich abends vorher auf der Treppe halb eingeſtanden erſehnt hat: er darf die Uniform anziehen, nachdem er durch den Vater in feierlicher Form, vor allen Generalen, wieder in die preußiſche Armee aufgenommen worden iſt!

Zwar muß er zunächſt noch wieder nach Küſtrin zurückkehren, um während der Wintermonate ſeine Ausbildung an der Kammer zu beenden; doch das läßt ſich ertragen, nun ein Ende der Galeerenſchufterei abzuſehen iſt! —

Prüfe dich, Fritz: iſt es wirklich eine Galeere? Iſt es nicht einfach geſunder Dienſt an einer geſunden, wichtigen Sache?? Könnteſt du den ganzen Tag die Flöte blaſen, Mémoiren leſen, geiſtreiche Briefe an witzige Leute ſchreiben und einmal am Tag hundert Akten unterſchreiben, die dir ein Katzenbuckel vorlegt?? — Es iſt vielleicht gar kein Unglück, daß mich der Alte zum Arbeiten anhält; ſpäter, wenn ich erſt König bin, muß ich mich im

Gröbſten auskennen, damit mich meine Miniſter nicht zu ihrem Harlekin machen! Arbeit und Vergnügen werd ich mir dann ſchon ſelber nach meinem Guſto einteilen!

Alſo fährt er willigen Sinns an die Oder zurück, und während der Fahrt gehen ihm des Vaters letzte Worte durch den Kopf: „Du mußt lernen, wie gepflügt, gemiſtet, geſäet und geackert wird! Viehzucht und Brauereiweſen mußt du ſtudieren, Malz und Meiſche mußt du kennen, und auf den Domänen mußt du deine Naſe in jeden Winkel ſtecken! Vergiß niemalen, Fritz: die Landwirtſchaft iſt das A und das O in deinen künftigen Staaten!“

— — — — — — — — —

Gott ſorgt dafür, daß im Lande ſeines getreuen Amtmanns und Dieners Friedrich Wilhelm die Landwirtſchaft zur Blüte gelangt; er ſchickt ihm, was er am nötigſten braucht: Menſchen, Bauern, Koloniſten zu vielen tauſenden! Er blendet den Blick eines geiſtlichen Landesfürſten, bis dieſer in blindem Verfolgungseifer ſeine beſten Untertanen aus dem Lande treibt in ein anderes Land, dem ſie zu Wohlſtand verhelfen, während bei ihm die Bergtäler veröden — **in majorem ecclesiae gloriam!**

Schon ſeit einigen Jahren hat der Freiherr Leopold Anton von Firmian, Erzbiſchof von Salzburg, ſeine lutheriſchen Landſaſſen bedrängt, ohne daß ſie ihm ſonderlichen Grund dazu gegeben hätten; denn ſie leben ſeit zwei Jahrhunderten ſtill, fleißig und gottesfürchtig in ihren Tälern und pflegen die reine Lehre des Evangeliums durch ihre Dorfälteſten und Vorleſer, da es ihnen an Predigern gebricht. Aber gerade dieſe ſtille, unerſchütterliche Beharrlichkeit iſt dem fanatiſchen Landesherrn ein Dorn im Auge, und je ausſichtsloſer ſeine Bekehrungsverſuche ſich erweiſen, je weniger die Jeſuiten in den Waldtälern erreichen, um ſo wilder wächſt ſeine Erbitterung gegen die Ketzer. Im Sommer 1731 erkennen die Lutheraner, daß ſtilles Beharren ihnen nicht mehr helfen kann, nnd ſie beſchließen, ſich zu wehren. Dreihundert Abgeſandte kommen in Schwarzach zuſammen und erneuern unter feierlichen Schwüren den alten „Salzbund“ der Vorfahren: bis zum Tode getreu zum Evangelium zu ſtehen! — Jetzt

wird man im bischöflichen Palais zu Salzburg hellhörig. Man läßt in sämtlichen Gemeinden des Landes amtliche Erhebungen anstellen und legt Listen aus für die Andersgläubigen; diese bekennen sich überall freimütig, und im Verlauf weniger Tage haben sich mehr als zwanzigtausend Protestanten in die Listen eingetragen.

Mit solcher Bekenntnisfreudigkeit haben sie freilich, das wissen sie sehr wohl, ihr Dasein aufs Schwerste gefährdet; denn jetzt wird es wieder einmal heißen: entweder, ihr schwört der Irrlehre ab, oder ihr könnt zum Teufel fahren!! Also schicken sie Botschaften um Hilfe an den Kaiser, an den Reichstag und an die evangelischen Fürsten im Reich. Beim Kaiser erreichen sie, begreiflicherweise, — nichts. Beim Reichstag zu Regensburg bewirken sie Perückengeschüttel und achselzuckendes Geseufze; dagegen in Berlin nimmt man sich der Gesandtschaft herzlich an. Ist doch schon der Große Kurfürst vor vielen Jahren für die verfolgten Salzburger „Talleute" eingetreten, und hat doch im fernen Brandenburg seit jeher die Gewissensfreiheit in hohen Ehren gestanden!

Vergeblich mühen sich katholische Kreise, in Berlin die Auffassung zu verbreiten, als seien die Salzburger überhaupt keine richtigen Protestanten, sondern ketzerische Schwarmgeister und Geheimbündler; Friedrich Wilhelm läßt die Abgesandten durch seine Hofprediger peinlichst im Glauben prüfen, erkennt sie als gute evangelische Christen und verspricht ihnen seine Hilfe, sobald sie in Not geraten.

Und sie geraten schon bald in bittere Not: im Herbst 1731, am letzten Oktobertag, erläßt der Erzbischof ein Auswanderungspatent, wonach alle Protestanten in kürzester Frist das Land zu verlassen haben. Anstatt der Frist von drei Jahren, die der Westfälische Friedensvertrag derartigen Auswanderern für den Verkauf ihrer Güter gewährleistet hat, bewilligt der fürstliche Ketzerhetzer nur Fristen von acht Tagen bis höchstens drei Monaten: als Rebellen, die im Ausland um Schutz nachgesucht, hätten die Salzbündler das Recht auf längere Fristen verwirkt! Also müssen die Exulanten mitten im strengen Winter ihre Heimat

verlaſſen, und bis zu ihrem Auszug, inmitten der Nöte um den Verkauf ihrer Liegenſchaften, läßt ſie der gnädige Landesherr durch Dragonerſcharen, die ihm der Kaiſer brüderlich zur Verfügung geſtellt hat, bis aufs Blut, ja viele bis auf den Tod quälen und verfolgen.

Jetzt aber greift der König von Preußen nachdrücklichſt ein: in ſeinem Patent vom 2. Februar 1732 verkündet er feierlich, er werde die ausgewieſenen Salzbündler in ſeinen Landen aufnehmen. Er erklärt ſie ſchon jetzt zu ſeinen Untertanen und weiſt ſeinen Reichsmitſtand, den Herrn von Firmian, mit energiſchen Worten an, den Auswanderern alle ihre Rechte aus der Reichsverfaſſung angedeihen zu laſſen, widrigenfalls er ſich an den preußiſchen Katholiken ſchadlos halten müſſe. — Das hilft, wie immer. Der Herr Erzbiſchof muß die Friſten verlängern, muß einbehaltene Gelder herausgeben und vor allem auch zahlreiche unmündige Kinder, die er feſtgehalten hat, um ſie zu katholiſieren, den Eltern zurückgeben. Tirol und Bayern, die ihre Grenzen gegen die Auswanderer geſperrt haben, müſſen ſie jetzt öffnen; Bayern zahlt ihnen ſogar Wegzehrungsgelder, und durch die ganze proteſtantiſche Welt rollt eine hohe Woge von Mitgefühl und Hilfsbereitſchaft: nicht weniger als 900,000 Gulden gehen als Spenden für die Vertriebenen ein, und weitere 1,500,000 Gulden bringen die Einwanderer als Erlös ihrer Güter mit; — nicht nur an Menſchen, auch an Geldmitteln ergießt ſich ein reicher Segen in die neue Heimat der Salzburger, und dieſe Heimat heißt Preußen! Nur einige kleine Wanderzüge bleiben in andern evangeliſchen Ländern hängen; der Hauptſtrom flutet, von unbeirrbarer Zuverſicht getrieben und von preußiſchen Kommiſſaren geleitet, weiter in des Reiches Norden, und ſeine Erwartungen werden nicht enttäuſcht: kaum ſtehen die Exulanten auf preußiſchem Boden, ſo übernimmt der König ihren Unterhalt, verſorgt ſie mit allem Nötigen und verteilt ſie auf ſeine Provinzen: „die Manufakturiſten nach der Neumark, die Ackerleut nach Preußen“. Anfangs hat er mit 6000 Einwanderern gerechnet; wie ſich ſpäter zeigt, daß mehr als 20,000 in ſeine Lande kommen, da ſchreibt er an den Rand dieſer Meldung:

„Sehr gut! Gottlob! Was tut Gott doch dem brandenburgiſchen Hauſe für Gnade an!!“

Mitten im tiefen Winter kommen die erſten Wanderzüge vor Berlin an. Trotz aller Fürſorge unterwegs haben ſie durch die Anſtrengungen der langen Fußmärſche und durch die ſchlimme Witterung ſchwer zu leiden gehabt: einige hundert Kinder erliegen den Mühſalen der Wanderung. Doch der Lebensmut und die Glaubensſtärke der Vertriebenen ſind ungebrochen, und voll ſelbſtſicheren Stolzes blicken ſie dem neuen Landesvater ins große, wohlwollende Geſicht, — ihm, der ſie in Potsdam begrüßt und perſönlich auf ihren Glauben prüft, um ſie dann mit Geld zu beſchenken und ſich von vielen Einzelnen ihre Schickſale berichten zu laſſen. Immer wieder ruft er ihnen zu: „Ihr ſollts gut bei mir haben, Kinder; ihr ſollts g u t haben!!“

In der Hauptſtadt werden ſie von der Königin empfangen, und die Berliner reißen ſich darum, die tapferen Glaubensgenoſſen aus dem Süden bei ſich zu beherbergen. Voller Staunen betrachten ſie die langen, langen Wanderzüge, die da zu Roß und Wagen einherziehen: die Frauen in bunten Miedern und ſeltſamen Trachten, die Männer unter rieſigen Hüten, mit langen braunen Bärten, in ledernen Hoſen, um den Leib den breiten, ſchön beſtickten Ledergurt! Rauhkehlig und gurgelnd tönt die Sprache dieſer Leute, und man verſteht ſie kaum; doch ſobald ſie ſingen und ihre Jodler vernehmen laſſen, meint man Stimmen aus einer andern Welt zu hören: ſo ſchön, ſo ſehnſuchtsſüß klingt es! Und immer wieder ſingen die Salzburger ihr Leiblied, das von einem der Ihrigen unterwegs gedichtet worden:

I bin an armer Exulant,
A ſo tua-r-i mi ſchreiba;
Man tuat mi aus'm Vaterland
Um Gottes Wort vertreiba.

Mein Gott, ſo führ mi in a Stadt,
Wo i dei Wort kunnt hoba;
Darin will i di früh und ſpat
In meinem Herz'n loba!

16,000 Vertriebene, vier Fünftel der von ihm aufgenommenen Einwanderer, schickt Friedrich Wilhelm nach Ostpreußen, und sein Herz schlägt höher beim Gedanken an die gottgesandten Kolonisten. Wohl weiß er, und seine Räte wissen es erst recht, daß die Ansiedlung und Eingewöhnung dieser neuen Volksgenossen noch große Schwierigkeiten machen wird! Die Alpler werden sich im Flachland kaum heimisch fühlen; der Bauer ist von Natur halsstarrig und mißtrauisch, — in neuer Umgebung erst recht! Mancher untaugliche, mancher Leichtfertige wird unter ihnen sein, und auch die Wackeren, die Arbeitswilligen werden eine Weile brauchen, bis sie sich an die Grundsätze des preußischen Staats und an die Kargheit seiner Lebensführung gewöhnt haben. Auch wird es nicht leicht fallen, sie nach Ablauf der steuerfreien Jahre zum Steuerzahlen und zur Gestellung wehrpflichtiger Männer zu bringen, wenngleich er in letzterer Hinsicht wohl kaum so viel Verdruß mit ihnen haben wird wie mit den bockbeinigen Mennoniten, die es vom lieben Gott schriftlich haben, daß ihnen des Königs Rock nicht anstehe, — verdammte Mucker! — Nun ja, wer vor all diesen Schwierigkeiten zurückschreckt, der darf überhaupt kein großes Werk anpacken!

Die Rückschläge treten denn auch ein. Minister von Goerne, der treffliche Helfer, hat jahrelang schweren Kummer und Ärger mit den neuen Kolonisten, und der König selber möchte mehr als einmal mutlos werden, wenn immer wieder Fehlschläge gemeldet werden oder Klagen kommen, nicht zuletzt über Reibungen zwischen den alteingesessenen Bauern und den begünstigten Neusiedlern. Doch hier heißt es: Zähne zusammengebissen und in Jahrzehnten gedacht!

Friedrich Wilhelm *denkt* in Jahrzehnten; das hat er gelernt. —

Inzwischen hat er nicht vergessen, an Fritzens Zukunft zu denken. Er muß ihm eine gute Frau aussuchen, damit der Leichtfuß in geordnete Verhältnisse kommt und sich die Ludereien aus dem Kopf schlägt. Die englische Amalia — ein erledigter Fall! Es gilt also, unter den evangelischen Prinzessinnen im Reich die

paſſende Braut zu finden, und nach mancherlei Erwägungen fällt des Königs Wahl auf Eliſabeth Chriſtine, des Herzogs von Braunſchweig-Bevern älteſte Tochter, ein anmutiges Kind von ſechzehn Jahren. Seckendorff hat zu dieſer Entſcheidung nicht wenig beigetragen; denn die Braut iſt eine Nichte der Kaiſerin, und in Wien begrüßt man die Verbindung.

Schon im vergangenen Herbſt hat der Kronprinz ſelber an allerlei Heiratsplänen herumgeknotet: die Ehe mußte für ihn das Sprungbrett aus der Küſtriner Galeere ans Ufer der Freiheit werden; mit der Verheiratung würde er auch die wirtſchaftliche Selbſtändigkeit gewinnen, und auf dem Felde der Liebe konnte er dann ſeine eigenen Wege gehen, ohne daß der puritaniſche Vater ihm noch viel würde dreinreden können! Welche Frau man ihm zur Ehe beſtimmt, danach fragt er vorerſt wenig. — Immerhin prüft auch er die Prinzeſſinnen aus der Ferne: die älteſte von Bevern? Meinetwegen, wenn ſie nicht gar zu häßlich iſt! Sie iſt eine Nichte der Kaiſerin; aber wer weiß, vielleicht gibt ihm die Kaiſerin auch eine ihrer Töchter?! Maria Thereſia?? Nicht übel! Das gäbe zudem einen Bombenéclat durch ganz Europa! Oder wenn nicht ſie, dann ihre jüngere Schweſter?! Dazu müßte er ſelber freilich katholiſch werden, und das wird der fromme Herr Vater nie erlauben! — Aber da iſt ja noch die Mecklenburger Prinzeſſin, die Nichte der neuen Zarin Anna: wenn dies junge Menſch einmal die ruſſiſche Krone erbt, wenn ſomit Preußen und Rußland ſich zuſammenheirateten —?!

Hirngeſpinſte über Hirngeſpinſte! Auf ſolche Gedanken kommt man in Küſtrin.

Seit einiger Zeit ſchon wechſelt der Kronprinz fleißig Briefe mit Grumbkow, — nicht aus Sympathie, Gott bewahre mir; denn dieſer Schleicher hat ihm die engliſche Partie verdorben! Aber aus Klugheit: als Auskultator in der Provinz braucht man einen einflußreichen Mann am Hofe, wenn man beim König etwas erreichen will! — Grumbkow ſeinerſeits iſt erfreut, ſich das Vertrauen des künftigen Herrn jetzt ſichern zu können; denn wer weiß, wie lange es der Dicke noch macht: eines Tages hat

der Dünne die Fuchtel in der Hand, und für dieſen Fall muß man unliebſamen Gedächtnisauffriſchungen vorbauen! — Alſo treten ein zwanzigjähriger Jüngling und ein dreiundfünfzigjähriger Mann, die ſich gegenſeitig höchſt fatal ſind, in einen Briefwechſel ein, darin ſie ſich alle paar Tage ihrer gegenſeitigen Wertſchätzung verſichern.

Am 4. Februar 1732 ſchreibt der Vater dem Sohn nach Küſtrin, er habe jetzt, nach reiflicher Prüfung, eine Frau für ihn gefunden: die älteſte Prinzeſſin von Bevern. Sie ſei weder häßlich, noch ſchön, im übrigen wohlerzogen, beſcheiden und häuslich; ſo müßten die Frauen ſein! Er wolle nicht zur Heirat drängen, dem Sohn vielmehr noch ein Jahr Zeit geben, ſeine Künftige in allen Ehren kennen zu lernen, und inzwiſchen wolle er dem Paar ein ſchönes Haus in Berlin einrichten. Fritz ſolle ihm cito ſein Sentiment ſchreiben.

Und Fritz ſchreibt cito ſein Sentiment: die vom allergnädigſten Herrn Vater für ihn ausgewählte Prinzeſſin möge ſein, wie ſie wolle; er werde ſie auf jeden Fall gerne heiraten! — Schreibt es, ohne vor ſich ſelber zu erröten.

Der König iſt glücklich über dieſe Zuſage. Nichts liegt ihm ferner, als den Fritz mit einer ungeliebten Perſon zuſammenzuzwingen, und er will daher auch nichts überſtürzen. Da nun Fritzens grundſätzliche Zuſage vorliegt, ſo wird ſich wohl alles Weitere erfreulich entwickeln!

Auch Grumbkow, dem Friedrich Wilhelm ſofort den Brief des Sohnes zeigt, iſt froh über die Löſung. Er hat in den letzten Wochen mehrmals nach Küſtrin berichtet, die Prinzeſſin ſei keineswegs häßlich, wie Monſeigneur anzunehmen ſcheine, ſondern im Gegenteil ein anmutiges und ſchönes, ja ſogar verführeriſches Weſen, das jedem Hofe zur Zierde gereichen müſſe.

Wie verblüfft iſt daher Grumbkow, als er einen Tag ſpäter ein Schreiben des Kronprinzen erhält, das, am gleichen Tage wie die Antwort an den König geſchrieben, ſich bitterlich über den „abſcheulichen Gegenſtand ſeiner Wünſche“ beklagt, mit dem man ihn verkuppeln wolle! Der General möge doch um

Himmelswillen ſeinen ganzen Einfluß aufbieten, dieſe unſelige Verbindung zu hintertreiben, andernfalls er, Schreiber dieſes, auf den Ausweg ſinnen müſſe, ſich durch einen Piſtolenſchuß von der Miſere des Erdenlebens zu befreien.

Das iſt ſelbſt für einen Mann wie Grumbkow zu viel. Daß der Prinz die Unaufrichtigkeit und Heuchelei gegen den Vater ſo weit zu treiben vermag und gleichzeitig, als weltſchmerzlich verzärteltes Mutterbübchen, mit dem Gedanken an die Piſtole ſpielt, — das erfordert eine kräftige Antwort, und ſo ſchreibt der General noch am gleichen Tage dem jungen Herrn alles, was er über ihn denkt: daß er ein Weichling ſei, daß er die liebevollen Bemühungen ſeines Vaters durch eigene Falſchheit ins Gegenteil verkehre, und daß er, Grumbkow, da ihm das Hemd näher ſitze als der Rock, ſich unter dieſen Umſtänden von jeder weiteren Einflußnahme auf Monſeigneurs Angelegenheiten zurückziehen müſſe.

Tableau: Der junge Herr in Küſtrin fühlt ſich wieder einmal von der Welt verkannt: alle wollen ihm nur Böſes, und wenn er dem Vater gegenüber ſeine wahren Empfindungen verbirgt, dann muß er ſich dafür einen Heuchler ſchimpfen laſſen —!!

Im übrigen ſind ſeine Küſtriner Tage jetzt endlich gezählt: der König befiehlt ihm, ſeinen Haushalt in der Feſtung aufzulöſen und am 26. Februar in Berlin einzutreffen, um den jungen Herzog Franz Stephan von Lothringen, den künftigen Gemahl der Kaiſertochter Maria Thereſia, kennen zu lernen, der dem Berliner Hof die Ehre ſeines Beſuches zuteil werden laſſe.

Der jugendliche Lothringer iſt nun keineswegs dazu nach Berlin gekommen, ſich die Rieſengarde vorführen zu laſſen und den herkuliſchen Hofkomödianten Karl von Eckenberg zu beſtaunen, in des Königs Küchengarten „Marly“ bei Potsdam ein Scheibenſchießen mitzumachen und im Tabakskollegium mit der brennenden Pfeife ſich bei Rex gut einzuführen; er tut dieſes alles gebührend, läßt eine Fülle von Feſtlichkeiten über ſich ergehen und verrichtet ſeine Andachten in der Potsdamer katholiſchen Garniſonkirche, vom amtierenden Pater Bruns mit allen Ehren eines

regierenden Herrn empfangen. Doch der eigentliche Zweck seines Besuches ist, sich für seine künftige Wahl zum deutschen Kaiser die brandenburgische Kurstimme zu sichern, und das gelingt ihm denn auch; denn diese Zustimmnng ist ein Glied in der Kette, mit der Seckendorff seit Jahren die preußische Politik zu kaisertreuer Haltung gebunden hält.

Der Kronprinz, jetzt Ex-Auskultator, begrüßt nicht nur seinen künftigen Kaiser; er begrüßt auch seine eigene künftige Gemahlin und ihre Eltern. Dabei muß er sich freilich eingestehen, daß Elisabeth Christine in ihrer unschuldigen Reinheit viel schöner und reizender ist, als man ihm eingeredet hat, und zu Grumbkow, der ihn über seine Eindrücke ausforscht, äußert er: „Ich empfinde keinerlei Widerwillen gegen sie; denn sie ist hübsch und hat ein gutes Herz. Ob ich sie freilich lieben werde, das weiß ich noch nicht!“ —

Tagelang ist er mit der Braut zusammen; er hat vielfache Gelegenheit, ihren Geist und ihre Seele zu prüfen, und wie der Vater ihn schließlich voller Liebe noch einmal fragt, ob er nun auch ernstlich gewillt sei, die Ehe mit Christine, die ihn sehr gern habe, später einzugehen, da verschweigt der Sohn wiederum seine wahren Empfindungen nnd erklärt sich aus freien Stücken dazu bereit. — Am 10. März findet die feierliche Verlobung des Paares im Berliner Schlosse statt; dreihundert Zeugen sind geladen.

Unmittelbar vorher hat der König den Sohn zum Obersten des Regiments von der Goltz ernannt, das zu Ruppin in Garnison steht; jetzt entläßt er ihn dorthin mit der Ermahnung, aus seiner Truppe kein Salatregiment zu machen, und Friedrich fährt zufrieden in die neu gewonnene Freiheit hinaus, nachdem Seckendorff noch aus kaiserlicher Schatulle die erheblichen Küstriner Schulden des jungen Herrn beglichen hat, — sorglich hinterm Rücken Seiner Majestät, versteht sich! — Zum Dank dafür gesteht Oberst Fritz dem Reichsgrafen in schöner Offenheit, wie er sich seinen künftigen Ehestand denkt: „Wenn ich heirate, tu ich es als galant'homme; das heißt: Madame kann tun, wozu sie Lust hat; ich tue, was mir gefällt. Es lebe die Freiheit!

Sie sehen, mein Herz ist weit. Ich liebe allerdings das schöne Geschlecht, jedoch sehr flüchtig. Ich will von ihm nur den Genuß, und dann verachte ich es!" —

Dem königlichen Vater freilich schreibt er ganz andere Briefe: ihm berichtet er vom Dienst, von Deserteuren, von langen Kerls, die man drüben im Mecklenburgischen greifen könne, wenn man es geschickt anfange; er versichert ihm, nur die Post sei daran schuld, daß er der geliebten Braut nicht öfters ein Lebenszeichen schicken könne! So entwickelt er sich zum Meister der Verstellung, zum doppelgesichtigen Janus, über dessen merkwürdiges Haupt er auch noch die Tarnkappe zu ziehen lernt, so oft es nötig ist. Und es ist oft nötig; denn er lebt in Ruppin sein überaus galantes Leben weiter, und mehr als einmal muß Grumbkow in Berlin die schlechten Eindrücke und zuträgerischen Berichte, die der Vater über Fritz erhält, zu verwischen suchen.

Friedrich Wilhelm aber läßt sich keinen blauen Dunst mehr über seinen Sprößling vormachen. Er ist von Jugend auf mißtrauisch gewesen und geblieben; durch Mißtrauen hat er einen Staat groß gemacht, und durch Mißtrauen hofft er seinen Successor, wenn nicht zu einem liebevollen Sohn, so doch zu einem guten Fürsten zu machen: wer sich ständig kontrolliert fühlt, der muß ja schließlich dahin kommen, sich zusammenzureißen, — auch wenn dies nicht in seinem Naturell gelegen! Die beste Kontrolle aber für einen jungen Menschen scheint dem König ein gesegneter Ehestand zu sein, wie er selber ihn unverbrüchlich gelebt hat, und so drängt er jetzt auf Fritzens Verheiratung.

Am 12. Juni 1733 findet die Vermählung im Schloß zu Salzdahlum bei Wolfenbüttel statt; starren Blicks sieht Sophie Dorothea nun auch das zweite Schiff, das ihre Hoffnungen nach England tragen sollte, für immer in den Fluten einer widrigen Politik versinken: ihr welfischer Ehrgeiz hat kein Glück gehabt mit seinen stolzen Plänen! Und ein gefrorenes Lächeln spannt ihre rundlichen Züge, wie sie nun dem jungen Paar den mütterlichen Segen gibt. —

Da für die Neuvermählten noch kein eigenes Heim gerichtet

iſt, ſo bleibt Chriſtine vorerſt bei den Eltern; Oberſt Fritz aber kehrt in ſeine Garniſon Ruppin zurück, allwo ihm nunmehr der geſetzte Oberſtleutnant von Bredow als Haushaltungs-Mentor beigegeben wird. Monſeigneur nennt ihn ſeinen „Cerberus", ſeinen „Argus".

* *
*

„Fahr zu, Jooſt, fahr zu!! Meinſt du Himmelhund vielleicht, ich wolle hier auf der Landſtraße verrecken??" — Und die Krücke des Stocks, geſtoßen von einer qualvoll geballten Fauſt, fährt dem Kutſcher ins Kreuz. Nachſichtig dreht Jooſt ſich um; er iſt es gewohnt, von Seiner Majeſtät geknufft und gelegentlich auch verdroſchen zu werden; man kann als Leibkutſcher ſolchen Zärtlichkeiten nur mit vollendeter Haltung begegnen. Aber wie er ſich jetzt nach ſeinem Herrn umſchaut, bekommt er doch einen Schreck: des Königs Geſicht iſt gedunſen, von ſchwarzen Flecken geſprenkelt; die Augen quellen ihm ſchier aus dem Kopf —! Und dabei die Stimme: eine halb erſtickte Röchelei —!!

Jooſt haut auf die Gäule ein und jagt durch den warmen Auguſt-Nachmittag, durch die weite, baumloſe Landſchaft am Niederrhein. Aufgeregt galoppieren die Dragoner neben dem Wagen; der baumlange Adjutant von Hacke hängt immer wieder ſeinen Schädel in den Verſchlag der Kutſche, in deren Fond der König röchelnd zurückgeſunken iſt: die Gicht, die grauenhafte Gicht hat ihn wieder gepackt. Und nun kommt auch noch die Waſſerſucht dazu; bis übers Knie ſind ihm die Beine angeſchwollen, glühend rot und widerlich prall —! Die hölliſche Kutſche ſtößt und bockt auf der Schandſtraße; lieber Gott, lieber Gott, wie ſoll das noch enden??

Abends kommt er auf Schloß Moyland bei Calcar an; er wird ins Bett gebracht und fällt in Ohnmacht, — oder iſt es Schlaf? Seine Diener können es nicht mehr unterſcheiden; leidet doch der hohe Herr ſeit Jahresfriſt an der Schlafſucht.

Johann Brandthorſt weicht nicht vom Lager des Königs; nachdenklich hockt er da und betrachtet das Fiebergeſicht des Schlafen-

den, dem der Atem aus dem offenen Munde raſſelt. — Dreißig Jahre dient man nunmehr der Majeſtät, und jetzt, wo man wieder einmal in die alte Heimat gekommen iſt, — nur ein Sprung iſt es von hier nach Cleve! — jetzt muß man den Krankenwärter machen oder Schlimmeres, und womöglich kommt man nicht einmal dazu, die Verwandtſchaft zu beſuchen! Los des Kammerdieners —!

Friedrich Wilhelm fährt, vom Krampf geſtoßen, aus dem Schlummer empor. „Johann, den Sekretär!“ keucht er. Es iſt tief in der Nacht; was fragt er danach? Für ihn gleiten Tag und Nacht ſchon in einander über. — Der Sekretär, durch Brandthorſt wachgerüttelt, ſchwankt mit unterdrücktem Gähnen ins Gemach, vors Bett, neben dem die einſame Kerze quäleriſch zuckt.

„Schreib er: an unſern Reſidenten im Haag. Wir erinnern an die zwei Särge aus ſchwarzem Marmor, ſo wir vor vierzehn Tagen bei ihm beſtellt; er ſoll ſich ſputen, ſie zu beſchaffen und per Kahn nach Potsdam zu liefern, cito, cito!! Nochmals erinnern: alles ganz glatt, viereckige ſchwarze Sarkophage, groß genug, Holzſärge aufzunehmen, und völlig gleichartig, da für die Königin und mich —! Hat er??“

Der Sekretär hat — und iſt entlaſſen. Doch wie er mit der Reinſchrift zur Unterzeichnung kommt, iſt der König wieder eingeſchlafen. —

Die nächſten Tage bringen keine Beſſerung. Wie ein wütender Kettenhund, ſo tobt und reißt und zerrt die Gicht ihm durch die Glieder, und in den Beinen ſteigt das Waſſer; die Schmerzen ſind ſo unerträglich, daß er ſie ſich nicht wegbrüllen kann: er muß ſie wegknirſchen, ſtundenlang —! An die Weiterfahrt iſt vorerſt gar nicht zu denken.

Vorerſt —!? Und wenn das Leiden n o c h ſchlimmer wird? Wenn er überhaupt nicht mehr von hier wegkommt?? Soll er in dieſem letzten Winkel ſeines Landes, fern ſeiner Stadt Potsdam, elendiglich verrecken??

„Gott, Gott, laß mich noch nicht ſterben! Laß mich noch nicht

sterben!!" flüstert er vor sich hin, wenn der Schmerz soweit nachläßt, daß er die verbissenen Zähne öffnen kann.

So muß diese Reise nun enden, die Reise auf den Kriegsschauplatz zu seinen blauen Kindern. — Kriegsschauplatz?? Der Kranke lächelt grimmig: was er da im kaiserlichen Feldlager am Oberrhein gesehen hat, bei der glorioſen Reichsarmee, das ist kein Krieg, keine Bravur; das ist ein kümmerliches, zaghaftes Hasenmannöver, bei dem der verewigte Gundling als Generalissimus sich gut würde ausgenommen haben, — und warum? Weil der Herr Oberkommandierende, Seine Hoheit der Prinz Eugen, ein alter, schwungloser Mann geworden, der sich nichts mehr zutraut, der sich von den frechen Franzosen die Festungen Kehl und sogar Philippsburg hat vor der Nase wegnehmen lassen, ohne sich zu rühren· schmachvoll für den Sieger von Hochstädt, Malplaquet und Belgrad! — Der Dessauer und Fritz lungern jetzt bei Eugen herum; der Kronprinz möchte sich Lorbeeren erkämpfen und kann nur Grillen fangen bei dieser schläfrigen Armee, die seit dem Frühjahr im Badischen herumrutscht! Und seine 10,000 Mann Preußen, seine ausgesuchten Kerntruppen, — auch sie stehen sich am Rhein die Beine in den Leib und machen komische Figuren: das ärgert ihn am allermeisten!

Erbittert sinkt der Kranke zurück, und wohltätig überkommt ihn die abgründige Schlafsucht. —

Man führt wieder einmal Krieg in Europa. Augusts des Starken Tod hat ihn heraufbeschworen; der Streit um die Krone Polen hat ihn entfesselt: zuerst haben die Polen ihren früheren König Stanislaus Leszczynski, Frankreichs Günstling, wieder gewählt; daraufhin ist ein russisches Heer vor Warschau erschienen, hat Stanislaus vertrieben und einen neuen Wahlgang durchgesetzt, in welchem, unter russischem Druck, August III. gewählt worden ist, des Starken Sohn und Erbe des sächsischen Kurhuts. Dieser Sieg des russisch-österreichischen Kandidaten — Preußen steht zur polnischen Königsfrage neutral — hat in Paris heiße Rachegefühle erweckt, und der Kardinal Fleury, im letzten Jahrzehnt der Hüter des europäischen Friedens, sieht jetzt den Augenblick gekommen, Frankreichs geminderte Geltung durch

die Waffen wieder zu mehren: er erklärt Krieg an Polen und den Kaiſer; das franzöſiſche Heer beſetzt ohne Kampf das Herzogtum Lothringen, wodurch des Kaiſers künftiger Schwiegerſohn zum Fürſten ohne Land wird, und ſtößt dann, unter Führung des Marſchalls Berwick, von Straßburg aus über den Rhein vor. — Friedrich Wilhelm hat dem Kaiſer ein Hilfskorps von 50,000 Mann angeboten; doch Karl VI., obwohl ſelber ohne ausreichende Truppenmacht, lehnt dieſe geballte Hilfe mit verlegenem Dank ab: er will nicht, daß Preußen den Krieg entſcheidet und dann womöglich ſeine Anſprüche auf Jülich-Berg, auf Oſtfriesland nnd Mecklenburg mit der bewaffneten Fauſt des Siegers geltend macht, — jene Anſprüche, die der Kaiſer heute weniger denn je zu erfüllen bereit iſt. Alſo hat er von ſeinem Verbündeten nur 10,000 Mann angefordert, und dieſes preußiſche Kontingent unter General von Röder erweckt zwar, durch ſeine Diſziplin, ſein Schnellfeuer und ſeine Ausrüſtung, den Neid und die Bewunderung des alten Reitergenerals Prinz Eugen, im übrigen aber verſchimmelt es unter der erlauchten Schlafmütze am Rhein.

Das gute Einvernehmen zwiſchen Friedrich Wilhelm und dem Kaiſer iſt ſchon ſeit einiger Zeit wieder erkaltet. Nach der Geſchichte mit Fritz hat England, dem verunglückten Heiratsplan entſagend, ſich mit jähem Kurswechſel dem Kaiſer genähert, hat die Pragmatiſche Sanktion anerkannt und damit in Wien das Gewicht der preußiſchen Freundſchaft erheblich gemindert: der Kaiſer braucht den Berliner Verbündeten jetzt kaum noch, und alſo läßt er ihn fallen: Dank vom Hauſe Habsburg! Friedrich Wilhelm hat, um Klarheit zu gewinnen, die längſt geplante Zuſammenkunft mit Karl VI. in Prag durchgeſetzt, hat auf Erfüllung der kaiſerlichen Zuſagen gedrängt und iſt kühl abgeſpeiſt worden: in Prag hat der König ſein Vertrauen zum Kaiſer endgültig begraben müſſen; auch Seckendorff hat danach weiter nichts vermocht, als die Blümchen auf dieſem Grabe mit dem flüchtigen Tau der Diplomatie zu tränken. Haben doch Öſterreich, England-Hannover und Sachſen es ſogar fertig gebracht, unter einander Verträge „gegen fremde Soldatenwerbung“ ab-

zuſchließen und dem Vetter in Preußen damit die Vergrößerung ſeines Heeres zunächſt unmöglich zu machen! Das hat Rex wie einen Schlag ins Geſicht empfunden; ja ſogar mit Abdankungsplänen hat er ſich damals getragen, bis er ſich dann entſchloſſen, ein Kanton-Reglement aufzuſtellen, wodurch die Rekrutierung im eigenen Lande dahin geordnet wird, daß künftighin jedes Regiment nur aus einem beſtimmten Bezirk rings um ſeine Garniſon den Nachwuchs nehmen, dieſen aber durch frühzeitige Eintragung in die Stammrollen ſich von Jugend auf ſichern nnd durch rote Halsbinden kennzeichnen dürfen. Damit iſt der erſte Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht getan. Der König in Preußen wird den Feinden zeigen, daß er ſeine Armee auch ohne ihre Gnade zu vergrößern weiß! Bleibt doch die Armee ſchließlich ſeine einzige feſte Stütze inmitten all der außenpolitiſchen Mißerfolge, die er ſeit manchem Jahr hat einſtecken müſſen! Und Seckendorff kann ihm jetzt auch nicht mehr in den Heeres-Etat hineinreden, in den Departements herumſchnüffeln und Spione ſalben: der Herr Reichsgraf und k. k. Feldzeugmeiſter iſt an den glorioſen Kriegsſchauplatz berufen worden, wo er einen kaiſerlichen Truppenteil zum Siege führen ſoll. Mag er —! Aber nach Berlin ſoll ihm der k. k. privilegierte Hofſchauſpieler nicht mehr kommen; wir haben genug von ihm und von der ganzen Maskerade Seiner Apoſtoliſchen Majeſtät!

Mit all dieſen Gedanken und Sorgen ſchlägt ſich der Kranke auf ſeinem Schloß Moyland in langen, trüben Stunden herum, und wenn ihn die Schmerzen, nach jähem Überfall, bis zur Beſinnungsloſigkeit peinigen, dann ächzt er in glühender Aufbäumung: „Gott, mein Gott, — laß mich noch nicht ſterben! Noch nicht ſterben!!“ — Wie vieles iſt noch zu tun, und Fritz iſt gar ſo jung und grün! Muß noch gewaltig Vieles lernen, der Fritz, ehe er zu regieren vermag!!

Aus Berlin kommt die Nachricht, daß der neu erbaute Turm der Petrikirche, an der Brüderſtraße, am Abend des 21. Auguſt jählings in ſich zuſammengeſtürzt iſt, und dieſe Kunde berührt den Kranken wie ein finſteres Omen: hat er doch an dieſen Turm gar vielen Stolz geſetzt und 50,000 Taler an ihn gewendet,

nachdem vor vier Jahren die alte Petrikirche durch Blitzschlag eingeäschert worden!! Noch schlanker, noch höher als der Turm seiner Potsdamer Garnisonkirche war der neue Petriturm zu Gottes Ehre aufgeführt worden: an die Höhe des Straßburger Münsters reichte er heran! Doch Gott hat die stolze Gabe verschmäht und in Schutt lassen sinken —!

Der Kranke drängt jetzt ungestüm heimwärts; nach entsetzlich qualvoller Reise trifft er Mitte September halbtot in Potsdam ein und wird in sein geliebtes Zimmer getragen, — ein aufgegebener Mann, dem die Ärzte kaum noch ein paar Wochen Lebens zubilligen. Jetzt glaubt er selber nicht mehr an seine Gesundung, und vermessen dünkt es ihn, Gott noch um Verlängerung des erschöpften Lebensreslchens zu bitten. Mit fliegender Hand schreibt er dem Dessauer: „Ich bin bereit, die Welt zu quittieren. Ein Schiff fähret geschwinder, das andere langsamer; sie kommen doch nach e i n e m Hafen!"

Der Kronprinz wird von der rheinischen Campagne abberufen, um gegenwärtig zu sein, wenn es mit dem König aufs Letzte geht; er kommt im Oktober nach Potsdam und findet den Vater in beklagenswertestem Zustand vor: das eine Bein ist jetzt aufgebrochen, der Leib gespannt wie eine Tonne; dafür sind Arme nnd Gesicht so mager wie bei einem Skelett, und das gelbe Antlitz ist von schrecklichen blauen Flecken überzogen. Wenn er überhaupt noch einigen Schlaf finden will vor den furchtbaren Schmerzen, dann muß der Kranke im Bett sitzend sich auf die Hände stützen, damit nur die Körperspannung etwas entlastet wird.

Den Sohn ergreift das Jammerbild des einst so starken Mannes derartig, daß alle Mißgefühle, die er gegen ihn gehegt, jetzt von Tränenfluten hinweg gespült werden, und nur reinstes Mitleiden übrig bleibt. — „Nicht weinen, Fritzchen", ächzt der Vater; „ein König muß mehr ertragen können als andere Menschen; das weißt du ja selber schon! Ich bin gewiß, daß Gott mir nach dieser grausamen Prüfung die unaussprechliche Seligkeit schenken wird, die mir kein Tod mehr kann entreißen!" —

Am 10. November heiratet — der Kranke besteht darauf — die Prinzessin Sophie Dorothea den Markgrafen von Schwedt, den „tollen" Friedrich Wilhelm, und so bekommt der Dessauer Onkel doch noch seinen Willen, wenn auch nur durch eine jüngere Nichte. Der König hat den Kronprinzen beauftragt, ihn bei der Hochzeit in aller Form zu vertreten; zum ersten Mal muß er der Vermählung eines seiner Kinder fernbleiben. Vor einem Jahr hat sein Lottchen den Erbprinzen von Braunschweig geheiratet; jetzt kommt sein Fiekchen, seine vierte Tochter, unter die Haube: wieder verbindet sich ein Friedrich Wilhelm mit einer Sophie Dorothea —; möchte Gott diesen Bund segnen! —

Wochenlang kämpft der königliche Kraftmensch gegen den Tod an, der ihn unter wildesten Schmerzen Tag für Tag anspringt, — da tritt im Dezember die Wendung ein: die Beine sondern starke Mengen Wassers ab, und die Schwellungen gehen zurück. Der König selber zwar mißtraut den zuversichtlichen Äußerungen der Ärzte; doch eines Tages gelingen ihm die ersten Gehversuche; er läßt die Leibkompagnie seiner langen Kerls im großen Saal des Potsdamer Schlosses vor sich exerzieren; er trotzt der eisigen Winterkälte, und beim Anblick der lieben blauen Kinder kehrt ihm Lebensmut und Gesundheit wieder: seine unbändige Natur grüßt das Leben noch einmal!

Wenige Wochen später, am 21. Januar 1735, hält er seinen Einzug in Berlin: in einem offenen Wagen, in Eisbärfelle gehüllt, vom Volk umjubelt, fährt er zum Schloß. Ja, er läßt sich sogar in den Sattel heben und nimmt zu Pferde die Wachtparade ab, umgeben und umstaunt von den Generalen, Ministern und Gesandten. Drei Tage später, an des Kronprinzen Geburtstag, erscheint er mit der Königin beim Festmahl, das der Sohn den Eltern gibt; hier schmaust und trinkt er nach Herzenslust, wie nur jemals.

Ein Wnnder ohnegleichen!

Für den Kronprinzen ein ziemlich schmerzhaftes Wunder. Hat doch der Thronerbe schon außenpolitische Verhandlungen angeknüpft, die einen Kurswechsel einleiten sollten! Aber der Vor-

ſchnelle weiß ſeine Enttäuſchung gut zu verbergen; nur in Briefen an die Lieblingsſchweſter zu Bayreuth macht er ihr Luft: „Wir werden alle den Troſt haben, vom König noch beerdigt zu werden: er hat bei Gott eine Bärennatur und wird das künftige Geſchlecht überleben!!“

Der Mann mit der Bärennatur indes iſt jetzt, wo er ſich dem Leben wiedergeſchenkt ſieht, von inniger Güte und hellſter Dankbarkeit erfüllt: nachträglich macht er ſeinen Lieben die reichlichſten Neujahrsgeſchenke; er zeigt ſich geſellig, erſcheint ſogar — faſſen Sie ſich, Mesdames! — im Kreiſe der Hofdamen, veranſtaltet Kindergeſellſchaften, traktiert die Tabakskollegen mit Tokayer und treffenden Späßen, — kurz: er freut ſich in offener Glückſeligkeit des goldenen Lichts.

Noch muß er ſich freilich ſchonen, und ſo ſitzt er denn tagelang zufrieden in ſeinem Stuhl, pinſelt und lieſt. Jetzt endlich hat er Zeit, ſich mit den Schriften des einſt von ihm verjagten Profeſſors Wolff zu beſchäftigen: er verſenkt ſich in das Werk über die Logik und in die „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menſchen“. Da wird er denn nun allerdings zu ſeinem Schrecken gewahr, daß er dem Philoſophen bitterliches Unrecht angetan, als er ihn des Atheismus beſchuldigte: das haben dieſe Mucker, die Pietiſten, ihm damals nur eingeredet! Ein Glück, daß der getreue Propſt Reinbeck ihm jetzt endlich die Werke des Wolff nachdrücklichſt ans Herz gelegt! Auch Cocceji, dieſer gelehrte und gerechte Juriſt, hat ſchon immer die Rückberufung des Landesverwieſenen empfohlen —!

Ner ſetzt eine Kommiſſion von Geiſtlichen ein, ihr Gutachten über Wolff abzugeben; es fällt günſtig für den Denker aus, und nun ſcheut ſich Friedrich Wilhelm nicht, ſein früheres Unrecht offen einzugeſtehen und den Profeſſor aufs Liebenswürdigſte zu bitten, er möge auf ſeinen Lehrſtuhl nach Halle zurückkehren. Chriſtian Wolff freilich lehnt dankend ab: er habe ſich inzwiſchen zu Marburg einen feſten Wirkungskreis geſchaffen . . . .! Trotzdem läßt der König nicht locker; mehrmals wiederholt er ſein Angebot und erklärt ſich ſogar bereit, für den Herrn Profeſſor einen neuen Lehrſtuhl in Frankfurt zu errichten, wo er ſich über

die Pietiſten nicht zu ärgern brauche; — vergebens! Er muß damit zufrieden ſein, daß der Philoſoph ihm, zum Dank für die gewährte Genugtuung, den zweiten Band ſeiner „Praktiſchen Lebensweisheit“ widmet.

Schade! — Aber mit Berufungen hat er überhaupt kein rechtes Glück. Wie hat er ſich doch bemüht, durch Jahre, den berühmten Feldmarſchall Johann Matthias von der Schulenburg, den Verteidiger von Korfu, in ſeine Dienſte zu ziehen; auch den Fritz hat er kürzlich bewogen, deswegen an den alten Feldherrn zu ſchreiben, — umſonſt! Der Altmärker bleibt lieber an den Geſtaden des Mittelmeers hängen. — Unſer eigener Schulenburg aber, der wackere und fromme Hageſtolz Achaz, hat inzwiſchen unſern Dienſt quittiert gegen ein Kommando bei den himmliſchen Heerſcharen, und auch unſer braver Finckenſtein iſt jüngſt zur Großen Armee abgerückt: ſo ſieht Rex von den Gefährten ſeiner Jugend einen nach dem andern dahingehen! Was Wunder, wenn er ſich in die Schriften der Philoſophen zurückzieht? Ihre Koſt ſchmeckt ihm heute beſſer und dünkt ſeiner Seele nahrhafter als das Geſeufze der Hallenſer Mucker! — —

Und wieder wird es Frühling, und wieder überſiedelt der König nach Potsdam; noch nie meint er die Reize ſeiner geliebten Stadt ſo innig und voller Beglückung genoſſen zu haben wie heuer, da jeder Schritt und jeder Blick, da jeder Griff und jedes Wort ihn das Neugeſchenk ſeines Lebens bewußt werden läßt. Da ſteht ſeine prächtige Garniſonkirche; ſchon ſeit bald drei Jahren dient ihr ſtattliches Schiff der andächtigen Gemeinde. Aber auch der ſchöne, hohe Turm wird jetzt bald vollendet ſein: noch etliche Wochen, und das Baugerüſt iſt verſchwunden!

In dieſer Kirche wird er einſtmals ruhen, — inmitten ſeiner lieben blauen Kinder, wenn ſie ſich Sonntags hier verſammeln werden, um Gottes Wort zu lauſchen. Jetzt ſind auch endlich von Holland die ſchwarzen Marmorſärge eingetroffen, aus ſchwediſchem Stein ſchmucklos geſchnitten, wie er ſichs gewünſcht. Unter der Kanzel ſollen die beiden Särge ſtehen, in der Gruftkammer, die er ſich und ſeiner Frau zur letzten Ruheſtatt beſtimmt hat. Freilich, das Grundwaſſer ſteht hoch, und alſo muß die Kammer

zur ebenen Erde angelegt werden; auch kriegt ſie nur ein niedriges Gewölbe, da über ihr die Kanzel ſich erhebt. Grumbkow hat neulich geäußert, ob es nicht bedenklich und eine Verletzung ſchuldigen Reſpekts ſei, wenn der Prediger, um zur Kanzel zu gelangen, jedesmal über Seiner Majeſtät verewigtes Haupt hinwegſchreiten müſſe? — Friedrich Wilhelm lächelt: was für Sorgen macht ſich doch dieſer Biberius! Ihm, dem König, wird es nichts mehr machen; er wird dann, ſo hofft er zuverſichtlich, aus größerer Höhe auf ſeine Stadt und ſeine Kirche niederblicken! —

Eines Sonntags weilt er mit den Offizieren und Mannſchaften im Gottesdienſt; kerzengerade ſitzt er auf dem ſelbſtgefertigten Holzſchemel, ſeiner Härte ſich erfreuend, die keine Müdigkeit aufkommen läßt. Gar eindringlich wettert der Hofprediger Cochius gegen Beelzebub, als welcher ein Lügner von Anbeginn geweſen und der Oberſte der Teufel genannt ward. — Nach Beendigung des Gottesdienſtes, auf dem Wege zum Schloß, fragt der König den alten Oberſten von Möller, wie ihm die Predigt gefallen habe. — „Gut, Eure Majeſtät; ſie hat mir zum Troſte gereicht!“ — „Wie meint er das, Möller?“ — „Vor zwanzig Jahren“, ſagt der alte Offizier, „hab ich ſchon einmal von Beelzebub, dem Oberſten der Teufel, predigen hören; ſeitdem nicht mehr. Heut aber hab ich mich davon überzeugen dürfen, daß es dem Beelzebub in der Hölle nicht beſſer ergeht als mir auf Erden; denn auch er iſt ſeit zwanzig Jahren immer noch Oberſt!“

Zwei Tage ſpäter iſt der Oberſt von Möller zum Generalmajor befördert.

Dem Deſſauer will dieſes Verfahren nicht ganz einleuchten; er äußert zum König, ob es nicht richtiger ſei, der preußiſche Offizier mache ſeine Fortune mit dem Säbel, anſtatt mit der Schnauze —?

„Sicherlich, Euer Liebden“, lächelt Friedrich Wilhelm; „aber wie ſoll er ſie mit dem Säbel machen, wenn wir ihm nicht erlauben, ſelbigen Säbel zu ziehen? Wir können wegen des Avancements unſerer Offiziers keinen Krieg anfangen, und die

Campagne, so der Kaiser derzeit führet, hat unsern Regimentern auch nur Dreck an den Stiefeln, aber keine Lorbeeren eingetragen. Es kann nicht jeder Offizier auf so vielen Schlachtfeldern stehen, wie Euer Liebden glorioser Weise getan haben!"

Ihm macht es keinen Kummer, daß er seine Armee vergrößern kann, ohne sie opfern zu müssen.

— — — — — — — — —

Am 1. August 1735 ist das Baugerüst vom Turm der Garnisonkirche verschwunden, und tags darauf ersteigt der König den Turm, das fertige Werk zu besichtigen. Unverdrossen stemmt er sich Stufe um Stufe empor, der neu gewonnenen Kraft sich freudigst bewußt. Wohl wiegt er heute doppelt so viel wie vor dreißig Jahren, als er um Fiekchen freite; doch solange er das massige Corpus noch zwingt, solange zwingt er auch sein Reich! Heute aber zwingt er seinen Turm: in irdischer Gestalt das schönste Denkmal, das er seinem Lebenswerk zu setzen vermocht.

Hochatmend tritt er auf die besonnte Galerie hinaus, findet sich unter all den großen und kleinen Glocken, die da luftig frei zwischen den vier Eckſäulen schweben und unter ihren rastenden Hämmern schweigen. Er tritt an die Brüstung und umfaßt weiten Blicks, klopfenden Herzens das große Bild der Landschaft, *seiner* Heimat! Dunkle Kiefernwälder fern hingebreitet, dazwischen die silbernen Bänder der Havel und ihrer vielen Seen; im Norden das gelbe Bornstedter Feld, im Südosten die hellgrünen Ruthewiesen, und drüben im Nordosten, hinterm welligen Horizont des Grunewalds, winzig klein und scharf emporgereckt die Kuppel des Charlottenburger Schlosses, die Kirchturmnadeln von Berlin und Kölln —! — Dicht unter ihm aber seine Stadt, das Kleinod seines Herzens: sauber gewinkelt die Straßen, wohlgepflegt die Obstgärten, da drüben Giebel an Giebel die rotbraunen Häuser des holländischen Viertels, wo seine langen Kerls in gar wohnlichen Stuben hausen! Und hier, ganz nahe, dehnt sich der stattliche Block seines Militär-Waisenhauses: wie ein großes Spielzeug liegt er unter seinem Blick; er kann im Hof seine Soldatenjungs herumtoben sehen —! Und

nach der andern Seite hinüber ſtreckt ſich die Flucht der Kurfürſtlichen Freiheit mit den Reihen ihrer Bäumchen zum Luſtgarten hin; leuchtend weißgelb liegt der große Exerzierplatz da. Im Winkel zwiſchen Marſtall und Schloß wimmelt und krabbelt es von dunklen Strichelchen: Rochow exerziert gerade ſeine Garde! Freundlich leuchtet die Schloßfront in der warmen Sonne, und nach rechts hinüber ſpannt ſich die lange Brücke übers Havelwaſſer: dort gehts hinaus aus der klaren Welt von Potsdam ins große Königreich Preußen —!

Friedrich Wilhelm muß ſich an der Brüſtung feſthalten, — ſo ſtark ergreift ihn das Bild ſeines Landes, das Bild ſeines Lebens; er ſchämt ſich der Tränen nicht, die ihm in die Augen ſteigen. „Lieber Herrgott“, ſagt er feierlich, „aus Herzensgrund dank ich dir dafür, daß du meinem Werk bis hierher geholfen haſt mit deiner Gnade! Zwiefach aber dank ich dir dafür, daß du mir vergönnt, mein Werk, das doch das deine iſt, in dieſer Stunde noch zu ſchauen!“

In den Drähten des Glockenſpiels ſummt verſchwiegen der Wind, und auf der Turmſpitze, gar hoch noch über des Sinnenden Haupte, jubelt das Wahrzeichen des ſtolzen Baues ins Licht empor: Aus der Königskrone herauswachſend der Schaft mit der goldenen Sonne, um den ſich die Wetterfahne auf mächtigem Waagbalken im Winde dreht. Menſchengröße hat der ſchwere preußiſche Adler, der dort oben auf dem Balken ſitzt, in den Krallen das Blitzebündel, Blick und Schwingen ſprungbereit zur goldnen Sonne aufgereckt. Menſchenhöhe hat auch der königliche Namenszug auf der andern Seite des Balkens: FWR — und als Punkt dahinter eine Kanonenkugel. Der Adler zeigt an, wohin der Wind bläſt; der Namenszug zeigt an, woher er weht: in dieſem Lande kommt der Wind ſtets aus der Richtung des Königs!

Non solicedit: Zur Sonne ſteigt der Adler auf und weicht nicht vor ihr zurück! Spruch und Bild ſind Friedrich Wilhelms allereigenſte Schöpfung; vor Jahren hat er das kühne Wahrzeichen entworfen. Seine Offiziere tragen es auf dem Ringkragen vor der Bruſt; ſeine Waiſenjungen da drunten tra-

gen es auf einem Schild an der rechten Schulter; seine Fahnen und Standarten tragen es als Herzstück. Und dieser Turm hier trägt es als höchste Darbringung: Gott zur Ehre, den Heutigen zur Verpflichtung, allen Kommenden zur Mahnung!

Die Sonne — das ist Gottes Vaterauge. Wie dürfte Preußens Adler jemals vor Gottes Auge zurückscheuen?

Er suche es, vor ihm sich zu behaupten!

Er härte seiner Schwingen Kraft an dieses Auges Glanz!

XII.

Die Vollendung

Sommer folgte auf Sommer, und die geſchäftigen dicken Spinnen ſpannen und webten eifrig weiter an ihren Netzen, mit denen ſie Europa überſpannt hielten; ſie hockten in den Schlupflöchern ihrer Kanzleien: zu Wien und Paris, zu London und im Haag, — um von mancher kleineren, aber nicht minder bösartigen Spinne zu ſchweigen. Fuhr der Sturmwind oder ein niederbrechender Aſt zerreißend durch die Netze, dann duckten ſich die Spinnen regungslos zuſammen; doch kaum war es draußen wieder ruhig, ſo kamen ſie eilfertig ans Licht gekrochen und zogen neue Fäden. Mitten im Spulen und Knoten hielten ſie zuweilen inne; aus böſen Augen ſtarrten ſie lauernd, angſtvoll und doch gierig auf einen beſtimmten Fleck am Boden, ob ſich dort wohl etwas rege?! Mücken und Fliegen, fette Brummer und harmloſe Schmetterlinge hatten ſich in ihren Netzen genug gefangen: dieſe ſchwirrenden Beuten waren, während ſie noch im zähen Gewebe zappelten, ſtets raſch gepackt, gedreht und umwickelt worden, bis ſie ſich nicht mehr rühren konnten; dann waren ſie in kürzeſter Friſt ausgeſogen und blieben als leere Hüllen im Netz hängen. Da unten aber, auf dem umlauerten Fleck, ſaß keine leichte Flatterbeute; ein ſtarker, ſchwerer, dick gepanzerter Käfer ſaß dort, und ſollte er den Netzen nicht gefährlich werden, ſo mußten ihn die dicken Spinnen gemeinſam überfallen, und vierfach mußte er umwickelt werden: das trauten ſich die geſchwollenen Kreuzſpinnen wohl zu! Dann würden ihre Freßzangen ſicherlich auch ein paar Gelenke am Leib des Käfers finden, durch die ſie eindringen und ihm den Lebensſaft abzapfen konnten!

Warum war der Käfer auch ein Käfer? Warum war er nicht eine Spinne von ihrer Art? Dann hätte man ihm ſeinen

Platz zugewieſen, wo er ſeine Netze ausſpannen und Fliegen ausſaugen konnte nach Herzensluſt —!

Der Käfer aber wollte keine Spinne ſein, und er konnte es zudem gar nicht ſein; ihm war die Fähigkeit zu tückiſcher Berechnung nicht gegeben.

— — — — — — — — —

Der Ausgang des polniſchen Erbfolgekrieges wurde für Friedrich Wilhelm zu einer neuen, bitteren Enttäuſchung. Er hatte nicht für möglich gehalten, daß der deutſche Kaiſer das alte deutſche Reichsland Lothringen, noch gar das Erbland ſeines Schwiegerſohnes, für alle Zeiten an Frankreich auszuliefern den traurigen Mut haben könnte, um dafür von Paris die Zuſtimmung zu ſeiner Haus- und Tochterpolitik einzuhandeln und den Lothringer mit einem welſchen Herzogtum zu entſchädigen! Ebenſo wenig hatte er es für möglich gehalten, daß Frankreich jetzt plötzlich ſeinen jahrelang gehätſchelten Schützling Stanislaus einfach fallen laſſen und den neuen Auguſt auf Polens Thron anerkennen würde: das waren in des preußiſchen Königs Augen nichts weiter als unerhörte Perfidien, und zwiſchen all dieſen Treuloſigkeiten ſogenannter Fürſten ſah er für ſein Haus bald keine Möglichkeit mehr, ſich die rheiniſchen Erblande auf gütlichem Wege zu ſichern: er würde ſie eines nahen Tages, wenn der Heimfall eintrat, mit dem Schwert nehmen müſſen!

Am Wiener Hof behandelte man Preußen neuerdings wie einen Schuhputzer. Hatte man es ſchon nicht für nötig gehalten, dem Verbündeten ſeinerzeit Mitteilung von den mit Frankreich eingeleiteten Friedensverhandlungen zu machen, ſo bewies man ihm jetzt ſeine völlige Mißachtung dadurch, daß man in der Hofburg die Vermählung der Kaiſertochter Maria Thereſia mit dem Lothringer — dem geweſenen Lothringer! — beging, ohne dem Berliner Hof auch nur eine Anzeige davon zukommen zu laſſen.

Mehr und mehr geriet Preußen in beklemmende Vereinzelung hinein.

Warum nur?? ſo fragte ſich Friedrich Wilhelm immer wie-

der, — und immer wieder gab er ſich ſelber die Antwort: weil Preußen noch keine Großmacht war, die gleichberechtigt im Kreis der alten Mächte hätte mitreden dürfen, und weil es andererſeits auch kein Kleinſtaat mehr war, über deſſen Forderungen man hätte hinwegſchreiten können. Eine werdende Macht, hing es zwiſchen dem Geſtern und dem Morgen in peinlicher Schwebe: keiner traute ſich an den kraftgeladenen Adler heran; jeder ſtarrte mißtrauiſch auf die ſcharfen Fänge, und alle waren ſich einig darin, daß man ſie beſchneiden müſſe!

Ja, hätte ich ſelber denn losſchlagen ſollen? Hab ich wirklich die günſtige Stunde, ſo die Weltgeſchichte jedem Reich nur einmal bietet, zu nützen verſäumt?? Auch dieſe Frage legte ſich der bekümmerte König ſtets von neuem vor, und jedesmal konnte er ſich mit gutem Gewiſſen antworten: Nein, du haſt nichts verſäumt! Wohl haſt du weite Wege, vielleicht auch Umwege gemacht auf der Suche nach Freunden und Verbündeten: von Petersburg nach London, von London nach Wien biſt du gewandert; keiner, außer dem großen Zaren Peter, hat deine Freundſchaft gewürdigt, — und wenn dich dein Weg jetzt ſchließlich nach Paris führen ſollte, ſo wäre auch das nur die Antwort auf den giftigen Neid, mit dem Kaiſer und Reich dein geſundes Wachstum beglotzen! Iſt nicht der Große Kurfürſt, von dem du den Namen trägſt, die gleichen Wege gewandelt? Hat nicht auch er die Fülle der Enttäuſchungen durchs Leben ſchleppen müſſen, weil er ſein Brandenburg zur Herzkammer dieſes armen Teutſchen Reichs hat machen wollen?! Er hat freilich immer wieder ſein Schwert gezogen; das hab ich nicht getan, weil ich mein Schwert ja erſt hab ſchmieden müſſen! — Man kann nicht bauen und kämpfen zugleich. Wär ich vom Neubau meines Staats weggelaufen zum Kampf, dann wäre der Bau unvollendet geblieben, und hinter meinem Rücken wären die Feinde in mein unfertiges Haus eingebrochen und hätten es dem Erdboden wieder gleichgemacht. Nun aber ſteht das Haus, und ſeine Wehr iſt gerüſtet: mögen die Hochmütigen über mich lächeln, — ich kann es hundertmal verſchmerzen! Zufrieden werd ich in die Grube fahren, und die nach mir kommen, werden mir dankbar

ſein, daß ich ihnen alles hergerichtet habe, was ſie brauchen, um Preußen zur Großmacht, zur erſten Macht in Europa zu erheben!

Und einmal, als die Generale zum Paroleempfang erſchienen waren, legte er ſeinem Sohn Fritz die Hand auf die Schulter und ſagte: „Hier ſteht einer, der mich rächen wird, meine Herren!“ —

Unermüdlich durchwanderte ſein Geiſt die Räume des neuen Hauſes, das er gebaut, und überall fand er noch zu beſſern, zu ändern, zu verſchönern. Einige wenige Räume waren noch nicht ausgebaut, — ſo der, darin die Frau Juſtitia wohnen und dem Volk zu ſeinem Recht verhelfen ſollte. Daß hier der Ausbau ſo langſam vonſtatten ging, lag nicht am trefflichen Cocceji, den er jüngſt zum Juſtizminiſter ernannt hatte; es lag an den unendlichen Schwierigkeiten, aus zwanzig Länderrechten ein einheitliches Landrecht zu ſchaffen und die überall eingedrungenen Giftſtoffe des Römiſchen Rechts aus dem Leib der Juſtiz herauszuſondern. Nun, das war freilich eine Rieſenaufgabe; ſie wurde jetzt mit erneuten Kräften angepackt, und wenn er ſelber ſie nicht mehr bewältigt ſehen ſollte, dann mußte ſein Succeſſor ſie zum Ende bringen; der Anfang war gemacht.

Auch in der innern Verwaltung war gar manches zu beſſern. Das Generaldirektorium ließ immer noch Mißſtände beſtehen, ſchaute den Kammern durch die Finger, wenn draußen in den Provinzen ſich die fatale Vetternwirtſchaft wieder einſchleichen wollte, wenn immer wieder Bauernſchindereien vorkamen und Steuerſchulden ohne Grund, nur aus Gefälligkeit, geſtundet wurden. Zwar kam ſolches jetzt nur noch ausnahmsweiſe vor; doch es hatte überhaupt nicht vorzukommen! Und mit ſcharfen Worten fuhr er in den Schlendrian hinein, ſetzte harte Strafen feſt, ſchnallte mit grimmiger Hand das Riemenzeug der Kontrollen enger und enger! Glaubten die Herren vielleicht, der König habe keine Augen mehr, weil er Beſchwerden in den Beinen hatte??

O nein, die Gicht ſaß ihm wahrlich nicht im Kopfe; ſie ſaß ihm auch nicht immer in den Händen! Er hatte den Kriegs- und Domänenrat von Schlubbuth in Königsberg aufknüpfen laſſen,

weil er Hilfsgelder für die Salzburger Koloniſten unterſchlagen; vom Rollſtuhl aus verprügelte er den Koch, der ihn am Küchenzettel beſtohlen —: er war wacher denn je, hellhöriger denn je, mißtrauiſcher denn je —

Er war noch da!!

— — — — — — — — — —

Neue Geſichter am Hof, neue Narren im Tabakskollegium!

Da war vor einiger Zeit der Baron Karl Ludwig von Pöllnitz in Berlin aufgetaucht, der bücherſchreibende Neffe jener bücherverſchlingenden Hofdame; behaftet mit dem zweifelhaften Ruhm eines Modeſchriftſtellers, war der fünfundvierzigjährige Allerwelts-Chevalier an die Stätte, von der er einſt durchgebrannt, jetzt zurückgekehrt, hatte dem ſeidig auswattierten Buſen ein Empfehlnngsſchreiben der Kaiſerin entſchwungen, hatte den König an die uralten Mätzchen der gemeinſam verlebten Kadettenjahre erinnert, hatte in zehn Minuten hnndert Bosheiten verſpritzt, davon nicht wenige gegen die eigene Tante, und hatte Seiner Majeſtät ſo lange verſichert, er begehre kein Amt, bis der König merkte, daß er nichts weiter begehrte als ein Amt —! Na ſchön: der witzige Baron bekam die Anſtellung als Hofnarr im Tabakskollegium; er nahm ſie, ohne zu erröten, und da ſie ihm nur 250 Taler jährlich trug, was zur Befriedigung ſeiner Caprices à la mode gerade ein Tropfen auf heißem Stein war, ſo ließ er ſich von Seiner Allergütigſten Majeſtät noch die Kammerherrnwürde verleihen ſowie etliche Judenprivilegien in Geſtalt von Schutzbriefen zwecks geldlicher Auswertung ſchenken, und ſchließlich gelang es ihm auch noch, die Erlaubnis zur Eröffnung eines Droſchken-Betriebs — des erſten in Berlin; die zwölf Droſchken hielten auf dem Schloßplatz — zu erwirken: ein vielſeitiger Geiſt und Plusmacher, ein Schlangenmenſch und Leichtathlet in Gewiſſensfragen.

Seit dieſer Pöllnitz im Tabakskollegium das böſe Wort führte, duftete es an der ehrwürdigen Stätte nach Pariſer Parfum, nach Wiener Klatſch, nach Dresdner Lüſternheit und nach höfiſcher Verderbtheit überhaupt: ein weltmänniſcher Ruch zog ſich durch

den Tabaksqualm, und der bierehrliche Gundling würde sich in seinem Faß umgedreht haben, hätte er den lästermäuligen Nachfolger hören können. Er ahnte nicht, der Gute, daß dieser sein Successor als kaiserlicher Spion die Narrenlippen wie die Narrenohren spitzte; er hätte sonst wohl das Faß gesprengt und wäre polternd wieder erschienen —!

Die alten Zeiten waren dahin mit den alten Kumpanen; ein neues Geschlecht begann sich breit zu machen.

Der König selber fühlte den Wandel am deutlichsten, und er fing jetzt an, sein eigenes Leben von außen her zu betrachten. — Nach der tödlich schweren Erkrankung hatten ihn Gicht und Wassersucht einige Jahre lang verschont; er hatte sein gewohntes Leben wieder aufnehmen können: gewalttätig in der Arbeit, groß im Schmausen und auch im Trinken nicht klein, schonungslos im Verbrauch der eigenen Kräfte. Zwar mit den wilden Hetzjagden zu Pferde war es für immer vorbei; doch für tagelange Hühnerjagden und rasend schnelle Rundreisen durch seine Provinzen reichten die unbändigen Energien des halb gelähmten Bären immer noch aus, — bis ihn im Jahr 1738 die Gicht grimmiger denn je packte und für Wochen in den fatalen Rollstuhl zwang.

An vielen Tagen las er jetzt drei Stunden lang in Wolffs philosophischen Schriften, und er empfahl von Amts wegen ihr Studium seinen Theologiestudenten. Überhaupt fand er Geschmack an den Wissenschaften; er pries die Beschäftigung mit ihnen als löbliches Tun, so ihm selber in seinen früheren Jahren leider versagt geblieben, da er tagtäglich an seinem Hausbau beschäftigt gewesen —!

Vor allem aber malte er.

Er malte alles: Staatsmänner und allegorische Gestalten, so die Tugenden verkörpern; er malte sich selber — mit Vorliebe in einem braunen Zivilrock, den er tragen wollte, wenn er der Krone entsagt und sich nach Holland zurückgezogen hätte — und er malte seine Freunde. Er kopierte Bilder nach alten niederländischen Meistern; doch er kopierte sie auf seine Art: mit mancherlei Veränderungen, wie sie seinem eigenwilligen Geschmack behagten. Wozu war er König, wenn er sich dies Recht nicht nehmen

durfte? Was tat es denn, daß er dem nackten Frauensmenſch, der Bathſeba im Bade, zwei linke Füße anmalte, weil auf des Jordaens Original der rechte Fuß nicht zu ſehen war? Soll das Menſch doch beide Füße herzeigen!

Noch erquicklicher freilich war es, aus der Phantaſie zu malen, und ſo zauberte denn der Kranke gar manchen ſeiner langen Kerls auf die Leinwand, ohne daß der lebende Enakſohn ihm dabei hätte Modell zu ſtehen brauchen; ſeine exakte Einbildungskraft bedurfte deſſen nicht; außerdem hatte der verfluchte Kerl ja ſeinen Dienſt zu machen! — Bis zum letzten Knopf und zum kleinſten Puſchel war nichts vergeſſen, war alles da, was eines Gardegrenadiers Montur ausmacht, und die Viſagen der Kerls gerieten ihm zum Hineinkneifen echt! — Mit der ganzen Leidenſchaft des ſchöpferiſchen Menſchen warf er ſich auf die Schilderei, — nicht um Bilder zu hinterlaſſen, ſondern um das Leben ſelber zu bannen: mit magiſchen Kräften ſuchte er feſtzuhalten, was im Entgleiten begriffen war.

Anfangs hatte er ſich von ſeinem Akademie-Direktor Pesne beraten und anweiſen laſſen; doch dieſer hochnaſige Meiſter gebärdete ſich dabei allzu zünftig und herablaſſend, und der König fand es ſpäterhin erbaulicher, ſich den Handwerksmeiſter Altenfinger, von ihm Hänsgen genannt, zum Farbenreiben und Grundieren anzubändigen; Antoine Pesne aber wurde in Gnaden nach Schloß Rheinsberg entlaſſen, wohin er zweifellos beſſer paßte: mochte er dort an Fritzens Höfchen, bei Ballettchen und Menuettchen, unter Dämchen und Herrchen, zwiſchen Französchen und anderen Canaillechen, an Dinerchen und Souperchen, an Biskuitchen, Schminktöpfchen und goldenen Döschen ſich delektieren und die Petits-Maîtres porträtieren!

Möchte doch der Teufel den ganzen wälſchen Krimskrams da hinten in Rheinsberg holen!!

Aber dem Fritz war ja nicht zu helfen. Anſtatt Kinder in die Welt zu ſetzen und ſeine hübſche, lammsgeduldige Frau zur glücklichen Mutter zu machen — fünf Jahre waren ſie nun ſchon verheiratet! — trieb er die alten, albernen Querpfeifereien weiter!

Der Kranke ſchüttelte die trüben Gedanken ab. Verbiſſen

malte er an seinem Bild weiter, den Pinsel in der gichtverkrümmten Rechten, und setzt zum Schluß sein Signum auf die Leinewand: F. W. in tormentis pinxit, — unter Folterqualen gemalt! —

Eines schönen Septembertags saß er in Wusterhausen auf dem Hofplatz zwischen den Linden und der Fontäne; Brandthorst hatte ihm die Staffelei herrichten müssen, und jetzt pinselte er, von der milden Herbstsonne geliebkost, an einer Landschaft herum: vor einem fernen Horizont stand zur Linken ein Bauernhaus; im Vordergrunde davor reckten zwei hohe Bäume ihr ziemlich märchenhaftes Astwerk zum Himmel empor, und zwischen ihnen schwebte ein ausdrucksvoller Mond im ersten Viertel.

Brandthorst kam und meldete, ein alter Bauer wünsche dem König seine Aufwartung machen zu dürfen.

Wie der Mann denn heiße?

Er habe sich Martin Denecke genannt, von Woltersdorf.

Friedrich Wilhelm wog Namen und Ort in seinem Gedächtnis; blitzschnell glitt die Erinnerung durch die fünfundzwanzig Jahre seiner Regierung zurück, und er wußte, daß er diesen Namen niemals in den Akten gehabt. Und doch war er ihm bekannt: irgend ein fernes Erlebnis haftete an dem Bauern Martin Denecke —! Plötzlich hatte er es gepackt.

„Bring ihn sofort her, Johann, und schaff einen Sessel heraus!"

Gespannt schaute er zum Eingang: ein schlanker Mann mit schlohweißem Haar trat auf den Hof; in der einen Hand hielt er die Kappe, in der andern einen großen Korb, gehäuft voll der prächtigsten Äpfel. Festen Schritts kam der Hochbejahrte heran, verneigte sich vor dem König und stellte den Korb zu seinen Füßen nieder.

„Denecke — er lebet noch —??"

„Dank Eurer Majestät lebe ich noch, und da hab ich mir erlauben wollen, meinem König ein paar Äpfel —"

„Setz er sich! Setz er sich doch, mein Alter!" — Auf einen Wink seines Herrn schob Brandthorst dem Besucher den Sessel

in die Kniekehlen, und ob er wollte oder nicht, Martin Denecke mußte ſich ins weiche Wohlbehagen hineinfallen laſſen. — Voll inniger Freude betrachtete Friedrich Wilhelm den rüſtigen Gaſt: ſeine achtzig Jahre mußte der Alte auf dem Puckel haben, und wie gerade hielt er ſich noch immer! Kein Fett, keine Waſſerſucht: ein alter, geſunder Baum —!

„Hätt nicht gedacht, daß wir Zwei uns noch einmal würden gute Zeit bieten, Denecke!"

„Iſt nur meine Schuld, Eure Majeſtät: hab nicht eher mögen kommen, als bis von dieſer Apfelſorte, ſo ich nach jahrelangen Mühen neu herausgezüchtet, ein ſchöner Korb voll für meinen hohen Lebensretter zuſammengereifet! Hätte mich in früheren Jahren geſchämt, mit leeren Händen wieder vor Königs Augen zu kommen —!"

„Wie lange iſt das jetzt her, daß ich ihm —" Der König rechnete an den Fingern.

„Sind gerade dreiunddreißig ein drittel Jahre vergangen; hab's heute mit meinem Weib ausgerechnet."

„Stimmt, ſtimmt, mein Lieber! Iſt ſomit genau ein drittel Jahrhundert herum: ein gediegen Stückchen Zeit für jeden, der es mit Arbeit und Mühen ausgefüllet!"

Der König und der Bauer blickten ſich mit ſtummem Kopfnicken an.

„Und wie iſt es ihm ſeitdem ergangen??"

„Iſt mir gut gegangen, mein König; hab Euch alle Abend voller Dankbarkeit in mein Gebet eingeſchloſſen."

„Damals, als mein Karl ihn aufgeſtöbert, hat er nicht gerade dankbar dreingeſchaut, Denecke; hat mir eine Fratze geſchnitten, als wollt er ſagen: reit du nur zu; ich knüpf mich ja doch auf!" — Er winkte Brandthorſt heran: „Johann, einen Krug Duckſteiner für unſern Gaſt!" Dann nahm er den Pinſel auf und malte an ſeinem Bild weiter. „Es ſtört mich gar nicht, Denecke; er tut meinem Herzen wohl mit ſeiner Nähe! Erzähl er mir, was er in all den Jahren getrieben!"

„Mit euerm Verlaub, mein König: damalen war ich wirklich höchſt unzufrieden mit der Störung; hab ich doch gewähnt, ich ſei

ſchon fertig mit dem Leben! Hinterher hab ich freilich gefunden, daß ich vor Gott nicht könnt beſtehen, wenn ich mit langem Gänſehals vor ihm müßt antreten, und ſo hab ich denn wieder gefreit und wieder geſchafft, hab auch Glück dabei gehabt; denn wie mein Patron, der Graf Wartenberg, außer Landes gegangen, iſt Woltersdorf an den Fiskus gefallen, wodurch dann alles beſſer geworden."

„Er hat mir doch damals von ſeiner Tochter erzählt, die ein lediges Balg gehabt —?!"

„Das Wurm iſt anno elf an der Peſt verſtorben, — möcht ſagen: Gott ſei Dank, Majeſtät. Aber die Stine, was meine Tochter iſt, hat einen Mann gekriegt und ſitzt auf einer guten Bauernſtelle."

„Und ſein Sohn, der zu den Soldaten entloffen?"

„Iſt anno fünfzehne vor Stralſund gefallen, wo er ſich gar wacker gehalten, wie mir ſein Kapitän geſchrieben. Hab aber inzwiſchen von meinem zweiten Weibe vier weitere Söhne, davon der älteſte als Korporal im Regiment Alt-Anhalt zu Halle ſtehet; die beiden Jüngſten ſind als Rekruten enrollieret und helfen mir derzeit noch daheim in der Wirtſchaft."

„Brav, ſehr brav!" Der König malte unverdroſſen weiter und warf zuweilen einen forſchenden Blick auf den weißhaarigen Alten, der dem guten Duckſteiner in gemächlichen Schlücken zuſprach. — „Lang er mir doch mal einen von ſeinen ſchönen Apfeln her", ſagte er, und als Denecke ſorglich den ſchönſten ausgeſucht und ihm gereicht hatte, biß er hinein, daß es knackte. „Sind gar delikat, ſeine Äpfel!" rief er begeiſtert; „haben einen Duft und eine Süße, die mir köſtlicher mundet als all der ſäuerliche Limonenkram aus Wälſchland! Sag er auch ſeiner Frau unſer Kompliment, Denecke, — und wenn meine Frau mit den Kindern von der Ausfahrt heim kommt, dann werd ich ihr erzählen, von wem die ſchöne Gabe iſt, und meine Bamſen werden ſich nicht faul über ſeine neue Züchtung hermachen! — Aber nun berichte er mir noch Einiges, ob er mit der Landwirtſchaft zufrieden iſt!"

„Kann nicht klagen, Majeſtät! Nachdem Woltersdorf eine Do-

mäne geworden, ſind wir Kotſaſſen von der Gutsuntertänigkeit befreit worden, was wohl ein jeglicher als eine Wohltat empfunden! Aber —“ der Alte zögerte.

„Ich weiß ſchon, was er mich fragen will, Denecke! Er möchte fragen, warum wir die Erbuntertänigkeit auf den Gütern des Adels nicht auch aufgehoben haben wie auf unſern Domänen! Iſt eine gar kitzlige Frage, mein Alter! Domänen und Rittergüter ſind zweierlei: was unſerer Wirtſchaft noch lange nicht den Hals bricht, das könnte meine Vaſallen womöglich ruinieren, und ſolches hält der Staat nicht aus!“

„Hab ſelbiges auch gar nicht bedauern wollen, Königs Majeſtät! Iſt bekannt, daß es den Bauern in der Leibeigenſchaft heutzutage nicht ſchlecht ergehet, — ſofern ſie einen guten Patron haben. Sind aber leider Gottes viele Patrons gar ſchlimme Leuteſchinder: das habe vorhin ſagen wollen!“

„Recht ſo! Wo ihm Fälle von Bauernſchinderei bekannt werden, da hat er künftig die Pflicht, verſteht er: die Pflicht, mir ſolches unverzüglich zu melden, Denecke! Im übrigen kann ich ihm verraten, daß ich erſt vor wenigen Tagen ein ſehr ſtrenges Edikt gegen die Bauernſchinderei und Vorſpannpreſſerei erlaſſen; er wird Augen machen, ſo er's zu Woltersdorf dieſer Tage wird plakatieret finden! — Aber wie ſteht er denn mit den Juden? Hat er mir damals nicht erzählt, daß ſie ihm die letzte Kuh aus dem Stall gezogen?“

„Das war ſo, mein König! Iſt mir aber zur fürchterlichen Warnung geworden: hab ſeitdem nie wieder einen Juden ins Haus gelaſſen, noch in den Stall, ſo oft auch einer gekommen, mir Geld anzubieten, wenn ich einmal in Not geweſen. Hab gelernet, daß man durch den Juden nicht aus der Not herauskommt, ſondern immer nur tiefer hinein!“

„Da hat er weislich gelernet, Denecke, und ſein Lehrgeld war gewißlich nicht zu teuer!“ — Der König malte eifrig weiter; zuweilen warf er einen halb lächelnden Blick auf den Gaſt, und Beide genoſſen die Wohltat eines geruhſamen Beiſammenſeins, das auch im Schweigen ſich verſtand. Geſprochen hatte das Leben ſelber genug.

„Wenn ich die Jahre zurückdenke, und was wir in ihnen erlebet", ſagte Friedrich Wilhelm nach einer beſinnlichen Weile, „dann will mich bedünken, als ſei er, wie er hier vor mir ſitzet, ein Symbolum meines Reichs: ſo wie ich ihn einſtmals habe davor bewahren dürfen, Hand an ſich zu legen, ſo hab ich auch Preußen auf den rechten Weg müſſen bringen, als es ſchon vor ſeinem Bankerott geſtanden! Und ſo wie er ſein Haus neu gegründet, Söhne fürs Vaterland erzeugt und dieſen Korb voll neuer Äpfel mir auf meine ſpäten Tage gebracht, alſo hat auch Preußen — —" Er verſtummte; denn er mochte ſein Werk nicht rühmen vor dem ſchlichten Mann, der ihm noch um ein Menſchenalter voraus an Jahren: er ſchaute auf die gar ſo rauhen Hände des Alten und wußte alles. — „Wir müſſen Gott danken, daß er uns verſtattet hat, unſer Leben an die Arbeit und ihre Plage hinzugeben, Denecke! Wir werden einmal gut ſchlafen in wohlverdienter Ruhe, — ich wohl noch früher als er; denn er mag hundert Jahre alt werden, da er geſund gelebet; meine Tage aber ſind gezählt."

„Da ſei Gott vor, mein König, daß ich alter Kerl euch noch ſollt überleben!?"

„Und er w i r d es erleben, Denecke! Bin froh, daß mein Land ſolch alte feſte Stämme hat!" Er legte den Pinſel beiſeite: „Will er ſehen, was ich inzwiſchen geklexelt? Iſt zwar nur Stümperei; hat aber doch ſeinen Sinn, und auf den Sinn kommts an im Leben!"

Martin Denecke erhob ſich und trat reſpektvoll hinter den Rollſtuhl, darin ſeines Königs ſchwere Geſtalt, rührend in ihrer verleugneten Hilfloſigkeit, vom Werk ausruhte. Auf der Staffelei ſtand das fertige Bild; es zeigte im Vordergrund zwiſchen den beiden Bäumen zwei Geſtalten: links einen Juden im Kaftan, der mit auffordernder Gebärde einen Wechſel vor ſich hinſtreckt; rechts einen Bauern, der auf den Juden blickt und abwehrend den Arm hebt, als ſpreche er: Bleib mir vom Leibe, Jüd! — Dem Bauern zu Häupten hing der zunehmende Mond am Himmel.

* *

Noch einmal, im Sommer 1739, riß ſich der Gezeichnete gewaltſam aus den Armen der Krankheit los und reiſte in ſein Land Preußen, das große Schmerzenskind ſeines väterlichen Lebens wiederum zu grüßen, und ſei es zu guter Letzt. Der Kronprinz begleitete den Vater auf der beſchwerlichen Fahrt.

In den letzten Jahren hatte meiſtens Grumbkow ſeinen Herrn auf die Inſpektionen begleitet; doch dieſer wendige Mann, der ſich ſchließlich noch den Feldmarſchallsſtab erdienert hatte, — er war vor einem Vierteljahr an die letzte Wendung ſeines Lebens gelangt: im März hatte ihn der Tod von den Tafelfreuden hinweggewinkt, — ſehr zu ſeinem Heil; denn vierzehn Tage ſpäter würde der König ihn haben verhaften laſſen müſſen, den einſtigen Günſtling Biberius. — Nach Seckendorffs Weggang und nach dem Zerfall der Freundſchaft mit Öſterreich war Grumbkow ſozuſagen — übriggeblieben: das Schiff ſeiner Politik war geſcheitert; ſeine Geltung ſchrumpfte ſichtbarlich zuſammen, und nur ſeine Bedürfniſſe hatten ihren alten Appetit nicht verloren. Bei dem ſtetigen Mißverhältnis zwiſchen ſeinem großen Einkommen und ſeinem noch weit größeren Aufwand, bei dem Verſiegen der kaiſerlichen Dukatenquelle und bei dem unverſöhnlichen Haß, den Sophie Dorothea — und mit ihr England — gegen ihn ſpielen ließ, hatte er ſchließlich, nachdem ſo manche auswärtige Macht ihm die willige Hand geſalbt, der Verſuchung nicht widerſtehen können, nunmehr auch von Frankreich große Geſchenke anzunehmen. Dies wurde dem König hinterbracht; eine Unterſuchung wurde gegen ihn eingeleitet, — da entſtarb ihr der Geſchäftige im letzten Augenblick.

Friedrich Wilhelm legte auch dieſe bittere Erfahrung zum Übrigen. Kein Fürſt vermag derlei Gewächſen zu entgehen, ſagte er ſich; ſie ſetzen ſich an ihm feſt wie die Miſteln am Baum! Immerhin: dieſer hat ſich Verdienſte um den Staat erworben; Wartenberg und Wittgenſtein waren ſchlimmer! Schließlich hat Biberius den Orden vom Schwarzen Adler *nicht* erhalten; man mag daran ermeſſen, was ich von ihm gehalten! —

Und nun fuhren Vater und Sohn durchs ſchöne Land Preußen. Vergeſſen waren die Berliner Verdrießlichkeiten; vergeſſen

waren die bitterbösen Stunden des Zerwürfnisses zwischen den beiden Männern, die am strengsten aufeinander angewiesen waren; vergessen ließ sich zeitweilig sogar das qualvolle Leiden des Königs. Er sah seine Lande Preußen und Litauen in schönsten Flor: besiedelt waren die weiten, fruchtbaren Flächen, bebaut die einstigen Ödländer; eingewöhnt und arbeitsfroh waren die Kolonisten, die er aus aller Welt hier angesetzt. Im Generaldirektorium war errechnet worden, daß zur Zeit 600,000 Nachkommen der von ihm herangezogenen Einwanderer in seinen Staaten lebten: das war der vierte Teil aller Einwohner des Königreichs.

Vollendet war das Retablissement seines Landes Preußen; erfüllt war diese große Aufgabe, an die er fünfundzwanzig Jahre seines Lebens gewandt: ein Garten war aus dem toten Wüstenland geworden! Und über die wogenden Kornfelder, über die prangenden Viehweiden hinweg erschaute der König auch sein unsichtbares Werk: befriedigt hatte er die trotzigen Vasallen dieses Landes; festgesetzt hatte er die Krone, und ihre Autorität hatte er stabiliert wie einen Rocher von Bronze! Und nicht nur hier im Osten, — bis fern an den Rhein hinüber wurde die Krone als Herrin anerkannt! Heute verfügte der König über ein stehendes Heer von 83,000 Mann allerbester Soldaten; heute war eine Verwaltung am Werk, die ihresgleichen in der Welt nicht hatte, und im Keller des Berliner Schlosses lag ein Staatsschatz von mehr als zehn Millionen Taler, — nicht erpreßt von bedrückten Untertanen, nicht zusammengestohlen, nein: erworben durch Sparsamkeit und Ordnung! — Wer durfte wagen, gegen einen Staat anzugehen, der also gesichert und gefestigt dastand?!

Voll aufrichtiger Bewunderung sah der Kronprinz, was der Vater aus diesem Land gemacht, und er verschwendete die Gefühle seiner Ergriffenheit in einem langen Brief an seinen neuen Freund Voltaire, bei dem er Anteilnahme am unaufdringlichen Riesenwerk einer solchen Kolonisierung voraussetzte. — Der König aber, glücklich über alles Geschaute, am glücklichsten über Fritzens Verständnis, schenkte dem Sohn das große, wertvolle Gestüt Trakehnen. „Du würdest es ja ohnehin bald geerbt haben,

Fritz", ſagte er zärtlich; „aber du ſollſt fühlen, daß ich dir vertraue und dir eine Freude machen möchte, deren wirtſchaftliche Vorteile für deine Schatulle nicht zu verachten ſind!"

Er war jetzt völlig ausgeſöhnt mit dem Sohn; er hatte erkannt, daß Fritz ein guter Wirt war, der die Domänen, den Staatsſchatz und die Armee würde zu ſchätzen und zu gebrauchen wiſſen, ohne daß er ſie verläpperte. An Verſtand gebrach es ihm nicht; in allen Fragen der Politik zeigte er klaren Blick und ſicheres Urteil. Wohl war Fritz in ſeinen Neigungen immer noch ein Franzos; doch der Vater fühlte und wußte heute, daß des Sohnes innerſter Kern von ihm ſtammte. Preußen, ſein Preußen, wie er es geſchaffen, würde ſich mit der Zeit ſtärker und härter erweiſen als alle Rheinsbergereien; Preußen würde den Sohn eines Tages zum Preußen und damit zum Deutſchen machen —

Eines baldigen Tages, Fritz —!

— — — — — — — — —

Es kam ein ſtrenger Winter, mit arger Teuerung fürs Land, mit grimmigen Qualen für den König, mit kaum noch erträglichen Zumutungen an ſeine Umgebung. Gicht, Waſſerſucht und Lungenentzündung durchwühlten erbittert den trotzigen Leib des Hünen, und dieſer rüſtete zum Letzten: er ſchaute nach ſeinem Sterbeplatz; er begann zu verſchenken, was er guten Freunden zugedacht; er machte ſein Teſtament, ſorgte für Frau und Kinder, machte mit dem Himmel ſeine Rechnung, auf die der geſtrenge Propſt Roloff ihm gar manchen ſchweren Debetpoſten ſetzte.

Am 27. April ließ er ſich nach Potsdam bringen. Er wußte, daß er Berlin nicht wiederſehen würde, und das machte ihm keinen Kummer. Er war jetzt in ſeiner Heimat, bei ſeinen blauen Kindern, bei ſeiner Kirche; er kehrte bei ſich ſelber ein, und alle Qual ward nunmehr zur Verheißung.

In dieſen Frühlingswochen lebte er noch einmal auf: da es ihm für Tage beſſer ging, glaubte er neue Jahre gewonnen, und wußte doch innerlichſt, daß es Selbſttäuſchung war. Am Himmelfahrtstag ſchrieb er dem Sohn, er hoffe ihn zu Pfingſten

wieder zu ſehen; doch ſchon der nächſte Tag brachte ihm ſo grauenvolle Schmerzen, daß er der Königin auftrug, einen Eilboten nach Rheinsberg zu ſenden: Fritz ſolle ſchnellſtens herkommen.

Friedrich fand am andern Tag den Vater auf dem Exerzierplatz, beim Marſtall, wohin er ſich im Rollſtuhl zur Grundſteinlegung eines Hauſes hatte fahren laſſen. Der König erkannte den Heimgekehrten ſchon von weitem; er breitete die Arme nach ihm aus, und der Sohn warf ſich weinend in dieſe matten Arme.

Noch am gleichen Tage gab der König dem Kronprinzen einen ausführlichen Rechenſchaftsbericht über ſeine Politik der letzten fünfzehn Jahre. Zuweilen ſchien es, als müſſe er mitten in der Rede erſticken; der ſchwere Körper warf ſich in fürchterlichen Zuckungen hin und her! Doch des Sterbenden unbändiger Wille entwand ſich dem Zugriff des Todes und ruhte nicht, bis er dem Nachfolger alles dargelegt: die jetzige Lage, den preußiſchen Geheimvertrag mit Frankreich und die Aufgaben für die Zukunft. Zwei Stunden lang ſprach er mit dem Sohn.

Dann wartete er auf den Tod. Der Tod aber war eingeſchüchtert zurückgewichen, und der Wartende im Stuhl nützte die Friſt: er diktierte ſeinem Kabinettsſekretär ein ausführliches Reglement über ſein Leichenbegängnis, dem Sohn zur Ausführung anempfohlen. Schlicht, wie er gelebt, wollte er beſtattet ſein; ſeine Diener ſollten keine Trauer anlegen; ein Trauerflor am Hut genüge. Die Trauerparade ordnete er bis ins Letzte an; eine Leichenpredigt in der Kirche verbat er ſich, da es ihm widerſtrebte, große Worte über ſich gemacht zu wiſſen. Sein Wunſch war, daß ihn ſeine Generale in die Gruftkammer tragen möchten; doch er befahl es nicht; er hoffte, daß ſie es ihm zu Liebe tun würden. Es war ſeine letzte Bitte um L i e b e.

Nach ſeiner Beiſetzung ſollten die Grenadiere die Fahnen dorthin bringen, wohin ſein Sohn es befehlen werde.

Ein anderer würde befehlen. Er ſelber hatte ausbefohlen, und das war gut ſo.

Zufrieden lächelte er vor ſich hin, nachdem er das lange Reglement in Gegenwart ſeiner Familie und ſeiner Miniſter, Generale und Diener hatte verleſen laſſen. Warum weinten ſie denn

alle? Kein Grund zur Trauer! Sein Leben lang hatte er alles ſelber gemacht; nun hatte er auch für ſein vergängliches Teil das Nötige verfügt; wer hätte ihm das denn abnehmen können? Das war ſeine Sache, — und nun hatte er Ruhe.

Der Tod aber zögerte noch immer; zwei furchtbare Tage lang überließ er den Sterbenden ſeinen Qualen und ſeinen ſchweifenden Gedanken. Endlich, am letzten Tag im Mai, trat er ins Gemach, blieb wartend an der Türe ſtehen und forſchte in den Zügen des Gezeichneten. Mir eilt es nicht, ſchien ſein Blick zu ſagen; ich nehme dich erſt dann mit mir, wenn du alles erledigt, was dich bekümmert, und ich weiß, dich hat ſeit jeher vieles bekümmert, du Vater vor allen Vätern!

Der Sterbende verſtand die ſtumme Sprache. Immer noch verlangte ihn, zu wirken: er fragte, was für Akten vorlägen, und er unterzeichnete ſeines Lebens letzte Kabinetts-Ordre, die beſtimmte, daß die Berliner Kornmagazine für die Notleidenden zu öffnen ſeien, und daß die Regierung ſofort auf Ankauf neuer Vorräte bedacht ſein ſolle. Schließlich diktierte er ſeinen letzten Willen, wonach er in aller Form die Regierungsgewalt an ſeinen Sohn Friedrich übergebe. Auch ließ er ſeine Generale vor ſich kommen; er blickte in des alten Deſſauers ſchmerzverzerrtes Geſicht und ſagte: „Wir haben allezeit das Soldatenjahr am 1. Juni beginnen laſſen; da nun heute der 31. Mai, ſo hab ich wohl richtig ausgedienet und darf nunmehr meinen Abſchied nehmen!“ Und ſein Blick glitt über den Eichenſarg mit den kupfernen Griffen, den er neben ſeinen Qualſtuhl hatte ſtellen laſſen als tröſtliche Augenweide.

Jetzt begann der Tod, ſich Schritt für Schritt zu nähern. Friedrich Wilhelm vernahm die leiſen, beharrlichen Tritte, und es verlangte ihn, das Angeſicht des Todes zu ſchauen. Einen Spiegel ließ er ſich reichen und ſtudierte lange Zeit, voll tiefſten Ernſtes, ſein eigenes Antlitz; dann flüſterte er matten Hauchs: „Wie häßlich iſt doch der Tod!! Aber ich fürchte ihn nicht!“

Er wußte jetzt um den hohen Preis für die ewige Seligkeit.

Nun lag er mit geſchloſſenen Augen; vor ſeinem innern Blick wogte, ein ſchwebendes Wolkenmeer, das rätſelhafte Grenzland

zwiſchen Hier und Dort, und vergebens ſpähte er nach einem Sonnenſtrahl, der das Gedünſt durchdringe.

War er ſchon tot?

War die letzte, bleiche Ordonnanz ſchon neben ihn getreten??

Noch einmal öffnete er die großen Augen: da ſtand ja Fritz und weinte! Und ſein Auguſt Wilhelm neben ihm, — und auf der andern Seite ſaß Fiekchen; ſie hielt ſeine Hand gefaßt —! Und im Kreis herum die Generale —! An ſeinem Ohr vernahm er eine zuredende Predigerſtimme: das war wohl Cochius —?

Wieder ſchloß er die Augen. Wieder ſah er das wogende Wolkenmeer, — und plötzlich brach ein gewaltiger Streifen Sonnenlichts, knatternd wie Fahnentuch im Winde, durch die Nebel herein; glühend umfing ihn die goldene Welle —!

„Herr Jeſu, dir leb ich, dir ſterb ich!!“ rief er und ſank zurück.

Seine Seele ſtieg, ein leuchtender Adler, zu Gottes Vaterauge empor, und unter ihm lag ſein Reich Preußen im Morgenglanz eines neuen Tages.

Nachwort

Die dichteriſche Geſtaltung eines geſchichtlichen Stoffes darf auf den Nachweis, welche Quellen ſie benutzt habe, verzichten; auch iſt das wiſſenſchaftliche, aktenmäßige und ſchöngeiſtige Material über die behandelte Zeit ſehr umfangreich und dabei der Öffentlichkeit zum allergrößten Teil leicht zugänglich. Die Ordnung erfordert jedoch, anzugeben, aus welchen Büchern die zahlreichen authentiſchen Äußerungen, Briefſtellen, Randbemerkungen, Verfügungen, Inſtruktionen uſw. geſchöpft wurden, die der Roman bringt. Es wurde zitiert nach folgenden Werken:

B. Erdmannsdörffer: Deutſche Geſchichte vom Weſtfäliſchen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen, 1648—1740, Zweiter Band. Berlin, 1893. G. Groteſche Verlagsbuchhandlung.

J. A. Freylinghauſen: Sieben Tage am Hofe Friedrich Wilhelms I. Herausgegeben von Dr. Bogdan Krieger, Berlin, 1900. Verlag Alexander Duncker.

F. R. Paulig: Friedrich Wilhelm I. — Frankfurt an der Oder, 1909. Verlag Fr. Paulig.

Fedor von Köppen · Die Hohenzollern und das Reich, 1. Band. Glogau, 1884, Verlag von Carl Flemming.

„Der König" Friedrich der Große in ſeinen Briefen uſw. Verlag Wilhelm Langewieſche-Brandt, Ebenhauſen bei München, 1912.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski: Der Baumeiſter des preußiſchen Staates, Leben und Wirken des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I. Jena, 1934. Eugen Diederichs Verlag.

Karl Heidkamp: Friedrich Wilhelm I., ein deutſches Vorbild. Akademiſche Verlagsgeſellſchaft Athenaion, Potsdam 1935.

Leſer, die ſich mit der deutſchen Geſamtgeſchichte des dargeſtellten Zeitabſchnitts näher vertraut machen wollen, ſeien nachdrücklich auf das Werk von B. Erdmannsdörffer hingewieſen.— Über das ſtaatsmänniſche Wirken des Soldatenkönigs gibt den beſten und umfaſſendſten Überblick das Werk von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

H. H.

Weitere Werke von Hans Heyck:

Im L. Staackmann Verlag, Leipzig:

Armin der Cherusker. Ein deutscher Roman.

Der Glückliche. Roman einer Diktatur.

Deutschland ohne Deutsche. Ein Roman von übermorgen.

Der Außenseiter. Roman eines Weltsuchers.

Der Strudel. Ein Liebes- und Eheroman.

Die Halbgöttin und die Andere. Roman aus der deutschen Jugendbewegung.

Der Zeitgenosse. Ein satirischer Roman.

Im Verlag Koehler & Amelang, Leipzig:

Robinson kehrt heim. Ein Roman zwischen Gestern und Morgen.

Im Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld:

Deutschlands Befreiungskampf 1918/1933.

Im Verlag Franz Schneider, Leipzig:

Durch feindliche Sperre ins Vaterland. Ein Jugendbuch.

Im Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh:

Die Geschichte des Skalden Isolf Tyskossohn. Eine Erzählung.

Im Bühnenvertrieb des Chronos-Verlags, Berlin-Halensee:

Kleist. Eine Tragödie.